







Volksbrauch,

Aberglauben, Sagen und andre alte Ueberlieferungen

im Voigtlande,

mit Berücksichtigung des Orlagau's und des Pleißnerlandes.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Voigtländer

von

Dr. Joh. Aug. Ernst Köhler.

Leipzig,
Verlag von Fr. Fleischer.
1867.

Vorwort.

Eines Volkes alter Brauch und Glaube, die Ueberlieferungen aus seiner ältesten Geschichte verdienen gewiß nicht mindere Beachtung als der Boden, welcher ihm zum Heimathlande wurde. Es ist nicht nöthig, hier, — nachdem solches von so Vielen schon geschehen, — auf die Wichtigkeit der Ueberreste des alten Volkslebens hinzuweisen; im Gegentheile ist nur zu bedauern, daß nicht schon längst versucht wurde, auch im Gesammtvoigtlande aufzuzeichnen, was von dem ältern Volksleben der Gegenwart erhalten blieb.

Zwar wurde in verschiedenen Localgeschichten auch dem Volksleben, den Flurnamen, dem Aberglauben und den Sagen Berücksichtigung geschenkt, doch fand sich bisher keine Feder, welche das vorhandene Material zusammenstellte, viel weniger mit neuen Aufzeichnungen zu vermehren suchte. Eine Anregung dazu gab Berthold Sigismund in seiner Arbeit: „Aus dem Voigtlande" (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, 1860); doch faßte er dabei nur den zum Königreiche Sachsen gehörigen Theil ins Auge.

Wenn ich mit einer Zusammenstellung alter Ueberlieferungen im Voigtlande hervortrete, so muß ich zunächst an dieser Stelle meinen Dank den Männern sagen, welche meine Bestrebungen uneigennützig förderten. Obenan steht unter ihnen Herr

Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz, welcher unverdrossen zu Aufzeichnungen aufgefordert hat und auch selbst im obern sächsischen Voigtlande bei den Landleuten den alten Ueberlieferungen nachgegangen ist. Sodann haben mich die Herren Lehrer Lucke in Unterwürschnitz, Lange in Planschwitz und Schiller in Eichigt durch größere Beiträge erfreut. Ihnen, so wie ihren Herren Collegen Schönrich in Raschau, Seidel in Wohlbach, Bräcklein in Marienei, Schetelich in Willitzgrün, Eschebach in Klingenthal, Dietz in Bösenbrunn, Bär in Mühlhausen, Bauer in Schönbrunn, Kaiser in Beerheide und den Herren Pastoren Wolf in Klingenthal und Dr. Bauer in Mißlareuth, welche ebenfalls mein Unternehmen durch Zusendungen freundlichst unterstützten, sei hiermit mein innigster Dank ausgesprochen.

Ich selbst suchte auf meinen vielen Wanderungen durch das Voigtland des Volkes Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen und in traulichen Gesprächen mit den Alten herauszulocken, was von Ueberlieferungen noch in ihnen lebte. Nützlich waren mir als Sammler auch mehrere Mitglieder des hiesigen Vereins für Naturkunde, die, dem Bürgerstande angehörig, vielleicht noch mehr als ich im Stande waren, die Zurückhaltung, welche sich beim Nachgehen der abergläubischen Meinungen und Volkslieder nicht selten zeigte, glücklich zu überwinden. Ich kann nicht unterlassen, auch hierbei die Herren Gustav Bauer, Magnus Köhler und Christian Leidholdt namentlich anzuführen. — In den Besitz sehr vieler Kinderlieder und Spiele gelangte ich durch meine Schüler. — Das benutzte gedruckte Material hier anzuführen, unterlasse ich, da ich nicht versäumt habe, in dem Buche selbst die Quellen überall anzugeben.

Die bei den Gebräuchen, den Bauernregeln, Volksliedern und dem Aberglauben eingeklammerten Ortsnamen sollen nicht

etwa aussprechen, daß das Betreffende nur an genannten Orten zu finden sei, sondern sie geben blos die Localitäten an, woher ich die Ueberlieferungen erhielt, und es ist wol möglich, daß eine oder die andere derselben viel allgemeiner auftritt. Wo ich dies mit Gewißheit thun konnte, habe ich das Wörtchen „allgemein" beigefügt.

Ich darf wol kaum versichern, daß von meiner Seite keine Mühe gescheut wurde, die Arbeit in möglichster Vollständigkeit zu liefern. Wenn ich an vielen Thüren vergeblich anklopfte, ja, wenn ich sogar vor einer zahlreichen Versammlung sprach und um gefällige Unterstützung bat, ohne daß mir von einer Seite eine solche wurde, so muß ich das im Interesse der Sache selbst sehr tief beklagen. Doch tröste ich mich damit, daß man in vielen Häusern deshalb nicht gern die Thüre öffnet, um die Leere der innern Wohnung nicht dem Blicke bloßzustellen.

Nun noch einige Worte über die Ausdehnung des alten Voigtlands, damit der Leser den Boden auf der Karte umfassen kann, welchem die mitgetheilten Ueberlieferungen angehören.

Die Sage geht, Pausa liege im Mittelpunkte der Welt (Gräße, Sagen d. K. Sachsen, S. 415). Allerdings liegt es ungefähr in einem Mittelpunkte, aber in dem des alten Voigtlands. Wenn man nämlich den Zirkel da, wo auf der Karte Pausa liegt, einsetzt und bis an die nördliche Landesgrenze des Fürstenthums Reuß jüngere Linie, also ungefähr bis auf die halbe Strecke zwischen Gera und Zeitz ausspannt, und damit auf der Karte einen Kreis beschreibt, so wird man im Allgemeinen die Grenzen des alten Voigtlands haben. Dasselbe umfaßte nämlich: 1. den sächs. voigtländischen Kreis, 2. sämmtliche reußische Lande, 3. den sonst sächsischen Neustädter Kreis, 4. vom erzgebirgischen Kreise einen Theil des Amtes Schwarzenberg, fast die ganzen Aemter Wiesenburg und Zwickau und die sonstige Herrschaft Meerane,

5. einzelne Orte des Amtes Altenburg, 6. das Amt Ronneburg, 7. Theile der Aemter Leuchtenburg und Orlamünda, 8. einen Theil des Saalfeldischen, 9. einen Theil des nördlichen Bayern und 10. die Herrschaft Asch, den egerschen Bezirk und die Herrschaft Graßlitz. (Schumann und Schiffner, Lexikon von Sachsen rc. 12. B. S. 280.) Demnach grenzte das alte Voigtland östlich an Böhmen, nordöstlich an die Mark Meißen, nördlich an die Mark Osterland mit Inbegriff des Bisthums Naumburg, nordwestlich an die Landgrafschaft Thüringen, westlich an Thüringen und das Hochstift Bamberg, und südlich an das alte Burggrafthum Nürnberg.

Mein Buch zerfällt in dreizehn Abschnitte, denen ich im Uebrigen weiter nichts als den Wunsch vorauszuschicken habe, es möge die unheilvolle „Dreizehn" für das Werk von keiner üblen Vorbedeutung sein!

Reichenbach i. V., den 22. Nov. 1866.

Dr. **Ernst Köhler.**

Inhalt.

I.

Germanen und Slaven.

Eine Umschau in der ältesten Geschichte des Landes.

Motto: „Gleichwie aber, von jener Bergeshöhe herab, kein Landstrich isolirt, wie vielmehr, durch Land- und Wasserwege verbunden, das Nahe und Ferne in stetem Bezuge zu einander erscheint, so auch bei der Vaterlandsgeschichte die frühere und spätere Epoche. Daher steht die Vorzeit uns nicht so fern, als ein falscher Wahn es oft vermeint.“ (Preusker, Blicke 2c. 1. Vorrede.)

Mancher Volksbrauch, manche der Gegenwart erhaltene Sage und Ueberlieferung wurzelt tief in dem Heidenthume unserer Altvordern. Die Gewohnheiten eines fast nur noch in den Büchern der Geschichte lebenden Volksstammes sind zum Theil auch von dem gegenwärtigen Geschlechte übernommen worden. Und wenn wir die Namen von Bergen und Flüssen, von Fluren und Ortschaften mit Verständniß durchgehen, da klingt uns in ihnen mancher Laut, welcher nach seinem Ursprunge einer andern Sprache angehört. Sollte es uns auch in verhältnißmäßig nur wenigen Fällen gelingen, die verschiedenartigen Ueberlieferungen des Volkes bis auf ihren Urgrund zurückzuführen, da ja die älteste Geschichte der Völker nur lückenhaft vor uns liegt, so darf uns die Aussicht auf solch fragmentarisches Wissen dessenungeachtet nicht hindern, zu sammeln, was durch die klärenden Bildungsströme noch nicht verwischt wurde. Es ist die älteste Kulturgeschichte und der alte Götterglaube gewissermaßen der Grund und Boden, auf welchem sich das Gebäude der Volksüberlieferungen erhebt; und wenn man bei einem Hause sich auch nicht mit Klar-

heit dessen bewußt wird, auf welcher Stelle des Fundamentes jeder einzelne Stein ruht, so weiß man doch im Allgemeinen, daß alle Theile und Theilchen, vom Balken und Quader an bis zum Mörtelbrocken, aus dem Grunde nach der Höhe aneinander gefügt worden sind. Ja, aus der Geschichte geht die Sage hervor, und sie überwuchert die erstere, so daß wir für den Zusammenhang beider kein Verständniß mehr haben; aus dem alten Götterglauben hat sich der Aberglaube und mancher Volksbrauch, manches Spiel der Kinder entwickelt, nur daß uns leider der Faden des Zusammenhanges sehr oft zerrissen wurde.

Zwei Provinzen sind es, — die eine im Osten, die andere im Westen, — welche durch ihre älteste Geschichte einander nahe gerückt sind. Während aber in der Lausitz der wendische Stamm seine Sprache und theilweise auch seine Nationaltracht bis zum heutigen Tage treu bewahrt, ist im Voigtlande selbst die Erinnerung an das Slavenvolk, welches hier einst mehrere Jahrhunderte lang im Frieden und unter harten Kämpfen lebte, bis auf einzelne Ueberlieferungen verloren gegangen. Um so dringender aber scheint es geboten, dieselben zu sammeln. Die nivellirende Kultur der Gegenwart fegt solch alte Ueberlieferungen rasch hinweg, sowohl die Reste des früheren slavischen Lebens, als auch den Sagenkreis und die andern Vermächtnisse der ältesten deutschen Bevölkerung. Beide verdienen dem schnellen Vergessen entrissen zu werden; und eine Vergleichung der voigtländischen mit den lausitzischen Gebräuchen und Ueberlieferungen würde dann einigermaßen feststellen, was davon in unserm Voigtlande ursprünglich slavisch ist.

Selbst der Name „Voigtland" erinnert den Geschichtsunkundigen nicht an das Sorbenvolk, während der Lausitz auch mit dem Namen — wir dürfen so sagen, — der Stempel ihres frühern allgemeinen Slaventhums aufgedrückt ist. In beide Provinzen zog germanisches Leben ein; aber während es in der einen die ihm fremden volksthümlichen Elemente nicht gänzlich erdrückte,

wälzte es sich in der andern lawinengleich daher, das Nationale der Sorben begrabend, so daß nur hie und da noch, wie einzelne abgebrochene Aeste oder zersplitterte Stämme, Spuren desselben zurückgeblieben sind.

Als germanisches Leben das Slaventhum verdrängte, setzte es sich jedoch auf einem Boden fest, den schon früher deutsche Völker bewohnt hatten. Denn nördlich des Gebirgszuges, dessen bedeutendste Glieder das Riesen- und das Erzgebirge sind, bis hin zum Thüringer Walde, hatte vor Christi Geburt der deutsche Stamm der Hermunduren seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Der Name dieses Volkes, welches ein Theil der Sueven war, bezeichnet uns dasselbe als Anwohner der großen Gebirgskette; denn irmin oder Hermin, unserm „groß“ vergleichbar, und duren, d. h. das Hohe oder das Gebirge, sind die althochdeutschen Wurzeln, welche ihn zusammensetzen. Gewiß war auch der untere Theil des Voigtlandes von diesem deutschen Stamm bevölkert, während das höhere Gebirge vorherrschend noch unbewohnte Wildniß war. Doch fand noch vor dem Beginne unsrer Zeitrechnung, zwischen den Jahren 8 und 5 vor Christo, ein Auszug der Hermunduren statt; denn in einem Bruchstücke des Dio Cassius wird uns erzählt, daß der Befehlshaber der Donauprovinz, Domitius, „die aus ihrer Heimath ausgewanderten und im Suchen nach einem andern Lande umherirrenden Hermunduren aufgenommen und in einem Theile des Markomannenlandes angesiedelt habe.“ Obgleich für uns die Geschichte der Hermunduren von da an bedeutungslos zu sein scheint, so mag doch mit wenigen Zügen noch auf ihre spätere Ausbreitung, da aus ihnen ja der Staat der Thüringer hervorging, hingewiesen werden. Durch diese Züge wird uns zugleich ein Aussichtspunkt geöffnet, von dem aus wir das stete Drängen, Vor- und Rückwärtsschieben der Völkerstämme in einem kleinen Theile auf dem deutschen Boden vorüberziehen sehen. Wie an dem Himmel Wolkenmassen in immer neuen Formen rasch vorüberfliegen, wenn die Windströ-

mung sie treibt, wie die Nebelmassen andere gleichsam verschlingen, und nach dem Ineinanderfließen plötzlich fremdartige Gestaltungen hervorgehen, so wanderten die Suevenstämme auf dem Schauplatze der Geschichte; sie tauchten hier und dort zuweilen unter neuen Namen auf und dabei ging vielleicht manch andrer Stamm in ihnen unter. Vielleicht war es der Markomanne Marbod, der, als er sein großes Suevenreich begründen wollte, den Anstoß gab, daß die im heutigen Sachsen angesessenen Hermunduren eine neue Heimath suchten. Sie fanden an der Donau einen Wohnplatz, und zwar bezogen sie zum Theil dieselben Marken, welche kurz vorher die Markomannen, ein Stamm der Sueven, der zu Cäsars Zeit am weitesten nach Süden vorgedrungen war, besessen hatten. Dieselben hatten sich, als in den Jahren 14 und 13 vor unsrer Zeitrechnung zum Schutze des römischen Reiches zwischen der obern Donau und dem Rheine eine Grenzwehr errichtet wurde, weiter in das Innere Germaniens zurückgezogen. — Aber wenn wir auch im ersten Jahrhunderte nördlich der Donau, bis ungefähr nach Regensburg und Passau unzweifelhaft die Hermunduren finden, so tritt doch gegen 250 Jahre später in derselben Gegend das neue Volk der Juthungen in der Geschichte auf, wahrscheinlich hatte es die Hermunduren in sich aufgenommen. In spätrer Zeit, 429 ungefähr, verliert sich wieder dieser Name, um der Benennung „Thüringer“ Platz zu machen. Aber jetzt verliert sich jeder sichre Anhalt, denn Nichts giebt uns darüber Aufschluß, welche politischen Begebenheiten folgten, um das Reich der Thüringer von der Donau bis zum Harze auszubreiten. Doch ging auch dieses große Volksgebiet der Thüringer bald dem Verfalle entgegen; während sich im Norden der Name nur in engern Grenzen hielt, ging er im Süden Deutschlands in dem neuen Volksvereine der Bajovarier oder Bayern unter. — Es soll durch diesen kurzen Abriß der ältesten Geschichte eines deutschen Volksstammes, der einst wahrscheinlich, wie oben angegeben wurde, auch einen Theil

des spätern Voigtlandes mit bewohnte, nicht blos ein Beispiel aus der Geschichte der Völkerwanderungen innerhalb der Grenzen Deutschlands aufgestellt werden, sondern derselbe soll zugleich im Voraus die Antwort auf eine Frage geben. Es wird uns nämlich jetzt begreiflich sein, wie in der späteren Geschichte der Staat der Thüringer zum Nachbarstaate des Voigtlandes geworden ist. Als „Hermunduren" verließ das Volk einst seine Wohnplätze im Norden, als Volk der „Thüringer" trat es in spätrer Zeit im Westen seines alten Wohnsitzes von Neuem auf.

Wenn angenommen wurde, daß die Hermunduren auch einen Theil des alten Voigtlandes bevölkerten, so kann sich diese Angabe nur auf den untern Theil beziehen, da jedenfalls im Süden, wo sich das Land in Wellenlinien erhebt, und besonders auch in dem jetzt Bayern angehörigen Voigtlande nach Angabe des Tacitus ein andrer deutscher Stamm, der der Narsker oder der Nariscer, seßhaft war. Denn „neben den Hermunduren wohnen die Nariscer und dann die Markomannen und die Quaden", heißt es beim obenangeführten Schriftsteller. Da nun die Markomannen damals Böhmen und die Quaden Mähren inne hatten, so bleibt für die Nariscer das obere Voigtland übrig. Und ebenso erscheint bei Ptolemaeus das Volk der Teuriochaimen, d. h. der längs der Tauern, des Gebirges Heimischen, welches in spätrer Zeit genau die ersten Wohnsitze der Hermunduren bevölkerte, eingeschoben zwischen Chatten und Nariscern; die Chatten aber wohnten ungefähr im heutigen Hessenlande.

Das Wort „Nariscer" wird bei Ptolemäus zu „Variscer"; an's alte deutsche „narsk" für Fels, Gebirge, knüpft sich des Volksnamens Bedeutung.

Vom Götterkultus und den Sitten der Nariscer und Hermunduren speziell sind keine Nachrichten gleichzeitiger Schriftsteller uns hinterlassen worden; doch fließt die Quelle reichlich, wenn wir uns nordgermanischen Stämmen zuwenden. Was uns die Edda, das Hauptwerk über nordgermanische Mythologie erzählt,

das klingt, wenn auch nur sparsam, in einzelnen Gebräuchen, in Spiel und Namen fort, so daß die Hauptzüge der nordischen Götterlehre auch bei uns aufgefunden werden.

Bei allen deutschen Völkern regierten Odhin oder Wuotan (Wodan) und seine liebenswürdige Gemahlin Frigg das Leben jedes Einzelnen, sowie das Leben der Natur. Sobald die Säfte in den Bäumen aufwärts stiegen, begann der Kampf mit störenden Gewalten und mit Ungeheuern; doch siegreich führten sie des Sommers Herrschaft ein, um sich zurückzuziehen, sobald die Blätter im Herbste wieder von den Bäumen fielen. Frigg zog im Sommer segnend durch die Fluren; es wurde ihr zu Ehren jedes Jahr das Fest der heiligen 12 Nächte, das Juelfest gefeiert, und der Herda, der mütterlichen Erdgöttin, welche wohl nicht selten an ihre Stelle trat, opferte man den wilden Eber. Daß sich das Andenken an Odhin und an Frigg im Voigtlande, wenn auch nur unbewußt, erhalten hat, ist an den abergläubischen Gebräuchen der zwölf Nächte, an den gebacknen Sonnenrädern, die zu Bretzeln wurden, an den Familienbrauch, die Schweine vorzugsweise in der Weihnachtszeit zu schlachten, und ganz besonders auch im Kinderspiele zu erkennen. Jetzt mag nur flüchtig darauf hingewiesen werden, daß in dem später vollständig mitgetheilten Liede:

„Ringele, Ringele, Rosenkranz,
Wir saßen auf der Weide
Spannen klare Seide,
Ein Jahr, sieben Jahr 2c."

der Schatz, d. h. der Bräutigam, der Frühling ist, welcher der Erde einen Blumenkranz bescheert. Die Weide erinnert uns an Odhin, dem sie ja geheiligt war; und so wird der schlichte Kinderreim zu einem interessanten Zeugnisse für's Frühlingsfest der alten Suevenstämme und für den Kultus ihrer höchsten Gottheiten. Vielleicht ist auch der Gegenwart die Erinnerung an einen Ort, wo in dem Voigtlande das Juelfest gefeiert wurde, in der Jugelsburg bei Adorf erhalten worden; in Rei=

chenbach liegt eine Jugelsmühle, was ebenfalls hier angemerkt sein mag.

Es ist wohl nicht allein die Folge lückenhafter Nachrichten, welche uns über das Wesen der deutschen Gottheiten hinterlassen worden sind, daß wir dort einzelne derselben zu einem Gottwesen vereinigt, hier aber wieder streng auseinander gehalten finden. Vielmehr mag dieses Schwankende vielfach dadurch erklärt werden, daß bei verschiednen Stämmen der Kultus mehrerer Gottheiten zusammenfiel. Gewiß war dies bei Frigg und Herda so, und daher mochte das Juelfest nicht blos dem Dienste der ersteren, sondern auch dem der Herda gewidmet sein: vielleicht fiel es auch mit der Feier der Ostara, der Göttin des aufsteigenden Lichts und des strahlenden Morgens, der Bedeutung nach zusammen. Ob das auch in dem Voigtlande vor einigen Jahrzehnten noch gefeierte Frühlingsfest, bei welchem man das Lied sang:

„Wir alle, wir alle kommen 'raus,
Und tragen heute den Tod 'naus;
Komm Frühling wieder mit uns in das Dorf,
Willkommen, lieber Frühling!"

ein Nachklang des Ostaradienstes ist, wird man wohl schwerlich mit Sicherheit bestimmen können, da auch die Slaven ein Frühlings- oder Todtenfest gefeiert haben, das mit dem Dienste der Ziwa, ihrer Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit, zusammenhing.

Wohl können uns das Kinderlied: „Ringele, Ringele, Rosenkranz, wir saßen auf der Weide", sowie die Volksbräuche mit gefundnen Hufeisen, gewissermaßen auch auf den Odhinskultus hinweisen; doch tritt er uns bestimmter in dem Spiele entgegen, bei dem die Kinder singen:

„Ringele, Ringele, Rosenkranz,
Wer sitzt drin?
Der alte Kaiser.
Was macht er?
Federn schleißt er,
Kielen beißt er;
Trägt die Magd das Wasser ein,
Fällt der ganze Kessel ein".

Denn hier erscheint uns Odhin als der alte Kaiser in seiner Wolkenburg, ohnmächtig und schwach geworden, da des Winters Herrschaft angegangen ist. Er ist im Kinderspiele zur weibischen Beschäftigung des Federschleißens herabgewürdigt worden; die Federn aber sind die Schneeflocken, welche er herabstreut; und der Schluß des Liedes mag das Gewitter andeuten. (N. Lauf. Magazin. 41 B. 1 H. S. 91.)

Obschon in den folgenden Abschnitten weitere Erläuterungen nöthig werden und noch manche auch hierher gehörige Vermuthung ausgesprochen werden wird, so durften doch einige Ueberlieferungen des germanischen Götterkultus auch an dieser Stelle nicht übergangen werden. Es ist jedoch der Muthmaßung hier Raum zu geben, daß der und jener Ueberrest des deutschen Heidenthums nicht von den Ureinwohnern abstammt, sondern seine Quelle in den fortgeerbten Ueberlieferungen hat, welche auch die deutschen Ansiedler nach der Slavenunterjochung, trotz ihres christlichen Bekenntnisses, treu bewahrt hatten. Wo aber eine Hinweisung auf den germanischen Götterkultus durch einen Ortsnamen gestützt wird, da dürfen wir vielleicht mit größerer Sicherheit bis zum Nariscerstamme zurückgehen. Eine solche Hindeutung auf die Verehrung Donar's oder Thors, des Sohnes Odhins, der durch seinen Fußtritt Sturm erzeugte, der mit gewaltigem Hammer Riesen schlug und mit dem Blitze Baum und Felsen spaltete, möchte man in der auf alten Karten angegebenen Thornmühle erblicken, welche an der Stelle lag, wo in die Trieb der Mechelgrüner Bach mündet. Noch heute werden dort gelegne Grundstücke als Thornfelder und Thornwiesen bezeichnet. (Jahn, voigtl. Aphorismen, 2. Lief. S. 55.) Doch wird auch diese Ansicht wieder unsicher, wenn unterm Jahre 1122 in der Stiftungsurkunde der Plauenschen Kirche der Mechelgrüner Bach den Namen Turam führt und anzunehmen ist, daß zwischen Alt- und Neuensalza ein Dörfchen gleichen Namens lag. (Herzog, im Archiv für sächs. Geschichte, 2. B.) Vielleicht

hängt aber dieses Wort nicht minder mit dem an dieser Stelle in einem heiligen Haine verehrten Thor zusammen.

Wenn oben darauf hingedeutet wurde, daß das Juelfest und das Hauptfest der Ostara in mancher Hinsicht ineinander übergehen, da beide den Jubel über die wieder zur Herrschaft gelangende Sonne ausdrückten, so müssen wir doch beide Feste streng auseinander halten. Das Juelfest, das Fest der heiligen 12 Nächte, begann in der längsten Nacht des Jahres und feierte den Wendepunkt der Sonne; das Fest der Ostara dagegen, welches im April gefeiert wurde, galt dem vollkommenen Siege des Lichts über die Herrschaft der trüben Wintertage. Den Suevenstämmen war auch das letztere ein heiliges Fest, das ihnen durch die Christuslehre später in dem Osterfeste ersetzt wurde. Aber das Heidenthum blitzte dann noch in schwachen Strahlen durch; ja in unbewußter Weise feiert heute noch das Volk, nicht blos im Voigtlande, am letzten Abend des April, durch Feuer, welche auf den Höhen flammen, sein altes Fest der Ostara. Dasselbe wurde ehemals und vielleicht noch jetzt, nicht blos durch Osterfeuer, sondern auch durch Sang und Tanz auf Osterbergen, wie bei Hildesheim, in Lust begangen. Dürfen wir vielleicht den Namen „Osterberg" in Reichenbach, mit dem man einen an einem Berghange gelegnen Theil der Stadt bezeichnet, in gleicher Weise deuten?

Je tiefer unser Blick in die Urgeschichte deutschen Lebens eindringt, desto nebelhafter wird uns dasselbe erscheinen. Es geht uns wie dem Wanderer, welcher von des Berges Gipfel Rundschau hält; bestrahlt vom hellen Sonnenscheine liegt die nächste Gegend unter ihm; doch in der weitesten Ferne verschwimmt der Himmel mit der Erde, und schwer fällt es, die wenigen dunkeln oder hellen Fleckchen, welche am Horizonte noch aufzufassen sind, mit Sicherheit zu deuten. Dies Bild läßt sich auch in Bezug der wenigen Alterthümer aussprechen, welche uns im Voigtlande noch aus der Heidenzeit erhalten worden sind.

Daß im Ganzen wenig Alterthümer da sind, darf nicht befremden, wenn uns bewußt wird, wie viel und harte Stürme die Provinz verheert haben.

An der Saale bei Ziegenrück, also an der westlichen Grenzlinie des einst bis hierher vorgerückten Slavenvolkes, erinnert uns vielleicht die sogenannte Schwedenschanze, deren Name jedoch nicht mit den „Schweden", sondern sicherer mit „Suevenvölkern" zu verbinden ist, an die altgermanische Bevölkerung des Voigtlandes. Auch finden sich vielleicht noch hie und da Erdaufwürfe, welche als Ueberreste der ältesten Bevölkerung des Voigtlandes angesehen werden können. So erwähnt z. B. Dr. Schreiber in seiner Abhandlung: „das Kriegswesen der Kelten", eine sogenannte „Heidenschanze" östlich des Rittergutes Weißensand. (Variscia III. S. 97.) Doch fehlt dem Lande ein eigentlicher Schanzenzug. — Die in der Schanze bei Ziegenrück gefundnen Gegenstände, unter denen die Scherben gebrannter Irdengefäße (7. Jahresbericht der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in Gera, S. 12) hier besonders hervorgehoben werden mögen, sind vielleicht die Ueberreste germanischer Kultur. Urnen, mit Asche gefüllt, sind ferner bei Ranis und Zwickau (1822), in Göschitz bei Schleiz und zu Sachsgrün im voigtsbergischen Districte im vorigen und jetzigen Jahrhunderte gefunden worden. An den zwei letztgenannten Orten fand man die Aschenkrüge, als man bei Neubauten der Kirchen die alten Mauern niederriß; und es ist wohl anzunehmen, daß sie bei Grundlegung des ersten Baues ausgegraben und zur Erinnerung oder aus frommer Scheu mit eingemauert wurden. (Limmer, Entwurf einer urkundlichen Geschichte des gesammten Voigtlandes, I. B. S. 81.) An andern Orten, wie bei Pösneck, Schlettwein und zwischen Rokendorf und Erölp, fand man blos Urnenscherben. (15. Jahresbericht aus Hohenleuben S. 60.) Bemerkenswerth ist endlich jener Ort bei Gera, wo man in einer Tiefe von 3 Fußen 1852 gegen 80 Urnen

mit Heftnadeln, Thonfiguren und bronzenen Ringen fand. Hahn, Gesch. v. Gera II. 1089.) Ob diese voigtländischen Urnen immer von der germanischen Bevölkerung des Landes stammen, wird etwas fraglich, wenn man weiß, daß auch die Slaven, welche ihren Ursitz jedenfalls in Indien hatten, der Sitte des Leichenverbrennens huldigten. Wenigstens wird dies letztere aus Nachrichten, deren die lausitzischen Forscher Worbs und Schelz gedenken, für uns ersichtlich. Auf die in manchen der genannten Urnen gefundenen Gegenstände läßt sich nicht fußen, wenn man bestimmen will, ob die Gefäße germanischen oder slavischen Ursprungs sind. Denn auch die Sorben kannten die Kunst des Schmelzens und Gießens der Metalle.

In der Geschichte eines Landes, das eine Zeit lang von Germanen und dann von einem Slavenstamme bevölkert wurde, ist das ein interessanter Theil, worin nachgewiesen wird, welchen Antheil beide Völkerschaften an der Kultur des Landes haben. Zwar ist dies eigentlich nicht Aufgabe der fernern Arbeit; doch kann ein kurzer Hinweis darauf nicht füglich übergangen werden. Schon ein Blick auf eine Karte unsers Landestheils und etwas Bekanntschaft mit den slavischen Sprachen werden hinreichen, um uns zu überzeugen, daß eine große Menge von Ortschaften des Voigtlands slavischen Ursprungs sind. Von Limmer werden im gesammten Voigtlande gegen 300 Dörfer und Ansiedlungen genannt, welche von den Slaven herrühren; 79 kommen davon auf den jetzt sächsischen Antheil. Es ergiebt sich daraus weiter, daß in der Slavenzeit zu einem Dritttheile aller jetzt im Voigtlande bestehenden Ansiedlungen der Grund gelegt wurde. Ist dies nicht ein schönes Zeugniß für das alte Slavenvolk? In dem folgenden Kapitel wird das Verhältniß zwischen deutschen und slavischen Ansiedlungen eingehender behandelt werden, da uns für jetzt die Thatsache, daß Slaven von Einfluß auf den Anbau der Provinz gewesen sind, genügt. Ein Grundzug dieser Volksstämme war Friedensliebe; ruhig ließen sie sich nieder, wo Raum

vorhanden war, und fleißig bebauten sie das Land. Als Volk von Ackerbauern liebten alle Slaven Niederungen; vom steinigen und waldreichen Gebirge wurden sie zurückgeschreckt. Durch die Verhältnisse bedingt, waren die Suevenstämme Deutschlands nicht überall zu der Ruhe gekommen, um feste Niederlassungen in größerer Zahl zu gründen, obgleich das Unstäte, was uns in ihrer ältesten Geschichte entgegentritt, nicht Volkscharakter war. Der Strom der Völkerwanderungen, welcher die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung kennzeichnet, war schon Jahrhunderte vorher in Asien in Bewegung. Auch die Slaven waren nur ein Theil des Völkerstroms, und ihm folgend, von ihm getrieben, waren sie aus Asien nach Europa eingezogen. Ihre Religionsgebräuche, ihre Sitten, ja selbst Sprachvergleichung und die Namen einzelner Stämme sind für den Geschichtsforscher bestimmend, die Urheimath der Slaven, wie oben nebenbei bemerkt wurde, in Indien zu suchen. Im Allgemeinen hat nach Schaffarik ihre Einwanderung in der zweiten Hälfte des 5. und der ersten des 6. Jahrhunderts stattgefunden; gewiß ist, daß sie im Jahre 530, als das Reich der Thüringer durch die Franken gestürzt wurde, bereits östlich und südlich der Saale angesessen waren. Sie waren jedenfalls aus Nordost vorgedrungen und dehnten sich von der Saale durchs Meißnische und durch die Lausitzen wenigstens bis an die Grenzen von Polen aus. Es waren die Stämme der Lusiczer und der Milczener, der Daleminzier, Siusler und der Sorben, welche in der angegebenen Linie das Slavenvolk zusammensetzten. Slawa heißt der Ruhm, Slowo das Wort, und wir haben nun die Wahl, den Namen Slaven mit „berühmtes“ oder mit „sprechendes Volk“ zu übersetzen. Die letztere Deutung scheint insofern einen Vorzug zu verdienen, als sich darin ein Gegensatz, den Deutschen gegenüber, ausspricht: der Deutsche wird noch heute von den Wenden in der Lausitz Njemz, d. h. der Stumme, von njemy, stumm, genannt.

Die Bevölkerung des Voigtlands bildeten die Sorben oder

Serben. In ihrem Namen, von Serb, die Sichel, spricht sich ganz treffend aus, daß dieser Stamm recht eigentlich ein Volk von Ackerbauern bildete. Die Sichel kann als das Symbol des Erntesegens gelten, und noch heute ist dies Werkzeug bei den Wenden in der niedern Lausitz und bei den Voigtländern durch die Sense nicht überall verdrängt worden.

Gewiß ist nicht daran zu denken, daß die Sorben als eine Kriegsmacht ins Voigtland einrückten. Die Worte Herders, zur Charakterisirung aller Slaven niedergeschrieben, lassen sich gewiß auch auf unsern Stamm beziehen: „Trotz ihrer Thaten waren die Slaven nie ein unternehmendes Kriegs- und Abenteuervolk wie die Deutschen; vielmehr rückten sie diesen still nach und besetzten ihre leergelassenen Plätze und Länder." Die Nariscer, welche schon im 2. Jahrhunderte Verbündete der Markomannen gegen die Römer waren, „schlossen sich gewiß auch bis gegen das 6. Jahrhundert den deutschen Heerzügen gegen die Römer an." (Limmer, I. p. 49.) Wenn nun auch kein allgemeines Verlassen des Landes von Seiten der Nariscer anzunehmen ist, so muß man es doch für wahrscheinlich halten, daß die eigentliche Kriegsmacht fortzog. Als nun die Sorben vorwärts drangen, zogen sich die Reste ebenfalls zurück und verbanden sich vielleicht mit ihren Stammgenossen. Vereinzelte Gemeindeglieder des Nariscer- oder des Hermundurenstammes blieben möglicherweise auch in dem waldreichen Gebirge während der Slavenzeit zurück; als fremde Leute, welche in ihren unwirthlichen Verstecken von der herrschenden Bevölkerung geduldet wurden, und welche nur verstohlen dann und wann zum Vorschein kamen, gestalteten sie sich in der Sage zu kleinen „Waldmänneln" oder zu den „Holzweibchen" des Schönecker-Waldes um. Dieselben Sagenklänge hört man auch in der Lausitz, wo von dem Volke der Querxe (Zwerge) oder Lütchen (engl. little, klein) die Aschenkrüge stammen sollen.

Von dem 400jährigen selbstständigen Leben der Sorben in

unserm Voigtlande sind außer den Namen der Flüsse und vieler Bäche, vielen Flur- und Ortsbenennungen, noch manche Sittenzüge und Gebräuche, ja selbst Hindeutungen auf den slavischen Götterkultus, der Gegenwart erhalten worden. Es mag an dieser Stelle vorläufig nur daran erinnert werden, daß noch vor einigen Jahrzehnten auf den Dörfern die Hochzeiten sehr ähnlich denen der Wenden in den Lausitzen gefeiert wurden, und daß im Voigtlande wie in dem slavischen Theile der Oberlausitz die ältern Frauen und selbst die Mädchen ihre Haare kurz geschnitten trugen. Es hat sich hier wie dort das Sprichwort: „Lange Haare, kurzer Verstand!“ erhalten und, — was als besonders erwähnenswerth erscheint, — die weiße slavische Trauerkleidung bei den Frauen, die uns auf Hindostan verweist, ist heute auch im Voigtlande noch nicht ganz in Abnahme gekommen. Die „Buckelhaube“ des Voigtlandes gleicht den wendischen Hauben und auch die jetzt fast ganz verschwundene „Spreizhaube“ mit ihrem breiten Spitzenrande erinnert an die Hauben der Wenden in der Umgegend von Muskau. — In Hinsicht auf den Bekehrungseifer, welchen die alten christlichen Priester an den Tag legten, darf es uns nicht wundern, wenn wir im Voigtlande nur wenig Anklänge an die slavischen Götter auffinden. Doch ist das Andenken an einige derselben nicht ganz verwischt worden. Es rufen zum Beispiel einige Ortsnamen die Erinnerung an die beiden Hauptgottheiten, den Czorneboh und Bieleboh, welch letzterer auch als Swantewit verehrt wurde, hervor. Nur wenig wird es uns berühren, ob wir uns unter beiden Namen wirklich zwei als persönlich vorgestellte Wesen, oder Gesammtheiten von slavischen Göttern, ein gutes und ein böses Princip, zu denken haben. Es berührt uns ferner nicht die Frage, ob die Verehrung des Czorneboh erst bei den Slaven eingeführt wurde, als bereits christliche Priester ihre Bekehrungsarbeit unter ihnen anfingen, ob also der Czorneboh in das ursprüngliche Göttersystem der Slaven gehört, oder ob er erst später als eine Nachbildung des Teufels

von ihnen angenommen wurde. Uns genügt die Thatsache, daß sich wirklich bei dem Volke, — ob ursprünglich, ob später, gilt uns gleich, — ein Dualismus in ihren Göttern vorgefunden hat. Erinnerungen an einen Czorneboh sind uns z. B. in dem Namen Zschorda für zwei Dörfer bei Hof und Weida, und für einen Swantewit (Bielebog) in dem Namen des Dorfes Schwand bei Plauen erhalten worden. Vielleicht standen in der Nähe der beiden erstgenannten Orte Altäre für den Czorneboh, den bösen, schwarzen Gott, während bei Schwand der gute Gott, der Gott des Lichts, der Swantewit (von ßwiaty, heilig und ßwietwo, das Licht) verehrt wurde. Der schwarze Drache Plon galt bei den Nordwenden als die Bezeichnung für den persönlich gedachten Czorneboh; daher dürfte auch vermuthet werden, daß bei dem Dörfchen Plohn bei Lengenfeld ein Altar dieses Gottes stand. Vielleicht kann auch hierbei an Pöllwitz bei Zeulenroda gedacht werden, wenn man sich durch die Vertauschung des ö mit i nicht stören läßt; da der persönlich gedachte Czorneboh nicht blos als Drache Plon, sondern auch als Pilwitz bezeichnet wird. Die Bildnisse der slavischen Hauptgötter standen vielleicht in hölzernen Tempeln, während man, wie die Germanen alle ihre Götter, die große Zahl der Untergottheiten in heiligen Hainen verehrte. Solche heilige Haine hat es gewiß im Voigtlande nicht wenige gegeben. In Schumanns Lexicon von Sachsen (B. 12. S. 301) wird z. B. die „Holzung Hain" bei Voigtsberg als ein solcher angegeben, und Schöneck wird von Limmer mit Svenik, heiliger Hain, gedeutet. Man möchte auch den Namen „Schneckenstein", welchen von Alters her der isolirte, mitten im Gebirge liegende Topasfels führt, damit in Zusammenhang bringen und für einen Opferplatz erklären, gewiß mit eben solchem Rechte, als es bei der Zurückführung des Namens „Schneckenstein" auf „Schönecker-Stein" geschieht.

Nach diesen Hinweisungen auf einige der uns noch im Voigtlande erhalten gebliebenen Reste der Slavenzeit erscheint es ange-

messen, auch den Blick auf jene Kämpfe zu lenken, durch welche dem Sorbenvolke seine Selbstständigkeit entrissen worden ist. Es erscheint als nöthig, auf Grund des freilich nur sehr geringen Materials, welches uns die Geschichtsschreibung hinterlassen hat, die Veranstaltungen zu berühren, durch welche das Christenthum mehr und mehr in die heidnische Bevölkerung verpflanzt wurde.

Von Ackerbau und Viehzucht lebend und von keinem Kriegsgelüste bewegt, wohnten die Sorben östlich von der Saale, im Voigtlande, im ehemaligen neustädtischen Kreise und in den Gegenden von Zeitz und Naumburg (Pollmächer, Versuch einer hist. Geogr. Kursachsens I, S. 6); im Voigtlande benutzten sie vielleicht bei Altensalza die Saline und trieben Bergbau auf Eisen und auf Kupfer; auch mochten sie bereits, was nicht ganz unwahrscheinlich ist, ein Hammerwerk bei Plauen haben. (Limmer, a. a. O. I, S. 58, 59.) Da wurden sie aus ihrer Ruhe aufgeschreckt und mußten zu den Waffen greifen. Denn von Westen her zog eine ursprünglich deutsche Macht heran, um andern deutschen Volksstämmen und auch den Slaven ihre Selbstständigkeit zu rauben. Im heutigen Frankreich war im dritten Jahrhunderte ein Völkerbund gegründet worden, der die angeborne Freiheit den Römern gegenüber mit Erfolg behauptete; es war das Volk der Franken, das „freie" Volk. Unter seinem Könige Chlodwig I., der 496 dem Heidenthume entsagte, war das Volk der Franken wenigstens dem Namen nach zum Christenthume bekehrt worden. Dabei vergaß Chlodwig I. nicht, seine Herrschaft immer weiter auszudehnen, so daß er seinen Nachfolgern, den Merovingern, bei seinem Tode im Jahre 511 auch große Strecken Westdeutschlands hinterlassen konnte. Als 527 durch die Franken das Reich der Thüringer zertrümmert worden war und an der Stelle Hermannfrieds, des letzten Königs, welcher 531 ermordet wurde, von den Franken eingesetzte Herzöge den Thron in Thüringen bestiegen, da stand der Feind den sorbischen Marken nahe. Noch unter dem Frankenkönige Childebert

(gest. 558) wird des ersten Einfalls in das Sorbenland gedacht. Ein Helfer in der Noth erstand den Slaven in Samo, dem Könige von Böhmen und von Mähren, welcher mit Unterstützung nicht blos der Sorben, sondern auch der Milczener in der Lausitz, im Jahre 631 die Franken in einer heißen Schlacht bei Oelsnitz, nach Anderen bei der Wogastisburg in der Gegend von Hersbruck in Franken, gänzlich zurückschlug. „Christen und Gottesdiener können mit Heiden und Hunden keine Freundschaft pflegen!“ so hatte der Frankenkönig Dagobert kurz vor der Schlacht dem Böhmenkönige Samo sagen lassen, als dieser mit der Bitte um Frieden und Freundschaft sich ihm nähern wollte; und blutig war darauf der Kampf während dreier Tage, in denen der Schimpf, den Slaven angethan, mit Erbitterung gerächt wurde. Es galt die Antwort Samo's wahr zu machen: „Sind wir Hunde? Nun wohlan, so werden wir euch mit den Zähnen zerreißen, wenn ihr als Gottesdiener gegen Samo handelt!“ Als sich im Jahre 643 Samo sogar noch mit den Thüringern verband, da war die Unabhängigkeit der Slaven auf lange Zeit gesichert. Denn die Franken konnten jetzt nicht wagen, dieselbe anzugreifen, um so mehr nicht, als die schwachen Könige des Merovingerstammes dieser Arbeit nicht gewachsen waren und auch das Frankenreich von einem Feinde bedroht wurde, der siegreich bis nach Spanien vorgedrungen war. Die Mauren hatten letzteres im Jahre 711 erobert, und es zitterte vor ihnen das christliche Abendland. Als Karl der Große, der Enkel Karl Martells, des Siegers bei Tours an der Loire, welcher dem Halbmond in Europa 732 Halt gebot, den fränkischen Thron bestiegen und Unruhen im Innern gedämpft hatte, unternahm er die Besiegung und Bekehrung der Sachsen, welche zwischen der Weser und der Elbe wohnten. Mehrmals unterjocht und freiheitliebend wieder aufgestanden, verbanden sich die Sachsen mit den Slavenstämmen, so daß auch gegen diese des Kaisers Heeresmacht heranzog. Im Jahre 789 zwang er die Slaven, welche zwischen der Saale und der Elbe

wohnten, zum Frieden und zur Unterwerfung, und legte darauf zur Sicherheit eine Reihe fester Burgen längs der Saale unter dem Namen der „sorbischen Grenzmark“ an. Limmer nennt als solche unter andern Burgk und Saalburg, Sparenberg und Hirschberg, sowie Regnitzhof und Gattendorf. Gleichzeitig trug Karl der Große dem Bischofe von Würzburg auf, dafür zu sorgen, daß in dem sorbischen Bezirke Kirchen gebaut würden. Das freie Volk war jetzt tributpflichtig geworden; es kam zum Markgrafen-Scheffel noch der Zehnten an die Priester, bestehend aus Getreide, Honig und leinenen Kleidungsstücken. Schwerlich aber wird es diese Abgaben ohne Kämpfe gegeben haben, ja wir finden bald nachher die Slavenstämme wieder kampfgerüstet. Drei von der Donau, vom Rhein und die Elbe heraufkommende fränkische Heere, über welche des Kaisers Sohn Karl den Oberbefehl führte, griffen 805 die Czechen in Böhmen an und siegten unfern der „Agara“ (Eger) in der Gegend von Laun, Saaz und Postelberg. Im folgenden Jahre wurde der Krieg gegen die Sorben geführt. Zwei Heeresabtheilungen drangen vorwärts; die eine überschritt oberhalb Hwerenaveld (bei Saalfeld) die Saale, die andere aber die Elbe in der Gegend von Barby. Blut und Verheerungen bezeichneten die Wege des Kriegsvolks im Lande der Sorben, und Volk und Fürsten mußten Gehorsam geloben. Als Karl der Große starb (814), zählte man mit andern slavischen Stämmen auch die Sorben zu den tributpflichtigen Völkern, obwohl man mit einem tiefen Mißtrauen auf sie zu blicken nicht unterlassen hat. Wir können dies der Wehrverfassung von 807 entnehmen, nach welcher der 6. und höchstens der 3. Mann aller Sachsen zu einem etwaigen Heerzuge gegen die Avaren, Czechen oder gegen Spanien sich stellen mußte, während zu einem Kampfe gegen die Sorben alle waffenfähigen Sachsen aufgeboten waren.

Unter Kaiser Karls Sohne, Ludwig dem Frommen, scheint sich, der zerrütteten Reichszustände wegen, die Aufmerksamkeit mehr von den Sorben abgelenkt zu haben; mit Glück dagegen

kämpfte Ludwig der Deutsche gegen sie. Thaculf, der 847 oder 848 Grenzgraf gegen die Sorben geworden war, verstand es, das Volk in Güte zu zügeln und dessen Vertrauen zu erlangen. Er kannte slavische Sitten und slavisches Recht, da er, obwohl jedenfalls ein Franke von Geburt, seine Erziehung wahrscheinlich im Kloster Fulda, das inmitten einzelner Slavenkolonien lag, erhalten hatte. Bei den Sorben zwischen der Saale und Mulde mag er mehr und mehr das Lehenwesen befestigt haben, so daß dieser Theil des Slavengebietes, jedenfalls aber auch das Land der Daleminzier bis an die Elbe, insbesondere durch ihn dem Reiche erworben wurde. Limmer schreibt, daß man 869 die Elster als die Grenze zwischen Thüringen und dem Sorbenlande bestimmte und daß wahrscheinlich zur Sicherheit die Burgen Reichenfels, Widersberg, Sachsgrün, Stein, Mühldorf und Elsterberg gegründet wurden.

Nach dem Tode Thaculfs (873) erhoben sich zwar die Sorben zwischen der Elster und der Saale wieder; allein Rudolph, der neue Herzog in Thüringen, kam mit Luidbert, dem Erzbischofe von Mainz, 874 mitten im Winter über die Saale in das Land, um durch Schwert und Feuer den Gehorsam wieder herzustellen. Ludwig des Deutschen Tod (876) war die Veranlassung zu einer neuen, jedoch vergeblichen Erhebung, und ebenso wurden die Sorben, als sie unter der schläfrigen Regierung Karls des Dicken im Jahre 880 in Gemeinschaft mit den Daleminziern und Böhmen das thüringische Reich angriffen, durch Herzog Poppo völlig auf das Haupt geschlagen. In Folge dessen kam auch der ganze Landstrich von der Elster bis zur Mulde völlig unter deutsche Herrschaft, und es entstand nach Limmer (a. a. O. I. S. 100) die dritte militärische Grenzlinie durch die neu angelegten Burgen Drifelsen bei Berga, Glisberg, Plohn, Auerbach und Falkenstein. Durch die gleiche Bauart, welche diese Burgen hatten, wird man veranlaßt, ihre Gründung in eine und dieselbe Zeit zu setzen. Auf einem Felskegel stand isolirt die

Warte; sie war der Hauptpunkt der Befestigung, auf welchem sich im Nothfalle die Besatzung sicherer halten konnte; rings um diese Warte und den Felsen legte man die übrigen Befestigungen an. — Erst um diese Zeit finden wir in unsern Gegenden die ersten sichern Spuren des angenommenen Christenthums; die völlige Unterjochung, jedoch nicht auch zugleich die völlige Bekehrung, erfolgte unter dem ersten deutschen Könige aus dem sächsischen Hause, Heinrich I. oder Finkler. Vielleicht kann angenommen werden, daß der letzte Hauptschlag auf die durch viele Kämpfe geschwächten Sorben im Jahre 929 geführt wurde, da Heinrich zu dieser Zeit ihre Hauptfesten im Osterlande, Gruna an der Mulde und Geithen, eroberte und schleifen ließ. Wohl zogen die Sorben „gegen die Deutschen ins Feld, verstanden kein einziges Wörtlein deutsch"; sie sattelten „die Goldfüchse allesammt sich und legten die klirrenden Sporen sich an; sie gürteten die blitzenden Schwerter sich um", wie ein lausitzisches Volkslied anhebt; doch war der Sieg nicht ihre. Nach einer Sage erlitten sie zwischen Reichenbach und Lengenfeld eine große Niederlage; und in der Gegend ausgegrabene Waffen und Harnische sollen noch von jener Schlacht herrühren. (Limmer, a. a. O. I. S. 105.) Die Erinnerung an die blutigen Kämpfe der Sorben gegen die Deutschen glaubt Limmer in den Dorfnamen Thossfell und Thossen, welche bei ihm „Siegesfeld und Sieg" bedeuten, erhalten zu sehn, und ebenso führt er die Namen Tösseholz (bei Plauen) und Tossenwald (bei Kauschwitz), so wie das deutsche „Streitwald" (an der reußischen Grenze) darauf zurück.

Zu Heinrich des Finklers Zeit verlor sich die Bezeichnung „Sorbenland", und der Name „Voigtland" kam dafür in Aufnahme. Denn den größten Theil des Landes, welcher nicht unter den Adel, der in den Kämpfen gegen die Slaven Theil genommen hatte, zur Vertheilung kam, betrachtete man als Kronengut und es wurden zur Verwaltung königliche und kaiserliche Voigte eingesetzt. Das war der Anfang zur Zerstückelung

des Voigtlandes, da die Voigte später souveraine Herrscher wurden. Die Geschichte nennt uns die Voigtsämter in Gera, Weida und Greiz, in Regnitzhof und Voigtsberg. Als es den Voigten an letztgenanntem Orte im 13. und 14. Jahrhunderte gelungen war, die in dem Lande „Plawe" gelegnen vielen Güter der Grafen Eberstein auf Dobenau zu erwerben, verlegten sie den Sitz nach Plauen. — Außer den Reichs-Voigten herrschten im Lande die gräflichen Familien der schon genannten Eberſteine, ferner die von Orlamünde im Regnitzlande, von Schwarzburg-Ustrod zu Gliesberg an der Elster, Ronneburg und Werdau, und ganz besonders auch die Herrn von Lobdaburg zu Lobenstein, Burg und Schleiz, Mühltroff, Pausa und Elsterberg; ein mächtiger Zweig derselben waren die Grafen von Arnshaugken. Und endlich gab es auch im Voigtlande mehrere reichsritterliche freie unmittelbare Reichsherrschaften, wie zu Mylau mit Reichenbach und Netzschkau, zu Saalburg, Hirschberg, Gattendorf, Widersberg und Sachsgrün. Sämmtliche Geschlechter waren den deutschen Königen hülfreich bei der Unterwerfung des Sorbenvolks gewesen; doch leider lebt die Erinnerung an sie fast gar nicht mehr im Volksmunde, und nur um einen einzigen Namen hat die Sage, so viel bekannt, ihr grünes Reiß geschlungen. Ein Landvoigt Heinrich Reuß, wahrscheinlich der Reiche von Plauen, wird in einer Sage bezüglich der Gründung von Schöneck genannt, und derselbe ist es auch, von welchem Limmer (a. a. O. I, S. 270) die sagenhafte Geschichte der Stiftung des Klosters Mildenfurth erzählt. Wohl aber hat sich im Volksmunde noch vereinzelt die Erinnerung an die Härte des ehemals herrschenden Adels erhalten; die Sage erzählt uns „von einem stolzen und grimmigen Herrn in Neuendorf", der seine Bauern knechtete, und sie erzählt uns von dem Teufel, der einem armen Bauer half und dem „gottlosen Junker" einen Possen spielte. In tiefer Unterwürfigkeit mußte bis in die neuere Zeit das Volk verharren; ja die Verhältnisse brachten es im vorigen Jahrhunderte noch mit

sich, daß junge auf einem Dorfe geborne Leute erst der besonderen Erlaubniß ihrer Gutsherrschaft bedurften, wenn sie, wie z. B. in Reichenbach, das Weberhandwerk erlernen wollten. Selbst der voigtländische Geschichtsschreiber Limmer, welcher mit großer Vorliebe die Stammbäume der Voigte studirte, kann den Seufzer nicht unterdrücken, daß im Voigtlande „die Geschichte nirgends das Bild eines selbstthätigen Volkslebens aufzustellen vermöge". Und wenn das Volk aus seinem Kreise einen Sagenstoff verarbeitet hat, wie die Erinnerung an einen reichen und gelehrten Bauer, so stellt es nur das Lächerliche in den Vordergrund. In der Arbeit Berthold Sigismunds: „Aus dem Voigtlande" (Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung, 1860, Nr. 82) wird, gestützt auf Limmers Angabe (a. a. O. II, 340), als Beweis für den früheren rechtlosen Zustand der Bauern angeführt, daß auf Grund eines 1288 zwischen zwei Voigten abgeschlossenen Vergleiches „ein Herr nur zur Lichtmesse und nach vorheriger Kündigung weglosen, d. h. das einem Bauer verliehene Lehen zurücknehmen dürfe". Dabei sollte er dem Bauer nicht nur den Lehnschilling zurückerstatten, sondern er durfte auch für die dem Gute erwiesenen Verbesserungen die Entschädigung nicht vorenthalten. Diese Zustände erinnern uns an ältere lausitzer Verhältnisse. Als deshalb zu Luthers Kirchenreformation an vielen Orten Deutschlands die gedrückten Bauern sich erhoben, standen dieselben auch im Voigtlande gegen ihre Herren auf. Im Aufruhre 1525 belagerten die Bauern die Stadt Plauen und zerstörten Dobenau. — Auch in den Städten mögen sich manche Reste der frühern Unterthänigkeit erhalten haben. So sind, oder waren wenigstens noch in jüngster Zeit mehrere Häuser in Reichenbach mit dem „rauhen Zehnten" belastet, einer geringfügigen Abgabe, die vielleicht mit „roher Zehnten", als ein ursprünglicher Zehnten von Rohproducten oder Naturalien zu deuten ist.

Nach Limmer wurden in der ältesten Zeit in den Städten die Sorben nicht geduldet; sie sollten Ackerbauer bleiben, und

ihr Wohnplatz war deshalb das Dorf, das offene Land. Es heißt in den Statuten der Stadt Zeulenroda aus dem Jahre 1438: „sie sullen in keine weisse wissens einnehmen tzu Bürgern pömisch, echtische vndt verloffen Leuth auch die entronnen oder unerliche geboren sind". (Dr. J. G. Stemler in Variscia IV.) Hier sind unter den „pömisch Leut" jedenfalls die Nachkommen der Slaven im Voigtlande gemeint, die, weil sie für unehrlich angesehen wurden, das Bürgerrecht nicht erlangen konnten. Auch in der Lausitz war vom 12. bis wenigstens mit dem 14. Jahrhunderte deutsche Geburt eine Bedingung zur Niederlassung, wendische Nationalität dagegen ein Makel, welcher die Berechtigung zum Seßhaftwerden innerhalb der Städte ausschloß.

Doch waren es gewiß nicht blos die Sorben, welche auf den Dörfern wohnten, wenn sie auch die vorherrschende Bevölkerung daselbst gebildet haben. Jedenfalls ließen sich zerstreut zwischen ihnen auch Deutsche nieder, und diese mögen ganz gewiß einen Hauptantheil an der Germanisirung des Volkes gehabt haben. Von bedeutendem Einflusse in dieser Hinsicht waren auch die deutschen Städte, und endlich darf der Einfluß, welcher von Beamteten und von den Priestern ausging, nicht vergessen werden. Weder die Geschichte noch die Sage giebt uns vollkommnen Aufschluß, wie unser Sorbenland germanisirt wurde, sagt Berthold Sigismund. Doch ist wohl anzunehmen, daß wenigstens die Sprache nach und nach erlosch, als es verboten wurde, darin zu predigen und Rechtsverhandlungen in ihr zu pflegen. In der Gegenwart hat sich nur das und jenes Wort der Volkssprache erhalten, welches unbezweifelt slavisch ist. Wir erinnern hier nur an das „Hutzengehen" und an „zutschen" (an den Fingern saugen), welche beiden Wörter uns unverkennbar auf das wendische „huzku hicz" und „zyczaz" hinweisen.

Weit eher als die Sprache verschwand das Heidenthum der Sorben. Daß dieses aber zu Anfange des 12. Jahrhunderts

noch nicht ganz erloschen war, ersehen wir aus einer Stelle des Stiftungsbriefes der plauenschen Kirche, worin gesagt wird, daß der Priester Thomas, welcher den „Inwonern von Dobenawi" als „Vorsteher gesetzt" wird, „sie vor Irrung der Heydenschafft vollkömmlich sol wyderziehen". Wie auf einem Acker, der vormals ganz mit Quecken überwuchert war, trotz angestrengter Arbeit und aller Vorkehrungen, sie zu vertilgen, immer noch von Jahr zu Jahr Wurzeln des Unkrauts herausgepflügt werden oder vereinzelte Halme treiben, so blieben auch die Vorstellungen von alten Göttern noch Jahrhunderte hindurch trotz der Bekehrungsarbeiten im Volke lebendig. Sie waren auch bei den Sorben nicht vertilgt worden, obgleich zu Kaiser Ottos I. Zeit, ungefähr in der Mitte des 10. Jahrhunderts, mit bedeutenderem Erfolge als vorher, die Mission in den Slavenländern befestigt worden war. Otto hatte 968 das Erzbisthum zu Magdeburg gegründet, und in dem dortigen Kloster mußten die Mönche, welche man als Heidenboten verwenden wollte, die slavische Sprache erlernen. Dem Erzbisthume Magdeburg waren die Bisthümer zu Havelberg und Brandenburg, zu Zeiz, Merseburg, Meißen und auch das zu Posen untergeordnet worden. Anfänglich war ein Theil des Voigtlandes dem Merseburger Sprengel zugewiesen; doch kam dieser Theil 981 zu dem Zeitzer, oder dem nachherigen Naumburger Bisthume. Die Verlegung des Zeitzer Bisthums wurde 1028 unter Kaiser Conrad II. ausgeführt. Von Zeitz und Naumburg aus wurde also eine mehr planmäßige Bekehrung der Sorben unternommen; mehr unmittelbar dagegen wirkte das Archidiakonat des deutschen Ordens in Dobenau auf die Bevölkerung ein. Einen besonderen Ruhm hat sich jedoch der Orden der Deutschherren in unserer Provinz wohl nicht erworben. „Wie Füchse schlichen sie sich ein", sagt eine alte Nachricht; sie gründeten in Plauen, Adorf und Reichenbach Comthureien, und durch Schenkungen floß ihnen Reichthum zu.

Der jetzt zu Bayern gehörige Theil des Voigtlandes gehörte zum Sprengel des Bisthums Würzburg und später zu dem von Bamberg. Dem Pleban (Pfarrer) zu Hof war zugleich die Würde eines bambergischen Chor-Bischofs zu Theil geworden und es war ihm gestattet, in dieser Eigenschaft sich der äußeren bischöflichen Auszeichnungen im Ornate zu bedienen. Er übte auch die Patronatsrechte über einige jetzt sächsische Kirchen, nämlich über die zu Eichicht, Kröbes, Widersberg, Zöbern, Sachsgrün und Misslareuth, deren Pfarren als Streitpfarren bezeichnet werden, und endlich über die Kirche des jetzt preußischen Gefell aus.

Endlich war noch ein kleiner Theil des Voigtlandes, nämlich die westliche Seite der Herrschaft Lobenstein, dem Kirchsprengel des Abtes zu Saalfeld und mit diesem dem Mainzer Erzbisthume zugeordnet. Manche der noch jetzt (?) an Kirchenämter zu entrichtenden Abgaben mögen auf jene alten Verhältnisse zurückzuführen sein. So hat die Gemeinde Schwaara in der geraischen Gegend eine Geldabgabe, welche der Landmann „Hundedezem" nennt, nach Zeitz zu bezahlen. Vor der Reformation mußte dieser Dezem in Feldfrüchten entrichtet und an den Gotteskasten der alten bischöflichen Kirche abgeliefert werden. (Hahn, Gesch. d. Gera I. S. 425.)

Es kann wohl angenommen werden, daß mehrere unserer ältesten voigtländischen Kirchen an solchen Plätzen erbaut wurden, auf welchen in der Heidenzeit die Altäre für sorbische Götter standen. Denn mit kluger Berechnung benutzte man die Ehrfurcht, welche die Sorben geheiligten Orten und Gegenständen entgegenbrachten. Nach einer Sage soll der steinerne Altartisch in der alten Thossener Kirche ein Opferstein gewesen sein.

Die ersten christlichen Kapellen und die aus ihnen erst im 12. Jahrhunderte hervorgegangnen Kirchen waren zum Schutze gegen Ueberfälle mit Mauern, deren Reste in neuerer Zeit an manchen Orten noch bemerkt wurden, umgeben. Als die älteste

voigtländische Kirche, welche ebenfalls im Anfange nur Kapelle war, wird die St. Veitskirche zu Veitsberg angegeben. Nach Limmer soll sie im Jahre 974 von dem bei Weida angesessenen reichsunmittelbaren Grafen Ariba und seiner Gemahlin Willa gestiftet worden sein. — Jedenfalls wurden viele Kirchen in der Nähe von Burgen aufgebaut, so z. B. die zu Greiz 1225, während die eigentliche Stadt noch später entstand (Limmer, a. a. O. I. S. 128); selten aber ist uns ein einigermaßen alter Kirchenbau erhalten worden; die Kirche zu Thossen widerstand den Verheerungen des Hussiten- und des dreißigjährigen Krieges, sowie drei großen Bränden.

Noch hat sich im Volksmunde die Erinnerung an mehrere Kapellen erhalten, oder es werden selbst Plätze namhaft gemacht, auf denen in alter Zeit Kapellen gestanden haben sollen, ohne daß dies durch die Spezialgeschichte nachzuweisen ist. Kapellen standen nach diesen Ueberlieferungen z. B. auf der Höhe zwischen Reichenbach und Unterheinsdorf, im Dorfe Friesen an der reußischen Grenze, sowie auch in dem Kreuzholze zwischen Reichenbach und dem Alaunwerke. Ein alter Weg, der von der sogenannten Hutleith und an den letzten Häusern Rotzschaus vorüber mitten durch die Felder führt, soll noch aus jener Zeit herrühren, da in dem Kreuzholze die Kapelle stand. Von einer Höhe in der Nähe Neumarks erzählt die Sage, daß daselbst in alter Zeit drei Kapellen gestanden haben sollen.

Diese Angaben mögen uns daran erinnern, daß wir in unserm Abrisse der ältesten voigtländischen Geschichte bis zu der Zeit gekommen sind, in welcher im Allgemeinen die Germanisirung und Bekehrung des Sorbenvolks vollendet war. Eine weitere Darstellung des Verlaufs der politischen Geschichte kann übergangen werden, da es ja hauptsächlich das früheste Volksleben sein wird, an welches wir die Ueberlieferungen, die Volksgebräuche mit ihrem Aberglauben, die alten Namen von Ortschaften, von Fluren, Bergen und Flüssen anreihen wollen. Ger-

manenthum und Slaventhum, das sind die Gegensätze, welche beim Studium der ältesten Geschichte des Voigtlandes stets im Bewußtsein bleiben; was ist germanischer und was ist slavischer Ueberrest? das werden wir uns später immer fragen, obwohl die Antwort öfters fehlen wird. Wenn Ueberlieferungen mitgetheilt werden, welche an die Slavenzeit erinnern, dann scheint es uns ganz zweckmäßig zu sein, wenn wir vorher unsere Blicke auf den Abschnitt der Geschichte lenkten, welcher uns in allgemeinen Zügen vorführt, durch welches Volk und welche Mittel das Sorbenvolk vernichtet ward. Es erschien als nöthig, nicht blos politische Begebenheiten vorzuführen, sondern auch zu zeigen, wie nach und nach das Heidenthum dem Christenthume weichen mußte; denn durch den religiösen Glauben wird auch der eigentliche Volkscharakter umgebildet.

Fast sieht es aus, als ob die Zähigkeit, mit welcher sich noch heute die Bewohner verschiedner Staaten, Sachsen, Reußen und Bayern, als Voigtländer bezeichnen, obwohl politisch das „Voigtland" nicht mehr existirt, ein Erbtheil der sorbischen Voraltern ist; und ebenso könnte Jemand sich vielleicht versucht fühlen, hinsichtlich der Genügsamkeit, welche wenigstens die Dörfler in den abgelegenen Districten auszeichnet, einen Seitenblick auf die nicht minder durch dieselbe Tugend bekannten Wenden der Ober- und der Niederlausitz hinzuwerfen, folglich auch die Genügsamkeit als eine Hinterlassenschaft der Sorben anzusehen. Doch das sind schließlich Ansichten, welche sich durch keinen Nachweis mehr begründen lassen; sie gleichen jenem Ausspruche, daß uns im Voigtlande noch hin und wieder die slavische Gesichtsbildung entgegentrete. Wollen wir beherzigen, daß nur mit größter Vorsicht die Tröpflein der echten Ueberlieferungen aufzufangen sind, welche mitten durch die trüben Tagewasser aus dem frischen Born der Urgeschichte quellen.

II.

Die Namen von Bergen und Steinen, Flüssen und Bächen, Fluren, Wäldern und Ortschaften.

„Ich weiß, wie gefährlich es ist, in die vergleichende Grammatik zu pfuschen, diese Wissenschaft, die nach Voltaire's Erklärung auf Vokale gar keine und auf Konsonanten wenig Rücksicht nimmt." (Lothar Bucher, Unterwegs S. 70.)

Die ältesten Denkmäler der Sprache sind außer den Namen von Volksstämmen und Ländern die Bezeichnungen von Flüssen, Bergen, theilweise auch von Wald und Fluren und von Ortschaften. Deshalb besitzen wir in ihnen Urkunden der ältesten Geschichte eines Landes. Freilich ist ihre Entzifferung, wie nicht geleugnet werden kann, mit mancher Schwierigkeit verknüpft, und manche Irrthümer müssen besonders da mit unterlaufen, wo, wie im Voigtlande, neben deutschen auch slavische Bezeichnungen sich vorfinden. Die Schwierigkeiten beruhn z. B. darauf, „daß das slavische Wort, welches der Name giebt, aus der noch lebenden Sprache entweder ganz verschwunden ist oder im Verlaufe der Zeit eine Veränderung der Form erfahren hat." Man muß dann verwandte Mundarten zu Rathe ziehen oder das Wort nach Analogie zu deuten suchen. Schwierig wird die Ableitung auch dann, wenn der Name nicht mehr in rein slavischer, sondern in germanisirter Form bekannt ist; die deutsche Sprache ist aber nicht im Stande, die mannichfachen slavischen Laute mit Treue wieder zu geben. (Bronisch, über die mannichfaltigen Formen

und den sprachlichen Werth wendischer Ortsnamen. N. laus. Mag. 20. B. 1. H.)

Auch die Erklärung deutscher Ortsnamen ist nicht immer sicher; manche Hypothesen müssen dabei unterlaufen, und stets wird eine Deutung fraglich bleiben, wenn uns die älteste Schreibart nicht aus Urkunden bekannt geworden ist. Dessenungeachtet mögen derartige Arbeiten, welche es versuchen, die Bedeutung eines Namens an das Licht zu stellen, nicht ganz verworfen werden, da sie doch nach der und jener Richtung hin Aufschlüsse in Bezug des ältesten Volkslebens verschaffen. — Die Aufgabe erstreckt sich zunächst darauf, eine Uebersicht der slavischen Localbezeichnungen innerhalb des Voigtlands aufzustellen. Da die Sorben vorzugsweise das untre Voigtland inne hatten, wo die Höhen im Ganzen nur unbedeutend sind, so bot sich auch dem Volke wenig Veranlassung, Höhennamen festzustellen. Durch sehr vereinzelte slavische Ansiedler im obern Voigtlande möchten daselbst auch einigen Bergen oder Felsgebilden Namen gegeben worden sein, die jedoch bei der nur dünnen deutschen Bevölkerung in späteren Jahrhunderten verschwinden mußten oder nach und nach germanisirt wurden. Als Beispiel möchte ich den schon im vorigen Kapitel genannten Schneckenstein hier anführen. Derselbe wird in einigen geographischen Handbüchern als „Schönecker-Stein" gedeutet, da die Erklärung, er habe seinen Namen von den an seinem Fuße vorgekommnen vielen Schnecken erhalten, zu unwahrscheinlich ist. Obwohl der Fels im sogenannten Schönecker Walde liegt, so erscheint es doch als wenig glaublich, daß man bereits in früher Zeit, als man die mineralogische Beschaffenheit des Steines noch nicht kannte, denselben durch angeführten Namen ausgezeichnet haben sollte. Viel näher würde es gelegen haben, weniger weit entfernte Felsgebilde, an denen Schöneck und die Umgegend so reich ist, dadurch näher zu bestimmen. Limmer hat nun den Namen „Schöneck" selbst von einem slavischen Worte Svenik abgeleitet.

Dieses Wort bedeutet nach ihm „heiliger Hain“, und er führt als Wurzel sven oder svan, d. h. heilig, an. Im oberlausitzischen Wendisch heißt heilig: swiaty, welches jedenfalls auf gleiche Wurzel zurückzuführen ist. Im Zend oder dem Altpersischen, einer dem Sanscrit nahe verwandten Sprache, heißt spënta heilig, wozu jedoch im Sanscrit das entsprechende swanta fehlt, im Litthauischen aber szwanta noch vorhanden ist. (Variscia, 4. Lief. S. 40.) Ich würde nun geneigt sein, den Namen „Schneckenstein“, d. h. „Svenikstein“, als einen Opferfels in einem heiligen Haine zu deuten. Seine isolirte Lage macht die Annahme wahrscheinlich und endlich würde man vielleicht seine frühere Bestimmung noch schärfer aussprechen, wenn man dabei auf Swantewit, den slavischen Gott des Lichts (swiaty und swiez; das Licht), hinweist.

Auch im untern Voigtlande werden manche slavische Namen so umgewandelt worden sein, daß ihr Ursprung nur mit vieler Mühe zu erkennen ist. Der Katzenberg bei Kamer hieß vielleicht einst „Kutzen- oder Kutschenberg“; als Parallele mag der Kutschenstein bei Riesa an der Elbe genannt werden; das Wort Katze oder Kutsche aber dürfte von dem slavischen Kuschka, d. h. Bergkuppe, abzuleiten sein, einem Worte, das auch zu Gaczka, die Bezeichnung eines Felsen auf dem Czorneboh bei Bautzen, wurde. (Karl Haupt, Sagenbuch der Lausitz, 1 Th. S. 28.)

Die slavischen Namen gora, der Berg, und cholm oder chlum, der Hügel, sind von den Höhen auch auf Orte übergegangen. Die Stadt Gera, welche sich im Ost an einen Berg anlehnt und bereits am Ende des 11. Jahrhunderts existirte, hat ihren Namen von erstgenanntem Worte erhalten. Irrthümlich jedoch leitet Limmer Greiz, ursprünglich Grewcz und Groiz, von gora rewcz, d. h. der Reußenberg, die Burg der Reußen, ab; es ist mit größerer Wahrscheinlichkeit auf grodk, eine kleine Burg, zurückzuführen. Irchwitz, das auf einer Höhe liegt, ist vielleicht nicht minder mit gora oder hora in Verbindung zu

bringen, und der Name würde dann aus Girkwitz oder Herkwitz (Horkwitz) durch verdorbene Aussprache sich gebildet haben. Das Wort cholm, der Hügel, hat sich in den beiden Kulmitsch bei Berga und bei Neila, und in Kulm bei Saalburg, einem Dorfe, das auf dem noch so genannten Kulmberge gegründet ward, und auch in Kulm bei Gera, sowie in Kollm bei Bösenbaum erhalten. Den letztgenannten Ort bezeichnet man auch durch die Worte: „auf dem Culm". Zu Kulmitsch die Bemerkung, daß man im Slavischen das Wort cholmjec hat, welches einen kleinen Berg bezeichnet. — Wie in „Katzenberg" haben wir möglicherweise auch in „Mehltheuer" ein gemischtes Wort. Obwohl dasselbe im Voigtlande der Name eines Dorfes ist, so kann doch angenommen werden, daß damit vielleicht in ältster Zeit auch die Höhen im Nordwesten des jetzt sächsischen Voigtlandes bezeichnet wurden. In Schumanns Lexicon von Sachsen (II. B. S. 333.) wird an der Mulde ein Mehltheuergebirge angeführt, und ebenso bezeichnet man einen der Vorberge des Höhenzuges zwischen Budissin und Löbau als Mehltheuer. Auf demselben liegt ein Dörfchen gleichen Namens. Das Wort wird aber nicht, wie es in Schumanns Lexicon geschieht, mit „hohe Berge", sondern vielmehr mit „kleines Gebirge" gedeutet werden müssen; entstanden ist es dann aus dem slavischen maly (mala), mawa, klein, und aus dem altgermanischen duren, Tauern, ein Gebirge. Wenn eine andre Ableitung, von maly, klein, und dwor, der Hof, die richtige ist (Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit I. S. 201.), würde sich der Name nicht auf ein Gebirge, sondern auf eine Ansiedelung beziehen. — Auf die Verehrung eines slavischen Gottes weist vielleicht der Zwots- oder Zotsberg beim Dorfe Zwötzen in der Umgegend von Gera hin; die Ableitung seines Namens wird sich zugleich bei der des Namens Zwodta mit ergeben.

Auch der Axenberg bei Mengersdorf, sowie die Axenheide bei Emskirchen sollen in ihren Namen die Erinnerung

an ihre ehemalige Heiligkeit, und insbesondre an einen slavischen Gott, mit Namen Ape, der hier verehrt wurde, bewahren. (Ernst, Gesch. u. Beschr. d. Stadt u. d. Bezirks Hof S. 19.)

Der Grotenberg bei Strößwitz ist wol nicht von „Grot-Odenberg", d. h. Groß-Odhinsberg, sondern von dem Slavischen kruty, wild, streng und öde, oder von hruda, hrauda, die Erdscholle, abzuleiten; der Schelmaberg bei Wilhelmsdorf enthält in seinem Namen noch das unveränderte sorbische schelma, die Bezeichnung für ein wildes Thier. (13. Jahresb. des alterthumsforschenden Vereins zu Hohenleuben, S. 61.) Der Huns-, richtiger wol Hundshügel bei Crispendorf im Reußischen hat seinen Namen nicht von den Hunnen, sondern von dem slavischen hony (der Laufweg in den Bergwerken) erhalten. Wie uns noch der „Hund", ein Karren, den die Bergleute zum Fortschaffen der Erze in den Bergwerken gebrauchen, an das slavische hony erinnern muß, so können wir auch annehmen, daß alle mit „Hund" zusammengesetzten Ortsnamen im Allgemeinen auf ein früheres Hütten- oder Bergwerk hinweisen. (Variscia 3. H. 103. 4. H. 97.) — Bei einer sorgfältigen Prüfung unserer Bergnamen wird man gewiß noch manchen Sprachresten der frühern slavischen Bevölkerung begegnen. Die Namen Weßnitz, für einen Buschholzberg bei Drachsdorf, und Löla, einen Hügel in der Nähe Neundorfs, so wie die Wilschberge (weljcy = lupinus) bei Rauschengesäß, welche an den Milczenerstamm erinnern sollen (13. Jahresber. d. alterth. V. zu Hohenleuben S. 58.), der Döbraberg (dobre, gut) bei Neila, der Lausenhügel (luża, der Sumpf) bei Selbitz und die Lasur, ein Bergname am Pfordtner Thal bei Gera, mögen schließlich noch genannt sein.

Mehr Interesse als die Berge mußten die Flüsse für die Slaven haben. Sie liebten den Ackerbau, einen Vorrath von Getreide und nutzbare Hausthiere, und deshalb suchten sie besonders die wasserreichen Niederungen auf. Erklärlich ist es

demnach, daß in Europa überhaupt, wo einst die slavischen Völker weit ausgebreitet vorkamen, viele Flußnamen ein slavisches Gepräge tragen. Wir finden auch im Voigtlande die Flüsse und die Bäche vorzugsweise unter sorbischen Benennungen. Einen deutschen Namen hat die Saale, sowie jedenfalls die Elster. Limmer (s. dessen Geschichte des Voigtlandes I. S. 56.) leitet ersteres Wort, das nach ihm einen trüben Strom bedeutet, aus dem Angelsächsischen ab. Andre wollen es als Grenzfluß übersetzen, während es nach einer dritten Meinung (Archiv für sächs. Gesch. I. p. 39.) dem Flusse in Rücksicht auf die an seinen Ufern schon im Alterthume bekannten Salzquellen, von dem lateinischen sal, das Salz, beigelegt wurde. Erinnern will ich dabei noch daran, daß sahl und sahlen die unmittelbare Nachahmung eines Lautes, und damit verwandte Formen eine heftige Bewegung, besonders fließenden Wassers bezeichnen. Das veraltete sal für schnell, das niederdeutsche siel, welches einen Kanal bezeichnet, sowie das malabarische salam, d. h. Wasser, schließlich auch das schwedische sala, d. h. theilen, mögen deshalb hier genannt werden, um zu zeigen, daß für andre Deutungen des Namens noch ein weiter Spielraum bleibt. — Während man die Saale als ursprünglich germanisches Wort unangetastet läßt, wird von manchen Seiten der Name „Elster" aus dem Slavischen abgeleitet. Wendisch und böhmisch heißt die Erle wolscha, polnisch olsza, so daß die Elster zu einem „Erlenbache" wird. Zur Unterstützung wird noch angeführt, daß die aus dem 13. oder 14. Jahrhunderte herrührende Uebersetzung des lateinisch abgefaßten Stiftungsbriefs der plauenschen Kirche eine „heilige Elster" nennt, unter der man höchst wahrscheinlich den heutigen Erlbach zu verstehen hat. Aber als Entgegnung hinsichtlich dieser Ableitung ist darauf hinzuweisen, daß fließende Gewässer ihre slavischen Namen nie von Bäumen angenommen haben (Resch, im 17. Jahresberichte des voigtl. alterth. Vereins zu Hohenleuben S. 25.); ferner mag daran erinnert werden, daß in

Hamburg, also auf rein germanischem Gebiete, ein fließendes Gewässer „Alster“ heißt. Uebrigens besitzen die Wenden in der Lausitz für die „kleine Elster“, welche in der Finsterwaldschen Haide ihren Ursprung hat, einen eignen Namen: Dobra, d. h. das gute Wasser.

Sucht man für das deutsche „Elster“ eine Ableitung, so wird man auf das althochdeutsche alhs, ein heiliger Hain, ein Heiligthum, also auf eine Erinnerung an den germanischen Götterkultus hingewiesen. (N. laus. Magazin, 40 B. p. 155. 269. 41 B. S. 84.) — Der slavische Name „Zwodta“ für einen Fluß, der von der Kuttenhaide hinab nach Böhmen fließt, wird von Limmer durch sweta, die Heilige, gedeutet. In der Nähe seiner Quellen entspringt die alte „heilige Elster“, und die Kutten- oder Kottenheide möchte dann für uns zu einem ehemals geheiligten Bezirke werden. Obwohl später von diesem Platze ausführlicher gesprochen werden wird, mag doch schon jetzt daran erinnert werden, daß eine Deutung des Namens Kuttenheide in demselben die Erinnerung an einen Opferplatz, auf welchem Thiere geschlachtet und ausgeweidet wurden, wachruft. Denn „Kutten“, dürfte von dem slavischen kutlicz, d. h. ausweiden, abgeleitet werden. Fassen wir ins Auge, daß die geographischen Namen der Sorben naturbeschreibend sind, und suchen wir, von diesem Gesichtspunkte geleitet, nach einer Deutung des Namens Zwodta, so finden wir dieselbe in dem slavischen zwodjitj, hinabführen, hinunterlassen. Wie das Erz-, so senkt sich auch das voigtländische Gebirge nach Böhmen ziemlich steil, und es haben deshalb die Gewässer auf dieser Seite einen raschern Lauf als die, welche den Thälern der Abdachung nach Norden folgen. Erklärlich ists uns demnach, daß von den alten slavischen Ansiedlern, welche sich vereinzelt im obern Voigtlande niederließen, der Zwodta vorzugsweise der Name eines seine Wellen in munterm Laufe hinabführenden Gewässers wurde. Oder diente ihnen vielleicht der Fluß als Wegweiser, der sie von der waldreichen

Höhe hinab in die fruchtbaren Gefilde Böhmens, zu ihren Stammverwandten führte? — Wenn man damit beschäftigt ist, nach der Ableitung ältrer geographischer Namen und nach den Gründen zu forschen, welche zu gewissen Benennungen veranlaßten, so gleicht man einem Wandrer, der seinen Fuß in einen Urwald setzte. Dort scheint die Spur von einem frühern Durchhaue, dort wieder eine, dort eine dritte trotz des kräftigen Nachwuchses nicht ganz vertilgt zu sein. Eine führt uns jedenfalls zu einer Ansiedelung; aber welcher folgen wir? Hier also bleibt der Zweifel, wie er uns auch bei gewissen etymologischen Fragen nicht genommen wird. Bei dem Namen Zwodta, dessen Ableitung uns noch beschäftigt, könnte man vielleicht auch an das slavische swoto (sloto), das Gold, denken. Suchten Slaven in dem Flusse vielleicht Goldsand? Daß sie bereits am Anfange des achten Jahrhunderts in Böhmen Bergwerke auf Gold und Silber angelegt hatten, daß sie auch in der Göltzsch nach Gold suchten und überhaupt im Voigtlande den Schätzen des Bodens schon in früher Zeit nachspürten, behauptet Limmer (Gesch. d. Voigtl. I. S. 58.). — Der Name Göltzsch soll ebenfalls den frühern Gold-Reichthum dieses Flusses in der Erinnerung der Gegenwart erhalten, wie einige ältere Geographen durch die Ableitung des Wortes Göltzsch von Gold behaupten. Jedenfalls aber haben wir in diesem Flußnamen ein slavisches Wort vor uns, welches als beinahe gleicher Dorfname bei Altenburg und Nossen wieder auftritt. Noch eine Frage drängt sich auf, wenn man erwägt, daß die oberhalb Beerheide im Walde entspringende „rothe Göltzsch", welche sich bei Ellefeld mit der „weißen Göltzsch" vereinigt, den sogenannten „Göhlenbach" in sich aufnimmt, oder vielmehr von demselben aufgenommen wird. (Nach brieflicher Mittheilung des Lehrers Gottl. Kaiser in Beerheide.) Steht der Name „Göltzsch" etwa gar mit „Göhlenbach" im Zusammenhange? Göhlenbach aber möchte ich von dem niedersächsischen „Gölle", d. h. ein kleiner, vorn und hinten spitzer Kahn,

ableiten. Verwandt damit ist „Gelle", worunter lange Spree- und Elbkähne, welche man zum Holzflößen benutzt, verstanden werden. Wir könnten also sagen, daß der Göhlenbach ein Wasser sei, auf welchem Holz geflößt wird; und in der That wurden seit undenklichen Zeiten alle Floßhölzer aus den nahen Staatswaldungen in den Wintermonaten an diesen Göhlenbach gefahren. Im Frühjahre, wenn durch das Thauwetter das Wasser schwoll, warf man oft 15 bis 20,000 Klaftern Scheitholz in den Bach und beförderte dieselben auf solche Weise in die niedern Gegenden. In Folge dieses Flößens wurde nach und nach das Bett des Baches immer tiefer; eine gegen eine halbe Stunde lange und durchschnittlich 25 Ellen Tiefe besitzende Strecke desselben zwischen Beerheide und Hammerbrück wird der „Riß" genannt. Da dieser „Riß" durch das gewaltig strömende Wasser und das sich aufstauende und in den Boden wühlende Holz entstanden ist, so erinnert uns der Name nicht blos an das germanische riss, sondern auch wie der Rosenbach an der Westgrenze des sächsischen Voigtlands an das slavische ros, welche beide „theilen und reißen" bezeichnen; ja, man wird sogar auf riczi, den Singular-Locativ des wendischen rjcka, der Fluß, hingewiesen. — Obgleich die Ableitung des Namens „Göhlenbach" von „Gölle", ein Kahn, ein Floß, sehr nahe liegt, so mag doch schließlich noch daran erinnert werden, daß man in manchen Gegenden mit „Gölle" auch ein stehendes Gewässer, einen Sumpf, bezeichnet, und daß selbst bei verschiednen Völkerstämmen Sibiriens unter „Goll" ein Binnensee, unter „Gulga" jedoch ein Bach verstanden wird. (Adelung, Wörterbuch der hochdeutschen Mundart.) Wollte man auf letzte Worterklärung Rücksicht nehmen, so könnte man den Göhlenbach als einen Bach bezeichnen, der seine Quellen auf versumpften, moorigen Wiesen hat. — In Verbindung mit dem Namen Göhlenbach ist auch die Göllere, ein im Walde bei Oberwürschnitz fließender Bach zu bringen. — Es wurde vorhin angegeben, daß sich bei Ellefeld die rothe und die weiße Göltzsch

vereinigen. Im Anschlusse daran mag hier mit erwähnt werden, daß erstre: Göltzsch, die auch die östliche genannt wird, ihren speziellen Namen jedenfalls von alten Zinnwäschen erhalten hat, welche an ihr lagen; denn noch benennt man „Zinnreuth" einen Berg an ihrem linken Ufer.

Wenden wir uns nun den andern Flüssen und Bächen zu, welche slavische Namen führen, so muß uns auffallen, daß es im Voigtlande drei Gewässer giebt, welche im Allgemeinen gleiche Benennungen erhalten haben. Es ist die Trieb, welche sich am Stationsorte Jocketa in die Elster ergießt; ferner der Triebelbach, welche vom Schirningwalde ziemlich nördlich fließt und bei Triebel und Rosenthal ebenfalls in die Elster mündet, und endlich die Triebs im reußischen Voigtlande, deren Quellen im Pöllwitzer Walde liegen und welche von der Weida aufgenommen wird. „Trieb, Triebs und Triebel" können entweder von dem slavischen trebam, ich brauche, ich bedarf, oder von drewo, das Holz, abgeleitet werden. Hält man das Letztere für richtig, so würde jedes der Gewässer im Deutschen „Holzbach" heißen. Dieser Name nimmt insofern für sich ein, als wir auch in der Treuenschen Gegend einen „Holzbach" haben, welcher bei Hartmannsgrün entspringt. Die reußische Triebs führt nach Schumann (Lexikon von Sachsen, 12. B. S. 36.) bis zum Einflusse in den großen Pöllwitzer Teich den Namen „Kollis" und erst bei ihrem Ausflusse aus diesem erhält sie ihre richtige Benennung Triebs. Der Name Kollis erscheint mir ebenfalls als slavisch. Das wendische kolesko bezeichnet einentheils ein Rad, anderntheils einen Strohzopf, welcher früher von den Mädchen in der Lausitz auf die kurzgeschornen Haare als ein Kranz gebunden ward. Er diente dann zur Ausfüllung der Haube. Ist nun auch in einem mir bekannten Falle die Bezeichnung eines wendischen Kopfputzes gleichzeitig auch der Name eines Flusses, indem auf einer Karte des Rothenburger Kreises (Verlag von Leuckart in Breslau, 1833) der faule Schöps als „Tscheps", d. h.

eigentlich eine weiße Schleife unter schwarzer Haube, angegeben wird, so dürften wir bei Kollis doch eher an die Bedeutung Rad, als an den Strohkranz denken. Vielleicht erhielt das Wasser seinen Namen, weil es Wirbel bildete, nach der Redensart: woda dokoleska dźe, d. h. das Wasser dreht sich, es fließt im Strudel fort.

Der Name Pleiße wird von Limmer mit „Schlammfluß", von Anderen mit „flaches Wasser" übersetzt; blot, blotny heißt der Sumpf, das wendische bloto bezeichnet den Schmuz auf der Gasse. Die Hauptquelle der Pleiße ist der Lindenborn bei Ebelsbrunn; man hält ihn für die Quelle Albodistudinza, d. h. die Albo-Quelle, Born des Albo, welche als ein Grenzpunkt der Parochie Zwickau im Jahre 1118 urkundlich genannt wird. (Schumann, Lex. v. Sachsen, 15. B. S. 454. u. Dr. Herzog im 20. u. 21. Jahresbericht d. voigtl. alterth. Vereins S. 86.) — Wie die Pleiße führt auch die Mulde einen slavischen Namen, der vielleicht mit Moldau (Moldawa) gleiche Bedeutung hat. In ältern Zeiten kommt gewöhnlich, und selbst urkundlich der Name „Milde" vor, und es wird vermuthet, daß diese abweichende und deutsch klingende Benennung ihren Ursprung den sächsischen Ansiedlern zu danken habe. — Ganz an der Westgrenze des alten Voigtlands giebt es ein Lausitzbächlein, welches in die Orla mündet; wir werden hierbei auf das slavische luża, der Sumpf, oder auf luck, die Wiese, und das davon abgeleitete luczny hingewiesen. — Den Namen Leube oder Liebenbach, für ein Gewässer östlich von Hohenleuben, können wir von lobio, d. h. tief, ableiten; der Name Kemnitzbach weist uns dagegen auf das wendische kamen, der Stein, und das davon abgeleitete kamentny, d. h. steinig, hin. Unsicher ist, mit Rücksicht auf die früher angegebene Thatsache, daß die Slaven ihre Flußbenennungen nie von Namen einzelner Bäume ableiteten, die Zurückführung des Namens Ölsenbach, mit dem man einen Theil des Elodrabachs bezeichnet

(Schumann, Lex. v. Sachs. 16. S. 965), von wolscha oder olsza, die wendischen und polnischen Bezeichnungen für Erle. — Der Döbrabach, welcher auf der südlichen Abdachung hinab nach Böhmen fließt und dem der Gold- und Brunnbach Verstärkung zuführen, wird wie die Döbra im naila'schen Bezirke in deutscher Uebertragung zum „guten Bache". — Unsicher ist die Ableitung des Namens Moschwitzfluß; man könnte an das wendische moschk, die Flaumfeder, oder was noch näher liegt, an mooch, das Moos, denken; moz, d. h. feucht, giebt einen dritten Fingerzeig für eine Deutung. — Im Osten der Provinz finden wir den Crinitzbach, und nahe an der Grenze, im erzgebirgischen Kreise, liegt Ober-Crinitz. Steht dieser Name, fragen wir, mit dem Vogel Krienitz, wie im Voigtlande und anderwärts der Kreuzschnabel genannt wird, in Verbindung? Im Kirchen- und Gemeindesiegel des angegebnen Dorfes wird allerdings ein Kreuzschnabel geführt (Schumann, Lex. v. Sachs. 7. B. S. 475.), und man behauptet, daß die vielen Krienitze, welche früher in der Gegend lebten, Veranlassung zum Namen gaben. Das Wort ist jedenfalls ein slavisches; bei Neschwitz in der Oberlausitz giebt es ein Dörfchen gleichen Namens, welches wendisch Krojnza heißt. Im Erzgebirge, an der Wilzsch, sagt man statt Krienitz: Grünerts; da aber mit dem letztern Worte die Pflanzennamen „Grünitz, Grinitsch", welche das gemeine Besenkraut (Spartium scoparium) bezeichnen, verwandt erscheinen, so könnte man bei einer Ableitung des Namens Crinitzbach vielleicht auch auf genannte Pflanze Rücksicht nehmen. — Die Wilzsch, der Wilschnitzbach bei Rauschengesäß und ganz besonders der Mihlzbach bei Seysla werden von mancher Seite mit dem Milczenerstamme, der aber nie im Voigtlande gewohnt hat, in etwas kühner Deutungssucht verbunden. Eher würde ich bei erstgenannten Bächen, sowie beim Welzebach bei Ronneburg an das slavische weljcy–lupinus (welk, der Wolf) denken. Mit mehr Wahrscheinlichkeit darf man es aussprechen, daß von

den alten Sorben der Sorbitz-, Sorbis-, Sormitz- und der Sormatzbach ihre Namen haben. — Der Trujabach bei Wurzbach weist uns vielleicht aufs slavische druha oder drucha, der Weg, der Schlödenbach, welcher vom Greizer Walde aus nach der Elster fließt, auf sloto, das Gold, und die Weida auf wi, den Stamm von wicz, d. h. winden, hin. — Von dem bereits genannten rjcka, der Fluß, oder von dem damit verwandten ros und rycz, reißen, bohren, wühlen, sind endlich jedenfalls die Namen Regnitz, Retzsch-, Ritschke- und Rieschnitzbach abzuleiten. Die Schweßnitz, welche im Ascher Gebiete entspringt und bei Oberkotzau in die Saale fließt, hat man mit dem Swantewit in Verbindung bringen wollen (Ernst, Gesch. u. Beschr. des Bezirks u. d. St. Hof S. 19.); der Fluß Selbitz aber, welcher seinen Ursprung in dem Tatainsbrunnen bei Wüstenselbitz hat, erinnert durch den Marktflecken gleichen Namens, der ursprünglich Silewize heißt, in seiner ersten Hälfte an das slavische sell, das Salz, in der zweiten jedoch an swieza, das Licht, ohne daß ich beide Wörter in Verbindung zu bringen weiß. — Unbekannt hinsichtlich ihrer Abstammung, die aber ebenfalls in einer slavischen Wurzel liegt, sind mir die Namen Sprese, Röttis, Lemnitz, Piezbach, Pyra, Milmes, Löpnitzbach, Lamitz, Pörsnitz und noch andere. Manche ältre slavische Benennungen gingen im Volksleben verloren; so wird auf alten Karten noch der Taltitzer als Eybitzbach bezeichnet. (Lexicon v. Sachsen, 12. B. S. 141.)

Da wir so vielen slavischen Flußnamen im Voigtlande begegnen, so muß es auffallen, verhältnißmäßig wenig Flurtheile und Waldungen sorbisch benannt zu finden. Es mag dies weniger in einer spätern Umtaufung, als vielmehr darin zu suchen sein, daß die Fluren der Sorbendörfer zu klein waren, um den ersten Ansiedlern Veranlassung zu geben, Unterabtheilungen derselben besonders zu benennen. Als ackerbautreibendes Volk hatten

die Sorben auch weniger Interesse an den Waldungen, weshalb sie diese gewöhnlich nur ganz allgemein als Holz oder Gehölze bezeichnet haben. In der Folge gingen die slavischen Bezeichnungen drewo, drjowk, drjowko, für Holz, Gehölze, auf Ansiedlungen, z. B. Treuen, Trieb und Triebel über. Aus einer spätern Zeit und von gemischter Bevölkerung mögen die Namen Tösseholz und Tossenwald herrühren, welche Limmer mit Siegesholz und Sieegeswald übersetzt. Ob dieselben aber zur Erinnerung an stattgehabte Kämpfe den Waldungen gegeben worden sind, muß fraglich bleiben, da auch angenommen werden kann, daß der Name des adligen Geschlechts von Tossen, als des Besitzenden, auf die Gehölze überging. Bemerkt mag werden, daß unterm Jahre 1419 bei Adorf auch eine Wiese „Thoßyn", dem Engelhart Thoß gehörig, urkundlich genannt wird. (Krenkel, Blicke in d. Vergangenheit d. Stadt Adorf, S. 24.) — Zwei Marken bei Hohenleuben, Biele und Dobern, tragen ihre slavischen Namen ziemlich unverändert; der eine ist auf biele, biewo, weiß, der andere auf dobre, gut, zurückzuführen. — Die Chemnitz, eine Thalschlucht bei Groß-Drachsdorf, kann als das Felsen- oder steinige Thal bezeichnet werden; die Lube, eine Gegend bei Wilhelmsdorf, läßt uns in ihrem Namen noch das slavische lobio, tief, oder lubo, lieb, erkennen. Es kann hierbei auch der Lobenstein, eine Waldfläche bei Würschnitz genannt werden; doch verweise ich hierbei noch auf die Erklärung des später angeführten gleichen Ortsnamens. — Ein zum Theil mit Wald bewachsener nasser Grund, welcher sich von Friesen nach der Göltzschthalbrücke hinzieht und den Namen Wudel führt, hat letzteren vielleicht von woda, d. h. das Wasser, oder von wuh, ein Grassumpf, ein Platz, an welchem Wasser sich gesammelt hat, erhalten; doch ist es wahrscheinlich richtiger, auf das englische wood, das Holz, Gehölz zurückzugehen. — Im heutigen slavischen Dialecte der Niederlausitz heißt ein Grassumpf luh, und von diesem Worte dürfte man vielleicht den

Namen Lohe ableiten, wenn man dabei nicht an das slavische luck, die Wiese, denken will. Die slavischen Wörter luc und luhy bezeichnen außerdem noch einen Hain. (N. Laus. Mag. 41. B. S. 84.) Die tiefe Lohe ist ein Pfarrwald, die kleine, sowie die große Lohe sind dagegen Wiesen, sämmtlich in der Umgegend von Oelsnitz. Den Namen Lohe führen auch zwei Thäler bei Raasdorf und bei Würschnitz. An dem engen, seichten, auch Lohbrunn genannten Thale bei Würschnitz giebt es Lohbrunnfelder und Lohbrunnwiesen. Die Hanneloh zwischen Ebersbach und Hundsgrün besteht aus Feld, Wiesen und Wald. Bei Schwarzenbach an der Saale giebt es eine Sichelloh, Möreloh, Stengelloh, Entenloh und Tannenloh. — Vielleicht hängt mit dem slavischen bano, ein Sumpf oder Quellenort, der Name Bienig, welchen ein Theil des Thales von Görnitz bis zur Tanzermühle führt, zusammen. — Bei Selbitz heißen Feld- und Wiesenfluren Schertlas, andre Bricklas; die Silbe „las“ ist jedenfalls auf ljes, der Wald, und „Schert“ vielleicht auf czert, der Teufel (ein böser Gott?), sowie „Brick“ auf brjesa, die Birke, zurückzuführen. — Slavisch ist auch der Name Kremel für eine Feldmarkung bei Röpsen, die ursprünglich dicht bewaldet war. In den alten Slavenbesitzungen kommt dieser Name, der immer eine Art Festungs- oder sonstiges Vertheidigungswerk bezeichnet, ziemlich häufig vor. (Hahn, Gesch. von Gera, S. 1127.) — Die Scheibe, eine Flur bei Ronneburg, erinnert vielleicht an Siba, die slavische Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit. (Ueber den Namen Scheibe überhaupt s. Haupt, Sagenbuch d. Laus., S. 390.) — Der Pähler oder Bähler, eine zu Wolfersdorf bei Berga gehörige Thalflur, mag ihren Namen wohl von poljo, das Feld, erhalten haben, während uns das Trujathal bei Wurzbach, die Truja und der Trajaacker, zwei Feldstrecken bei Gamsdorf, an druha oder drucha, der Weg, erinnern. — Von der Linde, wendisch lipa, ist vielleicht

bei Kamsdorf eine Ackerfläche, welche Lippe oder Liuppe heißt, benannt worden; die Erle, polnisch olcza, lieh dagegen einer Gegend bei dem Dorfe Pltzen, welche Olsnitz oder Eltznitz heißt, und ebenso dem Oelsnitzgrunde bei Lippersdorf im Altenburgischen ihre Namen. — Das Sornenholz bei Mosbach soll an die Sorben, an die Milczener aber der Mihlitz oder Meilitz, eine Gegend zwischen Brandenstein und Gräfendorf, erinnern. (13. Jahresb. d. voigtl. alterth. Vereins S. 58.) — Es muß bemerkt werden, daß alle diese Deutungen nur Versuche sind, in den Flur- und Waldnamen eine slavische Wurzel nachzuweisen. Selbst da, wo diese Wurzel nicht gefunden wird, erkennt man doch die slavische Abstammung. Grundstücke, eine wüste Mark, zwischen Hammerhaus und Oelsnitz führen den Namen Gazenhof, dessen erstes Wort wohl eher slavisch als germanisch ist; gewisse Felder zwischen Reichenbach und Friesen nennt man die Ruppelte; hier stand ein Bauerngut, dessen Gebäude nach archivalischen Nachrichten im 30jährigen Kriege nach und nach verfielen. Slavisch ist auch der Name Hetsch, welchen ein Stück Feld am Alaunwerke bei Mylau führt. Hetsch heißt im Voigtlande (Reichenbach) heute noch die Wiege. Vielleicht mußte man auf das genannte Feld, da dasselbe etwas abgelegen ist, die Kinder mitnehmen und in den Schlaf wiegen, wie dies noch heute die Wenden in der Lausitz thun, wenn sie auf dem Felde arbeiten. — Bemerkt mag werden, daß im temescher Banat in Ungarn Had eine Wiese heißt. (Laus. Mag. 42. B. S. 315.) — Grundstücke mit slavischen Namen in der Umgegend von Schwaara, Trebnitz und Laasen sind: Brämse, Bire, Elzig, Silze, Salpe, Gomlitz und Zoche. Slavisch sind ebenfalls bei Selbitz die Namen: Quira, Tietschau, Horlachen (hora, der Berg? — holja, der Nadelwald, die Haide?), welche sämmtlich Feld und Wiesen bezeichnen, vielleicht auch Isweih ebendaselbst, und Weimera, eine Feld- und Holzflur bei Schwarzenbach an der Saale. —

Die Bockwitz nennt man eine Thalgegend bei Berga, Breylitz und Kretza zwei Wiesen in der Flur von Seysla, und Creyza einen Acker, welcher Goswitz angehört. Ein Stück Land bei Ranis wird die Clutsch (wendisch: klucź, der Schlüssel) genannt, die Ellitz ist ein Feld bei Wilhelmsdorf; bei letzterem Orte heißt ein Acker Linkitz; die Kraspitz und die Kespitz sind die Namen zweier kleiner Wiesen und eine Wiese an der Saale heißt die Hopschen. Auf der Flur von Goswitz wird ein Acker Kripst, ein anderer Grescht genannt; der Stemlitz und der Stermseelitz, zwei andere Aecker, liegen in der Schmorder Flur; ein Buschholz in der dortigen Gegend heißt der Sältscht, und ein Gehölz beim Dorfe Altar nennt man die Prestnitze. Den meisten sorbischen Flurbenennungen begegnet man in der Nähe der Westgrenze des gesammten alten Voigtlandes. Es kann daraus geschlossen werden, daß diese Gegenden zur Slavenzeit eine stärkere Bevölkerung als die im Osten hatten. Dasselbe ist auch aus der Zahl der Ansiedlungen, welche slavische Namen tragen, zu ersehen. Limmer zählt deren 115 in dem reußischen, 79 aber in dem sächsischen Voigtlande; und wenn auch diese Zahlen bei einer Prüfung nicht ganz richtig sein sollten, so dürfte doch dabei im Allgemeinen das Verhältniß nicht gerade anders werden. Zu der Fläche verhalten sich im Reußischen die ursprünglich slavischen Orte ungefähr wie 4 : 1, wie 3 : 1 dagegen in dem jetzt sächsischen Voigtlande. Was speziell die Herrschaft Gera anlangt, so muß bemerkt werden, daß hier die sorbische Ansiedlung, bedingt durch fruchtbare Gefilde, bereits die Hälfte des gesammten heutigen Anbaus ausmachte. Am schwächsten wurde der jetzt Bayern angehörige Theil des alten Voigtlands von den Sorben cultivirt, da diese Landstrecken nicht lange vor den fränkischen Kriegen, welche die slavische Nation dem Untergange entgegenführte, von den Ansiedlern derselben bebaut wurden. Limmer zählt im bayrischen Voigtlande nur 24 slavische Ansiedlungen auf. In der vorhin erwähnten Herr-

schaft Gera, dem ehemaligen Gaue Gerawe, werden von demselben 46, in der Greizer Gegend außer dem Schlosse Greiz 35, um Schleiz und Lobenstein mit Burg 32, in dem Ronneburger und dem Weidaer Districte 18 und 36 Orte mit sorbischen Namen angeführt. Im sächsischen Voigtlande sind dieselben in der Umgegend von Plauen am zahlreichsten vertreten, da in der ehemaligen Ebersteinschen Herrschaft Dobenau, wie sie im 12. Jahrhunderte bestand, gegen 56 namhaft gemacht werden. Geringer sind die slavischen Ansiedlungen um Oelsnitz; Limmer zählt hier außer der Stadt 23 auf und bemerkt, daß über Adorf, Schöneck, Falkenstein und Auerbach bis an die böhmische Grenze die ursprünglichen Slavenorte sehr sparsam auftreten. Der damalige slavische Anbau machte dort nur den neunten Theil des heutigen aus. Undurchdringliche Waldungen bedeckten fast gänzlich jenen Theil des Vaterlands, und heute noch herrscht dort der Wald, und Ackerland und Wiesentriften sind spärlich in jener Region der Nadelwälder eingestreut. An Böhmens Grenze mochte noch vor wenig mehr als zwei Jahrhunderten der Wolf das Feld behaupten, denn eine Wolfsjagd wird unterm Jahre 1626 beim Höllhammer, dem jetzigen Klingenthal, erwähnt. Wie einsam diese Gegend damals noch gewesen ist, ersieht man aus einer Nachricht des Klingenthaler Kirchenbuchs, wornach ein Mädchen von neun Jahren aus der Glashütte sich im Walde verirrt hatte und erst im folgenden Jahre todt darin aufgefunden wurde. (Wolf, geschichtliche Nachrichten über das Klingenthaler Kirchspiel. 1. H. S. 68 und 70.) — Zu diesen waldreichen Districten wurden auch in alter Zeit wenig Sorben hingezogen, so daß wir, wenn uns im Folgenden die Namen ihrer Ortschaften beschäftigen, vorzugsweise eine Umschau innerhalb der Grenzen des niedern und darum fruchtbarern und cultivirtern Landestheiles halten.

In einer langen Reihe slavischer Ortsnamen spricht sich der naturbeschreibende Charakter aus. Es ist zunächst der Gegensatz

von hoch und tief, den wir berühren wollen. Eine Menge Ortsnamen läßt mehr oder weniger deutlich das slavische gora oder hora (der Berg) erkennen; es mögen folgende genannt werden: Gören bei Plauen, Gera, Görschnitz und Klein-Gera bei Elsterberg, Görkwitz bei Schleiz, Grochlitz und das schon genannte Irchwitz (Girkwitz, Herkwitz, Horkwitz) bei Greiz, und ebenso die Grellenhäuser bei letzterer Stadt, welches Wort vielleicht von Gorallen, d. h. Berghäuser, abzuleiten ist; auch Harre im Lobensteinschen muß mit hierher gezählt werden. Bei Ronneburg liegt Gauern, welches Dorf in Urkunden bald Goren, bald Gahren geschrieben wird, und deshalb nicht minder auf das slavische gora hinweist. Man dürfte hier vielleicht auch das Dorf Kauern in derselben Gegend nennen, obwohl mir nebenbei das wendische gawron, eine Rabenkrähe, einfällt. Desgleichen denke ich an „Kauen“, womit man in der Lausitz Verschläge in den Schafställen bezeichnete. Das damit verwandte böhmische kune bedeutet eine kleine Hütte über einem Bergwerke. Es könnte also auch dem Worte der Begriff von unansehnlichen Wohnungen zu Grunde liegen. Nach einer Tradition soll Kauern seinen Namen von Kaurachen in der Schweiz, woher die frühern Besitzer des Ortes, die Herren von Friesen, stammen sollen, ableiten. Dem widerspricht jedoch der Umstand, daß in der Gegend von Basel eine Gegend nicht Kaurachen, sondern „Raurachen“ genannt wird. (Böhme, Chronik von Ronneburg S. 97.) Die Ortsnamen Culmitsch und Culm (cholm, die Bergkuppe) wurden früher schon genannt, und ebenso der Name Mehltheuer, bei welchem man vielleicht auch außer an das slavische maly, klein, an tarras, der Wall, erinnert wird, so daß man von dem deutschen duren, das Gebirge, absehn kann. (13. Jahresbericht d. voigtl. alterth. V. S. 61.) Eula, vom altsächsischen und altslavischen ewl, howl, owl abzuleiten, bedeutet einen schroffen Berg. Vom slavischen nahly, steil oder jählings, will man auch den Namen

Naila (s. weiter unter den deutschen Ortsnamen) herleiten, obgleich die Topographie des Ortes keinen Anhalt dafür giebt. (Hübsch, Gesch. d. Stadt u. d. Bezirks Naila, S. 2.) — Im Gegensatze zu diesen Höhenbezeichnungen tragen Orte Namen, welche von dol, das Thal, und von doljny, deljny, dem lateinischen vallensis entsprechend, abzuleiten sind. Es mögen Dölau bei Greiz und Döla bei Hof hierbei genannt werden; vielleicht darf man auch Taltitz bei Plauen mit hinzurechnen. Dem Namen Leubnitz, welchen zwei Dörfer bei Mühltruff und Werdau führen, liegt wahrscheinlich das slavische lobio, d. h. tief, zu Grunde. Lobenstein, das urkundlich im Jahre 1310 zuerst genannt wird, mag zu seinem Namen dieselbe Wurzel haben; lobina soll ein um einen Berg sich herumkrümmendes Thal bezeichnen. — Den Begriff der Fläche drücken die Stämme Bjel, mjel, Pla, Plje und Plya aus; Planitz, Meilitz bei Gera und Mehla bei Hohenleuben mögen damit in Verbindung stehen, doch könnte Mehla auch von maljinje, das Himbeergesträuch, abgeleitet werden. Politz bei Greiz erinnert an das slavische poljo, mehr jedoch in der Bedeutung Feld als Ebene. — Schleiz, welches in ältern Urkunden nicht blos Slowiz oder Sleuwiz, sondern auch Schlewitz genannt wird (Lex. v. Sachs. 10. B. S. 340.), führt vielleicht den Namen von dem slavischen schelawy, das eine schiefe, abschüssige Richtung angiebt. (Resch im 17. Jahresber. d. voigtl. alterth. V. S. 17.) — Als ein Volk von Ackerbauern mußten die Sorben ihr Augenmerk auch der Beschaffenheit des Bodens, auf welchem die Niederlassungen gegründet wurden., zuwenden. Auf gutem Ackerlande wurden Dobra bei Altenburg, sowie Döbra und Tobertitz angelegt; wenigstens mochte dort der Boden den ersten slavischen Ansiedlern als anbauwürdig vorgekommen sein. Das slavische dobre, gut, könnte zwar noch auf andere den Ansiedlern günstige Verhältnisse bezogen werden, doch scheint die oben angegebene Beziehung am naturgemäßesten zu sein. Zu

den von dobre abzuleitenden Ortsnamen gehören auch noch Dobenreuth und Döbraſtöcken, halb ſlaviſch, halb germaniſch, Doberſchütz bei Altenburg und Dobian bei Greiz. Wahrſcheinlich iſt das Städtchen Neukirchen, welches als „Nuwenkirken“ 1360 zuerſt urkundlich genannt wird, aus einem Dörfchen Dobritzſchen hervorgegangen; der Name einer Gaſſe hat gegenwärtig die Erinnerung an dieſen Ort erhalten. (Dr. Herzog im Archiv f. ſächſ. Geſch. 2. B.) Die Namen Dobenau und Dobeneck ſind wol mit größerer Sicherheit auf gleichen Stamm zurückzuführen, obſchon ſie Einige, wie das vorhin genannte Dobenreuth, von dub, die Eiche, und insbeſondere Dobeneck von dubk, die Eichenpflanzung, ableiten. Die Dobenau bei Plauen, als „gute Aue“ überſetzt, erinnert an die güldne Aue Thüringens. — Im Gegenſatze zu dieſen Ortsnamen erinnern Kemnitz, ein Dorf im Oſten von Gefell, und Kamer, nördlich von Reichenbach, durch ihre Ableitung von kamen, d. h. Stein, an den ſteinigen und deshalb unfruchtbaren Boden, welchen die Anſiedler hier fanden. Der Dürreberg, an welchen letztgenanntes Dorf theilweis ſich anlehnt, trägt ſeinen Namen aus demſelben Grunde. Nach Limmer ſoll auch Netzſchkau, ein Städtchen, welches 1687 unter Johann Georg III. erſt Stadtgerechtigkeit erhielt, mit ſeinem Namen das deutſche „Dürren- oder Wüſtenfeld“ bezeichnen. Gleina, der Name eines Dorfs bei Gera, iſt vielleicht von Hljina, der Thon oder Lehm, abzuleiten. — Das Naſſe, Sumpfige des Bodens drückten die Slaven durch Namen aus, welche von den Wörtern lusicz, blot, blotny, Sumpf, moz, feucht, und luh, der Pfuhl, abzuleiten ſind. Es mögen folgende Dörfer hierbei genannt werden: Luſen bei Gera, Loſa bei Plauen, Lausnig bei Neuſtadt und vielleicht auch Lunzig bei Hohenleuben; ferner Plothen bei Schleiz, Moſchwitz bei Greiz und Möſchwitz bei Plauen. Das luh, zu „loh“ geworden, kommt in gemiſchten Wörtern vor, und jedenfalls ſind die als Beiſpiele zu nennenden Localnamen

viel spätern Ursprungs; derselbe reicht wol nicht bis in die Slavenzeit zurück. Ein Dörfchen Bärenloh liegt in der Nähe von Bad Elster; die Lohhäuser und Hannaloh, wie gleichfalls einige Häuser genannt werden, befinden sich bei Falkenstein; und eine Schäferei bei Benzka in dem Amte Hirschberg führt den Namen Lohbühl. Im Höfer Amtsbezirke findet man die Namen Erlalohe, für ein Haus bei Tauberlitz, Fohrenlohe, für ein einzelnes Haus, zu Hohenberg gehörig, und noch andere, die neben einzelnen Gehöften auch Flurmarken bezeichnen. — Schließlich ist hier das Städtchen Kahla mit zu nennen, dessen Name uns auf kal, der Schlamm, oder auf kaljawy, schlammig, trübe, zurückführt. — Andre Ortsnamen sind den slavischen Bezeichnungen für Wiese, Aue, Wald entlehnt. Noßwitz bei Elsterberg, wenn es vielleicht von Nasenjce entstanden ist, bedeutet dann Wiesendorf oder das besäete Feld; Lucka im Altenburgischen weist uns auf luck, die Wiese, hin; Plauen, von plawe, soll eine überschwemmte Aue bezeichnen, wenn es nicht von plawim, d. h. schwimmen, abzuleiten ist; in letzterm Falle würde es den Namen vielleicht von einer Elsterüberfahrt erhalten haben. Auch Mylau soll nach Limmer von Myholawe, welches er mit liebe Aue übersetzt, hervorgegangen sein, eine Erklärung, welcher die urkundliche Schreibweise des Schlosses widerstreitet; im 13. Jahrhundert lautete dieselbe Milin (Lex. v. Sachsen, 6. B. S. 677.). In gleicher Weise zu bestreiten ist die Deutung, welche Limmer von dem Namen Pausa angiebt; er leitet ihn vom Worte Paschanie, das nach ihm eine Viehweide bezeichnet, ab, obgleich er später (Gesch. d. Voigtl. II. S. 583.) anführt, daß die Stadt in einer Urkunde den Namen Pusin führt. Es heißt darin: Heinrich der Biedere verpfändete 1393 »Pusin sine stat mit siner czugehorungh« um 400 Schock Groschen an Wilhelm Markgrafen von Meißen. Da diese Limmerschen Erklärungen durch das Geschichtswerk, in welchem sie enthalten sind, noch vielfach Anhänger gewinnen,

so durften sie hier nicht gänzlich übergangen werden. — Das slavische ljes und losso, lasso, der Wald, begegnet uns in mehreren Dorfnamen unsers Landestheils; ich nenne Lossen und Laasdorf im Altenburgischen, Laskau bei Pösneck, Epplas und Kemlas im Bezirke Hof und das Geraische Vorwerk Laasen. Auch Dörflas, das eine fränkische Ansiedelung zu sein scheint, wird von Herzog in seiner Geschichte des Thüringer Volkes mit hierher gezählt. Die erste deutsche Silbe unterscheidet die Ansiedelung von dem Walde. (Variscia, III. S. 105.) Einen Ort mit gleichem Namen giebt es auch bei Schwarzenbach an der Saale. — Coschütz bei Elsterberg, das um das Jahr 1480 Kosthwitz geschrieben wird, kann vielleicht mit Buschdorf übersetzt werden, wenn man es nicht vorzieht, hierbei an das slavische kocjel (kotjel), der Kessel, und somit an einen alten Opferplatz zu denken. — Die Ableitung der Namen Trieb und Treuen (Dreuen) von drewo, das Holz, oder drjowko, ein klein Gehölz, wurde früher schon mit angeführt.

Einige Ortsnamen müssen auf die Bezeichnungen von stehenden und fließenden Gewässern zurückgeführt werden. Jeßnitz darf man vielleicht von jazor oder jezor, ein See, ein Weiher, Netzsch von rjeka (retschka), ein kleiner Fluß, und Poritzsch von po rjezy, was am Flusse liegt, ableiten. Auch Ebelsbrunn, das 1303 urkundlich Alvolsburn, und 1336 Eyfelsborn geschrieben wird, steht ohne Zweifel mit dem Albo distudinza, der Alboquelle, Born des Albo, wie 1118 der Lindenborn genannt wird, im Zusammenhange.

Die Lage nach der Himmelsgegend ist in Zoppothen, von zapaduj, d. h. nördlich, die Winterseite, ausgesprochen. Vielleicht hat dieser Name auch mit Zopten bei Gräfenthal und Zobten in Schlesien gleichen Ursprung; dann würde er einen Lagerplatz bezeichnen (Variscia III. 107. V. 78.).

Daß auch Naturerscheinungen vereinzelt die Veranlassung gegeben haben, Ansiedelungen zu benennen, kommt mir nicht

unwahrscheinlich vor. In Schumanns Lexion von Sachsen (14. B. S. 90.) wird ein Vorwerk bei Thossfell „Wichen“ genannt; wichor heißt der Wirbelwind, wichorez holzy reiwaia, die Söhne des Wirbelwinds tanzen, sagen die Wenden in der Lausitz. — Andre Ortsnamen müssen wir auf die Benennungen von Bäumen, vereinzelt selbst auf die von Thierarten, zurückführen. Wolschendorf und Ölsnitz verdanken ihre Namen dem slavischen wolscha, olcza, Erle; olecnice bezeichnet eine Gegend, in welcher mehrere mit Erlen bestandene Plätze vorkommen. Man kann auch Hohenölsen hierher zählen, wenn nicht etwa der Name mit dem deutschen ahls, ein Hain, zusammenhängt. — Oschütz, eigentlich wol Woschütz, ist von wossa, die Espe, Groß-Kundorf bei Berga vielleicht von Koina, die Fichte, abzuleiten. Leubnitz brachte ich mit lobio in Verbindung; doch könnte man dabei auch an die Linde, lipa, denken, und unterstützt wird diese Ansicht durch die Thatsache, daß in dem Kirchensiegel von Leubnitz in der Plauenschen Gegend ein abgebrochner Lindenstamm mit einem dreiblättrigen Seitenschößlinge geführt wird. (Lex. v. Sachsen, 5. B. S. 633.) Vielleicht ist diese Ableitung auch auf Leubetha, südlich von Oelsnitz, anzuwenden. Bei Hohenleuben sind die Ansichten getheilt. Während Einige den Namen von dem nahen Liebenbache, d. h. Tiefenbache, der auch die Leube heißt, ableiten, weisen Andere dabei gleichfalls auf lipa hin. Hohenleuben würde dann aus Hohenlipen, Hohenleipen hervorgegangen sein. In Böhmen hat man die Stadt Lipa, in deutscher Zunge Leipa, dann ein Dorf Hohenleipa unfern Böhmisch-Kamnitz; und letzteres Wort, das mit dem voigtländischen Hohenleuben ähnlich lautend ist, bezeichnet einen Ort, der von einer oder mehreren hohen Linden, die einst hier standen, seinen Namen erhielt. Die Linde war der Lieblingsbaum der alten Slaven, was auch daraus ersichtlich ist, daß es allein in Böhmen gegen 90 Orte giebt, welche davon ihren Namen erhalten haben. Auch in dem

Pfarrgarten zu Hohenleuben stand gewissermaßen als Wahrzeichen des Ortes eine sehr alte, starke Linde; durch einen Gewittersturm am Anfange des laufenden Jahrhunderts wurde sie gespalten und mußte in Folge dessen gefällt werden. (Brentl u. Alberti im 16. Jahresb. d. voigtl. alterth. Vereins, S. 85.) — Obschon ich Jeßnitz von jezor, der Weiher, abzuleiten suchte, will ich hier doch auch daran erinnern, daß jež der Igel heißt, daß also eine andere Deutung des Namens möglich ist. Wir fahren, wenn wir dergleichen Erklärungen von Ortsnamen versuchen, häufig ohne Kompaß auf einem weiten See. Im Nebel, der sich auf dem Wasserspiegel lagert, suchen wir das schwache Blinken eines Sternleins, das durch den Schleier hie und da unsichtbar wird, als einen Leiter zu erfassen; wir richten uns darnach, bis uns ein hellerer Stern, der vortritt, wieder davon abbringt. Erwähnen will ich schließlich noch, daß Röppisch vielleicht von räb, das Feldhuhn, abzuleiten ist (Variscia III. S. 108.); nach einer Sage soll das Dorf früher Rehbusch oder Rehbüsche geheißen haben (Variscia IV. S. 81.); im Jahre 1362 hieß es Robschitz (Limmer, Gesch. d. Voigtl. II. 6. 14.).

In jener Zeit, als dunkle Waldungen in unserm Vaterlande ihre Herrschaft noch entfalteten, begrüßten die Bewohner jene Plätze um so freudiger, an denen eine Fülle goldnen Lichtes auf sie niederströmte. An solchen Stellen, die einen freien Blick ermöglichten, stellten die Slaven das Bildniß ihres Lichtgottes Swantewit, ihres Sonnengottes auf. Hier feierten sie auch ihre heitern Frühlingsfeste. Im tiefsten Walddunkel dagegen mochte gewöhnlich ihr schwarzer, finstrer Gott, der Czorneboh, verehrt werden. Im Schauer dunkler Waldungen wurde das Gemüth geängstigt und zur Versöhnung mit feindlich gesinnten Mächten angetrieben.

Wahrscheinlich bezeichnen viele der Teufelskanzeln, Teufelssteine, welche, umwoben von der Sage, noch heute als Zeugen des grauen Heidenthums erhalten sind, solche Plätze, an denen den

finstern Gottheiten der Slaven Opfer gebracht wurden. Ehe wir den Spuren slavischer Götter, und insbesondere des Lichtgottes und dann des Czorneboh in den Ortsnamen des Voigtlands nachgehen, ist es gerathen, einen Blick auf jenen Dualismus in der slavischen Götterlehre hinzuweisen. Als höchste Gottheit wurde der Bielebog oder Swantewit verehrt. Vielleicht hat man sich unter erstem Namen, der „weißer Gott" in deutscher Uebersetzung lautet, nur ein gutes Princip und kein persönlich gedachtes Wesen vorzustellen. Er drückte dann eine Gesammtheit von Göttern aus, die man im Gegensatze zu dem bösen Urgrunde als eine Einheit aufstellte. Zu ihr gehörte dann der Swantewit, dessen Name aus swiaty, szwanta, heilig, und swieza, das Licht, gebildet worden ist. Er war der persönlich vorgestellte Bielebog, der gute Gott, und er wurde da und dort als Radegast verehrt. Dem Swantewit, der auch als Sonnengottheit angesehen wurde, so daß sein Name dann von swonzez, die Sonne, abgeleitet wird, war, wie dem germanischen Odhin, das weiße Pferd geheiligt. Nicht überall verehrte man in ihm zugleich den Radegast; war dies der Fall, so galt er auch als Gott des Kriegs. Rada, der Rath, und gosetz, der Wald, setzen den Namen Radegast zusammen; er wird durch diese Deutung zum rathgebenden Waldgotte; dabei war er der slavische Kriegsgott und der Gott der Freude. Im Gegensatze zu dem Bieleboh verehrten die alten Slavenvölker auch den Czorneboh. Dieser Name drückt jedenfalls in gleicher Weise wie der Bieleboh keine persönlich gedachte Gottheit, sondern nur eine Gesammtheit von bösen, den Menschen feindlichen Göttern aus. Vielleicht, so meinen Einige, ist der Kultus des Czorneboh erst aufgekommen, als bereits die Christenpriester das Evangelium vom Gottessohn verkündigten. Vielleicht, so sagen Andere, bezeichnet Czorneboh im Allgemeinen jede slavische Gottheit, die den Bekehrten als eine finstre Macht gepredigt ward. (S. meine Geschichte der Oberlausitz S. 25 u. 26.) Die meisten Zeugnisse jedoch thun dar,

daß bei den Slaven wirklich ein Dualismus in der Götterlehre, der Kultus eines Bieleboh und Czorneboh bestanden hat. Nach diesen einleitenden Bemerkungen mögen Ortsnamen, aus denen auf die frühere Verehrung slavischer Götter geschlossen werden kann, hier eine Stelle finden.

Eine freie Lichtung und auf ihr ein Opferplatz des Swantewit befand sich jedenfalls bei Zwickau. Der Name dieser Stadt ist auf szwiez, von dem wendischen ja szwieczu, d. h. ich leuchte, zurückzuführen; in Verbindung damit stehn die Namen der nicht weit davon entfernten Orte Lichtenstein und Lichtentanne, da das slavische Zwickau mit Lichtenau zu übersetzen ist. In dem genannten Lichtentanne ist das zweite Wort kein deutsches, es bezeichnet nicht den Baum, sondern ist vom slavischen dany, das Land, der Boden abzuleiten. Jedenfalls kehrt dieses dany auch im Ortsnamen Schnarrtanne wieder, der auf der Streitschen Karte Schnarr-Dann geschrieben wird. Daß der Name Zwickau so gedeutet werden muß, wie oben angegeben wurde, möchte durch das Schwanenfeld, den Schwanenteich mit unterstützt werden. Das Schwanenfeld ist ursprünglich swiaty oder szwanta swieza, das heilige Licht, doch tritt bereits 1110 die gegenwärtige Verdrehung des ursprünglichen Namens auf. (15. Jahresb. d. alterth. Ver. zu Hohenleuben, S. 9.) — Rodewisch bei Auerbach, dessen Name nach einer Sage von den daselbst befindlichen Goldwäschen an der Göltzsch, die „rothe Wäsche" genannt, abgeleitet wird (Engelhardt, Erdbeschr. von Kursachsen, 3. B. S. 116.), erinnert besser an den Radegast; wenigstens wird diese Ansicht durch zwei Örtlichkeiten in der Oberlausitz unterstützt. Das Dorf Rodewitz bei Bautzen heißt wendisch Roswodeczy; zu ihm gehören Häuser, die nach einem Berge, auf dem sie liegen, Sonnenberg genannt werden. Wurde dort der Swantewit, der slavische Sonnengott verehrt, und erhielt auch Rodewitz von dem im Göttersysteme an seinen Platz getretenen Radegast den Namen? Wenn dies so ist, sollte da nicht

auch das voigtländische Rodewisch darauf zurückzuführen sein? — An den Swantewit erinnern uns auch Schwand bei Plauen, desgleichen das Dorf Schwanditz bei Altenburg, welches in Urkunden Schwanz, Schwanditz und Schwandewitz genannt wird.

Die Erinnerung an einen Czorneboh, vielleicht auch blos an einen dunkeln Waldort, an dem, wie zu vermuthen ist, das Bildniß irgend einer finstern Göttermacht der Slaven stand, ist uns durch einige Ortsnamen, die sämmtlich die Wurzel czorne, czerne, d. h. schwarz, haben, erhalten worden. Bei Hof und Weida giebts zwei Dörfer Zschorda, die durch den Klang des Namens uns zugleich an czert erinnern. Dieses czert, die wendische Bezeichnung für den Teufel, veranlaßt uns insofern bei dem Namen Zschorda an den Czorneboh zu denken, als in jener Zeit, da das Heidenthum der Christuslehre wich, der schwarze Slavengott vielfach als gleichbedeutend mit dem Teufel hingestellt wurde. Außer Zschirnikel sind hier auch Blintendorf und Plohn zu nennen. Die vielbestrittne slavische Gottheit Flins, welche jedenfalls mit Pilnitis und Pilwitz in Eins zusammenfällt und die als Drache Plon der Schatzspender, der Gott des Reichthums und zugleich der Gott des Todes war, wird als persönlich dargestellter Czorneboh betrachtet. (Haupt, Sagenbuch d. Lausitz, S. 19.) Ich sehe mich veranlaßt, die letztgenannten Dorfnamen, an die man auch vielleicht noch Pöllwitz reihen dürfte, mit Plon und Pilwitz oder Flinz in Zusammenhang zu bringen. Die Namen der Orte Osseck bei Hof und Osseck am Wald hat Ernst in seiner Geschichte der Stadt und des Bezirks Hof (S. 20) von einem Ozek oder Percun, den er als slavischen Gott des Donners anführt, abgeleitet, und ebenso bemerkt er von dem Swantewit, daß derselbe auch Jodiot, der Helfer, oder Zediot, der Gnädige, hieß, und er leitet davon Joditz und Zedtwitz, zwei Dorfnamen in der Höfer Gegend ab. — Die Namen andrer Gottheiten der Slaven sind in den Ortsnamen nicht zu erkennen;

höchstens könnte man bei Bobenneukirchen an die slota baba, die goldne Hebamme, eine von manchen Schriftstellern angeführte Untergöttin, erinnert werden; der Ort kommt urkundlich 1206 als „Baban nuen Kirchen" vor. (Lexic. v. Sachs. 14. B. S. 511.) Und wenn wir die Blicke bis Meerane lenken, so finden wir daselbst auch eine Spur, die uns bestimmt, den vielbezweifelten Gott Crodo, den Krankenhelfer, hier mit anzureihen. Hinter dem Dorfe Crotenleide soll sogar vor Jahren ein Opfertisch gefunden worden sein. (Dr. Leopold, Chronik u. Beschreibung der Fabrik- u. Handelsstadt Meerane. S. 9.) Ist aber das in Wahrheit gegründet, was Gschwend in seiner eisenbergischen Chronik (S. 200) schreibt, daß „viele gemeine Leute den Namen Crodo als Kröte bei ihren Verwünschungen annoch oft im Munde führen", daß also „Kröte" von Crodo abzuleiten ist, dann dürfte man vielleicht auch im Bezirke von Hof den Weiler Krötenbruck, sowie den Krötenhof daselbst als Erinnerungen an den Crododienst hier anführen. Erinnern will ich bei den Namen auch an das bereits genannte slavische kruty, d. h. öde. Im Neuen lausitzischen Magazin (6. B. 3. H. S. 313.) führt Preusker die Ziza als sorbische Göttin mütterlicher Ernährung an; einer ihrer Tempel soll bei Zeitz gestanden haben. Wenn wir nun auch im Voigtlande keinen Ort haben, der in seinem Namen die Erinnerung an die genannte Göttin uns bewahrt hat, so mag doch hier erwähnt werden, daß bei Wilhelmsdorf im Orlgau, der in diesen Ueberlieferungen nicht übergangen werden kann, eine Gegend Zis oder Zitz genannt wird. Von manchen Forschern wird eine Zisa unter den germanischen Göttinnen angeführt und dann als gleichbedeutend mit der römischen Venus oder als Erntegöttin angesehen. Zis oder Zits bedeutet auch das heilige Feuer. (13. Jahresb. d. voigtl. alterth. Vereins, S. 56. Haupt, Sagenbuch d. Laus. S. 16.)

Heilige Plätze der Slaven befanden sich vielleicht bei Zwosch-

witz und bei Zwötzen. In der Nähe des letztern Dorfes erhebt sich der Zwots- oder Zots-, d. h. nach Limmer „heilige Berg". Von Gera aus zog sich bis Kronschwitz die Zwotenawe, das „heilige Thal", von welchem der Name des Dorfes abgeleitet wird. (Gesch. d. Voigtl. II. S. 611.) — Hinsichtlich des Dorfes Zwodta mag an das erinnert werden, was bei dem gleichen Flußnamen gesagt wurde; wenn man dabei von Zwotjitj absieht, so schließt man sich vielleicht an jene Ableitung von sweta, d. h. die Heilige, an; im Böhmischen bezeichnet swati bor einen heiligen Hain. Daß die nahe Kutten- oder Kottenheide vielleicht ein heiliger Platz der alten Sorben war, wurde früher schon erwähnt. Bedeutsam ist für jene Gegend der Ursprung zweier Flüsse, der Mulde und der Zwodta, ferner die alte Nachricht, daß daselbst einst eine dem St. Petrus geweihte Kapelle stand. Das Petrusbild verdrängte dort vielleicht das Bildniß eines slavischen Gottes. Erwähnt wird diese Peterskapelle auf der Kuttenheide schon von Paul Niavis, einem Schriftsteller des 15. Jahrhunderts, der auch bereits von Pechsiedern und Potaschbrennern jener Gegend spricht. Nach einer andern, freilich unhaltbaren Meinung (Lex. v. Sachs. 5. B. 113) stand selbst ein Kloster auf der Kuttenheide; „wahrscheinlich", so wird erzählt, „zogen die Mönche des unwirthbaren Klimas wegen aus"; sie hatten angefangen, „die Gegend zu kultiviren, denn überall, oft da, wo die ältesten Bäume stehen, entdeckte man die Spuren von Furchen oder Beeten." Obwohl ich auf das slavische kutlicz, d. h. ausweiden (eine Wurzel, welche wir in „Kuttelhof" für Schlachthof wiederfinden) bei der Deutung des Namens Kuttenheide hingewiesen habe, so will ich doch bemerken, daß „Kutten" auch einige alte sächsische Bergwerke genannt werden. Jedenfalls ist dieses Wort nicht minder von dem slavischen kutlicz abzuleiten; doch dürfte es veranlassen, die Meinung auszusprechen, daß Kuttenheide einen Platz bezeichnet, auf welchem man vor Alters Bergbau trieb. Vielleicht kann man

auch eine Ableitung vom slavischen cot (= cusch), der Berg, oder von chod, ein Gang, ein Wallfahrtsweg, versuchen. Daß Einzelne den Namen Kuttenheide von den Kutten der Mönche, welche an dem Platze sich angesiedelt haben sollten, ableiten, will ich als Curiosum nur erwähnen; eher könnten wir an „Kutter“, die im Voigtlande noch hin und wieder gebräuchliche Bezeichnung für Rinde oder an das deutsche coth, die Hütte, denken, wenn uns die Ableitung des Namens aus dem Slavischen für gewagt erscheint. — Einen heiligen Platz der Slaven will man auch in Koskau bei Mühltruff wiederfinden (Lex. v. Sachsen, 17. B. S. 533.); den Namen übersetzte man mit Tempelheim, und das böhmische kosti, für Gebeine, Urnen, sowie das schon genannte kocjel, der Kessel, sind vielleicht damit verwandt. Heilige zum Opferdienst bestimmte Plätze auf Bergen wurden von den alten Slaven köstel oder kosicat genannt. (Ernst a. a. O. S. 20.)

In jener Zeit, als das Christenthum bei den slavischen Bewohnern des Landes Eingang gefunden, dessenungeachtet aber noch in einzelnen Bezirken der Glaube an die alten Götter sich erhalten hatte, entstand vielleicht der Name Pahnstange für eine Ansiedelung bei Schleiz. Ursprünglich hieß der Ort, wie Resch (17. Jahresb. d. voigtl. alterth. Vereins, S. 92) vermuthet, Pohanistanje, d. h. Heidenstrich; hier hatte sich vielleicht mitten unter den zum Christenthume bekehrten Slaven eine heidnische Gemeinde einige Zeit erhalten. In den Kirchbüchern von 1600 bis 1620 wird der Ort „Bahnstany“ geschrieben, und nach einer Sage erhielt er seinen Namen davon, daß die ersten Anbauer wegen des sumpfigen Bodens sich von Holzstangen eine Bahn oder einen Weg gebildet haben sollen.

Außer Ortsnamen, welche einen naturbeschreibenden Charakter an sich tragen, oder welche selbst auf den religiösen Kultus des Sorbenvolkes hinweisen, findet man im Voigtlande auch Ortsbenennungen, die sich auf die Kultur des Bodens und auf den alten Straßenbau beziehen. Nach Limmer (Gesch. d. Voigtl.

III. S. 840) soll das Vorwerk Zadera bei Plauen die Anlage irgend eines Herrn von Zschadraß sein; in einer Urkunde von 1371 wird ein Dietrich von Zschadraß angeführt. Mir scheint es jedoch wahrscheinlicher, obschon bei jener Ableitung auf Zschadras, ein Dorf bei Colditz, hingewiesen wird, dabei an zagroda, die Verzäunung der Gärten, oder an zawora, das Ackervorende, von zaworaty, zupflügen, zu denken. Dieselbe Wurzel hat wahrscheinlich auch der Name Schauderei, welchen ein zu Schloß Berga gehöriges Vorwerk trägt.

Schmorda bei Ranis ist das slavische schmurda, eine Hufe Landes, welche die sorbischen Knechte wegen ihrer Treue von ihren deutschen Herren erhalten hatten und welche sie bebauten. (13. Jahresb. d. voigtl. alterthumsf. Vereins, S. 60.) — Raila ist von reju, d. h. ich grabe, abzuleiten und demnach dem deutschen „Reuth" entsprechend. — Röppisch, das früher von räb, das Feldhuhn, abgeleitet wurde, könnte auch auf rab, der Knecht, zurückzuführen sein. An rożka oder roscź, das Korn, vielleicht auch an das Zeitwort rosz = wachsen, erinnert jedenfalls der Name Roschütz für ein Dorf bei Ronneburg. Böhme erwähnt in seiner ronneburgschen Chronik (S. 128) bei diesem Dorfe ein thurmähnliches Gebäude, welches im dortigen Rittergute steht und beim Volke „Kempfe" heißt. Dieses ursprünglich slavische Wort lautet in einer Urkunde von 1403: kemenata oder kempte, d. h. ein Schloß oder Haus von Stein. Auf das slavische draga, an der Straße, weisen jedenfalls die Dorfnamen Drochaus, Drogen, Trogenau und vielleicht auch Droßdorf hin, letzterer erinnert wenigstens an Droskau in der Niederlausitz, bei dem dieselbe Ableitung versucht wurde. Möglich ist es auch, daß für genannte Namen die Wurzel in dem slavischen dru oder dreju, d. h. ich haue ab, gefunden wird. — Meerane leitet man vom sorbischen mer, die Grenze, ab, weil die Herrschaft dem Gaue Plisny (Pleißengau) angehörte und die Stadt demnach eine Grenzfestung des Pleißnerlands

gegen den Zwickauer Gau oder gegen Böhmen war. Andere finden sich bestimmt, den Namen von einem früheren Zusammenflusse vielen Wassers, „Meer“ genannt, oder von dem Namen des Flüßchens abzuleiten, das durch die Vereinigung des Dietrichs- und Seifertitzbachs unterhalb der Stadt entsteht, und das noch heutigen Tages „Meerchen“ heißt. (Leopold, Chronik von Meerane, S. 5 u. 6.) — Bei solchen Namen, die ihr slavisches Gepräge nicht deutlich an sich tragen, wird eine Ableitung und Deutung immer schwierig bleiben. Unverkennbar slavisch ist der Name Woja, sowie Wustuben, für Weiler in der Umgegend von Hof. Der erstere ist vielleicht von wojicź, fangen, der letztere von wustup, der Austritt (z. B. aus dem Hause), abzuleiten. In seiner ersten Hälfte ist auch Moschen- oder Muschendorf an der Saale slavisch; ich würde es mit „Männerdorf“ (von muź, der Mann) übersetzen.

Früher wurde darauf hingewiesen, daß die Sorben im Voigtlande hin und wieder Bergbau getrieben haben mögen. Darf man den Namen des Dorfes Röttis, in dessen Nähe noch heute Eisenstein gegraben wird, von ruda, das Eisenerz, ableiten? Schlodit bei Plauen erinnert uns an sloto oder swoto, das Gold, welches Metall vielleicht daselbst wie in der Göltzsch und Zwodta gesucht wurde. Unterstützt wird diese Ansicht durch den Schloditzbach, der sich bei Tharand in die Weißeritz ergießt, und der in seinem Sande nach sagenhaften Ueberlieferungen, die jedenfalls ganz unabhängig von dem Namen gebildet wurden, Goldkörner enthalten haben soll.

Alle Ortsnamen, welche auf die Kultur des Landes und auf frühere heilige Plätze bezogen werden müssen, stammen jedenfalls aus jener Zeit, während welcher das Sorbenvolk in Ruhe auf dem neugewonnenen Heimathboden wohnen konnte. Die Zeit des Kampfes und der Unterdrückung nahte nur zu bald, und es erhoben sich Befestigungen, damit man innerhalb der Landesgrenzen das Volk durch Schrecken zügeln und nach Außen

gegen seine Feinde drohend dastehen konnte. Die slavischen Namen Greiz und Hradschin bezeichnen einfach Burgen. Des erstern Wortes wurde schon gedacht; der Name Hradschin, vom cschechischen hrad, die Burg, wurde dem auf einer Höhe gelegenen Schlosse in Plauen entweder schon in der Slavenzeit, oder durch Heinrich von Gottes Gnaden oder dessen Vater Heinrich den Feldhauptmann, erst im 13. Jahrhunderte gegeben. Beide Voigte waren jedenfalls wegen ihrer Verhältnisse zu den Böhmen der cschechischen Sprache mächtig.

Schließlich mag noch darauf hingewiesen werden, daß, wie in den Benennungen fließender Gewässer, auch in Ortsnamen die Erinnerungen an die Namen slavischer Volksstämme erhalten worden ist. Serba bei Eisenberg, in Urkunden Sörbow genannt, Serbitz bei Altenburg, sowie Sorne bei Mosbach, die Sorbenburg bei Saalfeld und die Sormitzburg bei der Schlingenmühle nicht weit von der Saale, weisen auf die Sorben hin. (13. Jahresb. d. voigtl. alterth. V. S. 57.) Wilsch- oder Weilschberg, Meilitz oder Mihlitz und Mildenfurth dagegen sollen ihre Namen von dem Stamme der Milzen oder Milczener tragen; an letzterm Orte soll über die Weida ein Uebergangspunkt des genannten Volksstammes gewesen sein. (13. Jahresb. d. v. a. V. S. 58.) Auch Wünschendorf bei Berga, welches früher Oberwyndischdorf geheißen hat, sowie Rottmannsdorf bei Planitz, das zum Unterschiede von dem Dorfe gleichen Namens in der Nähe Neumarks Wendisch-Rottmannsdorf genannt wird (Lex. v. Sachs. 9. B. S. 513), mögen von den Slaven angelegte und den Volksnamen der Winden oder Wenden tragende Orte sein. Die Kirche des letztgenannten Dorfes bestand schon vor der Reformation und wurde 1545 als Filial zu Ebelsbrunn geschlagen. Erinnern will ich auch an Wendshaus zwischen Reiboldtsgrün und Rautenkranz. Dasselbe soll nach einer Mittheilung zwar neuern Ursprungs sein, denn es wird erzählt, daß sich der Vater

des jetzigen Besitzers, ein geborner Wende, welcher in der Gegend diente, hier später angesiedelt habe; doch dient es immerhin, wenn diese Angabe die richtige ist, zur Unterstützung der Behauptung, daß alle Orte, welche die Bestimmung „Wendisch" vor ihren Namen tragen, wirklich von den Slaven (Wenden) gegründet worden sind. Die Volksbezeichnung „Wenden" ist überdies im Voigtlande auch in Familiennamen noch erhalten; in Reichenbach giebts eine Familie Windisch.

Ich will bei dieser Gelegenheit noch darauf hinweisen, daß Limmer, mehr seiner Phantasie, als geschichtlicher Begründung folgend, die voigtländischen Sorben zu einem großen slavischen Stamm der Rußen oder Reußen, d. h. nach ihm Steppen- oder Heidebewohner, zählt, und daß er damit nicht blos den Fürsten- und Landesnamen Reuß, sondern auch die Benennung des Dorfes Reuße bei Plauen in Verbindung bringt. Was letztern Namen anlangt, so wird von Resch (17. Jahresb. d. voigtl. alterth. Vereins, S. 27) dabei aufs slavische ros und das germanische risz, welche Wörter die Bedeutung theilen oder reißen haben und häufig in der Benennung fließender Gewässer wiederkehren, hingewiesen. Der Fürstenname Reuß dagegen, welcher 1289 zuerst gebraucht wird, steht allerdings mit „Ruße" in Verbindung, ohne jedoch, wie schon sein späterer Gebrauch beweist, irgend eine Stammbezeichnung des Sorbenvolkes anzugeben. Im obengenannten Jahre werden in einer Urkunde des Heinrich, Voigt von Plauen, dessen zwei Söhne Heinrich, genannt der Böhme, u. Heinrich, genannt der Ruße, als Zeugen angeführt. Da nun die Mutter dieser beiden jungen Voigte aus Böhmen, die Großmutter aber aus Rußland gebürtig gewesen war, so ists wahrscheinlich, daß die Söhne und Enkel vorzüglich diese beiden Länder besucht hatten. Ja, es kann vermuthet werden, daß sie in ihrer Jugend in beiden Ländern Kriegsdienste genommen und in der Folge zum Andenken ihre Beinamen erhalten oder freiwillig angenommen hatten. Die Sitte, nach dem Lande, in

welchem man gelebt und Waffenthaten verrichtet hatte, sich zu benennen, war damals unter dem höhern Adel nicht ganz ungewöhnlich. (15. Jahresb. d. voigtl. alterth. Vereins, S. 63—79.) Mit dieser Angabe mag die Reihe der slavischen Localnamen geschlossen sein. Manche derselben sind so germanisirt worden, daß unter dieser Umgestaltung die Wurzel nur mit Schwierigkeit noch zu entdecken war; in vielen Fällen konnte sie auch nur vermuthungsweise angegeben werden. Andre Namen tragen ihre Abstammung noch deutlich an sich, und besonders gehören hierzu alle Ortsbenennungen auf itz, eine Silbe, die man fälschlich von wjas und wjcs, das Dorf, ableitete und so auch übersetzte. Es muß vielmehr das itz oder witz als die bekannte wendische Pluralform jice angesehen werden. (N. laus. Magazin. 20. B. 1. H. S. 67.)

Bei der nun folgenden Besprechung deutscher Localnamen halte ich dieselbe Anordnung wie bei den slavischen Namen ein. Wir richten unsre Aufmerksamkeit deshalb zuerst auf die Benennungen von Bergen, Hügeln oder Felsgebilden.

Das alte duren, das Hohe oder das Gebirge, welches dem Worte „Tauern", als Bezeichnung der höchsten Kämme der Tyroler Alpen, und dem Volksnamen „Teuriochaimen" zu Grunde liegt, kann auch in Höhennamen innerhalb des alten Voigtlands und seiner angrenzenden Bezirke nachgewiesen werden. Ich erinnere an die Teure oder Teuriche, eine Hügelkette zwischen Gräfendorf und Ranis, und an den Teurichberg bei letztgenanntem Orte und zwischen Colba und Neuenhofen. Eine Gegend bei Neuenhofen nennt man ebenfalls die Teure.

Der Name Pöhl und Bühl, ursprünglich Bühel oder nach dem Theuerdank auch Pühel, kommt als veraltete Benennung eines Hügels häufig vor. Gewöhnlich treten nähere Bestimmungen, die entweder von Bäumen, Thieren oder von Besitzern entlehnt wurden, hinzu. Ein Birkpöhl (Pirkpöhl, von dem Dorfe Pirk?) findet sich bei Planschwitz, ein Fuchs-

pöhl bei Bösenbrunn, ein Hasen- und ein Lerchenpöhl bei Ölsnitz und ein Wolfsbühl bei Burgk. Es ist auch möglich, daß der letztere nicht auf das Thiergeschlecht hinweist, sondern die nähere Bestimmung von einem Besitzer Namens Wolf erhalten hat. Auf die Besitzer weisen der Schilbachspöhl bei Lauterbach, der Adlersbühl bei Mißlareuth und der Engelhardtspöhl bei Ölsnitz hin. Ein Eisenpöhl, auf oder an dem früher Eisensteine gegraben wurden, findet sich bei Selbitz, ein Steinbühl bei Conradsreuth. Bei Planschwitz liegen noch ein Unglücks- und ein Großpöhl; einen Floßpöhl finden wir bei Schönbrunn, und auf dem mit drei bis vier Kiefern bewachsenen Herrnpöhl, südöstlich von Bergen, wird als besondere Merkwürdigkeit ein altes Wasserloch mit ungefähr drei Ellen Wasserstand gezeigt, welches selbst in trocknen Sommern nicht leer geworden ist. Der höchste am Dorfe Würschnitz liegende Berg heißt blos der Pöhl, hin und wieder auch Husarenberg. Den letzten Namen soll er seit dem 30jährigen Kriege erhalten haben, und es wird erzählt, daß die Schweden im nahen Elsterthale ein großes Lager hatten. Als Beweis dafür werden von dem Volke die hin und wieder in der Gegend aufgefundnen „kleinen Hufeisen von besondrer Form“, sogenannte Schwedeneisen (richtiger wol Sueveneisen) angeführt.

Die Form der Höhen, die Neigung oder schroffere Stellung ihrer Abhänge sind ebenfalls in manchen Namen ausgesprochen. Unter Leite bezeichnet man nicht blos die sanfte Abdachung, sondern zuweilen auch den Hügel selbst, insofern der Neigungswinkel seiner Oberfläche ein sehr kleiner ist. Es haben diese „Leiten“ noch nähere Bestimmungen erhalten. So finden wir zwischen Raasdorf und Unterwürschnitz eine Hallerleite, bei Unterhermsgrün eine Kühleite und bei Reichenbach die Hutleite. Die Luchsleite in der Herrschaft Burgk schreibt sich aus jener Zeit her, da man im Voigtlande noch Jagd auf Luchse machen konnte. Eine Bergwand in der geraischen Gegend, die sich vom

„Heidengottesacker" bis nach Pfordten zieht, bezeichnet man als Mönchsleite, weil sich nach einer Sage daselbst in früherer Zeit ein Klausner aufhielt. (Hahn, Gesch. v. Gera II. S. 1137.) Eine Hesenleiten, die vom Gotte Hesus ihren Namen haben soll, findet sich im Stübacher Forst in der Höfer Gegend (Ernst a. a. O. S. 19.), und bei Schwarzenbach an der Saale wird eine Örtlichkeit blos Leiten genannt. Eine schwarze Leite, die vielleicht vom Boden oder von früherem Nadelholzbestande ihren Namen erhalten hat, giebts bei Dobeneck. Es muß hier auch die Schmalzleite, d. h. die Fluren, welche sich vom Lauterbacher Magneteisenstein-Bergwerke bis zur Fuchsmühle hinziehen, genannt werden. In manchen Gegenden nennt man die Butter „Schmalz", so daß wir figürlich unter Schmalzleite einen fruchtbaren und fetten Weideplatz, der sich zu einträglicher Viehzucht eignet, zu verstehen haben. Der an der Straße zwischen Adorf und Schöneck liegende Leitersberg kann ebenfalls hierher gezählt werden.

Der Wendelstein bei Falkenstein, welcher zu 2278 Fuß über den Meeresspiegel aufsteigt, trägt in seinem Namen den Begriff des hohen, schroffen Felsen. Das Wort, welches in den südwestlichen Alpen als „Wandelgebirge", und in der Bezeichnung senkrecht aufgestellter Grenzsteine als „Wandelsteine" wiederkehrt, erscheint mit dem Gebirgsnamen: „die hohe Veen" verwandt. Etymologisch stützt es sich auf das im Französischen und Englischen noch vorhandene Zeitwort vanter, to vaunt, sich rühmen, brüsten, hochragen, wovon die Gebirgsbenennungen Veen, Vinne nur Diminutiven sind. (B. Resch in der Variscia, 5. Lief. S. 62.) Unterstützt wird diese Ansicht dadurch, daß der Wendelstein auch Winnerstein genannt wird. (Lex. v. Sachsen, 16. B. S. 555. u. 15. B. S. 747.) Limmer vermuthet, daß auf ihm ein Versammlungsplatz des Freigrafen und der Schöffen der Vehm gewesen sei und erzählt, daß in den letzten 20 Jahren des vorigen Jahrhunderts daselbst ein Stein mit den eingegrabenen Insignien der

Vehm: „Undis, Laqueo, Ferro, Veneno, d. h. durch die Fluthen, mit dem Stricke, mit dem Dolche und durch Gift", gefunden worden sei. „Aus einer Urkunde, durch welche Kaiser Karl IV. das Kloster Corvey zur Errichtung von »Vryen Dinkstühlen« oder Vehmgerichten und zur Besetzung solcher mit Freigrafen berechtigt, geht hervor", so sagt Limmer anderwärts, „daß der Kaiser die westphälischen Vehmgerichte begünstigt hat, und es mag wol sein, daß er in seinem neuerworbenen Gebiete Schöneck die Errichtung von Freistühlen ebenfalls gestattete (Gesch. d. Voigtl. I. S. 188. III. S. 649).

Vom Wendelstein setzt sich bis Auerbach ein Zug von schroffen Felsen fort. Einer dieser Felsengipfel heißt im Volksmunde der „Bennelstein", nach Schiffner (Lex. v. Sachsen, 15. B. S. 747.) „Bendelstein". Ich fühle mich versucht, dem Namen gleiche Deutung wie dem Wendelstein zu geben, wenn man bei ihm nicht auf das niedersächsische „Behnd" oder „Bend", eine Art kleiner Binsen, hinweisen will. Wuchs dieses Pseudogras vielleicht in Menge auf dem theilweise heut noch feuchten Abhange von dem Felsen nach dem Auerbacher Thale?

Ein hoher, einzeln stehender Fels heißt in Norddeutschland Klint. Davon schreibt sich jedenfalls der Name Klintig, wie man einen Berg bei Ranis und einen anderen bei Obernitz an der Saale nennt, und ebenso der Klintigberg bei Neulsdorf und der Klintigfelsen mit einer Klintighöhle unweit Ranis her. — Wenn man Bedenken trägt, das erste Wort in „Schneckenstein" aus dem Slavischen abzuleiten, so kann auch dieser Name hier mit genannt werden. Zu seiner Deutung ist dann das englische snag herbeizuziehen, welches nicht blos die Bedeutung einer Schnecke oder eines Spitzzahns, sondern auch die eines spitzen Höckers, einer Zinke oder eines Knorren hat.

Da mit dem Worte Kiel der Begriff der Länge, oft auch der der Schärfe verbunden ist, so kann man einen so genannten Berg nördlich von Klingenthal mit unter den Anhöhen nennen,

deren Namen zugleich auch ihre Formen aussprechen. — Die besondere Beschaffenheit des Bodens ist vielleicht im ersten Worte des Namens Fullberg ausgesprochen. Der Fullberg, eine Felswand, zieht sich oberhalb Walterdorf am Knottengrunde hin. Vielleicht befand sich einst in seiner Nähe eine Walkmühle und es wurde dort ein weißer Thon, der sich zum Walken und Waschen wollener Tücher eignete, gegraben. In einigen Gegenden bezeichnet man mit „Fuller“ einen Walkmüller, mit „Fullerde“ (niedersächsisch Bullerde) dagegen die Walkerde; das englische to full heißt walken. — Auf Bergbau oder Hüttenwesen weisen die Namen folgender Berge hin: Zinnreuth, eine Höhe an der Göltzsch, deren schon gedacht wurde, der Goldberg bei Klingenthal, der Eisen-, Docks- (Docklars-) und vielleicht auch der Öschberg. Auf und an dem Eisenberge bei dem Dorfe Pöhl wird noch heute Bergbau auf Eisenstein getrieben; dasselbe geschah in früherer Zeit auf dem Docksberge bei Raschau, und derselbe erhielt wahrscheinlich von gewissen Hölzern in den Bergwerken seinen Namen; nach Adelung sind Docken kurze, dicke Säulen. In Schumanns Lexicon von Sachsen (17. B. S. 395.) heißt der Sachsenberg bei Klingenthal auch Oeschberg. Wahrscheinlich soll der Name „Aschberg“ lauten, wie der des Dorfes, das auf der höchsten Spitze des Sachsenberges von böhmischen Exulanten im 17. Jahrhunderte gegründet ward. Nach einer Ueberlieferung sollen die ersten Anbauer des Ortes Asche für die nahe Glashütte gebrannt haben; man nannte den Ort in Folge dessen Aschberg (Wolf, geschichtliche Nachrichten über das Klingenthaler Kirchspiel, 1. H. S. 16.); doch ist zu vermuthen, daß vor dem Orte bereits der Berg denselben Namen trug.

Die Namen einiger Berge oder Hügel weisen auf frühere Waldungen und Haine hin.

Nördlich von Unter-Bergen liegt der Harzberg; man hat dabei wol weniger an die Harzgewinnung, als vielmehr an hart

oder harz, einen großen Wald, zu denken. — Einen Hainberg giebts bei Weida, einen andern bei Gera, dicht am linken Elsterufer; bei Ziegenrück giebts eine Hainkoppe; und wahrscheinlich hat man auch den Namen „Weinberg“, der im Voigtlande einzelnen Anhöhen gegeben wird, auf das ursprüngliche „Hain“ zurückzuführen. Das dem Weinbau ungünstige Klima unsers Landes, welches früher noch viel rauher war, und die häufig zu sehr mitternächtige Lage dieser Berge lassen nicht, oder nur selten an die Kultur der Reben denken. Unterstützt wird obige Erklärung dadurch, daß in jenem Flurstriche bei Hohenleuben, in welchem ein sogenannter Weinberg liegt, Hainäcker und eine Hainreut vorkommen. Der Name Weinberg wird außerdem noch einer Anhöhe bei Burgk und andern bei Döhlen und Adorf beigelegt (Variscia 3. B. S. 106.).

Nach Krenkels Annahme (Blicke in die Vergangenheit der Stadt Adorf, S. 32.) sollen auf dem „Weinberge“ zwischen Adorf und Markneukirchen Versuche mit Weinbau, die seit 1562 im sächsischen Voigtlande ohne Erfolg angestellt wurden, gemacht worden sein. — Es muß daran erinnert werden, daß Hain von hagin, d. h. hegen, abgrenzen, absondern, abzuleiten ist. Nach altgermanischer Vorstellung ist alles Abgesonderte auch heilig und daher ist dem Hain an sich die Heiligkeit schon eigen; er ist ein zu heiligen Zwecken abgegrenzter Wald. Außerdem wird darauf hingewiesen, daß Hain auch einen Götzen, wenigstens ein Götzenbild bedeutet, und daß davon vielleicht der Name Heinchen abzuleiten ist. Die Heinchen sind vielleicht als Hainbewohner oder Waldzwerge zu deuten; die Zwerge aber werden als Nachkommen der Götter wie die Riesen angesehen, mit denen sie auf Grund der Sage in vielen Punkten übereinstimmen. (Haupt, Sagenbuch der Lausitz, S. 15 u. 51.) — Mit dieser Hinweisung auf die frühere Heiligkeit der Hainberge ist zwar den Angaben vorgegriffen worden, welche später bei den eine religiöse Bedeutung aussprechenden Höhennamen folgen sollen;

doch hielt ich es für zweckmäßiger, die Hain- und Weinberge als Höhen, die früher einen Wald getragen haben oder jetzt noch tragen, dem Harzberge bei Bergen anzuschließen. — Auf seine Lage im Waldgebirge weist der Name des schauerlichen Waldsteins im münchenbergischen Bezirke hin; er galt ehemals als Wohnsitz der Wald- und Berggeister, hatte also ebenfalls im Heidenthume für den Religionskultus Bedeutung. Dasselbe mag auch von dem in genannter Gegend liegenden Ahornberge gelten, da der Ahorn vielleicht ein gottesdienstlicher Baum gewesen ist. Es wird, freilich ohne weitere Begründung, angenommen, daß auf dem Ahornberge der Gott der Laubhölzer, der Jupiter fagutalis verehrt wurde (C. Zapf, Versuch einer Geschichte d. Stadt Münchberg, S. 9).

Wie bei Pöhl oder Bühl tritt auch zu den Worten Berg und Stein häufig als Bestimmung der Name eines Thieres. Ich erinnere an die Kuhberge bei Brokau und Schnarrtanne, an den Affenstein bei Hammerbrück, den Schafstein bei Drachsdorf, die Hirschsteine bei Mylau, Greiz und Schwarzenbach a/S., den Sperlingsberg bei Reichenbach, den Vogelsberg bei Ölsnitz und den Geiersberg zwischen Dobeneck und Raschau. Bei Reichenbach heißt eine Anhöhe, welche von der Eisenbahn durchschnitten wird, auch blos der Vogel. Obschon angenommen werden kann, daß einzelne dieser Namen in dem Bestimmungsworte ursprünglich nicht Thierarten bezeichneten, so habe ich sie hier doch miteinander aufgeführt. Auf dem Vogelsberge bei Ölsnitz wurde noch im vorigen Jahrhunderte das Vogelschießen abgehalten. Der Hirschstein bei Mylau soll zwar nach der Sage von einem Hirsche, der einst von diesem Punkte hinunter in die Göltzsch sprang, seinen Namen erhalten haben; doch könnte man denselben auch von dem Zeitworte hurten oder hirten, d. h. stoßen, ableiten, da sich an dem genannten Felsen die Göltzsch auf ihrem Laufe stößt und etwas seitwärts fließt. — Dieselbe Deutung ist auch auf den Hirsch-

stein bei Greiz am rechten Elsterufer anzuwenden. — Der Sperlingsberg bei Reichenbach wurde vielleicht nach einem Feldbesitzer so genannt; an Sperlinge ist wol dabei zuletzt zu denken, eher an das in oberdeutschen Gegenden gebrauchte sperr für kümmerlich.

Eine große Zahl von Bergen, Hügeln oder Steinen war in der Heidenzeit dadurch geheiligt, daß sich auf oder an ihnen Opfer- oder Begräbnißplätze fanden, oder daß man sonst irgend eine religiöse Vorstellung damit verband.

Mehrere Steine erhielten den Namen Teufelskanzeln, weil man auf ihnen in der Slavenzeit vielleicht dem Czorneboh oder einer andern Gottheit opferte. Denn da die christlichen Bekehrer den Glauben an die alten Götter nicht mit einem Male verdrängen konnten, so schoben sie den Vorstellungen von ihnen Eigenschaften unter, durch welche jene Gottheiten zu Schreckgebilden wurden und nach und nach mit dem im Christenthume mehr sich festsetzenden Begriffe von dem Teufel in Eins verschmolzen. Teufelskanzeln finden wir bei Grün bei Lengenfeld, zwischen Schleiz und dem Trillbach, bei Groß-Drachsdorf und bei Ranis. Gegen 100 Schritte von der letztern entdeckte man auch einen alten Opferplatz. Die Grünaer Teufelskanzel ist ein hoher Felsen (Gustav Bauer) und auf die bei Schleiz führen Stufen. (18. u. 19. Jahresb. v. Hohenleuben S. 13.) Eine der zwei Teufelskanzeln bei Groß-Drachsdorf, welche gegen 15 Ellen hoch ist, befindet sich auf dem sogenannten Esel, einem Berge, der seinen Namen möglicherweise von den Asen (Göttern) erhalten hat, oder der speziell als ein dem Odhin heiliger Platz angesehen werden kann; geweiht war dem Odhin außer der Haselstaude auch der Esel. (Bönisch, die Götter Deutschlands S. 10.) Eine andre Teufelskanzel bei Groß-Drachsdorf steht im Walde oberhalb des Teufelsgrabens; sie wird von einem Felsblocke gebildet, der auf einem von zwei Schluchten natürlich abgetheilten Platze steht. (16. Jahresb. v. Hohenl.) — Auch die Katzen-

steine, deren Name aber, wie früher bei einer andern Örtlichkeit nachgewiesen wurde, aus dem Slavischen abzuleiten ist, können hier als ehemalige Opferplätze genannt werden. Sie befanden sich noch vor einigen Jahren an der Straße, welche von Pößneck nach Öpitz führt, und in ihrer Nähe hat man Opfergefäße und heidnische Gräber aufgefunden. (18. u. 19. Jahresb. v. H. S. 11.) — Ein gegen 6 Fuß hoher Hügel bei Hain in der Nähe Hohenleubens heißt der Tempel. Wie ein andrer Opferhügel, der sich zwischen Brückla und Triebes findet, ist derselbe mit einem Wallgraben umgeben. In einer dritten ähnlichen Erhöhung zwischen Mehla und Brückla fand man Aschenklumpen, Kohlen, Knochenstücke, Scherben und Klumpen von geschmolznem Eisen. (Dr. Schmidt, Topographie der Pflege Reichenfels, S. 7.) Das letztere weist darauf hin, daß hier ein Opferplatz der Slaven war. — Mit Rundwällen umgebene Steinaltäre, und in ihrer Nähe Asche, Knochen und zerbrochene Gefäße, fand man auf dem Engels- oder Buchenberge bei Seysla. — Ein Todtenfels, an dessen Fuße man häufig Schweden (Sueven?) eisen fand, liegt bei Zoppothen, ein Todtenstein beim Kupferhammer unfern Neunhofen; auch hier sind Scherben von Gefäßen vorgekommen. Ein ehemaliger Opferplatz war endlich auch der Todtenhügel, der sich an einem Kreuzwege zwischen Ranis und Gräfendorf erhebt. Seine Höhe beträgt gegen 20 Fuß, sein Umfang über 100 Fuß; an ihm fand man Thierknochen und Scherben, und in seiner Nähe sieht man, was jedenfalls für seine ehemalige Bestimmung von Bedeutung war, noch heute eine Quelle. (18. u. 19. Jahresb. v. Hohenleuben, S. 13.) — Des Osterbergs in Reichenbach wurde schon im ersten Abschnitte gedacht. Ein Butterstein soll sich bei Thossfell finden (Gust. Bauer); durch ihn wird man auf butt, von Puhz, ein Kobold (Haupt, Sagenbuch der Lausitz S. 68.), oder vielleicht auf „Butte“, in der Bedeutung von Kessel, Opferkessel (Laus. Mag. 41. B. S. 88.) hingewiesen. Obwohl fast

allgemein den Butterbergen, Butterbrunnen und andern hierher gehörigen Namen dieselbe Deutung gegeben werden kann, so möchte ich doch bei der Butterstraße, welche von Reichenbach zwischen Brunn und Chamer hin nach Reudnitz und weiter bis ins Altenburgische führt, die einfache Erklärung annehmen, daß auf diesem Wege, der aber jetzt zum größten Theile verfallen ist, in früherer Zeit die Butterhändler aus dem sogenannten „Niederlande" nach Reichenbach und Umgegend gekommen sind. Noch heute wird von ihnen dieselbe Richtung eingehalten. — Ob der Otterberg bei Schönbrunn mit dem deutschen Odhin oder mit der Otter, die als Wasserdämon galt, in Verbindung zu bringen ist, will ich dahingestellt sein lassen. — Dem Heidenthume waren jedenfalls der Juden- und der Nixenstein bedeutsam. Der Judenstein, auch in geognostischer Beziehung interessant, erhebt sich bei Wernesgrün; ich deute ihn als „Jettenstein", von Et, Ez und Jette, d. h. der Riese. Der Nixenstein erhebt sich an der Elster beim Dorfe Wolfsgefärt. Da Nixe oder Wassergeister, welche bereits in indischen Mythen unter dem Namen Apsaras, d. h. aus dem Wasser Entsprossene, vorkommen (Nork, Sitten und Gebräuche der Deutschen, S. 62.), besonders an festlichen Tagen gefürchtet werden, so liegt es nahe, dabei an heidnische Menschenopfer, die den Wassergeistern gebracht wurden, zu denken. (Haupt, Sagenbuch d. Laus. S. 55.) Vielleicht bezeichnet uns der Nixenstein einen solchen Opferplatz. — Die im Heidenthume ebenfalls bedeutungsvollen Hainberge sind früher schon genannt worden, so daß ich jetzt die Höhen und die Steine anführe, welche in ihren Namen aufs Kirchenthum hinweisen. Vielleicht sind manche dieser Punkte nicht minder auch den heidnischen Bewohnern von religiöser Bedeutsamkeit gewesen, da christliche Bekehrer mit Klugheit alte Opferplätze, an denen das Volk noch lange Zeit mit großer Ehrfurcht hing, für ihre Zwecke heiligten; dies gilt vielleicht von einem im Walde gelegenen Berge bei Schreiersgrün, der Muttergottesstein genannt. Bei

Zoppothen giebts einen Pfaffenhügel, und Pfaffenberge bei Lengenfeld und Oelsnitz. Ein Höhenzug südöstlich von Raasdorf, über den die Straße nach Schöneck führt, hat den Namen Kappel, d. h. die Kapelle, weil hier nach einer Volkssage, welche sich auf ausgegrabenes Gemäuer stützt, wirklich in alter Zeit eine Kapelle mit einem heiligen Brunnen gestanden haben soll. — Der Walburgsberg bei Leupoldsgrün, und ebenso die dabei gelegenen zwei Bauernhäuser, Walpurgisreuth genannt, erinnern an die heilige Walpurgis.

Der Mönichstein an der von Berga nach Weida führenden Straße diente nach der Sage Mönchen zu ihrem Ruhesitze. Die Sagen, welche von manchen der genannten und noch zu nennenden Punkte im Munde des Volkes leben, treten später in den Vordergrund und werden in mancher Hinsicht dazu beitragen, die Namen für einzelne Oertlichkeiten zu erläutern. — Durch einige Hügel und Steine wird die Erinnerung an Rechtsverfahren und peinliches Gericht wach gerufen. Der Dammstein bei Reichenbach, in alten Kirchenrechnungen „Tomstein" genannt, kann hier vielleicht die erste Stelle einnehmen. Das alte oberdeutsche duom oder Thuom bezeichnet das Gericht; im Dänischen heißt dom ein Urtheil, das schwedische döme aber bezeichnet die Macht oder die Gerichtsbarkeit. — In der Nähe von Beerheide giebts einen Röthelstein, von dem auch eine Sage im Volksmunde vorhanden ist; darf man hierbei an red, schwedisch rätt, das Recht, denken? — Von einem Felsen auf dem Lasterberge bei Ziegenrück wird erzählt, daß man daselbst in alter Zeit Verbrecher hinabgestürzt habe. Neuern Ursprungs ist der Name „Galgenberg", welcher Höhen zwischen Oelsnitz und Schönbrunn, ferner bei Töppeln und zwischen Röpsen und Dorna in der geraischen Gegend und bei Neumark, sowie gewiß noch an vielen andern Orten gegeben wird. Eine Gegend am Steinbühl bei Conradsreuth, wo einst das Hochgericht gestanden hat, heißt blos der Galgen. — Noch giebt es eine Menge Höhen-

namen, welche, zum Theil an sich selbst verständlich, in Folge verschiedener Veranlassung entstanden sind. Dahin gehören der Schießhaus- und der Gemeindeberg bei Oelsnitz, der Burgberg bei Reichenbach, von der nahen Schützenburg benannt, und der Frohnberg bei Dorfstadt. Sagen erzählen, daß auf dem Burgstättel, einem Berge bei Stübnitz, sowie auf einem der Thümmelsberge in derselben Gegend Burgen gestanden haben sollen; die eine soll das Stammhaus des Geschlechts von Thümmelsburg gewesen sein. — Eine Anhöhe bei Gera nach Biblach zu heißt „der alte Markt", weil man hierhin der im 17. Jahrhunderte auftretenden Pest wegen die Jahr- und Viehmärkte verlegte. (Hahn, Gesch. v. Gera, I. S. 591.)

Bei Schwarzenbach a/S. giebts einen Kornberg. Der Körnerberg bei Klingenthal heißt auch der Kriegsberg, weil nach mündlicher Ueberlieferung in seiner Nähe im 7jährigen Kriege einige kleine Gefechte stattgefunden haben. — Bei Oberröppisch an der Elster liegt der Heersberg, der wahrscheinlich schon in ältester Zeit ein wichtiger Punkt der Vertheidigung war und auch im Bruderkriege von Kurfürst Friedrich dazu ausersehen wurde. (Hahn, Gesch. v. Gera, S. 1144.) Ein Wachhügel, auf dem bei Kriegszeiten Soldaten aufgestellt wurden, liegt bei Selbitz. Eine Höhe von Waltersdorf bei Berga wird der Wachberg genannt, weil man in Kriegszeiten auf ihr vielleicht die Bewegung feindlicher Truppen beobachtete. Es mag hierbei auch an die Wachbäume erinnert werden, deren einer auf der Hochebene über Groß-Kundorf bei Berga, ein anderer auf der Höhe von Merkersdorf gestanden haben soll. Auch auf der Höhe zwischen Endschütz und Groß-Drachsdorf stand auf der sogenannten Feldwiese eine Birke als Wachsignal. (15. Jahresb. v. Hohenl. S. 54.)

Ebenso wird erzählt (Fickenwirth, Chronik von Lengenfeld, S. 166), daß auf einer großen Linde in Lengenfeld ein Schuster saß und arbeitete; er war darauf hingewiesen, bei der Annähe-

rung feindlicher Raubhorden Lärm zu machen, damit sich die Einwohner mit ihren Habseligkeiten in die Wälder flüchten konnten.

Eine große Zahl von Höhen mag ihre Benennung Personennamen, hauptsächlich den Namen früherer Besitzer zu verdanken haben; hierher gehören der Schneiders- und der Barthelsberg bei Klingenthal.

Eine andere Reihe Höhennamen läßt sich in keiner Weise einigermaßen zufriedenstellend deuten; dahin gehört der Bökelberg an der Straße von Adorf nach Bad Elster, der Joppenberg hinter der neuen Welt bei Reichenbach, der Pfengelsberg bei Oberreichenbach, der Narrenberg bei Wilhelmsdorf, und die alte Kehr, da, wo die Straße zwischen Adorf und Oelsnitz von der Eisenbahn durchschnitten wird. Der Narrenberg, welcher auf Grund gefundener Scherben als ehemaliger Opferplatz anzusehen ist, könnte durch seinen Namen etwa an das alte nar, d. h. klein, erinnern, eine Wurzel, zu der auch das hebräische Naar und lappländische und finnische Nuori, ein Sohn oder Jüngling, zu gehören scheinen (Adelung). Der Pfengelsberg könnte versuchsweise als ein Besitzthum, welches zum Pfand gegeben wurde, erklärt werden. Das Wort Pfennig, bei Ottfried Pfening, mochte ursprünglich die Bedeutung eines jeden beweglichen Gutes haben und steht deshalb mit „Pfand" im Zusammenhange (Adelung). Bei dem Berge, welcher die alte Kehr heißt, wird man an einen gleichen Ausdruck erinnert, welcher den Weg bezeichnet, den der Fuhrmann mit seinem Geschirr im Wenden nimmt. — Doch bleiben diese Deutungen, so wie noch viele der früher angegebenen, auf jeden Fall gewagte, so daß auf sie kein eigentlicher Werth zu legen ist. Zufälligkeiten sind oft bestimmend bei der Benennung von Oertlichkeiten eingetreten, und wir müßten nicht blos die alten Flurbücher und andere handschriftliche Nachrichten rückwärts verfolgen können, sondern es müßte uns auch möglich sein, einen Blick in das Leben innerhalb einzelner Gemeinden thun zu können, und Einzelheiten, die keine Chronik

meldet, müßten uns bekannt sein, wenn es uns gelingen sollte, stets treffende Gründe für die mannichfaltigen Benennungen von Bergen, Steinen oder Fluren aufzustellen.

Beachten wir jetzt Flüsse, Bäche und Teiche, welche deutsche Namen tragen. Obenan stehen da die Saale und die Elster, deren Ableitung früher schon versucht wurde. — Die Raun, welche unterhalb Mühlhausen als Mühlhausener Bach, von dem sie nur ein Zufluß ist, in die Elster mündet, soll nach Limmer ihren Namen von dem slavischen Gotte Radegast, der auch Raune oder Rone geheißen haben soll (?), empfangen haben. Diese Deutung erscheint mir als vollkommen irrig, da es nahe liegt, bei dem Namen auf das deutsche raunen, d. h. hin- und widerlaufen, und an die damit verwandten Wörter „rennen" und „rinnen" hinzuweisen. Mit dem slavischen Radegast, dem Rathgeber, ließe sich beim Festhalten des deutschen Ursprungs insofern ein Zusammenhang erkennen, als man an raunen, d. h. heimliche Rathschläge ertheilen, dächte. — In der Gegend der bereits genannten Affensteine entspringt der Geigenbach, welcher mit der Trieb vereinigt in die Elster mündet; den Ursprung seines Namens könnte man vielleicht im niederdeutschen keek (lies kiek), die Schlucht oder das Versteck, finden. — Außer einem Biberbache wird in dem Stiftungsbriefe der plauenschen Kirche auch der Eselbach in der treuenschen Gegend angeführt. Der erste Name, wie der des in die Eger fließenden „Biebersbaches", läßt uns schließen, daß auch im Voigtlande früher der Biber heimisch war; beim zweiten Namen kann auf das hingewiesen werden, was bei dem Berge Esel bei Groß-Drachsdorf gesagt wurde. — Der Seifenbach in Reichenbach soll nach sagenhaften Ueberlieferungen an die alten Goldwäschen erinnern. — Ein Goldbächlein ergießt sich in die Selbitz, ein Silberbach in die Eger, und die Schweßnitz, welche im Ascher Gebiete entspringt, heißt eine Strecke lang der Perlenbach, weil in ihr wie in der Elster und deren Zuflüssen Perlen gefunden wer-

den. — Auf der Kuttenheide entspringt der in die Elster fließende Eisenbach; ein Zufluß des Freiberger oder Weinbaches wird durch den Zinnbach, ein andrer durch den Todten-Bach gebildet. In der Nähe des Eisenbaches bei Wohlbach und Hermsgrün wurde früher ein nicht unbedeutender Bergbau auf Eisenstein getrieben, wie man aus noch vorhandenen Stollen schließen kann; der Name Weinbach ist vielleicht aus Hain- oder Weidichtbach entstanden. — Noch sind als Zuflüsse der Elster der kalte Bach, welcher Jeßnitz und Pöhl bespühlt, der Röhr- und der Feilebach, so wie zwei Friesenbäche und ein Wolfsbach anzuführen; ein andrer Wolfsbach wird von der Zwodta aufgenommen. In Fickenwirths Chronik von Lengenfeld (S. 269) wird vermuthet, daß der Röthenbach, an welchem das Dorf gleichen Namens liegt, seine Benennung wahrscheinlich von der Farbe des Wassers erhalten habe. Dasselbe mochte durch den Abfluß der oberhalb des Dorfes befindlichen großen Torflager geröthet worden sein, weshalb noch ein in der Nähe jener Torfstiche liegendes, sich immer naß und röthlich haltendes Stück Weg, hart an dem Eingange in den Adlerschen Forst, die rothe Höhle genannt wird. — Bei manchen Namen ist die Deutung unmöglich, bei anderen treten leise Anklänge hinzu, wie bei dem Kornbache zwischen Falkenstein und Oelsnitz; darf man dabei an das alte karen, d. h. schneiden, denken? Beim Otterbächlein in der Höfer Gegend erinnere ich an das beim Otterberg, und beim Hesselbach daselbst, an das bei Anführung der Hesenleit Gesagte. Sicherer ist die Annahme, daß der auf dem südwestlichen Abhange des Heidebergs bei Zell entspringende Teufelsbrunnen (Zapf, a. a. O., S. 9) durch den Namen auf seine Bedeutsamkeit im Religionskultus der heidnischen Vorfahren hinweist. — Der Name der Sprotte oder Sprese, welche eine halbe Stunde von Ronneburg entspringt, ist vielleicht mit „Spree" verwandt, und dann, wie Preusker von dem letztgenannten Flusse meint, von spreuen, d. h. spren-

gen abzuleiten. — Wie aber sind die Namen: Enzienbächlein, Oßwaid- (oder Eschen-) Bächlein, Eierbächlein (dem Gebiete der Selbitz angehörig), der Untreubach bei Moschendorf und der Zweifelsbach bei Ronneburg zu deuten? — Die Namen anderer Bäche erklären sich von selbst. Der zum Egergebiete gehörige und auf dem Kapellenberge bei Schönberg entspringende Grenzbach bildet eine Stunde weit die Grenze Sachsens gegen Böhmen; auch der in derselben Gegend entspringende Brambach kann als Grenzbach angesehen werden; Bram oder Brame, dänisch Bräme, ein altes Wort, bezeichnet einen Rand; das slavische brama für Kante, gehört ebenfalls hierher. — Der Thronbach, welcher sich in die Selbitz ergießt, hieß früher ebenfalls der Grenzbach, weil er das markgräfliche und bambergische Gebiet von einander trennte. (Hübsch, Gesch. v. Naila, S. 61.)

Sehr mannichfaltig sind die Teichnamen; viele derselben rühren von früheren Besitzern her. So erhielt z. B. der „gute Heinrichsteich" bei Meßbach seinen Namen von einem Bauer, „der gute Heinrich zum Spic", welcher 1458 mit einem Vorwerke und Freigute, „das vorgeczeit des Burggravn gewest ist", belehnt wurde. (Limmer, Gesch. d. Voigtl. III. S. 760.) Meßbach hieß am Anfange Spic, später Espich, woraus sich der jetzige Name bildete.

Die Namen mancher Teiche mögen noch viel älter sein; ich nenne die Hainteiche bei Schleiz und den sagenreichen Wahlteich am Fußwege von Langen-Wetzendorf nach Hohenleuben. Adelung führt „die Wahl" als ein längst veraltetes Wort, welches einen Abgrund bedeutete, an, und bemerkt dabei, daß es nur noch in einem Falle im Niederdeutschen üblich sei, wo ein bei einem Deichbruche entstandener Sumpf, welcher ringsherum mit Erde umgeben ist, eine Wahl genannt wird. — Die Schmelzteiche, zwei kleine Teiche am Wege von Oelsnitz nach Schönbrunn erhielten ihren Namen von der Schmelzhütte,

welche wahrscheinlich, wie mehrere alte Halden noch bezeugen, in ihrer Nähe stand.

Der Hussenteich bei Klingenthal erinnert jedenfalls an jene aus Böhmen vertriebenen hussitischen Glaubensgenossen, welche in dem genannten Orte eine Zufluchtsstätte fanden. Die Flößteiche bei Klingenthal sind Wasserreservoire zur Flöße in die Göltzsch und Mulde.

Welche an und für sich geringfügigen Umstände oftmals die Benennung eines Teichs veranlaßten, erkennt man an dem Pfortenteiche dicht bei Oelsnitz, zu welchem von der Stadt aus früher eine Pforte führte.

Schließlich mag noch der große Osterfelder Teich bei Droyßig hier genannt werden; derselbe war vielleicht ein Ueberrest des alten Gronasee's, an dem am 15. Oktober 1080 die Heere Rudolphs von Schwaben und Heinrichs IV. standen. (Hahn, Gesch. v. Gera I. S. 109.)

Dem Einzelnen ist es nicht möglich, die Namen sämmtlicher Berge, Hügel oder Steine, aller Bäche und Teiche einer Landschaft zusammenzustellen; dazu gehört die Arbeit Vieler, zunächst die gewissenhafte Aufzeichnung innerhalb kleinerer Gebiete. Wenn solche Einzelarbeiten zu Grunde liegen werden, dann läßt sich erst mit Erfolg ein Abschluß der Zusammenstellungen erwarten. Alle Namen, die ich bisher aufgezeichnet habe, können nur einen Bruchtheil der Gesammtheit bilden; oftmals sind es Beispiele, an welche sich noch viele andere reihen lassen. Mit diesen Worten muß ich aber auch die folgende Aufzählung der Namen von Wiesen oder Feldern, Thälern, Schluchten und Gehölzen einleiten. Mag deshalb das Folgende, da es nicht erschöpfend sein kann und auch nicht erschöpfend werden soll, nur als eine Anregung zum Weiterbaue hingenommen werden. — Die Namen zweier Thalgründe weisen Oertlichkeiten, welche zwei deutschen Gottheiten geheiligt waren, nach. In dem bei diesen etymologischen Erörterungen mit berührten Orlgaue giebts bei

Wilhelmsdorf an der Saale ein Herthathälchen, wo vielleicht der Hertha oder der nordischen Jörth, von der man bei dem Juelfeste Segen und Fruchtbarkeit erbat, das wilde Schwein geopfert wurde. — Bei Oberreichenbach heißt ein kleines Thal die Hölle, und nahe dabei ein andres Thal das Jüdenloch; wir können letzteres als Jetten- oder Riesenloch und demgemäß analog anderen Oertlichkeiten Deutschlands für einen heidnischen Begräbnißplatz erklären. Dann erinnert uns die Hölle an die alte deutsche Hali oder Hel, die slavische Hela, die schwarze Göttin der Unterwelt. (Nork, Sitten u. Gebräuche d. Deutschen, S. 87.) Vielleicht kann hierbei auch der Höllengrund genannt werden; so hieß nämlich das früher ganz mit Wald bedeckte Thal um Klingenthal seines finsteren Aeußern wegen (Wolf, geschichtl. Nachr. I.), möglicherweise aber hatte sich die Sage von einer daselbst verehrten Göttin Hel, dem spätern Geschlechte unbewußt, auf die Gegend übertragen. Der Name Hölle wird auch einer düstern Stelle des geraischen Stadtwalds zwischen dem Martinsgrunde und dem Rondel beigelegt. Doch reicht derselbe nicht, wie Hahn (Gesch. v. Gera II. S. 1140) bemerkt, bis auf die Heidenzeit zurück, sondern er wurde der erwähnten Stelle von Fuhrleuten des grundlos schlechten Weges halber gegeben. — Bedeutsam, als ein den heidnischen Bewohnern heiliger Platz, kann auch der Teufelsgrund bei Berga sein. — Die elfte Stunde, eine bei Greiz im Gomlaer Walde liegende Schlucht, gilt bei den Umwohnenden als nicht geheuer und gespenstisch. Da das Wort Stunde im Volksdialekte „Stunne" gesprochen wird, und das englische to stun erschrecken, schauern heißt, so wird der Name „elfte Stunde", wenn man die Elfensage mit dem Orte in Verbindung bringt, zu Elvinstuny, Elfenschauer oder Elfenscheu. (20. u. 21. Jahresb. v. Hohenl., S. 68.) Die Klinge ist eine Schlucht bei Markersdorf bei Berga; der Name kann vom altdeutschen und schwedischen Klint, ein Fels, entstanden sein. Bemerkt mag werden, daß im Worte „Klinge"

neben dem Begriffe der Erhöhung auch der verwandte einer Vertiefung liegt, und daß wir unter Klinge ein enges, zwischen Bergen eingeschlossenes Thal zu verstehen haben. Zum Beweise mögen folgende Stellen, welche Adelung in seinem deutschen Wörterbuche anführt, hier genannt werden: „Das Schloß liegt auf einem Horne des Berges Blauen, da kommt man durch tiefe Klingen“ (Wurstisen beim Frisch); — „Mittag kamen wir auf Höhen und hatten unter uns eine fast enge und tiefe Klinge“ (Felix Faber ebendaselbst); — „Gebirg, Klingen und wüste Wälder“ (Hans Sachs).

Bei Gera liegt das Bramenthal oder Bromthal, dessen Namen Hahn (Geschichte von Gera, S. 1128) von den dort früher jedenfalls sehr üppig wachsenden Brombeeren ableitet. Vielleicht aber hängt der Name, wie das Wort Brombeere, ahd. brâmbêr, selbst mit bram, eine Grenze, ein Rand, zusammen, so daß wir Bramenthal als Grenzthal zu übersetzen hätten. — Bei Stübnitz liegt der Goldgrund, der von einer daselbst entspringenden Quelle, Goldbrunnen genannt, den Namen hat. Nach der Sage hatten hier in früher Zeit Venetianer eine Goldwäsche angelegt. (Hahn a. a. O. II. S. 1168.) — Ein Thal bei Lusen heißt der Türkengraben, wahrscheinlich von Zigeunern, welche die Gegend in früher Zeit durchstreiften. (Hahn a. a. O. II. S. 1145.) Von dem Vorhandensein der Zigeuner im Voigtlande giebt auch der an der Straße von Oelsnitz nach Hof liegende Zigeunerbrunnen Kunde. (Wahrscheinlich kamen die ersten Zigeuner wie nach Meißen und Leipzig auch zu Anfange des 15. Jahrhunderts [gegen 1418] in unsere Provinz.) — Das Bärenthal bei Burgk weist auf das frühere Dasein des in Deutschland seit 1729 (in welchem Jahre das letzte Exemplar bei Reichenbach geschossen wurde) ausgerotteten Raubthiers hin. — Wir sehen schon an diesen wenigen Beispielen, daß, wie bei andern Oertlichkeiten, auch bei den Thälern die verschiedensten Veranlassungen behufs der Benennungen ergriffen worden

sind. In Hinsicht auf die nahe böhmische Grenze wurden die Bewohner z. B. auch bewogen, ein von der Pyra durchflossenes Waldthal in der Gegend von Morgenröthe ausdrücklich als Sachsengrund zu bezeichnen. — Ebenso mannichfaltig sind die Namen von Flurstrecken, von Feldern oder Wiesen. Auf den Götterkultus der heidnischen Bewohner und auf den Sieg des Christenthums weisen folgende Oertlichkeiten hin:

Die Thornfelder und Thornwiesen in dem Thale bei Altensalze, da, wo der Mechelgrüner Bach sich mit der Trieb vereinigt. Auf ältern Karten wird in jener Gegend auch eine Mühle angegeben, welche die Thornmühle genannt wurde, so daß es sehr wahrscheinlich wird, daselbst einen Opferplatz des Thor oder Donar, Odhins Sohn, welcher mit seinem Hammer Riesen bekämpfte und durch seinen Fußtritt Sturm erzeugte, anzunehmen. (Jahn, voigtl. Aphorismen, 2. Lief. S. 55.)

Der Heerdgarten bei Groß-Drachsdorf war vielleicht ein Opferplatz der Hertha. In ihm befindet sich noch ein Teich, welcher mit Eichen und Buschwerk umgeben ist. Hier war vielleicht der Platz, auf welchem zu Ehren der Göttin Köpfe von Ochsen geopfert wurden, wobei man das im Teiche befindliche Wasser benutzte. — Eine andre geheiligte Stelle mochte der bei letztgenanntem Dorfe liegende Hahnengarten sein, dessen Namen man mit einem alten Götzen Hanus oder besser mit dem Worte Hain in Verbindung bringt. (16. Jahresb. v. H. S. 64. 65.) Hainäcker liegen zwischen Triebs und Hohenleuben; Feld am Tempel werden Grundstücke bei Hain in der Nähe des daselbst bereits erwähnten Erdhügels genannt. Auf der Hainreut nördlich von Hohenleuben stand nach der Volkssage ein Götzenbild, und eine dazu gehörige Feldmark heißt das steinerne Kreuz, weil hier vielleicht von christlichen Bekehrern das Symbol des neuen Glaubens aufgerichtet wurde. Bei der genannten Hainreute sind noch zwei Plätze, das Häsigholz und die Helle von Bedeutung. Es wird vermuthet, daß an der er-

sten Stelle ein Gott Hesus verehrt wurde. (Schmidt, Topographie der Pflege Reichenfels.)

Die Hegereut, von hegen, vielleicht einen heiligen Platz absondern, bildet die Grenze zwischen den Unterhainsdorfer und Reichenbacher Grundstücken. — Links an der Straße von Wilhelmsdorf nach Bucha liegt ein mit vielen Quellen versehenes Stück Land, welches Coster- oder Osterfeld genannt wird. Auf ihm bemerkt man noch die Stellen, wo die heidnischen Dörfer Cosdorf und Quozine lagen. In Urkunden von 1681 heißt diese Gegend schon Coster- oder Costenfeld, und es liegt sehr nahe, hier einen Opferplatz der Eastre oder Ostara anzunehmen. (18. und 19. Jahresb. v. H.)

Eine heilige Wiese liegt auf der Flur von Zoppothen bei Gera, eine Teufelswiese auf der Flur von Röppisch. Manche Fluren, die als heilige bezeichnet werden, mögen diesen Namen auch davon erhalten haben, daß sie einer Kirche geschenkt wurden. Dies gilt z. B. von den heiligen Gelängen bei Remptendorf; denn als im 17. Jahrhunderte daselbst zwei Fräulein von Machwitz an der Pest starben, vermachten sie der Kirche zwei Feldgelängen. (Variscia IV. S. 90.) — Der Jödenkörfert, d. h. Judenkirchhof (vielleicht von Jette, Riese), ist eine große Wiese bei Pahnstangen, in deren Mitte sich ein Teich befindet. Nach einer Sage sollen hier im 17. Jahrhunderte die an der Pest gestorbenen Juden begraben worden sein.

Einzelne Grundstücke erhielten ihre Namen von gewissen Spielen. So wird bei Brückla eine Wiesenfläche Tumelle genannt. Das Wort ist wohl nicht von tumulus, ein Grabhügel (obwohl ein heidnischer Verbrennungsplatz auf der Wiese entdeckt wurde), sondern von tummeln abzuleiten. Der Platz mochte sich sehr gut, zumal er in der Nähe von Reichenfels gelegen ist, zu einem mittelalterlichen Turnierplatze geeignet haben. (Dr. Schmidt in der Variscia V. S. 101.)

Die Kaulanger und Kauleichigte, welche sich z. B.

bei Crispendorf, Volkmannsdorf, Schweinitz, Wenigenauma und Kaulsdorf befinden, zeigen deutlich Plätze an, wo das Spiel der alten Deutschen: Keula, Juelkeula oder Juelklubba abgehalten wurde. Von den Alten wurde dieses Spiel in Hütten, mit Laub bedeckt, vorzüglich bei den Sonnen- oder Juelfesten abgehalten. Die Keule hing so hoch, daß sich ein Mann darunter stellen konnte. Während sie in Schwung gebracht wurde und um den Kopf des Jünglings kreiste, mußte derselbe erst den Braga- oder Heldenbecher und zuletzt den Minne- oder Freudenbecher austrinken. Ein Ueberrest dieses Spieles findet sich im nördlichen Theile des Orlgaues. Man befestigt dabei eine Schnur an den Träger der Stubendecke und bindet eine starke hölzerne Keule an dieselbe, doch so, daß die Keule den Boden nicht berührt, sondern ungefähr einen halben Fuß davon entfernt ist. Unter diese Keule stellt man einen Holzteller und setzt auf diesen ein mit Bier gefülltes Glas. Während nun ein junger Bauer die Keule in Schwung setzt, kniet der andere, welcher den Freudenbecher leeren soll, nieder, und versucht das mit Bier gefüllte Glas auszutrinken. (Dr. Adler in d. Variscia IV. S. 48.)

Eine ebene Fläche Land zwischen Pößneck und Ranis heißt die Klinge; denselben Namen führt auch ein Platz bei Schmorda; im Thale zwischen Raas- und Zaulsdorf liegen Klingenwiesen und ein Wald bei Ober-Würschnitz heißt der Klinger. Wenn die Ableitung des Wortes von dem altsächsischen Glering, der Spieß, richtig ist, so waren diese Stellen alte Waffenplätze, auf denen sich die Vorfahren vielleicht zu Kampfspielen versammelten. (13. Jahresb. v. Hohenl. S. 55.) Die Ableitung von klint, der Fels, scheint hier nicht zulässig.

Nördlich von Abhorn liegt die Zeidelweide (Zeidelwäh), ein Busch mit Wiese, die jedenfalls an früher dort getriebene Bienenzucht erinnert. Auch bei Adorf wird eine „Zeitler Weide“, die einst dem Ordenshause der Deutschherren gehörte, angeführt. (Limmer, Gesch. d. V. III. S. 863.)

Wie man in Ernst, Geschichte und Beschreibung des Bezirks und der Stadt Hof (S. 31) liest, so war auch im bayrischen Voigtlande, wo mir z. B. bei Schwarzenbach a/S. eine Zeidelweid' genannt wurde, die Bienenpflege, der die großen Waldungen sehr günstig waren, ein besonderer Gegenstand der Beschäftigung und des Unterhalts der Vorfahren. „Den Zeidlern oder Bienenvätern wurden besondere Distrikte in den Waldungen angewiesen, und Burggraf Johann III. bestätigte nicht nur 1398 die von seinem Vater herausgegebene Zeidelordnung, sondern verordnete noch besonders, daß jährlich zweimal feierliches Gericht, und zwar alle Montage nach Quasimodogeniti und Michaelis zu Weißenstadt für die Distrikte Hof, Schauenstein, Münchberg, Hohenberg, Wunsiedel, Kirchenlamitz und Weißenstadt gehalten werden sollte. Die Mitglieder dieses Gerichts wurden aus den Zeidlern gewählt und der Vorsitzende war der Forstmeister. Die Gegenstände der Berathung und Beurtheilung aber waren Belehrungen, Uebergaben, Bienenstreitigkeiten, Verordnungen und Strafen. Die Zeidelweiden wurden von den Gerichten als Lehen empfangen und konnten auf Kinder vererbt und auch verkauft werden.“ Mit der Ausrottung der Wälder kam auch die Bienenzucht mehr und mehr in Abnahme, so daß trotz eines Versuches, sie wieder zu beleben, im 16. Jahrhunderte das Zeidelgericht im bayrischen Voigtlande sein völliges Ende erreicht hatte.

Die Beschaffenheit des Bodens oder die durch kalte Luftströmungen bewirkte niedere Temperatur der Gegend mag der Name „kaltes Feld“, wie man gewisse Grundstücke an der Chaussee von Reichenbach nach Lengenfeld bezeichnet, ausdrücken. — Aus Feld, Wiese und Wald bestehende Fluren zwischen Ebersbach und Oberhermsgrün nennt man den kalten Brunn. — Eine jetzt umgepflügte Wiese zwischen Gottesgrün und Brunn heißt der Furier, vielleicht vom alten oberdeutschen Fuora, das Futter. — Fluren bei Ronneburg heißen die Krautländer.

— Eine Flur südwestlich von Eichigt wird Bubenstock genannt. Die Bezeichnung erinnert an verschiedene Pflanzennamen, z. B. an Bubendistel, Bubenstängel (Kratzdistel) und an Bubenkraut (Mangold). — Der Ehrlich, gewisse Felder an der Chaussee von Reichenbach nach Neumark, hieß ursprünglich wohl „Erlich", weil dieser Platz in früher Zeit mit Erlen bewachsen war. Von daher hat man Wasseradern nach Reichenbach geleitet. — Eine Flur gleichen Namens liegt westlich von dem Dorfe Eichigt. — Wiese und Feld bei Schwarzenbach a/S., die man das Röhricht nennt, waren jedenfalls früher ein sumpfiger, mit Schilf bewachsener Boden. — Ein unbebautes, meist aus Steinbrüchen bestehendes Grundstück am Abhange des Pöhls bei Würschnitz heißt das Haslich, vielleicht von einem früheren Haselbestande. Das Weidig, ein ebenfalls wüstes, zu Würschnitz gehöriges Gemeindegrundstück, war jedenfalls ein mit Weiden bewachsener Ort. Den früheren Fichten- und Buchenbestand zeigen die planschwitzer Flurnamen Fichtig und Buchig an. — Eine Feld- und Holzflur bei Selbitz nennt man Föhrig (Föhre, die Kiefer). Eine Flur östlich von Eichigt heißt die Haberreuth (Haferreuth); bei Selbitz giebt es eine Ramenreuth, aus Wiesen und Holz bestehend. — Aue, als Flurname, findet sich an mehreren Orten, z. B. bei Ronneburg und an der Elster zwischen Hunds- und Unterhermsgrün; bei Eichigt giebt es eine Blumenau. — An das Ausroden der Stöcke eines früheren Waldbestandes mag uns der Name Stockern für eine Wiese südlich von Würschnitz erinnern. Das Rodigt nennt man Feld- und Wiesenfluren bei Zickra in der Umgegend von Berga; sie waren früher Waldboden, der durchs „Roden" urbar gemacht wurde. — Wiesen und Felder auf der rechten Seite des Würschnitzbaches, südlich von Würschnitz, heißen Schwendel, und der Weg, welcher von ihnen nach dem Dorfe führt, heißt der Schwendelweg. In vielen Gegenden bezeichnet „schwenden" einen Wald abbrennen, um tragbares Land daraus zu machen;

verwandt damit ist das schwedische sveda, d. h. brennen. — Wiesen im Thale zwischen Zaulsdorf und Tirpersdorf nennt man den Brand. — Mehrere kleinere Wiesen an der Elster bei Würschnitz nennt man Haken. Dieses Wort ist vielleicht mit „Hecke“ verwandt; in Niedersachsen heißt eine Art Umzäunung „Hakelwerk“. Auch bezeichnet „Hakenhufe“ ein in niedersächsischen Gegenden gebräuchliches Feldmaß. Es giebt vermuthlich so viel Land an, als mit einem Haken, dessen man sich früher statt des Pfluges in manchen Gegenden bediente, bestellt werden kann. — Eine Wiese in der Nähe der „Haken“ heißt Damere. Das schwedische dam bezeichnet nicht blos wie bei uns eine Erderhöhung, sondern auch eine Vertiefung oder einen Teich. — Eine Flur westlich von Eichigt nennt man Maderstei (-stein), vielleicht so viel wie Marderstein; doch giebt es auch im Deutschen ein Wort „Mader“, welches eine gewisse staubige, oft auch feuchte Erdart bezeichnet, und in ersterer Bedeutung mit „Moder“ in Verwandtschaft steht. — Felder und Wiesen zwischen Ebersbach und Eichigt nennt man die Holzacker. Bei Planschwitz giebts ein Streitfeld und einen Kreuzacker. — Ein Theil der mit Obstbäumen bepflanzten dreiseitigen Fläche, welche bei Adorf durch die in die obere und untere Stadt führenden Chausseearme eingeschlossen wird, heißt das heilige Kreuz. In katholischen Zeiten stand auf diesem Platze eine Kapelle; später errichtete man daselbst ein Kreuz, das ebenfalls längst verschwunden ist.

Am obersten Ende von Lauterbach bei Oelsnitz, da, wo die Hauptstraße sich in die nach Hof und die nach Roßbach scheidet, steht ein granitnes Kreuz. Der Platz jedoch, worauf es steht, hieß längst vor Aufrichtung des Kreuzes das hohe Kreuz, vielleicht, weil hier in ältester Zeit ein solches stand. Als 1817 die Landstraße durch Lauterbach gebaut wurde, ließ der Straßenbaumeister das jetzige Kreuz errichten; „weil der Platz so heiße“, meinte er, „müsse auch ein Kreuz dort stehen“. Man nahm

dasselbe von der Straße bei Oberlosa weg, wo es bis 1817 gestanden hatte.

An der Straße von Schwarzenbach nach Kirchenlamitz heißt ein Platz die kalte Buch, und es wird erzählt, daß daselbst stets eine neue Buche gepflanzt werden mußte, wenn die alte zu Grunde ging.

Nordwestlich von Eichigt nennt man eine aus Feld und Wald bestehende Flurstrecke die Galingficht, d. h. die Galgenfichte. An einer uralten, vor ungefähr 25 Jahren umgehauenen Fichte stand einst der Galgen für den Gerichtsbezirk folgender sieben Ortschaften: Eichigt, Unter- und Obertriebel, Mühlhausen, Landwüst, Raun und Arnsgrün. — Wahrscheinlich befand sich das Hochgericht auch auf der „Schnelzgalgen“ genannten Flur bei Planschwitz. — Eine Flur nordöstlich von Raschau nennt man Henkersbaum. — Als Straf- oder Gerichtsplatz diente muthmaßlich die Schmähleite bei Eula, einem Dorfe in der Umgegend von Berga. — Gerichtsplatz war gewiß auch eine Flur bei Ronneburg, die das Gericht heißt. — Nordöstlich von Roben bei Gera trägt ein Stück Land den Namen Urtelsgraben, und im Volksmunde wird dasselbe als ein altes Hochgericht bezeichnet. (Hahn a. a. O. S. 1113.) — Eine Flur bei Eichigt führt den Namen Spaltenschädel; nach der Sage sollen sich hier während des 30jährigen Krieges zwei Reiter gleichzeitig die Schädel gespalten haben. — Auf dem Mordacker, wie ein Feld bei Brambach heißt, soll ein Vater seinen Sohn erschlagen haben. — Die Wiesen südlich von Linda bei Ronneburg heißen Kriegwiesen, da hier wahrscheinlich im 30jährigen Kriege (1640 oder 1641) ein Reitergefecht stattfand; man fand im Boden Waffen und Sporen. (Böhme, Chron. v. Ronneburg, S. 146.) — Eine Wolfs- oder Preußenwiese liegt hinter Schloß Osterstein bei Gera. Den letztern Namen führt sie deshalb, weil 1806 die im Lazarethe des Schlosses gestorbenen Soldaten, meist Preußen, auf diesem Platze begraben

worden sind. (Hahn a. a. O. II. S. 1166.) — Bei Ronneburg heißt eine Flur, welche sich zwischen der Zeitzer Chaussee und der Raitzhainer Flur erstreckt, ganz einfach die Marg oder Mark. — Hammerwiesen, wahrscheinlich von einem Hammerwerke, zu welchem sie gehörten, so genannt, heißen die Elsterwiesen, welche von der Tanzermühle bis Unterhermsgrün liegen. — Ein Hammeranger liegt bei Schwarzenbach an der Saale; hier stand nach einer Volkssage ein Hammerwerk, welches die Gründung des genannten Orts veranlaßte. — „Beint", oder richtiger „Bente" heißen mehrere Dorfanger des Voigtlands. So giebts z. B. eine Beint in Cunsdorf, eine Pfarr- und eine Gemeindebeint in Mißlareuth; sie bezeichnen jedenfalls solche Plätze, welche ursprünglich mit Behnd, im Niedersächsischen eine Art von Binsen, bewachsen waren.

Die Bezeichnung „Lehde" (ursprünglich eine wüste Feldstrecke, schwedisch lätt, unbebauet) führen hin und wieder Fluren. Bei Unterhermsdorf giebt es eine Kreuzlehde; hier oder in der Nähe soll nach der Sage eine Kapelle gestanden haben.

Felder, welche bei Oelsnitz zwischen der Straße nach Theuma und Untermarxgrün liegen, nennt man den Niklas, vielleicht von einem Heiligenbilde oder einer früheren Kapelle. — Andere Grundstücke zu beiden Seiten des von Oelsnitz nach Görnitz und Raasdorf führenden Zimmersteiges haben selbst auch die Benennung „Zimmersteig" erhalten, ein Wort, dessen Ursprung vor der Hand nicht nachzuweisen ist. — Grundstücke zur Rechten und zur Linken der alten Tirpersdorfer Straße, zwischen Voigtsberg und der Anhöhe bei Raasdorf, heißen der Karpen; dieses Wort könnte auch slavischen Ursprungs sein. — Unterhalb des Dammsteines bei Reichenbach bis fast an Mylau zieht sich die Drangwiese hin, deren Namen eine später mitgetheilte Sage deutet.

Unerklärt müssen die Nameu folgender Fluren bleiben: Schleppschenkel und Frau-Mutteräckerchen bei Plausch-

witz, der Moritz, nordwestlich, und die Häswiese, westlich von dem Dorfe Raschau. Der Kegelacker, sowie die Buffele, ein kleines Feld bei Würschnitz; die Spitteläcker und Töpferäcker bei Gleina in der geraischen Gegend, sowie die Zellen und der Kuhtanz (ein mit Kirschbäumen besetztes Plateau) bei Ronneburg.

Eine Anzahl von Flurnamen ist unbestritten neuern Ursprungs, z. B. der Schieferbruch zwischen Lauterbach und Oberhermsgrün und das Bergloch an der von Oelsnitz nach Schöneck führenden Straße. Die erstgenannte Flurbenennung rührt von einem frühern Schieferbruche, die zweite von einem verfallenen Bergwerke zwischen dem Engelhardtspöhl und Pfaffenberge her. Neu ist jedenfalls auch die Benennung Vogelherd für Fluren zwischen Lauterbach und Schönbrunn. — Ein Feldcomplex westlich von Klingenthal heißt „Neue Sorge“, wahrscheinlich von der Mühe, die er seinen Besitzern verursachte, da er erst in neuerer Zeit aus Waldboden gewonnen worden ist. — Ehe ich die deutschen Ortsnamen einer etymologischen Betrachtung unterziehe, müssen wir die Aufmerksamkeit auf die Benennungen von Wäldern und Gehölzen lenken.

Den früher schon mit angeführten Namen Hart trägt eine Waldung zwischen Greiz und Hohenleuben; an sie grenzt zwischen Langenwetzendorf und dem letztgenannten Marktflecken das Hegeholz, in dessen Nähe der sagenreiche Wahlteich liegt. In einem Hügel, der sich aus diesem Teiche erhob, fand man beim Abtragen eine Menge Kohlen. Dies, und noch andre Alterthümer in der Nähe, z. B. ein umwalltes Viereck, sagen uns, daß das Hegeholz ein heiliger Hain und in ihm oder an ihm der Opferplatz wahrscheinlich (wie die Sagen lehren) einer weiblichen Gottheit war. (Dr. Schmidt, Topogr. d. Pfl. Reichenfels.) — Das Ordenshaus zu Reichenbach besaß ebenfalls ein Hegeholz (Limmer, Gesch. d. Voigtl. III. S. 864.); die Spur desselben scheint jedoch mit der vom Wüstenbusch in der Gegenwart

verwischt zu sein, wenn nicht die Hegereuth bei Unterhainsdorf dasselbe ist. Demselben Ordenshause gehörte auch das Kreuzholz zwischen Roitzschau und dem ehemaligen Alaunwerke; es soll daselbst eine Kapelle gestanden haben. — Nicht weit vom Wege zwischen Reichenbach und Hauptmannsgrün befindet sich ein Gottesholz, ein Pfaffenholz dagegen in der Umgegend von Pöhl; eine Waldung westlich von Zeulenroda nennt man Geistholz, und einen Forstdistrict bei Muldenberg den Hämmerling; in manchen Gegenden bezeichnet man mit letzterm Worte auch einen Kobold oder Poltergeist. — Während diese Namen wahrscheinlich schon der christlichen Periode angehören, reicht ein andrer für einen Wald bei Hain in der Reichenfelser Pflege, das Osterfeld, jedenfalls in das Heidenthum zurück. Hierher gehören auch die Waldungen, welche die Benennung Hain führen; wir finden z. B. einen Hain bei Oelsnitz und einen anderen bei Lobenstein. Eine bedeutende Waldfläche bei Negis und Dorna in der geraischen Gegend heißt der „wüste Hain", und einen Weg, der von Söllmnitz nach diesem Forste führt, nennt man den „Höhnweg" (Hainweg?). Man fand im wüsten Haine einige schwache Spuren von Opferplätzen (Hahn a. a. O. II. S. 1125).

Lieblich klingt der Name Blumenleite für ein Gehölz bei Zobes; an einen Kampf erinnert uns der Streitwald. Derselbe liegt bei Burgk und er grenzt einerseits an ein breites Thal, der Schlag- oder Schlachthacken genannt, andrerseits steht er mit dem Sormitz- (Sorben-) grunde in Verbindung. Bereits im Jahre 1482 kommt der Name Streitwald vor, so daß wol anzunehmen ist, daß er in die älteste Geschichte des Voigtlandes zurückreicht. Wenn nun die Sage einen Kampf zwischen Christen und Heiden in den Schlachthacken verlegt, wo Waffenstücke und Pferdeeisen ausgegraben wurden, so darf vermuthet werden, daß dies blutige Gefecht auch in dem Streitwalde geführt wurde. (Variscia III. S. 104.) — Noch erlitten nach sagenhaften

Ueberlieferungen die Wenden eine harte Niederlage in einem andern Streitwalde, welcher sich zwischen Lengenfeld, Reichenbach und Hirschfeld ausdehnt. (Fickenwirth, Chronik von Lengenfeld S. 2.) — Kriegerischen Zwecken diente vielleicht auch der Lauerbusch bei Eula.

Von Ahornbäumen, welche früher die Waldstrecke gebildet haben, erhielt ein Holz, der Abhorn, am Göltzschgrunde bei Mylau seinen Namen; man nennt noch jetzt den Ahorn in manchen Gegenden des Voigtlands Abhorn. — Mit dem Namen „das Gehörne", welcher vielleicht dasselbe ausdrückt, bezeichnete man ehemals den Pöllwitzer Wald. — Die schöne Föhring, d. h. die schönen Föhren, heißt eine Waldparzelle nördlich von Eichigt, am Hundsgrüner Communwege. — Die Benne heißt ein Holz, das Waltersdorf bei Berga angehört; zum Behufe der Erklärung weise ich auf das beim Worte „Beint" Gesagte hin. — Eine sumpfige Waldstrecke bei Greiz, im Walde nach Klein-Reinsdorf, führt den Namen Gottvater; das englische gouty water, d. h. Sumpfwasser, könnte dieses Wort erklären. (20. u. 21. Jahresb. v. Hohenl. S. 68.) — Ein Gehölz bei Berga, welches vielleicht auf bereits gerodetem Boden wieder aufwuchs, nennt man die Reuth. — Der Raum, jedenfalls von „abräumen" benannt, heißt ein Wald bei Tirpersdorf, oberhalb der sogenannten Lappenpöhl. — Eine Communwaldung bei Adorf nennt man den Brand, und zwischen Brotenfeld und Zaulsdorf liegt ein Brandholz. — Eine Waldparzelle nordnordwestlich von Eichigt heißt der Eisenweg; in ihrer Nähe wurde früher Bergbau auf Eisenstein getrieben. — Den Namen Reue für eine auf Waldkirchner Flur befindliche Waldung sucht eine später mitgetheilte Sage zu erklären. — Da man aus dem Communwalde zwischen Oelsnitz und Unterhermsgrün seit langer Zeit die Stämme zu den Wasserleitungen der Stadt genommen hat, so gab man ihm den Namen Röhrholz. Bei Reichenbach giebt es ein Walkholz und in seiner Nähe eine Walkmühle. —

Zwischen Lauterbach und Süßebach liegt der vordere und hintere Sahlig, zwischen Raasdorf und Zaulsdorf der Klinger, und bei Lauterbach die Kuppel. In Bezug des ersten Namens mag als Erklärung das hier angeführt werden, was Adelung bei dem Worte Sahl geschrieben hat. Das Wort kann den Besitz, die Wohnung, oder den Grund und Boden, ferner die Grenzen der Grundstücke, oder endlich auch die davon schuldigen Abgaben bezeichnen; eine dieser Erklärungen könnte vielleicht auch auf den Namen Sahlig angewendet werden. Bei dem Namen „Klinger“ verweise ich auf die bereits genannten Worte Klint und Glering. — Der Name Kuppel hängt vielleicht mit Koppe, eine abgerundete Anhöhe, zusammen. Wie hier die Bodengestaltung den Namen eines Waldes veranlaßte, so ist dies auch bei dem Pöhl, einer Rittergutswaldung bei Lengenfeld, der Fall. Ein Wald zwischen Zaulsdorf und der Straße nach Tirpersdorf heißt der Lappenpöhl. — Eine mit dem Leitersberge bei Adorf zusammenhängende Waldung heißt der kalte Bach. Sie erinnert an die schon angeführten Flurnamen „kalter Brunn“ und „kaltes Feld“. Gelegentlich behauptet Dr. J. G. Bönisch in: „die Götter Deutschlands, vorzüglich Sachsens und der Lausitz“, (S. 90. Anmerkung), daß „Kaltenborn“ wol immer mit „Keltenborn“ gedeutet werden müsse, da unter tausend Brunnen 999 kalt seien und das Beiwort kalt mithin ein unnöthiger Zusatz sei. Ich wollte diese Ansicht hier mit anführen, ohne daß ich dabei gewillt bin, mich derselben anzuschließen. — Bei Neumark giebts ein Eheholz (auch ein Feld: die alte Eh' und einen Eh'teich). Der Name erinnert an das „Ehding“ oder „Ehding“, d. h. Rügengericht, ein früher in der Lausitz übliches öffentliches Gerichtsverfahren (S. Knothe, Gesch. v. Hirschfelde S. 91.). Das Wort „Eh“, „Ehe“, scheint ursprünglich eine jede Verbindung, oder einen jeden eingeschränkten Zustand, und die Sache, wodurch Jemand verpflichtet oder eingeschränkt wird,

bezeichnet zu haben. So bedeutet Eo bei dem Ottfried, Euna bei dem Kero und Isidor, ein Gesetz (Adelung.).

Ein Wahlholz liegt bei Remptendorf, ein Nikelsbusch bei Meerane. Wie diese letztgenannten Namen, so müssen auch das alte Feld, ein mit Wald bewachsener Flurtheil oberhalb der Lohbrunnfelder bei Würschnitz, sowie der Hugelwald, eine Privatwaldung östlich von Klingenthal, längs der böhmischen Grenze, ohne Deutung bleiben. — Zwei Theile des Stadtwaldes in Gera heißen der Kühtanz und das Bauernloch. Der erste Name ist schon als Flurbenennung bei Ronneburg vorgekommen, ohne daß ich ihn zu erklären wußte. Der Waldtheil Kühtanz soll seinen Namen davon tragen, daß ehemals auf diesem Platze die Kühe der Gemeinde Debschwitz geweidet wurden. In das Bauernloch flüchteten sich Bauern mit ihren Habseligkeiten und ihrem Vieh vor den Schrecknissen des 30jährigen und siebenjährigen Krieges. (Hahn, a. a. O. S. 1147 und 1150.) — Die Namen von Waldtheilen sind zuweilen in hohem Grade sonderbar; so nennt man z. B. einen Walddistrikt bei Schneidenbach den „Schweinebratenstock“; leicht zu erklären sind die Namen: Haueck, Fuchsschwanz und Bärenwinkel, welche Waldtheile bei Schwarzenbach an der Saale führen.

Als nach Unterjochung der sorbischen Bevölkerung die Deutschen mehr und mehr Besitz vom Lande nahmen, da entstanden, hauptsächlich längs der Saal-Wasserscheide, Ansiedelungen, welche von der Arbeit des Ausreutens oder Rodens die Benennungen Reuth, Roda, Rodau, Rodersdorf erhielten. Die meisten Reuthe findet man im ehemaligen voigtsbergischen Amtsbezirke und in dem jetzt Bayern angehörigen Voigtlande, wo auch die wenigsten Niederlassungen der Slaven angetroffen werden. Nach Osten, wie bei Elsterberg und Reichenbach, treten Reuthe nur vereinzelt auf; einige mögen neuern Ursprungs sein, z. B. die Reutenhäuser in der Nähe Treuens und Wachholderreuth, ein einzelnes Haus in der Hofer

Gegend. Jedenfalls sind auch die Orte Rothenacker und Rothenkirchen mit hierher zu zählen, obwohl man in Folge der falschen Ableitung von der rothen Farbe in letztgenanntem Dorfe die Kirche roth angestrichen hatte. (Lex. v. Sachs. 9. B. S. 487.) — In der Umgegend von Auerbach findet man vielleicht die meisten mit „Grün" gebildeten Dorfnamen. Wie die Reuthe deuten sie die Lage der Orte im Walde an, der sich gerade dort am längsten in größerer Ausdehnung erhalten hatte. Noch heute finden wir im sächsischen Voigtlande die ausgedehntesten Waldungen östlich der Linie, welche wir von Auerbach über Falkenstein nach Schöneck ziehen; und vor 60 Jahren durfte man dasselbe zu den waldreichsten Mittelgebirgen Deutschlands zählen, da der Waldboden in ihm fast Dreiviertel des Gebiets oder 200,000 Acker einnahm. Nicht minder waldreich sind auch einzelne Gebiete des reußischen Voigtlandes. In der Umgegend von Gera mochten im 10. und 11. Jahrhunderte die Waldungen schon so weit gelichtet sein, daß nichts weiter zu reuten oder auszurotten nöthig war, weshalb wir dort, das einzige Hohenreuth ausgenommen, auch keine Ortsnamen auf „reuth", „rott", „rode" oder „grün" finden. (Hahn, Gesch. v. Gera I. S. 99.) Während jetzt die Kiefer und die Fichte vorherrschen, mochte früher auch viel Laubwald anzutreffen sein, wie die Ortsnamen Eich, Buchwalde und Abhorn im sächsischen Voigtlande, und Erlich, Birk (oder Pirk), sowie Linde und Linden, die Namen einzelner Güter im bayrischen Voigtlande, bezeugen. Ein kleines Dorf Buchwald kommt auch bei Hof, ein Linden nahe bei Pausa vor. — In den ausgedehnten Waldungen lebten Raubthiere, welche jetzt in Deutschland den Seltenheiten angehören; noch 1729 wurde ein Bär bei Reichenbach und das letzte Wildschwein 1778 bei Lengenfeld geschossen. (Wissensch. Beilage d. Leipz. Zeitung 1860. Nr. 87.) Daß auch Wölfe in der Gegend vorgekommen sind, kann man auf Grund des Namens Wolfspfütz, welchen ein Dorf bei Kirchberg und ein

anderes bei Treuen führt, vermuthen. Letzteres soll nach dem Lexicon von Sachsen auch Waldpfütz geheißen haben; es ist nach Treuen eingepfarrt, und der Schutzpatron der dasigen Kirche war vor der Reformation der heilige Bartholomäus, dem man besonders Schutz sowohl gegen Bäre als auch Wölfe zuschrieb. Vom Jahrmarkte an seinem Jahrestage (den 24. August) soll die treuensche Kirche das Stättegeld beziehen. — Außer dem reinen Namen Grün für ein Dorf bei Lengenfeld finden wir genanntes Wort in den mannichfachsten Zusammensetzungen. Cossengrün, in Urkunden „Cozingrün“ genannt, erinnert uns vielleicht ans englische to cozen, täuschen; Zettelgrün weist uns auf sadly, düster, schwärzlich, und Lottengrün auf lade, der Deckel, oder das Verbergende hin. Man könnte bei letzterm Namen auch an loath, das Grauen, das Entsetzen, denken, wie wir in Bechsteins Kiffhäuser-Sagen Nr. 36 durch die Lothshöhle auf die Bedeutung des Versteckten oder Schauerlichen hingeleitet werden. (Resch, über die Bedeutung des Ortsnamens Grün im 20. u. 21. Jahresbericht d. voigtl. alterth. V.) Andre Ortsnamen mit „Grün“, deren ich später noch gedenken werde, erinnern vielleicht an die Mythen von Kobolden oder gar an den deutschen Odhin, und wieder andere haben uns die Namen der ersten Ansiedler bewahrt. Zu letzteren gehören Reiboldtsgrün und besonders Lauschengrün, die letzte zu einem Dorfe erwachsene Ansiedlung des sächsischen Voigtlands. Dieselbe gehört dem gegenwärtigen Jahrhunderte an, während in den südlichen und südöstlichen Walddistrikten zunächst zu gewerblichen und ackerbaulichen Zwecken in den letztverflossenen zwei Jahrhunderten mehrere andere Ortschaften gegründet wurden; im 17. Jahrhunderte entstanden z. B. Rautenkranz und Morgenröthe. — Es mag gestattet sein, bei dieser Gelegenheit aus der Namenbildung auf das Alter der Orte einen Schluß zu ziehen. Obwohl, wie ich durch Beispiele belegte, die Namen Reuth und Grün bis in die neuere Zeit zu Ortsnamen gewählt

wurden, so kann doch dessenungeachtet als Regel gelten, daß sie im Allgemeinen die ältern deutschen Ansiedlungen bezeichnen. Jünger sind im Ganzen die Orte, deren Namen die Silben „berg", „dorf", „thal" und „hausen" haben, und ich nenne beispielsweise dazu Straßberg, Beiersdorf, Rosenthal und Mühlhausen.

Eine Anzahl Ortsnamen deutet die Beschaffenheit des Bodens und der Gegend an. Es gehören hierher Dürrgrün, südlich von Plauen, Dürrloh bei Selb, und Dürrenberg bei Gera, jedenfalls auch Thürnhof bei Elsterberg, das auf Schenks Karte „dürre Hoff" geschrieben wird. Der Name Adorf soll aus „Audorf" entstanden sein, „weil die Stadt in einer großen Aue, von der böhmischen Grenze bis nach Plauen gehend, liegt;" nach Anderen dagegen (Jahn, Chronik v. Oelsnitz, S. 123.) hieß er ursprünglich Hagdorf, d. h. Walddorf, weil die ganze Gegend mit Gehölz bedeckt und eine Wildniß war. Von Gefell, dessen Kirche bereits vor 1211 bestanden haben muß, da sie nach einer alten Inschrift in diesem Jahre erneuert wurde, vermuthet Limmer (Gesch. d. V. II. 335.), daß sich der Ursprung seines Namens als eine von dem Schlosse Hirschberg aus auf dem „Gefilde" gemachte Anlage ableiten lasse; nennt man doch zuweilen die Gegend zwischen Hof und Plauen das Land-Revier oder das Gefilde. — Dröda soll ursprünglich „in der Öde" geheißen haben, und ebenso mag Stöckicht seinen Namen von der früheren Beschaffenheit des dem Walde abgewonnenen Ackerbodens führen. Haideland wurde angebaut, als man Beerheide in der Auerbacher Gegend und Schönheide im Erzgebirge, nahe der jetzigen voigtländischen Grenze gründete. Das erste Haus zu letztgenanntem Industriedorfe baute 1537 Urban Männel, und der Ort, welcher anfänglich zur Kirchfahrt Auerbach gehörte, vergrößerte sich so, daß er bereits im Jahre 1596 seine eigne Kirche hatte. (Lex. v. S. 10. B. 668.) — Das Dorf Gries bei Untermhaus in der geraischen Gegend,

welches früher Zimmermannshausen hieß, weil sich hier die Zimmerleute, die beim Baue der Burg Gera beschäftigt waren, angesiedelt haben sollen, wird von dem Worte Kies, für angeschwemmten Boden, auf welchem der Ort erbaut ist, abgeleitet. Im Munde des Volks ist Kies und Gries in jener Gegend gewöhnlich gleichbedeutend. (Hahn, a. a. O. I, S. 197.) — Zwei kleine Dörfer in der Höfer Gegend heißen Moos und Moosanger; das Wort Moos ist häufig für einen sumpfigen, morastigen Boden im Gebrauche. — Vielleicht haben wir auch in der Wurzel des Namens Schwesendorf, wie ein Ort bei Regnitzlosau heißt, den Begriff des Feuchten. In Verwandtschaft steht dann mit dem Worte „Schwesen“ unser „Schweiß“, sowie das niedersächsische sveet, das schwedische svett und das englische sweat. — Zur Erklärung des Dorfnamens Sillanger bei Selbitz will ich mir folgende Bemerkung erlauben: Das Wort „Sill“ enthält entweder den Begriff des sanftfließenden Wassers (daher das niederdeutsche Siel, eine Schleuse, und das angelsächsische sele, ein sanftfließender Fluß), oder es enthält den Begriff einer Vertiefung (daher das oberdeutsche zille, der Kahn). Man könnte auch hierbei auf das altdeutsche zalan, theilen, hinweisen (Adelung). — Räthselhaft mag Manchen der Name Siebenhitze für ein Haus bei Magwitz und einen Weiler in der Höfer Gegend sein. Resch (20. u. 21. Jahresbericht d. v. a. V.) versucht ihn dadurch zu erklären, daß er auf das englische seavy, das Binsicht, Röhricht und auf heath, die Haide hinweist. Dabei führt er an, daß Siebenhitze auch ein Theil von Greiz, der sich hinter der Teichstraße hinzieht und ehedem eine Fortsetzung des ausgedehnten Binsenteichs gewesen ist, genannt wird. Sowohl dieser Stadttheil, als auch die andern Oertlichkeiten mögen einst mit Binsen überwachsene Flächen, „Binsenhaiden“ gewesen sein. — Das Gepräge einer ackerbaulichen Niederlassung trägt der Name Juchhe. Derselbe scheint aus der alten Form Johhe, Johche, ein Paar mit einander

verbundener Ochsen, hervorgegangen zu sein. — Einzelne Niederlassungen konnten vielleicht nur mit vieler Mühe behauptet werden; der Ertrag der Aecker war gering, oder andere Verhältnisse griffen hemmend ein, so daß manche Schwierigkeiten von den ersten Besitzern überwunden werden mußten; daher erklärt sich wol der Name Sorge, welchen Vorwerke bei Reichenbach, Auerbach und Adorf führen. Auch in Gera heißt ein Stadttheil die Sorge, und Hahn bemerkt dabei in seiner Geschichte von Gera (S. 1063), daß das Wort slavisch sei und ursprünglich Sorgaw, Sorgawa gelautet haben mag. Es soll dieser Name ein sanft anstrebendes, allmählich zur Bergform sich erhebendes Land bezeichnen. — Reichlichen Ertrag an Futter lieferten dagegen Fluren, die zur Buttermühle beim Dorfe Blankenstein in der Herrschaft Lobenstein gehörten oder noch gehören; wenigstens liegt diese Ableitung des Namens nahe, wenn man nicht auch hier auf das bereits genannte butt, für Kobold, Rücksicht nehmen will. — Das Dörfchen Wiedenberg bei Rodewisch leitet uns darauf hin, an geschmeidige, zähe Ruthen, die der Landmann hie und da noch Wiede nennt, zu denken; oder es veranlaßt uns, den Ursprung dieses Namens auf ein Wort, welches „binden“ bedeutete und in der englischen Sprache noch als with vorhanden ist, zurückzuführen; in diesem Falle könnte es einen alten Gemeindeverband bezeichnen. — Wie eine Anzahl slavischer, so beruhen auch deutsche Ortsnamen des Voigtlands auf religiösen, mit dem Glaubensleben zusammenhängenden Vorstellungen. Ich rechne dahin Götzen- oder Gottesgrün und Ottengrün; ersterer, von Godesgrün entstanden, erinnert wie der zweite Name an den Wodan oder Odhin, der auch als der „alte Ote, Gode“ bezeichnet wird. Das Ottenhaus bei Magwitz kann ebenfalls darauf, oder auf den Glauben an die Hausotter, die als Wasserdämon galt, bezogen werden. Ich führe hierbei auch die Götzenmühle an, wie man in Plauen die obere Mühle nennt; in dieser soll noch heut ein

altes Bild, das für ein Götzenbild gehalten wird, gezeigt werden. (Gräße, Sagenschatz des K. Sachsen, S. 425.) — Dem Thor geheiligte Plätze waren, wie man vermuthen darf, in der geraischen Gegend Thorna oder Dorna und das Oertchen Dornholz bei Gefell. — Der Jugelsburg bei Adorf und auch der zu Reichenbach gehörigen Jugelsmühle wurde früher schon gedacht. Vielleicht feierten an diesen Plätzen die alten germanischen Bewohner das Juelfest, das Fest der Wintersonnenwende. Das waren Freudentage, die durch das Christenthum nicht ganz verdrängt wurden; denn auf die Winterzeit, in jene langen Nächte, in denen auch die heidnischen Germanen den Schluß des alten Jahres und ihr Neujahrsfest feierten, verlegte man das Weihnachtsfest. — Bei der Jugelsmühle erscheint allerdings der Zusammenhang mit dem Worte Jul als ganz besonders fraglich, da der Name auch von einem früheren Besitzer Jugel herrühren kann. Wenigstens erinnere ich mich, diesen Namen in der Reichenbacher Gegend gehört zu haben. — An die Todesgöttin Hel könnte uns vielleicht das Bauergut Hellkruck oder Höllenkrücken bei Obertriebel, sowie ein zu Posseck gehöriges Vorwerk, Hellensteig erinnern. Doch ist bei ersterm Namen auch an das dithmarsische kroog, ein eingehegtes Stück Land, und an das niedersächsische Zeitwort „hellen", d. h. sich neigen, abhängen, auch sich abhängig machen, zu denken; desgleichen erinnere ich bei Hellkruck und Hellensteig hinsichtlich des ersten Wortes an das im Forstwesen gebräuchliche „Helle", welches einen starken Afterschlag, den Abraum, die Aeste und Wipfel der gefällten Bäume bezeichnet. — Da Hexe zuweilen in Hesse oder Hasse verwandelt wird (Nork, a. a. O. S. 624), so finden wir auch für die Hessen- oder Hassenmühlen, deren es bei Morgenröthe und an der Elster, südlich von Oelsnitz eine giebt, eine Namensdeutung. Man könnte auch hierbei die Gottheit Hesus in Erinnerung bringen. — Eine Alraunmühle liegt beim Dorfe Hundsgrün. Die Sage von dem Alraun oder Galgen-

männlein, einer Wunderpflanze, welche dem Besitzer jeden Tag das zugelegte Geld verdoppelt und noch in andrer Weise Zaubermittel ist, reicht bis ins Heidenthum zurück (Nork, a. a. O. S. 599), und man darf vermuthen, daß einem früheren Eigenthümer der genannten Mühle die Benutzung eines Alraun zugeschrieben wurde. — Das Dorf Gopplasgrün soll an den Goblin, einen Spukgeist in der Sage germanischer Völker, und Robesgrün an ein ähnliches koboldartiges Wesen, den Robin oder Rob, erinnern. Hamlet sagt zu seinem Vater: »be thow a spirit of healt or goblin damned?« und wieder heißt es im Sommernachtstraum:

„Du bist jener
jener durchtriebene, schelmische, leichtfertige Geist,
den Robin das Landvolk nennt.
Bist Du's nicht, der die Mädchen aus dem Dorfe
Bei Nacht erschreckt,
Der arme Wandrer oft des Nachts verleitet,
In Sümpfe führt?
Allein für die, die dich Gobgoblin nennen
Und lieber Puck, ihr Werk unsichtbar thust."

(F. V. Resch, über die Bedeutung der Ortsnamen Grün, im 20. u. 21. Jahresberichte des alterth. Ver. zu Hohenleuben.) Auf jenem Platze, wo jetzt das zu Osseck bei Hof gehörige einzelne Haus, „Haag" mit Namen, steht, befand sich vielleicht ein abgegrenzter („gehegter") heiliger Hain; dasselbe war vielleicht beim Weiler Alsen- oder Alzenberg der Fall, dessen Name an das alte alhs, ein Hain, erinnert; bedeutsam würde dann auch das den Ort berührende Otterbächlein sein.

In den Kapellen oder Kirchen einzelner Orte standen früher wunderthätige Marienbilder, so z. B. in Marienei, sonst Marienau genannt, dem Geburtsorte des Dichters Julius Mosen und des Pastors und Geographen Adam Friedrich Zürner, welcher im Jahre 1742 starb. Vor Alters gab's auch eine Marienkapelle in Märzen oder Märgenthal, d. h. Marienthal, einem

in der Volkssprache „Kuttelschenke“ genannten Dörfchen südöstlich von Zeulenroda. — Das sich an Schönfeld bei Greiz anschließende St. Adelheid hatte bereits vor Erbauung der Greizer Kirche eine der heiligen Adelheid gewidmete und von der Elsterberger Kirche abhängige Kapelle. Diese, sowie noch andere Kirchen und Kapellen waren starkbesuchte Wallfahrtspunkte, und manche Dörfer, welche in der Folge da entstanden, tragen davon ihre Namen; ich nenne Wohlbach und Waldkirchen, die ursprünglich, wie angenommen wird, Wallbach und Wallkirchen lauteten. In Wohlbach war bereits im Jahre 1311 ein eigner Pfarrer. — Eine berühmte Wallfahrt zu einem Marienbilde hatte auch die Kirche in Mylau, welche wol im 11. Jahrhunderte gegründet wurde. Wie Limmer erzählt (Gesch. des Voigtl. II. S. 367), soll man den Platz hinter der Kirche, auf dem sich die Pilger lagerten, Wallfahrtswiese genannt haben; die Erinnerung daran ist aber in der Gegenwart erloschen. Ein altes steinernes Kreuz, welches an dem Wege nach Obermylau steht, bringt die Sage mit St. Adelheid in Verbindung; es dürfte jedoch näher liegen, dasselbe für einen Stationspunkt der nach Mylau ziehenden Pilger anzusehen. — Noch erwähne ich die ehemalige Wallfahrt Burgstein, welche aus zwei nebeneinander gebauten, aber jetzt verfallenen Kirchen mit einem wunderthätigen Marienbilde bestand, und bis zum Jahre 1487 zur Pfarre Kröbes gehörte.

Als unter den slavischen Bewohnern des Voigtlands die christliche Lehre verbreitet wurde, ließen sich an verschiedenen Orten deutsche Ansiedler, verschiedenen Stämmen angehörig, nieder. Es entstanden Orte, durch deren Namen die Erinnerung an diese Colonisten erhalten worden ist. Ich nenne Frankenthal im Geraischen, Frankendorf bei Tanna, sowie das frühere Rittergut Frankenhof in Elsterberg; ferner Sachsgrün dicht an der bayerschen Grenze, das schon 1373 im Besitze der Herren von Feilizsch war, und das Sachsenvorwerk un-

weit Hirschberg. Auch Beiersdorf und Böhmsdorf, sowie Friesau und Friesen mögen ihre Namen von der Nationalität der Ansiedler erhalten haben.

Der Name Gattendorf deutet einen sichern, festen Platz, oder eine Stelle an, wo Kriegsvölkern der Zugang nach einem andern Gaue offen war oder geöffnet werden konnte. Ich denke dabei an das alte deutsche gad, das Haus, oder an das englische gate, das Thor, die Pforte. — Bestimmend für den Namen war auch die Lage einer Niederlassung mit Rücksicht auf einen andern Ort, oder es bewog dazu die Rücksicht auf die Zeit der Gründung. So ist z. B. der Name Untermhaus für einen Ort bei Gera, der jedenfalls schon im 10. Jahrhunderte gegründet ward, entstanden, weil das Dorf (ursprünglich Vorwerk) am Fuße des Berges liegt, auf welchem ungefähr gleichzeitig Schloß Osterstein gebaut wurde. Letzteres aber nannte man im Gegensatze zu dem Schlosse in der Stadt, das die Voigte zu Gera bis 1450 bewohnten, einfach nur „das Haus". Daher kommt es auch, daß man den Weg, welcher von der Stadt nach dem Osterstein hinüberführt, noch jetzt den „Hausweg", und die ehemals zur Burg gehörige Mühle die „Hausmühle" nennt. (Hahn, Gesch. v. Gera I. S. 195.) — Als Beispiel für die andere Veranlassung zu gewissen Ortsnamen will ich nur Neustadt bei Falkenstein und auch Naila nennen, da hinsichtlich des letztgenannten Ortes die Ableitung von „Neu", mit angehängter Verkleinerungssilbe „lein", also von „Neulein", eine neue Ansiedlung, die meiste Beachtung gefunden zu haben scheint. (Hübsch, Geschichte d. Stadt und des Bezirks Naila, S. 3.) — Auf Industrie und insbesondere Hüttenwesen, welches die Hauptveranlassung zu manchem Anbaue wurde, werden wir durch den Namen Klingenthal gelenkt. Obwohl man angenommen hat, daß Klingenthal, anfänglich der Höllhammer genannt, von einem früheren Besitzer dieses Eisenhammers die jetzige Benennung erhalten habe, so leitet doch der Verfasser der dasigen Ortschronik (Wolf,

geschichtl. Nachrichten rc. I. u. II.) den Namen von „klingen" ab, so daß Klingenthal als „das Thal, wo der Hammer klingt", gedeutet werden muß. Der erste Pfarrer, welcher jedenfalls von dem Grunde der Umwandlung des Namens Höllenhammer in Klingenthal genauer unterrichtet war, gebraucht für letzteren die lateinische Uebersetzung Sonivallis. — In jenem waldreichen Bezirke, an dessen südlicher Grenze der letztgenannte Ort gegründet ward, entstanden, wie bereits gesagt wurde, in neuerer Zeit mehrere Ansiedlungen, so z. B. 1792 Hammerbrück bei Falkenstein. Auch dieser Ortsname wird wie das alte Hammerthor in Plauen, durch welches einst der Weg nach einem früheren, schon vor dem 13. Jahrhunderte bestandenen Hammerwerke führte, mit einem Hammerwerke in der dortigen Gegend verbunden werden müssen.

Jedenfalls läßt sich die Zahl der Gründe, welche für die Namen von Ansiedlungen entscheidend waren, noch um Bedeutendes vermehren. Manche Ortsbenennungen erscheinen uns so eigenthümlich, daß wir auf sonderbare Launen des ersten Anbauers oder der umwohnenden Bevölkerung schließen möchten. Die Namen Siebenhitze und Juchhe suchte ich zu deuten. Nicht minder eigenthümlich ist die Benennung „Sieh dich für" für einen Ort bei Falkenstein. Nach Schumanns Lexicon (16. B. S. 591) beruht der Name auf den großen nahen Wäldern, die ehemals vor Raubgesindel ängstlich machen konnten; nach einer andern Deutung soll zur Zeit des dreißigjährigen Krieges daselbst ein feindlicher Wachposten gestanden haben, vor welchem man mit jenen Worten, die dann zur Ortsbenennung wurden, warnte. — Die Zahl der Orte oder einzelner Gehöfte, besonders Mühlen, die von Personen benannt wurden, welche die ersten Anbauer oder die Besitzer waren, ist nicht gering.

Heinsdorf wird in Urkunden Heinz- und Oberheinsdorf, speziell Oberheinrichsdorf, Cunsdorf bei Reichenbach aber Kunzdorf genannt; doch soll im Jahre 1518 auch die jetzige

Schreibweise, die dann aufs slavische koinza, die Kiefer, hinweist, im Gebrauche gewesen sein. Hauptmannsgrün hieß nach der Sage früher Hartmannsgrün, Pechtelsgrün wird auf dem Streitschen Atlas Bechlersgrün geschrieben; von Remptengrün bei Auerbach kann vermuthet werden, daß die Herren von Rempse dem Orte seinen Namen gaben, sowie Stangengrün von dem adeligen, einst im Erzgebirge angesessenen Geschlechte der Stangen benannt wurde. Georgengrün bei Auerbach wurde von böhmischen Exulanten angelegt, und wahrscheinlich führte der erste Anbauer den Vornamen Georg, wie es bei dem zum Kirchspiele Klingenthal gehörigen Georgenthal, dessen erstes Haus 1677 ein Georg Estel aufführte, bekannt ist. Troschenreuth an der bayerschen Grenze, wo 1633 der General Holke, der Verwüster und Peiniger des Voigtlands, an der Pest starb, wurde vielleicht von einem Troitzsch angelegt; es ist dieser Name in der dortigen Gegend jetzt noch nicht erloschen. Einen in der Vaterlandsgeschichte bedeutungsvollen Namen tragen möglicherweise Geroda bei Triptis und Géresdorf bei Berga. Gero der Große, Markgraf in Ostsachsen und Herzog in Brandenburg, geboren 890 und großgezogen unter Heinrich und Otto I. im Dienste des deutschen Reichs, war durch seine glücklichen Kämpfe gegen die Slaven eine so hervorragende Persönlichkeit geworden, daß man annehmen kann, es seien ihm zur Ehre neugegründete deutsche Orte benannt worden. — Das Dorf Dreigrün bei Naila kommt schon 1502 unter dem Namen „Dreiergrün“ vor; es wurde jedenfalls von einem J. G. Treier gegründet. (Hübsch a. a. O. S. 35.) Ebenso mag auch das in derselben Gegend liegende Dorf Erbsbühl in der ersten Silbe seines Namens an Aribo, Erbo oder Erwig erinnern. (Hübsch a. a. O. S. 36.) — In der Ronneburger Gegend sind jedenfalls folgende Dörfer von ihren Erbauern benannt worden: Heukewalde (von Heuko oder Hugo), Joniswalde (von John oder Jahn), Vollmershain (von Volkmar),

Mannichswalde (von Mannicho), Braunswalde (von Bruno), Pillingsdorf (von Pilling), Wettelswalde (von Wettilo), Rückersdorf (von Rucker oder Rückert), Rusdorf, sonst Rudolsdorf (von Rudolph), Patzdorf (von Bodo) und Hilbersdorf (von Hildebert). (Böhme, Chron. d. Stadt u. Pflege Ronneburg. I. S. 4.)

Von den vielen Mühlen, welche die Namen früherer Besitzer tragen, mögen nur die Bünaumühle bei Weißensand und die Hoyermühle bei Lengenfeld genannt sein. Ueber die letztere heißt es in einer Schenkungsurkunde von 1483: „Dasselbe gut gelegin ist in dem Dorffe zcu Lengefelt genant in der Hoyersmule, da itzund einer vff sitzit gnant Nickel Hoyer.“ Lengenfeld war damals noch ein Dorf und nach Treuen eingepfarrt; Stadtgerechtigkeit erhielt es erst am Anfange des 16. Jahrhunderts. (20. u. 21. Jahresb. d. voigtl. alterth. Ver. S. 81.)

Ich schließe diesen Abschnitt. Wenn auch die Umschau unter den Localnamen des Landes mit einem Umblicke verglichen werden muß, den man von einem wenig günstigen Standpunkte aus über zerstreut liegende und theilweise in Nebel gehüllte Orte hält, so ist doch hie und da noch mancher klare Blick ermöglicht. Wie ein Ort, den auch die angestrengteste Sehkraft nicht scharf erfassen kann, in seiner Ausdehnung und mit seinen Thürmen und Hauptgebäuden mehr geahnt als in Wirklichkeit gesehen wird, so läßt sich auch nicht immer mit Gewißheit der Ursprung einer Ortsbenennung nachweisen. Aber gerade dieses Suchen, dieses Fragen und die unbestimmte Antwort, die uns wird, behalten einen gewissen Reiz neben den sichern Aufschlüssen, welche uns durch die Etymologie gegeben werden. Dabei ist es immer möglich, daß vieles Unsichere von Andern beseitigt und zu anderen und besseren Erklärungen ein Fingerzeig gegeben wird, ebenso wie Gegenstände, die mir von meinem Standpunkte aus nicht mit Deutlichkeit entgegentraten, von einem andern Platze aus und mit geübterem Auge angesehen, in voller Schärfe dastehen werden.

III.

Die wüsten Marken des Voigtlands nebst einem Anhange von Namen einzelner Ortstheile.

„Die wüsten Orte sind bedeutend für die Geschichte des Landes und selbst vielfach praktisch für die Gegenwart." (Vorwort zu Brückners Landeskunde des Herzogthums Meiningen. 2 Th.)

Sinnend verweilt der Wanderer auf jenen Plätzen, von denen es heißt: Hier stand einst ein Schloß, oder hier befanden sich vor Jahrhunderten die Hütten eines Dorfes; diese Fluren gehörten ihm an, aus jener Quelle schöpften seine Frauen das Wasser, an jenem Teiche trieb man vielleicht das Vieh zur Tränke. Jetzt steht der Fuß auf Feld und Wiese oder er durchstreift den unebenen, mit Gebüsch bewachsenen Boden. Der Geist versenkt sich dann so gern in die Vergangenheit, er möchte Manches aus dem Leben derer, die jetzt schlafen und deren Wohnungen verschwunden sind, von ihren Sitten und Gebräuchen, ihrem Leide und ihrer Freude wissen. Die Namen der Bewohner, welche einst die Dorffelder bebauten, sind vergessen; doch die Erinnerung an das zerstörte Dorf, den Rittersitz oder an einzelne Gehöfte, die zerfielen, ist bei dem gegenwärtigen Geschlechte nicht erloschen. Wüste Marken nennen wir die Plätze, und manche den Freunden der Vaterlandsgeschichte nicht bekannt gewordene mögen außer den folgenden noch vorhanden sein.

Hahn macht in seiner Geschichte von Gera (II. S. 1172) darauf aufmerksam, daß es eigenthümlich sei, im Voigtlande so

wenig Ruinen von den wüsten Marken zu finden. Er vergleicht damit die Wüstungen des Orlgaus, von denen die meisten durch Ruinen deutlich markirt seien, obschon doch einige derselben schon aus dem 12. Jahrhunderte herrühren. Mehrere führen dort den Namen „wüste Kirche“ oder „Burgstättel“.

Ahorn, ein jetzt völlig verschwundenes Dorf, existirte in der Umgegend von Hof.

Ein Schloß Blankeneck, von dem blos noch Spuren der ehemaligen Schloßgräben vorhanden sind, lag bei Kemlas im Gerichtsamtsbezirke Naila.

Der sogenannte Bartel oder Wertel bei Korbußen, jetzt ein leerer Platz und Holzung, mit den Dämmen eines Teiches und einigen Schutterhebungen, bezeichnet die Stelle, wo das Dorf Berthelsdorf gestanden hat; dasselbe wird schon 1260 angeführt. Denn wie Hahn in seiner Geschichte von Gera erzählt, verkaufte in dem genannten Jahre Heinrich der Verwaiste, Herr von Gera, einige Güter und Lehenleute aus diesem Dorfe an seine Mutter, die Stifterin und damalige Priorin des Klosters zu Kronswitz. Auch nach dieser Zeit wird das Dorf noch mehrmals in Urkunden erwähnt, bis es im März 1640, als die Schweden von Ronneburg aus verheerend in die Geraer Gegend zogen, in Flammen aufging. Die Bewohner verließen für immer die Ruinen ihrer Wohnungen. — (In Böhms Chronik der Stadt und Pflege Ronneburg. I. Abth. S. 155 wird in der Parochie Corbußen eine Wüstung mit Namen „Weddeln“ angeführt. Dieses Wort soll aus „Bethlehem“ entstanden sein, und das Dorf, das einst hier stand, soll im Bruderkriege zwischen 1446 und 1451, da die böhmischen Hülfstruppen des Herzogs Wilhelm die Umgegend verwüsteten, zerstört worden sein. Ist dieses „Weddeln“ eins mit jenem „Bartel“ oder „Wertel“?)

Eine Viertelstunde nordwestlich von Plauen, an der Syra, liegt das Stadtgut Dobenau und dabei ein Ueberrest der gleichnamigen Burg, auf welcher im 12. und 13. Jahrhunderte die

mächtigen Grafen von Eberstein, die Gründer Plauens, saßen. Die Burg wurde im Bauernkriege 1525 zerstört. (Herzog.)

Im Hussitenkriege sind wahrscheinlich Dörfel zwischen Adorf und Arnsgrün, am linken Elsterufer, und Erlich, das nach einer Urkunde von 1491 nach Schöneck eingepfarrt gewesen war, verschwunden. Die Erlmühle am Lohbache, zwischen Schillbach und Sahlig, ist vielleicht ein Ueberrest des letztgenannten Dorfes. (Herzog.) Auch bei Würschnitz giebt es einen aus Feld, Wiesen und Wald bestehenden Flurtheil, das Dörfel genannt. Hier soll nach der Sage einst ein kleines Dorf gelegen haben, welches ebenfalls im Hussitenkriege zu Grunde gegangen ist. Hin und wieder hat man daselbst Ueberreste von Mauern und Kellern gefunden, und sämmtliche Grundstücke des frühern Dorfes waren bis in die neuere Zeit bei dem Pfarrer zu Marienei lehns- und zinspflichtig. (Mittheilung des Lehrers Lucke in Würschnitz.)

Ein Dorf Flössig oder Froesseg lag vor dem Hussitenkriege zwischen Theuma und Großfriesen; es war in erstgenanntes Dorf gepfarrt, und seine Fluren gehören heute theils Großfriesener Bauern, theils zur Pfarre und dem Diakonat in Theuma. (Herzog.)

Nach der Sage soll auch in dem sogenannten Pöhlergrunde bei Berga ein Dorf mit Namen Friedrichsdorf gelegen haben; es bestand, wie erzählt wird, in 8 Ackerpflügen. (18. u. 19. Jahresbericht v. Hohenleuben.)

Ein Vorwerk Gatzenhof, welches denen von Sack gehörte, lag ehedem zwischen Oelsnitz und Dobeneck am linken Elsterufer. Wahrscheinlich verfiel es im Hussitenkriege und der Grund und Boden ging in den Besitz Oelsnitzer Bürger und an Raschau über. Die zwei ebenfalls auf den früheren Marken dieses Vorwerks stehenden Hammerhäuser (einst ein Hammerwerk), gehören zum Rittergute Planschwitz. (Herzog.)

Gößwein besteht jetzt aus einem Vorwerke des Rittergutes

Planschwitz nebst einem Anhange von vier Häusern. Das Oertchen, welches der Rest eines bedeutenden, im Hussitenkriege untergegangenen Dorfes sein soll, gehört nach Magwitz und liegt diesem Orte gegenüber am rechten Elsterufer. Die Taltitzer Kirche besitzt ebenfalls einen mit Holz bewachsenen Theil der Mark.

Ein Dörfchen Grüna in der Zeulenrodaer Gegend wurde jedenfalls im 30jährigen und ein anderes Grün bei Adorf im schmalkaldischen Kriege zerstört. Letzteres lag in dem Grunde eines bei dem Adorfer Vorwerke Sorge entspringenden und bei Schadendeck (das den Schaden decken sollte) in den Erlbach fließenden Bächleins. Im Jahre 1542 gehörten noch drei Bauergüter dieses Dorfes denen von Thoß; die Mark ist jetzt Besitzthum der Stadt Adorf. (Herzog.)

Das Dorf Hadirsack stand vor dem Hussitenkriege zwischen Schleiz und Pausa in der Nähe des Dorfes Drößwein oder an dessen Stelle. Hadirsack kommt in einer Urkunde von 1377 vor; Drößwein wird jedoch erst 1492 urkundlich genannt. (Herzog.)

Ein verschwundener Ort scheint auch Hals zu sein, welches zur Pfarrei Berg im Bezirke Hof gehörte. Vielleicht ist es auch eins mit Rudolphstein.

Dreiviertel Stunden nördlich von Schöneck, am Wege nach Falkenstein und an der Quelle des Geigenbaches lag das im Hussitenkriege zerstörte Haselbrunn. Die von Thoß verkauften 1444 die jetzt mit Holz bewachsene Wüstung für 74 neue Schock an die Stadt Schöneck, welche noch Besitzerin der Mark ist. Wahrscheinlich gehörte zu dem Dorfe die am Kornbache gelegene Haselmühle. (Herzog.)

Ein Dorf Lichtenau (nach der Sage soll der Ort sogar Stadt gewesen sein) lag in der Gegend von Roben, nordwestlich von dem sogenannten Schlößchen. Nur einige Mauerreste und mündliche Ueberlieferungen sprechen für das Vorhandensein dieses Dorfes, dessen Bewohner einst ihren alten Wohnplatz ver-

lassen und mit noch Andern aus der Umgegend das heutige Steinbrücken gegründet haben sollen.

Lichtentann war ein Ort in der Nähe von Gottwaldsreuth oder Wustuben im Höfer Bezirke. Der Name haftet noch auf einem Stück Waldung zwischen Autengrün und Wustuben; wann des Dorf zerstört wurde, ist unbekannt.

Ein Ort Moos in der Umgegend von Zeulenroda ging wahrscheinlich im 30jährigen Kriege unter.

Eine wüste Mark ist jedenfalls auch ein nur 2 Acker großes, aus Feld und Wiese bestehendes Grundstück bei Würschnitz, die Merseburg genannt. (Mittheil. d. Lehrers Lucke in Würschnitz.)

Die von Tromler in der Geschichte des Voigtlands erwähnte Wüstung Pitzschaw lag jedenfalls nördlich von Plauen am Pietzbache, unterhalb des Dorfes Haselbrunn. In der Nähe hat man wol auch die Wüstung Knielowe zu suchen. An beiden Plätzen mögen Dörfer gestanden haben. (Herzog.)

Ein Dorf, von dem man weiter nichts als seinen Namen und einen frühern Besitzer kennt, war Pitzdorf oder Etzdorf, nahe bei Söllmnitz in der Geraer Gegend. Ein Theil desselben gehörte den Herrn von Sellmnitz auf Söllmnitz. „Unter den zahlreichen Besitzungen dieses alten aus Meißen stammenden Geschlechts, welches schon seit dem 13. bis zu Ende des 16. Jahrhunderts in Söllmnitz seinen Sitz hatte, wird auch die Schäferei zu Pitzdorf genannt. Da dieser Name in der ganzen Umgegend nicht existirt, wol aber ganz nahe, östlich von Söllmnitz, noch ein Teich unter dem Namen „Etzdorfsteich“ vorhanden ist, so schließt man daraus, daß jenes ursprüngliche Pitzdorf später Etzdorf genannt worden sei.“ (Hahn.) Jede Nachricht über die Vernichtung dieses Dorfes fehlt.

Eine halbe Stunde vor Ernsee bei Gera befindet sich die Wüstung Pottendorf. Das Dorf, welches früher jedenfalls, besonders durch das dort befindliche Marienbild, eine gewisse Bedeutung für die dortige Gegend hatte (s. Sagen), ist jetzt

spurlos verschwunden, da die Ueberreste der Grundmauern der alten Gebäude zum Wegebau verwendet worden sind. Die Mauersteine der Pottendorfer Kapelle sollen schon im 15. Jahrhunderte bei der ersten Erweiterung der Untermhäuser Kirche verarbeitet worden sein. (Hahn.)

Das ansehnliche Dorf Reiboldsgrün soll 1 Stunde nördlich von Pausa am Triebesbache an der reußischen Grenze unweit Wallengrün gelegen haben. Es ist wahrscheinlich im 30jährigen Kriege zerstört worden und eine wüste Holzmark befindet sich an seiner Stelle. (Herzog.)

Im 30jährigen Kriege verschwand vielleicht auch Ritzmannsgrün in der Umgegend von Zeulenroda.

Ein Ort „Reichardtsdorf" soll nach der Sage auf den sogenannten „Hofchsten", d. h. Hofstätten, zwei Reihen einzelner Grundbesitzungen, welche sich an beiden Wänden des Goldgrundes bei Stübnitz hinziehen, gestanden haben. Vielleicht war dieses Reichardtsdorf das in der Geschichte verloren gegangene Richardtsdorf. 1260 wurde ein Reichersdorf von den geraischen Voigten an das Kloster zu Laußnitz abgetreten. Trotzdem kommt aber später ein Richardtsdorf in Urkunden vor, welches 1364 die Reußen von Plauen mit der Pflege Langenberg an die Voigte von Gera verkauften. Es scheinen daher zwei Dörfer dieses Namens bestanden zu haben. Die Zerstörung unsers Reichardtsdorf, von dem man im Goldgrunde vor wenigen Jahrzehnten noch einen Backofen sah, ist jedenfalls im Bruderkriege geschehen. (Hahn.)

Der Ort Rötheldorf, von dem man bis in die neuere Zeit noch Ueberreste von Mauern und Gewölben, ja selbst den Vordertheil eines Backofens auffand, und von dem ein Stück Waldung den Namen Röthelholz führt, lag 10 Minuten nördlich von Kleinaga bei Gera. Allem Anscheine nach ist das Dorf im 30jährigen Kriege zerstört worden, indem kurz vor demselben die Bewohner des Ortes noch zum Langenberger Frohntanze auf-

gerufen wurden. Nach der Zerstörung ihres Dorfes siedelten sich die Einwohner in Kleinaga an, wo ihre Nachkommen noch jetzt die gesonderte Gemeinde der „Froschweide“ bilden. (Hahn.)

Eine halbe Stunde nordwestlich von Roben bei Gera liegt der Rosenhof, eine Feldmarkung, welche nach der Sage ihren Namen von den vielen Rosen, die daselbst wuchsen, erhalten haben soll. Auch hier soll ein Schloß oder Dorf gestanden haben. Ob dasselbe aber Rosenhof hieß, ist ungewiß. Man fand daselbst einen gepflasterten viereckigen Platz, einem Schloßhofe ähnlich. Dicht an den Rosenhof grenzt ein kleines, zu Kleinaga gehörendes Gehölz, in welchem sich ein kreisrunder, mit einem versumpften Wallgraben umgebener Erdhügel, das Schlößchen genannt, befindet. Dieser Platz scheint ein Opferhügel gewesen zu sein, wie Ausgrabungen bewiesen haben. (Hahn.)

Ruppelte heißt eine Strecke Land zwischen Friesen und Cunsdorf bei Reichenbach; sie gehört zum Friesener Rittergute. Nach ältern archivalischen Nachrichten stand dort ein Bauerngut, dessen Gebäude im 30jährigen Kriege zerstört wurden. Herr Amtmann Speck in Reichenbach erinnert sich, in seiner Jugend noch Ueberreste des Gemäuers gesehen zu haben.

Eine zwischen Oelsnitz und Lauterbach gelegene und der Oelsnitzer Kirche gehörige wüste Mark heißt der Saalich; sie ist von dem Dorfe Sahlig bei Schöneck wohl zu unterscheiden.

In der Nähe von Stübnitz bei Gera liegt der Schliff- oder Schleifsteinsgrund. Auf der Bergwand rechts soll einst das alte Schliffstein gestanden haben, doch ist nicht klar, ob es ein Dorf, oder ein einzelnes Haus gewesen ist. 1255 wird ein „Hof“ Schliffstein von den Voigten von Gera, Plauen und Weida an das Kloster zu Laußnitz geschenkt. (Hahn).

Eine Wüstung Schafhof, die alte Ordensschäferei der Comthurei in Reichenbach, welche die „alte Raschau“ hieß, wird an dem plauenschen Fußsteige über dem Wege nach Schneidenbach angegeben.

Unweit Adorf zwischen Bärenloh, Arnsgrün und Gattendorf an der böhmischen Grenze und dem Quell des Zeidelbaches liegt Schönfeld, die Wüstung eines alten Schlosses, an dessen Stelle später bis zu Ende des 15. Jahrhunderts ein Vorwerk stand. Im Jahre 1455 ging solches aus dem Besitze derer von Neidberg in den des Adorfer Stadtraths über.

Seit dem 30jährigen Kriege besteht wohl auch die Wüstung Schwarzbach in der Gegend von Zeulenroda.

Ein Dorf Scortowe lag in alten Zeiten ganz in der Nähe von Eisenberg, an der Grenze des alten Voigtlandes. Von dem Orte ist der Name auf das Schortenthal übergegangen. Eine Urkunde giebt an, daß ein Johann von Scortowe das Dorf, welches durch Brand zerstört wurde (wann? ist unbekannt), in Lehen genommen habe. (Joh. Dav. Gschwend, Eisenbergische Stadt- u. Land-Chronika. 1758. S. 122.)

Im sächsischen Bruderkriege ging jedenfalls das Dorf Speutewitz, welches 1385 urkundlich Spewtewicz geschrieben wurde, ein. Dasselbe lag bei Gera in der Nähe des Dorfes Röpsen gegen das Bramenthal. In einer Schenkungsurkunde an das Kloster Kronswitz wird ein Gerhardt von Tegwitz als Besitzer des Dorfes bis zum Jahre 1385 namhaft gemacht.

Das Schloß und Rittergut Stein, nicht mit Burgstein bei Geilsdorf zu verwechseln, lag zwischen Planschwitz und Dobeneck am linken Elsterufer. Desselben wird schon 1327 urkundlich gedacht; im 15. Jahrhunderte besaßen es die Kospothe, im 16. die Zedtwitze und im 17. die Herren von Falkenstein. Im 30jährigen Kriege wurde es zerstört und seine Grundstücke sind damals zum Rittergute Planschwitz geschlagen worden. Von der Burg sind jetzt nur einige malerisch gelegene Mauern übrig. (Herzog.)

Früher sind die Tornmühle, die Tornfelder und Tornwiesen zwischen Alten- und Neuenholz genannt worden; in der Stiftungsurkunde der plauenschen Kirche von 1122 kommt außerdem

der Mechelgrüner Bach unter dem Namen Turam vor. Deshalb hat man, auf diese Namen fußend, angenommen, daß einst ein Ort, der Turam oder Turan hieß, an der Vereinigung des Mechelgrüner Baches mit der Trieb gelegen habe.

Ein Ort Texdorf lag einst auf dem oberhalb Milbitz ins Elsterthal eintretenden Bergvorsprunge, und die jetzt dort bestehende Waldung trägt noch denselben Namen. Ueber die Zerstörung dieses Dorfes, von dessen Ackerlande noch die Eintheilung in Furchen hie und da zu erkennen ist, fehlen alle Nachrichten. (Hahn.)

Bei Gera, rechts von der Stelle, wo die Chaussee nach Roda und Neustadt sich scheidet, liegt die Wüstung Vollersdorf, die einst Vorwerk des Rittergutes Pöppeln war. Von Ueberresten sind noch ein gut erhaltener Brunnen, die Spuren von Grundmauern und die Dämme eines Teiches erhalten; früher sah man auch den Eingang eines Kellers. Ueber die Verwüstung des Ortes giebt uns eine Notiz folgende Nachricht: „Heinrich I., geboren 1632, da Vollersdorf und viele Städte und Dörfer, Kirchen und Kapellen verwüstet wurden.“ (Hahn.)

Zwischen Seligenstädt und Kretzschwitz lag der Ort Woll- oder Wahlstätt, von dem noch Reste von Grundmauern unter Erde und Moos zu finden sind, und welcher jedenfalls schon im 15. Jahrhunderte in dem Hussiten- oder Bruderkriege zerstört wurde. (Hahn.)

Es geht die Sage, daß in der Wolfersdorfer Rittergutswaldung, zunächst dem sogenannten „schwarzen Teiche“, ein Dorf gewesen sein solle, welches aber schon in der grauesten Vorzeit eingegangen und wüste geworden wäre. Es soll „Alt-Wolffersdorf“ geheißen haben. (18. u. 19. Jahresb. v. Hohenleuben.)

Wintersreuth, die Wüstung eines im Hussitenkriege zerstörten Schlosses und Oertchens, auch das „alte Schloß“ genannt, liegt eine halbe Stunde südlich von dem Dorfe Landwüst. Man sieht von ihm, dem Stammsitze des in Preußen noch blü-

henden Geschlechts von Landwüst, gegenwärtig weiter nichts als Wall und Graben.

Eine Viertelstunde östlich von Laasen liegt ein Complex von Feld-, Wald- und Wiesengrundstücken, Zoche genannt. Hier lag das Dorf Zocha, Zachendorf, Zechendorf oder Zauchendorf. Urkundliche Nachrichten über das Dorf sind nicht vorhanden, wol aber über das Vorwerk desselben, das 1534 mit Laasen vereinigt wurde. Das Dorf wurde wahrscheinlich erst im 30jährigen Kriege und zwar, wie zu vermuthen ist, 1640 durch schwedische Kriegsvölker unter Banner und Königsmark verwüstet. (Hahn.)

Unweit der Mündung des Döbewein- oder Todteweinbaches in die Elster, in der Nähe der Stadt Adorf, stand das alte Haus, eine Ritterburg, von der jetzt jede Spur verschwunden ist. Als man am Anfange dieses Jahrhunderts an jener Stelle einen Steinbruch anlegte, fand man Ueberreste von Gemäuer und besonders Kellerräume. Das Schloß, dessen Anlage wahrscheinlich älter ist als die von Adorf, oder, wie die Stadt ursprünglich geheißen haben soll, von Hagdorf, lag bereits nach einer im Pfarrarchiv zu Adorf aufbewahrt gewesenen Nachricht im Hussitenkriege in Ruinen. Vom Pastor Krenkel, dem Verfasser einer Adorfer Geschichte, wird vermuthet, daß das „alte Haus" eine Anlage der ersten plauenschen Voigte, die 1198 ausstarben, gewesen sei. Sie mußten die Grenzen ihres Gebietes einentheils gegen die Böhmen, welche 976 verwüstend in das Voigtland einfielen, anderntheils aber auch gegen die den Voigten bis ins 13. Jahrhundert nie freundschaftlich gesinnten mächtigen Grafen von Eberstein, deren Gebiet von Schöneck bis an den Würschnitzer Bach hinabging, schützen. Das „alte Haus" war jedenfalls eine Schirmfeste gegen jene Ebersteine, während die schon genannten Burgen Wintersreuth und Schönfeld, sowie eine Burg auf der Sommerleithe bei Remtengrün ursprünglich wohl Grenzfesten gegen die Böhmen gewesen sind.

Da und dort sind Namen von Ortschaften und Schlössern oder Vorwerken in andern Städten und Dörfern unter- oder vielmehr aufgegangen. Des Dörfchens Dobritzschen, aus welchem Neukirchen erwuchs, ist schon gedacht worden. Zu erwähnen ist hier ebenfalls der Göllnitzhof, ein altes Schloß, welches auf dem sogenannten hohen Rang bei Oelsnitz lag. Es gehörte dem Geschlechte von Göllnitz; ein Johann von Göllnitz, der drei Mark jährlichen Zins aus dem Dorfe Weißensand der Reichenbacher Kirche schenkte, wird schon 1271 angeführt.

Desgleichen war auch die geraische Vorstadt Zschochern anfangs Dorf; sie ist schon seit dem 11. Jahrhunderte der Stadt einverleibt. — In der untern Ecke des Marktplatzes zu Adorf lag einst der Thossenhof, an den die Thossengärten und die Thossenfelder noch jetzt erinnern. Seine Gebäude, 1543 eingeäschert, sind verschwunden. An der nordwestlichen Ecke desselben Marktplatzes stand auch der Gößnitzer Hof, der ursprünglich wol Vorwerk des Rittergutes Freiberg war. Später wurde er ein Rittersitz der Familie von Jeßnitz oder Gößnitz, die urkundlich bereits im Jahre 1258 vorkommt.

(Dr. Herzog, die wüsten Marken Sachsens, im Archiv für sächs. Gesch. 2 B. — Dr. Schmidt, Topographie der Pflege Reichenfels S. 20. — Jahn, Chronik der Stadt Oelsnitz, S. 85. — Limmer, Gesch. d. Voigtl. II. S. 363. 410. 570. 614. III. S. 864. Krenkel, Blicke in die Vergangenheit der Stadt Adorf, S. 12—15. Ernst, Gesch. u. Beschreibung der Stadt Hof, S. 107. 114 u. 115. Hahn, Geschichte von Gera, S. 20. 1113—15. 1122—24. 1132—36. 1158. 1167—70.)

Ich schließe daran eine Reihe von jedenfalls ältern Namen an, mit denen man einzelne Ortstheile bezeichnet. Genannt wurden schon der Osterberg in Reichenbach, die Sorge daselbst, sowie in Auerbach, Adorf und Gera, der Frankenhof

in Elsterberg, der Hain in Mylau, und die Siebenhitze in Greiz.

In letztgenannter Stadt heißt ein bei der Siebenhitze liegender Theil die Lehmgrube. Der jetzt Roßplatz genannte Stadttheil Geras hieß früher Anger, ein Name, der sich jedenfalls mehrere Jahrhunderte lang erhalten hatte. In Reichenbach giebts außer einem Anger auch noch einen Acker; eine Straße heißt die Blumengasse, eine andere die Kaiserstraße. Die letztere soll ihren Namen davon erhalten haben, daß die Gemahlin Kaiser Karls IV., wenn sie nach Schloß Mylau kam, auch Reichenbach und die genannte Straße berührte. (Fickenwirth, Chron. v. Lengenfeld, S. 6.) Gera hat ebenfalls eine Kaisergasse; doch rührt dort der Name, der erst aus dem Jahre 1736 stammt, von einem wohlhabenden Bürger, Namens Joh. Christoph Kaiser, her, welcher in der Straße das erste und dritte der neugebauten Häuser besaß. (Hahn a. a. O. S. 1074.) Limmer führt in Plauen einen Platz „unter der Linde“ an; hier wurde ehemals der sogenannte Schäfertanz gehalten. Die Namen einzelner Stadttheile erinnern uns an Züge alter Sittengeschichte. So giebt es in Gera, Hof, Weida und Plauen Judengassen; in letztgenannter Stadt kommt außerdem der Name „Judenkirchhof“ vor. Die Erklärung Limmers, daß in diesen Straßen die Synagogen der früher in den erwähnten Städten angesessenen Juden sich befunden hätten, wird wol nicht durchgängig angewendet werden dürfen, wenigstens mag in Gera der Name Judengasse daher rühren, daß die jüdischen Handelsleute an Jahrmärkten auf dieser Straße ihren abgesonderten Stand hatten, da die christliche Bevölkerung mit Juden keine nähere Gemeinschaft haben mochte. (Hahn a. a. O. S. 288.) — Eine enge und krumme Gasse in Gera wird der Korb genannt, und sie verdankt ihren sonderbaren Namen einer ebenso eigenthümlichen Strafart, die kaum irgendwo zum zweiten Male angetroffen werden dürfte. Hahn schreibt in der Geschichte Gera's

(S. 1074—76) Folgendes darüber: Die Strafe des Korbes, welche weit ins Alterthum hinaufreicht, da sie in den geraischen Statuten von 1658 als etwas Längstdagewesenes bezeichnet wird, wurde auf gleiche Stufe mit dem Pranger und der Landesverweisung gestellt und namentlich auf Verübung großen Feldfrevels, Einbruchs und anderer größerer Diebstähle zuerkannt. Vollzogen wurde sie in folgender Weise: Ueber den Mühlgraben war ein großes Holzgerüste in Gestalt eines Schnellgalgens erbaut. An dem oben vorstehenden Querbalken befand sich eine Art Korb, der freischwebend dort hernieder hing. Er war aus Bretern gezimmert und unten mit einem beweglichen Boden versehen, welcher, mit einem Riegel verschlossen, sofort aufsprang, wenn letzterer hinweg gezogen wurde. Durch den Frohnvoigt wurde der zur Korbstrafe Verurtheilte auf einer Leiter hinaufgebracht und von oben in den Korb gesteckt. Der Erstere stieg dann wieder zurück, zog unten den Riegel rasch hinweg, so daß der Boden aufsprang und der Missethäter pfeilschnell ins Wasser hinunter fuhr. Unten am Ufer standen dazu bestimmte Personen stets schon bereit, den Exekutirten heraus zu ziehen, weil sonst bei der Tiefe des Wassers die Meisten ertrunken sein würden. Eine ungeheure Menschenmenge wohnte dem Strafacte unter Gelächter bei. Noch wurden von Heinrich 30, der die längst verschollene Strafe wieder hervorgesucht hatte, in der kurzen Frist vom 29. Juli bis 28. Sept. 1772 nicht weniger als 13 Personen zum Korbdurchfallen verurtheilt. Gegenwärtig ist jede Spur von jenem Korbe verschwunden; nur die benachbarte Gasse führt ihren Namen „am Korbe" noch fort.

In Bezug der Sittengeschichte erwähnenswerth ist auch die Rittergasse in Gera. Ein Theil der Stadt wurde in alter Zeit dem Schutzpatrone St. Georg geweiht, und es befand sich dessen Bildniß bis zum Brande von 1686 sogar an einem Hause der genannten Straße. Zur Erläuterung waren unter dem mit dem Drachen kämpfenden Georg folgende Zeilen angebracht:

„Vom edlen Ritter, St. Georg genannt,
Der Jedermann ist wohlbekannt,
Diese Gasse hier in dieser Stadt
Den Namen anfangs bekommen hat,
Und behält denselben so lange Gott
Die Stadt bewahrt vor Feuersnoth,
Oder mit seinem Gericht behend
Allenthalben macht bald ein End,
Darum wir ihn denn bitten schon
Unsern Herrn vor seinem Thron."

(Hahn, Gesch. v. Gera, S. 293.)

An ein altes Recht erinnert der Name „Gebind", welchen eine breite Straße in Gera führt. Wie Hahn in seiner geraischen Geschichte (S. 1091) schreibt, sollte sie eigentlich „an den Gebinden" heißen, da die erstere Benennung ursprünglich einem viel weitern Raume galt. Von Heinrich II. wurde 1669 ein Theil des herrschaftlichen Bodens in der Nähe des Theaters verkauft und das große Grundstück wurde durch die folgenden Besitzer in mehrere Theile zerschlagen. „Aber durch ein noch heute fortbestehendes Recht, das Recht des gegenseitigen Vorkaufs, blieben sie, wenn auch nur schwach, verbunden und wurden deshalb „die Gebinde" genannt. In Folge des Vorkaufsrechts kann jeder einzelne Besitzer, wenn eines der genannten Grundstücke in andere Hände verkauft werden soll, sofort um den abgeschlossenen Preis in Kauf treten."

Eine traurige Erinnerung erhält in Markneukirchen der rothe Markt, so genannt, weil dort im 30jährigen Kriege das Blut in Strömen geflossen sein soll. (Crasselt, Versuch einer Chronik von Markneukirchen, S. 3.) — Der Name „Altstadt" kommt mehrfach, z. B. in Reichenbach und Adorf vor. In Adorf giebts auch eine Vorstadt Mehlthau. Dieselbe ist gewiß der älteste Theil der Stadt, welcher besonders zu Lehen ging, weil ihn 1318 ein Herr von Kürbitz besessen hat. In alten Nach-

richten lautet der Name Mehlthau auch Moldau, Mulde und Melteure. Die lange Brücke heißt in Adorf der einst wegen seiner sumpfigen Beschaffenheit mit Holzschwellen belegte Weg aus der Vorstadt nach dem Baderthore (Krenkel, Blicke ꝛc. S. 9). Unter die Namen, welche früher als die Straßen selbst bestanden haben, gehört der der Krötenstraße (wegen der Aehnlichkeit im Klange jetzt Margarethenstraße genannt) in Gera. Krötenbach hieß, ehe noch an Häuser daselbst zu denken war, ein langer, sumpfiger Graben. (Hahn, Gesch. v. Gera, II. S. 1076.) Die Kabischgasse und das Kabischviertel in Schleiz haben vermuthlich von der adeligen Familie Copenz, Copanz, Kobitz, Copp, Kopp, die sie anlegten, ihren Namen (Limmer, Gesch. d. Voigtl. III. S. 818). Ein paar hinter der Stadt Lengenfeld befindliche einsame Wege, auf welchen man sonst die Pestleichen auf den Kirchhof brachte, nannte man die Peststeige (Chr. v. Lengenfeld, S. 19). Ein Theil von Lengenfeld, welcher an die Rittergutswaldung Pöhl grenzte, wurde der Pöhlwinkel genannt (Chr. v. L. S. 19). Noch nennt man daselbst einen Weg, der sich von der treuenschen Straße aus nach Westen zieht, Fichzett (Chr. v. Lengenfeld, S. 19). Ein Theil des Angers in Reichenbach heißt beim Volke Grönland, weil hier die Luft durchgängig eine etwas niedrigere Temperatur als in den übrigen Stadttheilen besitzen soll. — In den Namen einzelner Straßen hat sich die Erinnerung an frühere Einrichtungen und Berufszweige oder an die alte Marktordnung erhalten; ich erwähne nur die Badergasse in Lengenfeld, auf der sich einst die öffentliche Badestube und die Wohnung des Baders befand, sowie die Schuh- und die Böttchergasse in Gera, so genannt, weil die betreffenden Handwerker hier feil hielten. In der Altstadt zu Hof findet man ein Bienengäßchen, das durch seinen Namen an jene Zeit erinnert, da die Bewohner jenes Stadttheils vorzugsweise Zeidler waren. Hierher gehört auch der Bienengarten, ein Stadttheil in Markneukirchen, bis zu dem

sich vor 150 Jahren noch der Wald erstreckte. Wieder andern Straßen und Ortstheilen sind Namen geblieben, die auf jene Zeit hinweisen, da noch die Bürger einen beträchtlichen Viehstand hielten. In Lengenfeld giebts z. B. eine Hirtengasse, auf welcher der Gemeindehirte wohnte; ein Theil von Netzschkau heißt der Saugraben und ein Platz in Reichenbach der Gänsepöhl. In die Slavenzeit verlegt die Sage den Ursprung des Namens „Geite“, womit man eine Gasse in Gera bezeichnet. Derselbe wird von einem sorbischen Götzen „Geud“ oder „Geut“, der in Gestalt eines geharnischten Mannes auf dem nahen Geiersberge gestanden haben soll, abgeleitet. (Hahn a. a. O. S. 45.) — Wegen ihrer Gestalt führte einst die Marktgasse in Ronneburg den Namen „Gänsehals“. In genannter Stadt findet sich auch der sonderbare Name „Buntemantel“, der schon in einer Urkunde von 1384 für einen Stadttheil auftritt. (Böhme, Chronik von Ronneburg, S. 16.)

Wie in den Städten, so haben sich auch auf Dörfern, theils officiell, theils nur im Munde des Volks, die Namen einzelner Antheile erhalten. Ein Theil von Mühlhausen heißt das Jüdenloh, und die Sage berichtet uns davon, daß hier in alter Zeit ein Jude erschlagen wurde. Lieber würde ich das früher bei den Benennungen Jüdenloch und Jüdenstein Gesagte auch bei der Deutung dieses Namens anwenden. Das Wörtchen „loh“ wurde früher ebenfalls erklärt. — Ein Antheil des Dorfes Cunsdorf wird vom Volke nur Klein-Polen genannt. — Ein Antheil des Dorfes Gauern bei Ronneburg führt schon von Alters her den Namen „Wiese“. (Böhme a. a. A. S. 102.) — Ein kleiner und durch einen Bach abgeschiedener Theil des Dorfes Gleina bei Gera führt den slavischen Namen Zwockau oder „die Zwicke“, der, wie schon früher nachgewiesen wurde, auf Licht oder eine freie Höhe hindeutet. Da dieser Theil von Gleina eine getrennte Gerichtsbarkeit besitzt (oder besaß?), so ist anzunehmen, daß er in früherer Zeit als besonderes Dorf be-

standen hat. (Hahn, a. a. O. S. 1177.) — Mit dem bei Gera liegenden Dorfe Schwaara ist die Bauske so verschmolzen, daß beide Theile eine Gemeinde bilden. Es wird die Meinung ausgesprochen, daß die Bauske vielleicht durch eine Abtheilung der alten Speutewitzer (s. oben) gegründet ward. (Hahn, a. a. O. S. 1133. 1134.)

IV.

Die Dorfanlage, das Haus und die Wohnstube.

„Das Gepräge, welches der erste Anbau dem Lande gegeben, blieb dasselbe und mußte dasselbe bleiben."
(Dr. G. Landau, der Bauernhof in Thüringen und zwischen der Saale und Schlesien.)

Obschon uns bereits in den Namen vieler Dörfer des Voigtlands die Erinnerung an die frühere sorbische Bevölkerung desselben hinterlassen worden ist, so muß doch hier noch ein anderes Zeugniß dafür, daß ein großer Theil der Ansiedlungen nicht von den Germanen gegründet wurde, angegeben werden. Wie jedes Weichthier sich sein besonderes Gehäuse baut, oder noch besser, wie jede Polypenart auf eigene Weise die Kalkzellen zum Korallenstocke aneinander fügt, so daß der letztere dem Naturforscher zum Merkmale der Speziesbestimmung wird, so haben auch die Slaven in anderer Weise wie germanische Völker ihre Dorfansiedlungen gegründet. Zwar soll, wenn dieser Vergleich hier aufgestellt wurde, nicht gesagt werden, daß sich im Volksleben ein gleicher dunkler Trieb wie in dem thierischen Leben zeige, da ganz gewiß in ersterem ein selbstbewußtes Handeln theilweise auch in den frühesten Perioden nachzuweisen ist: doch kann man auch die Thatsache, daß Dorfanlagen auf eine ursprüngliche slavische oder germanische Bevölkerung schließen lassen, nicht völlig wegleugnen. Von Bernhard Cotta ist in „Deutschlands Boden" trefflich nachgewiesen worden, wie sich die Form der Ansiedlungen im Allgemeinen nach den Bodenformen richtet; freilich bleibt uns dann die Thatsache, daß in zwei gleichen Thälern die Dörfer

nach verschiedenen Prinzipien gegründet wurden, völlig unerklärt, wenn wir nicht auch zugleich uralte Gemeindeverfassungen mit zu Rathe ziehen. Während in den altgermanischen Dörfern noch heute in derselben Weise, wie Tacitus bereits geschildert hat, die Höfe ohne Ordnung bei einander liegen, schließen sich dieselben in allen Slavendörfern eng aneinander an. In seiner Schrift: „Der Bauernhof in Thüringen und zwischen der Saale und Schlesien" sagt Dr. Landau, daß die slavischen Dörfer, welche sich in Thüringen nur noch selten in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten haben, vorwaltend eine bald mehr, bald minder scharf ausgeprägte runde Form besitzen. In der Mitte liegt ein Anger, theilweise mit einem Teiche, der rings von Weiden oder Erlengesträuch umschattet wird; oder es erhebt sich auf dem freien Dorfplatze die Kirche, wenn dieselbe nicht am Eingange des Ortes aufgebaut wurde; häufig steht auch auf dem Anger das Gemeindehaus. In Dörfern, welche ihre slavische Form noch rein erhalten haben, findet sich ein einziger Zugang; gewöhnlich ist jedoch noch außerdem ein Ausgang ungefähr an der entgegengesetzten Dorfseite vorhanden. Jeder Hof hat seine Einfahrt nach dem Anger zu; und wie sich hier die runde Anlage des Dorfes immer ausprägt, so ist dieselbe auch nach Außen zu erkennen, wo oftmals dichte Hecken die Obst- und Grasgärten der Höfe einschließen und von den Feldern abgrenzen. Der von dem Wege abgekommene Fremde wird in Folge dessen oftmals nicht eher in das Dorf gelangen, bis er an jenen Hecken hin einen großen Theil des Orts umwandert hat. Die enggeschlossene Hofanlage findet sich natürlich in dem wendischen Theile der Lausitz viel reiner als im Voigtlande; doch bilden dort die Höfe häufig lange Gassen, obgleich die runde Form des Dorfgrundrisses wie hier nicht gänzlich fehlt.

Es fällt nicht schwer, in vielen voigtländischen Dörfern, welche slavische Namen tragen, die letztgenannte Form, obwol sie nach und nach durch Neubauten etwas verwischt wurde, deutlich

nachzuweisen. Ich führe beispielsweise folgende Dörfer an: Unter- und Oberwürschnitz, Görnitz, Gunzen, Kröbes, Grobau, Taltitz, Planschwitz, Magwitz, Schlobitz, Theuma, Oberlosa, das früher nur Losa hieß, Weischlitz, Kürbitz, Thossen, Tossfell, Leubnitz, Tobertitz, Zobes, Brokau und Roitzschau. Die slavische Bauart findet sich jedoch auch bei Dörfern, welche jetzt deutsche Namen tragen, z. B. in Großfriesen, Schönbrunn, Neuensalz, Altensalz, Rodersdorf, Gospersgrün und anderen, und es muß vermuthet werden, daß die Dorfanlage bei diesen Dörfern trotz ihrer deutschen Namen von den Slaven herrührt, oder daß in gewissen Fällen auch die deutsche Bevölkerung so von den slavischen Gemeindeeinrichtungen berührt wurde, daß sie dieselben, wenn auch nur zu einem Theile, annahm. Die genannten Dörfer liegen in dem sächsischen Voigtlande; und daß die gleiche Dorfanlage auch im Reußischen zu finden ist, wird schon von Dr. Julius Schmidt in seiner Topographie der Pflege Reichenfels (Leipzig, 1827) bemerkt. Wie dort, so liegen auch im Sächsischen häufig vor den Häusern kleine Gärten. In ihnen zieht man außer einigem Gemüse, z. B. Salatstauden, wenige Blumen, hauptsächlich schlecht gefüllte Georginen, die Sonnenrose und die spanische Kresse, zuweilen bunte Walderbsen (Lathyrus) oder einige Lupinen. Einen solchen Blumengarten vor dem Hause nennt dann der Bewohner in dem untern Voigtlande seinen „Kland“, welches Wort ich durch Kleinodgarten übersetzen hörte. Bemerkenswerth ist es, daß in dem hannöverschen Wendlande („Drawehn“) ein kleiner Obstgarten, der sich an den Hofplatz anschließt, „Klanzei“ genannt wird. (Grenzboten 1864 Nr. 45.) Mit seinem dürftigen Blumenflor ist der Voigtländer zufrieden und vielleicht noch stolzer drauf als mancher Kunstgärtner auf seine theuren Blumenbeete. Höchstens zieht er noch auf seinen Fensterbrettern in alten Töpfen oder Scherben einige Fuchsien, wenn er dieselben nicht als Unglücksblumen ansieht. Wie Berthold Sigismund, so fällt den meisten Fremden bei den Dorfbewohnern unsers

Voigtlandes die schlechtgepflegte Liebe zu den Blumen auf; sie scheint in manchem Dorfe nur eine einzige Blume zu umfassen, hier vielleicht die Sonnenrose oder spanische Kresse, dort das „Otterpferdle“, wie man im Zwodtathale, wo es die Lieblingsblume sein mag, natürlich unbewußt der Hinweisung auf Odhins heilige Pferde, den blauen Sturmhut nennt. Da in den Slavendörfern die Giebelwand des Wohnhauses nach dem Anger zu, die Hauptwand mit der Hausthüre jedoch im Hofe liegt, wo niemals Kleinodgärten sich befinden, so ist der Dorfanger gewissermaßen von letzteren umschlossen. Zur Umzäunung wählt man farbig angestrichene Stacketen, die nicht selten auf einer ungefähr fußhohen Mauer stehen. Um die kleinen Gärten einzelner Häuslerwohnungen zieht sich häufig wie um die Gras- und Obstgärten der Bauern ein dichter Fichtenzaun.

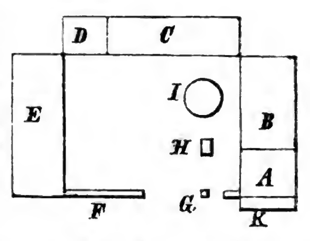
Daß in der spätern Zeit die ursprüngliche Dorfanlage nicht ganz verloren ging, ja daß man vielfach noch die alte Eintheilung des Bodens in der Gegenwart erhalten findet, beruht auf der Bedeutung, welche nicht blos der Gau-, sondern auch jeder einzelne Gemeindeverband in materieller, politischer und religiöser Beziehung hatte. Nach der Eroberung des Landes wurden diese alten Verhältnisse geschont, da man, wenn sie zerrissen worden wären, Alles zerrissen und in der Folge eine wüste Verwirrung hervorgerufen hätte. (Dr. G. Landau, a. a. O.) Neben den Dorfanlagen, deutschen sowol wie slavischen, hat sich zugleich noch in der Gegenwart der nationale Unterschied der ersten Ansiedler in Charaktereigenthümlichkeiten und anderen Erscheinungen erhalten. Es mag dies gerade hier berührt werden, um darzuthun, daß sich in vielen Fällen die deutschen Ansiedler von ihren sorbischen Nachbarn abgeschlossen hielten. Wo sich die beiden Nationalitäten mischten, da verlor sich mehr und mehr die Dorfanlage der slavischen Bewohner. Dr. Julius Schmidt weist darauf hin, daß sich in Triebes und in Langenwetzendorf, den größten Dörfern der Reichenfelser Pflege, deutlich noch jetzt die

Anlage und Flurtheilung im slavischen und im germanischen Charakter zeige. Beide Orte sind in Thälern angelegt; während aber Triebes sich in seiner Anlage als sorbisches Dorf bekundet, liegen in Langenwetzendorf die Gehöfte vereinzelt da, von weitläufigen Gärten umgeben. Jeder Hof hat seinen Feldweg, der zuerst durch Wiesen, dann durch Felder zu Teichen und zu Wäldern führt. Es hat sich also die Nationalität der Sorben und der Deutschen in der Bauart und der Flureintheilung beider Orte noch heute ziemlich rein erhalten, als Beweis, daß hier am Anfange eine Vermischung der Angehörigen von beiden Volksstämmen nur wenig statt gefunden hat. Deshalb giebt es auch in Triebes noch viele slavische Familiennamen, wie Zschäck, Dietsch und Rohn, während in Langenwetzendorf nur deutsche Namen vorkommen. Und ebenso ist es vielleicht bezeichnend, daß zwischen den Bewohnern beider Orte, die eine Stunde von einander liegen, von jeher Feindschaft herrschte, die erst in neuerer Zeit anfängt sich zu verlieren. (Dr. Landau, der Bauernhof in Thüringen u. s. w.) — Auf vielen Dörfern, wenigstens im sächsischen Voigtlande, wird die Altgemeinde von der Neugemeinde unterschieden. Die Altgemeinde besteht aus Bauern und Kuhbauern, die Neugemeinde aus Kuhbauern und Häuslern. Die letztere bildet den neuen Anbau oder die Theile, welche von Gütern der Altgemeinde abgetrennt wurden. Beide Gemeinden wurden früher schroff getrennt, bis durch die Ablösung eine Gleichstellung herbeigeführt wurde; so hatte z. B. die Altgemeinde die Gemeindehutung, die sogenannte „Beint", und auch ihre besondere Kasse. —

Die einzelnen Gehöfte haben in den voigtländischen Dörfern im Allgemeinen gleiche Bauart. Das Wohnhaus zeigt die slavische Form, ein kleines Viereck, und an dasselbe ist das Stallgebäude in gleicher Linie angebaut. Hie und da, wie in Planschwitz, war früher die Schlafkammer des Wohnhauses von dem neben anliegenden Stalle nur durch eine dünne Breterwand getrennt. An dieser befand sich meistentheils ein kleines Fenster,

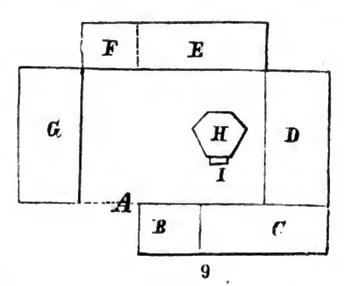
in dessen Nähe die Ziege, welche durch ihr Meckern zugleich den Wächter machen mußte, angebunden war. Dem Wohnhause gegenüber liegt der Schuppen; im Hintergrunde wird der Hof durch eine Scheune und vorn durch eine Mauer, in welcher neben dem Wohnhause die Einfahrt mit einer kleinen Pforte ist, geschlossen. In der Regel hat auch die Scheune eine Durchfahrt. Vor dem Wohnhause, nach dessen Thüre der gepflasterte Weg von der Pforte aus gewöhnlich etwas aufwärts führt, befindet sich das Milchhaus, und nicht weit davon, also vor dem Stalle, der Düngerhaufen. So erscheinen wenigstens in der Reichenbacher Gegend die meisten Bauernhöfe. Das beigefügte Schema mag die Anlage erläutern.

A Das Wohnhaus. *B* Der Stall. *C* Die Scheune mit *D* der Durchfahrt. *E* Der Schuppen. *F* Die Mauer. *G* Der Thorweg mit der kleinen Pforte. *H* Das Milchhaus. *I* Der Düngerhaufen. *K* Der Kleinodgarten.



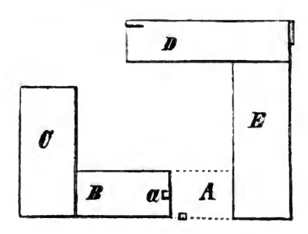
Im Ganzen damit übereinstimmend theilt Dr. Schmidt den Grundriß eines Gutes in dem Reußenlande mit. Die vordre Hofseite wird hier durch keine Mauer, sondern vom Wohnhause und einem Theil der Stallung eingeschlossen. Ein andres Stallgebäude liegt dem Schuppen gegenüber; die Scheune mit der

A Der Thorweg mit der Pforte. *B* Wohnhaus. *C* Stallung. *D* Schuppen. *E* Scheune. *F* Thorweg, unter dem Gebäude hindurch. *G* Stallung. *H* Düngerstätte. *I* Milchhaus.



Durchfahrt bildet auch hier die Rückseite des Hofs. Es mag auch davon der von Dr. Landau in seiner oben angeführten Schrift veröffentlichte Grundriß hier einen Platz finden.

Im bayrischen Voigtlande fand ich die Hofanlage im Allgemeinen abweichend, wenigstens schließt sich häufig die Stallung nicht in gleicher Linie an das Wohngebäude an. In ältern Bauernhöfen findet sich an der Schmalseite des Wohnhauses, welche eine Wand des tiefen und überbauten Thorwegs bildet, ein Fenster, so daß man Jeden, noch ehe er den Hof betritt, von der Wohnstube aus bemerken kann. Der Grundriß eines ältern Bauernhofs in Leupoldsgrün ist z. B. folgender:



A Ueberbauter Thorweg, mit Pforte. *B* Wohnhaus. *a* Fenster in der Einfahrt. *C* Stallung. *D* Scheune. *E* Schuppen.

Die Stallgebäude haben im zweiten Stockwerk häufig einen offnen Gang, der hin und wieder auch im Voigtlande den Namen „Laube" führt; nur vereinzelt kommt eine solche Laube, die aber nur höchst selten, wie in einem Gute in Lossau, Vorbau ist, an Wohngebäuden vor. Die vordre Wand des Ganges besteht aus Fachwerk mit Lehmausfüllung oder einem Breterverschlage.

Die gekünstelte Arbeit des Zimmermanns wird an der Frontseite der Häuser immer seltener; man findet sie nur noch an alten Wohnungen. Zuweilen sieht man mitten in dem Bauernhofe ein besonderes Taubenhaus; häufiger ist jedoch der Taubenschlag als langer Kasten an der Front des Wohnhauses unter dem Dache angebracht. An der Giebelseite hängt gewöhnlich der grün oder roth angestrichene Käsekasten. Neben der Hausthüre steht an der Wand ein Gestelle für die Milchgeschirre. Hinter den Wirth-

schaftsgebäuden dehnt sich der Obstgarten aus, wo sich nicht selten in einer Grube die aus dem Stalle durch eine Oeffnung in der Grundmauer abfließende Jauche sammelt. An der Sonnenseite stehn in dem Obstgarten einige Bienenstöcke, zu welchen man gewöhnlich ausgehöhlte Baumstämme benutzt hat. Die Einfahrt in den Hof ist meistens überdacht; über ihr sieht man den Namenszug des Hofbesitzers, vielleicht auch mit der Jahrzahl der Erbauung oder Restauration. Die Ausfahrt von der hintern Hofseite ist gewöhnlich mit unter dem Dache und obern Stockwerke der Scheune angebracht. Ein Kettenhund hat seine Hütte an dem Stallgebäude, und er reicht mit seiner Kette nicht ganz bis an die Hausthür; zuweilen ist sein Platz auch an dem Schuppen.

Ganz von Steinen aufgebaute Häuser sind, mit Ausnahme des bayrischen Bezirks, wo man auch viel weißgetünchte Häuser sieht, in den Dörfern selten. Nur da, wo in den letzten Jahren große Brände herrschten, hat man sowohl die Wohngebäude, als auch die Ställe und die Scheunen von Ziegeln aufgebaut. Gewöhnlich findet man nur das erste Stock von Steinen, oder in manchen Gegenden fast ebenso häufig von sogenanntem Lehmstock. Aus letzterem bestehen in der Pausaer Gegend auch die Umfassungsmauern einzelner Gehöfte, ja selbst zuweilen zweistöckige Wohngebäude bis unters Dach hinauf. Häufig findet man den Lehmstock bei kleinen einstöckigen Häuslerwohnungen in den Dörfern östlich von Reichenbach. Bei der Herstellung desselben verfährt man so: Stroh und Moos werden mit Lehm gemengt und mit den Füßen festgetreten oder mit Knüppeln festgeschlagen; dann haut man die Wände mit einem Beile glatt. Die Leute, welche diese Bauten aufführen, sind in manchen Gegenden sehr gesucht; sie gehören keineswegs zu den Maurern, sondern üben gewissermaßen eine freie Kunst. Es ist gewiß, daß Lehmstockwände große Festigkeit besitzen, daß sie dem Feuer lange widerstehen und die

Stuben besonders warm erhalten. Gewöhnlich werden sie nach Außen nicht mit Kalkmörtel beworfen.

Das zweite Stock besteht aus Holzwerk; zur Ausfüllung desselben nimmt man gewöhnlich Lehm. Die Balken, welche unverdeckt bleiben, werden häufig schwarz oder aschgrau angestrichen. Mannichfaltig ist die Balkenlage an der Giebelseite, an welcher sich fast immer einige Dachfenster befinden. An einstöckigen Häusern sieht man hie und da unter der Giebelwand ein schmales Vordach von Bretern oder Schindeln.

Im obern, an Wäldern reichen Voigtlande bestehen gewöhnlich die Wände der Wohnhäuser aus Bohlen; häufig sieht man diese Bauart auch an den Schuppen des niederen Bezirks. Im bayrischen Voigtlande sind die sich kreuzenden Balken an den Giebelwänden selten; gewöhnlich finden sich letztere mit Bretern verschlagen. — Man gelangt zu der Ueberzeugung, daß früher im waldreichen Theile des reußischen und in den mittleren und oberen Gegenden des sächsischen Voigtlands sämmtliche Häuser mit wenigen Ausnahmen aus Holz gebaut waren, und daß man erst später, als das Holz kostbarer zu werden anfing, das baufällig gewordene Haus zunächst häufiger durch Lehmstock und später häufiger durch Mauer restaurirte. Einige Dörfer, wie Großfriesen und Brambach, verdanken die Vermehrung ihrer gemauerten Häuser einer stärkeren Bevölkerung oder einer Feuersbrunst in der Neuzeit. Folgende Beispiele werden darthun, daß die Zahl der Holzhäuser in den Dörfern noch immer die überwiegende ist: In Raschau und Tirschendorf hat ungefähr die Hälfte der Häuser Holzwände; dasselbe ist in Planschwitz, welches ungefähr 40 Häuser hat, der Fall. In Görnitz, mit 22 Häusern, besitzen 13 Holzwände und 9 Mauern. Zaulsdorf hat 29 Häuser, darunter 16 von Holz und 13 mit Mauer; Lehmstock kommt hier gar nicht vor. Wohlbach hat 41 Häuser, und zwar 38 mit Holzwänden, zwei mit Lehmstock und eins mit Ziegelmauern. In Hermsgrün bei Wohlbach, welches 27 Häuser

besitzt, kommen auf 22 Holzwände, auf 4 dagegen Mauern und auf eins Lehmstock. Marienei hat ungefähr 135 Häuser, darunter 15 mit Lehmstock oder Steinmauern und die übrigen 120 mit Holzwänden. In Willitzgrün haben fast alle Häuser Holzwände; dasselbe ist auch in Mühlhausen, Sahlig bei Marienei und Schönbrunn bei Oelsnitz der Fall. Zurück tritt die Zahl der Holzwände in Raasdorf, wo nur der dritte Theil der Häuser solche besitzt, noch mehr aber in Voigtsberg, wo es nur 3 Häuser mit Holzwänden giebt.

Obschon die Einfahrt ins Gehöfte gewöhnlich ein gewölbtes Thor ist, neben dem, dicht an dem Hause, die fast immer offne Pforte sich befindet, so trifft man doch auch hin und wieder, z. B. zwischen Elsterberg und Pausa, die Einfahrten aus Holzpfosten gebildet. Von den beiden Seitenpfosten gehen nach dem Querbalken ungefähr in Winkeln von 45 Grad etwas schwächere Strebebalken. Dieselbe Bauart trifft man daselbst auch bei den kleinen Pforten; letztere, wie Thore, sind sehr oft mit einem schmalen Wetterdach versehen.

An manchen Orten, nämlich da, wo das Material nicht theuer ist, werden die Wohngebäude an den Giebelseiten mit Schieferplatten überkleidet. Es erinnert dies an Thüringen, besonders an das meiningsche Oberland und einen Theil von Schwarzburg, wo der Gebrauch, die Häuser an der Wetterseite mit Schieferplatten gleich der Dachung netzartig zu überziehen, viel allgemeiner im Gebrauche ist. (Steinhard, Deutschland und sein Volk, 2. B. S. 192.)

Zur Bedachung wird mehr und mehr der Schiefer angewendet. Wo man nicht Schieferbrüche in der Nähe hat, oder wegen ungenügender Verbindung Platten schwerer zu erlangen sind, wendet man zur harten Dachung Ziegeln an. In den Walddörfern, wo, wie in Friedrichsgrün und Hammerbrück, die Häuser ohne Regel und vereinzelt stehen, findet man die Schindeldachung allgemein. So hat z. B. in Beerheide nur ein einziges der fast

durchgängig einstöckigen Holzhäuser keine Schindeln. Die Hütten der Aermsten haben hie und da auch blos ein Breterdach. Mit Stroh dagegen findet man im ganzen Voigtlande fast nur noch die Schuppen oder Ställe da und dort gedeckt. — Zuweilen sieht man auf den Schieferdächern durch anders gefärbte Platten die Anfangsbuchstaben vom Vor- und dem Familiennamen des Besitzers eingelegt, ein Gebrauch, der in einzelnen thüringschen Gegenden viel häufiger anzutreffen ist. Ueberhaupt scheint dem Voigtländer im Allgemeinen der Sinn für Hausverzierungen zu fehlen. Um so mehr fällts auf, wenn sich in einem Dorfhause eine schwache Spur desselben findet. So bemerkte ich in Zeughaus beim Hammerwerke Morgenröthe in die Fächer einer Lehmwand rohe Verzierungen gedrückt, deren Muster ein Tannenreis gewesen war. Inschriften sind gewiß sehr selten. Diejenige, welche Sigismund in seiner Arbeit übers Voigtland (Wissensch. Beilage der Leipziger Zeitung, 1860) anführt, ist schon seit einigen Jahren von dem Hause in Klingenthal verschwunden. Sie lautete:

„Freund, sieh auf Dich
Und nicht auf mich;
Und fehle ich,
so beſſ're Dich!"

In Planschwitz findet man:

„Gott bewahre dieses Haus
Und die da gehen ein und aus!" Oder:
„Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten
umsonst, die da bauen."

Ebenso ärmlich sieht es auch mit den Holzschnitzereien an den Gebäuden aus. Dr. Julius Schmidt erwähnt, daß noch an den Giebeln alter Scheunen sogenannte „Otterköpfe" in der Form von Ochsenhörnern vorkommen, ein alter Rest germanischen Heidenthums, der jedenfalls mit dem Glauben an die Hausotter in Verbindung steht.

Auch in Würschnitz und Umgegend kommt es ausnahmsweise

vor, daß an den beiden Seiten des Daches, wo dieselben den Giebel bilden, zwei Breter, welche sich am Firste kreuzen und an deren Enden Figuren, hauptsächlich Köpfe geschnitzt wurden, angenagelt worden sind. Namentlich bilden diese Breter den Ansatz für Strohdächer, weshalb man sie auch fast nur an diesen sieht.

Auf den Dörfern sind die öffentlichen Brunnen gewöhnlich mit Steinplatten, welche auf den Einfassungsmauern liegen, zugedeckt; Brunnenhäuser aus Holz sah ich bei Schleiz und Pausa. In manchen Ortschaften ist die Wasserfrage schon seit vielen Jahren in den Vordergrund getreten. Die Brunnen sind nicht mehr im Stande, die Bewohner nach Bedürfniß zu versorgen, wie in dem hochgelegenen Planschwitz, wo die Frauen sehr oft die Wäsche an der fast eine Viertelstunde entfernten Elster waschen müssen. Den Wassermangel und dürren Boden bezeichnet recht gut die Redensart, welche Schmidt in seiner Topographie der Pflege Reichenfels (S. 139) mit anführt: Wenn den Kühjungen in Dörtendorf und Hohenleuben durch die Nässe der Hut von den Köpfen fault, ist es für diese Orte ein fruchtbar Jahr.

Es durften diese Angaben gerade hier nicht weggelassen werden, da das Wasser ja sehr oft die Veranlassung zum ersten Niederlassen war, und da es heute noch bei der Vergrößerung von Ortschaften theilweise eine Bedingung ist. Besonders die Slaven, das von Viehzucht und Ackerbau lebende Volk, war vorzugsweise auf das Wasser angewiesen, und daher mags auch rühren, daß wir auf Angern der sorbischen Dörfer fast immer Teiche finden. Gern hat auch der Bauer das Wasser bis in seinen Hof geleitet; ja in einzelnen Gütern der Reichenfelser Pflege soll man sogar die Wasserpumpe in der Wirthschaftsstube finden.

Treten wir ins Wohnhaus. Wie überm äußern Thorwege finden wir auch hin und wieder an der Hausthüre ein kleines, schmales Dach. Dasselbe möchten wir für eine Eigenthümlichkeit des ächten Slavenhauses ansehn, da es auch an dem „Kretzscham" oder „Kram" des voigtländischen Köhlers, der slavischen

Urform der Kohlenbrennerhütte, vorkommt. — Die sogenannten Doppelthüren, deren untre Hälfte gewöhnlich zubleibt, sind an den ältern Häusern vielfach noch zu finden, sowohl im obern Voigtlande, an der böhmischen Grenze, als auch in der Reichenbacher Gegend. Dieselbe Hausthürform ist ebenfalls in den oberlausitzischen Wendendörfern noch zu sehen. Wie in letzteren, so ist auch in manchen voigtländischen Dörfern, ja selbst hin und wieder in den Städten der Gebrauch vorhanden, außen die Stubenthüre mit Haaren oder Stroh zu überpolstern; innen ist an ihr der auf ein Blatt gedruckte oder geschriebne Haussegen angeklebt; oder es befindet sich ein Denkspruch unter Glas und Rahmen an der Wand, z. B.: „Hilft Gott nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenns nöthig ist;“ oder: „Gott hat geholfen, Gott hilft noch, Gott wird weiter helfen!“ In manchen Stuben hängt auch das „Vaterunser.“ In Wirthshäusern nimmt diese Stelle irgend eine Bekanntmachung, oder die Aufforderung, bald zu bezahlen, ein. Häufig heißt es dann:

„Ein solcher Gast ist ehrenwerth,
Der sein Geld mit Lust verzehrt,
Nicht zankt und keine Händel macht,
Und auf Bezahlung ist bedacht.“

An den Querpfosten der Stubenthüre oder auch an letztre selbst werden häufig die Anfangsbuchstaben der Wochentage mit darunterstehendem Datum angeschrieben. In Cunsdorf fand ich sie durch folgenden Satz angedeutet: „Schöne Mädchen Die Müssen Durchaus Freundlich Sein.“ — Die Stuben sind gewöhnlich niedrig; an der Decke, die von Holz ist, sieht man die Tragebalken; auch die Auskleidung der Wände besteht aus Holz; „bohlerne“ Stuben sind gar nicht selten; doch hat auch hin und wieder die städtische Sitte, die Wände zu übertünchen, ja sie selbst zu tapezieren, bei den Dorfbewohnern in neuerer Zeit Eingang gefunden.

An den Vorabenden der Hauptfeste des Jahres werden in den

Bauernstuben die Holzdecken und Holzwände so viel wie möglich weiß gescheuert; leider bleiben aber in nicht wenigen Häusern die Wohnstuben viele Jahre hindurch schwarz geräuchert. Früher galt es sogar bei den voigtländischen Dorfbewohnern für eine Schönheit, wenn die Holzbohlen der Wohnstube in Folge der Beleuchtung mit Kienspähnen ganz schwarz geräuchert und durch öfteres Abwischen glänzend geworden waren (Würschnitz). — Trotz der schwarzen Stuben scheint man eine besondere Vorliebe für farbig, z. B. grün angestrichene Fensterrahmen zu haben; vorherrschend sah ich sie jedoch im bayrischen Voigtlande, wo auch auf den Dörfern die Sitte herrscht, die Fenster mit Laden, vereinzelt selbst im obern Stockwerke, zu versehen. Diese Laden werden, wenn sie zurückgeschlagen sind, durch Querbalken, welche in Haspen liegen, festgehalten. — Das schöne Bild, welches uns eine voigtländische Bauernstube mit ihren weißen oder braunen Holzwänden und ihrem ganzen Holzgeräthe liefert, verschwindet in den abgelegenen Walddörfern. Wie August Schumann in seinem Lexicon von Sachsen (12. B. S. 246) schreibt, gelten die Bewohner des Waldreviers dem von der Kultur viel mehr berührten Niedererzgebirger besonders wegen ihrer Wohnungen für ein „gräulich Volk", und auch Steinhard giebt in „Deutschland und sein Volk" (2. B. S. 196) keine ansprechende Schilderung von der Häuslichkeit des voigtländischen Dorfbewohners an der Grenze Reußens, wenn er schreibt: „Es stehen vor uns Wände von Erde, innen belegt mit Moos und Haide und dann mit Bretern verschlagen, oben darüber ein großes Schindeldach. Blinde Scheiben, die alten „Ochsenaugen", oft viele davon zerbrochen, mit weißem und blauem Papier verklebt, die Luken am schlecht befestigten Fensterkreuze mit Moos verstopft, — das ist der Anblick, der sich oft darbietet. Durch das Dach kommt mehr Regen, als Licht durch solche Fenster. Im Innern ist ein Strohlager oder ein noch vom Großvater herrührendes Bettgestell; ein „Naturtisch", ein paar Sessel und eine Holzkiste für etwaige Lumpen

ist Alles, was die Erdhütte außerdem birgt. Auch in Holz- und Steinhäusern sind nur niedrige, rußige Stuben, oft ungedielt, oft mit Kreidestrichen für drei bis vier Familien getheilt." Mag diese Schilderung auch in manchen Punkten für übertrieben gelten, z. B. in der Angabe der Erdwände, unter denen jedenfalls der sogenannte Lehmstockbau verstanden werden muß, so kann doch nicht geleugnet werden, daß viele Wohnungen in den Walddistrikten, wo man übrigens fast ganz von Holz baut, kaum eine ständige Bevölkerung von Außen ahnen lassen. Und doch sind solche Hütten, wie Steinhard schreibt, von mehreren Familien bewohnt. Schon Schumann führt in seinem Lexicon als etwas Bemerkenswerthes ein Haus in Gottesberg mit einem bloßen Parterregeschosse an, welches von sechs sehr kinderreichen Familien bewohnt wurde; doch ist dies keine Seltenheit, denn in Beerheide und andern Walddörfern leben gegenwärtig gar nicht selten 3 bis 4 Familien, also ungefähr gegen 20 Personen, in einer Stube, welche eine Länge von nur zehn und eine Tiefe von 8 Ellen hat, beisammen. Von einem Stubenschmuck ist in solchen Wohnungen wol kaum die Rede. — An dies zusammengedrängte Leben erinnern auch die Doppelhäuser, deren z. B. mehrere in Klingenthal zu finden sind. Man versteht darunter zusammengebaute und ein Ganzes bildende, von mehreren Familien bezogene Wohnungen, die vielleicht ein Vater für seine erwachsenen Söhne bauen ließ. Natürlich herrscht in diesen Doppelhäusern ein etwas behäbigeres Leben. Wenn auch die Häuser Klingenthals und anderer größerer Orte im waldreichen Bezirke unsers Voigtlands äußerlich fast eine gleiche Bauart mit den Hütten der armen Holzarbeiter haben, wenn hier wie dort die Bohlenwände noch gebräuchlich, und, statt gerohrter, nur braune Holzdecken mit Querbalken zu finden sind, so trifft man doch die Wohnungsräume nicht selten weniger beengt und dunkel an. Aber das von der Waldnatur dictirte Baugesetz, wie Steinhard sagt, nämlich, wenigstens im Vergleiche mit den Wohnungen des untern Bezirks, ein „kleines, aber wind-

festes Gebäude, und ein großer (höllischer) Ofen" hat sich im ganzen obern Voigtlande im Allgemeinen überall erhalten. Gewöhnlich finden sich noch mächtige Kachelöfen, hinter ihnen ist ein freier kleiner Raum, die Hölle, der liebste Platz des Waldarbeiters. Um den Ofen zieht sich eine Bank, und unter ihr, sowie auch unterm Ofen hat man sehr oft den Stubenvögeln ihr Plätzchen angewiesen. Im Städtchen Schöneck, das nach dem Brande 1856 ganz von Stein und auch nach einem andern Plane aufgebaut wurde, so daß es jetzt nicht dorfartig wie ehedem erscheint, waren früher kleine Stuben, deren mehrere nur ein Ofen heizte, sehr gebräuchlich. Denn 1370 war der Ort von Kaiser Karl IV. mit mehreren Freiheiten und Begünstigungen huldvoll beliehen worden. Niemandem sollte es erlaubt sein, „bey einer Mehl umb die Stadt Kretzschmarn, Malzhäuser, Brauhäuser vndt Schmiedten von Newen vfzurichten, Aber die von Alter vnd Erblichen gewesen," die sollten auch „vorbaß vnverſert bleiben." Es war ferner den Bewohnern zugesichert, „daß sie von allen Abgaben verschont und nur verbunden sein sollten, wenn der Landesherr selbst in Person zu ihnen käme, ihm ihre Unterthänigkeit mit Ueberreichung eines hölzernen Bechers, der mit 5 Pfund schwäbischen Hellern gefüllt wäre, zu bezeugen." (Limmer, Gesch. des gesammten Voigtl. II. S. 587.) Dieses Privilegiums wegen durfte nun früher die Häuserzahl nicht über 130 und seit 1764 nicht über 141 erhöht werden, da man fürchten mochte, daß sonst die Stadt bedeutend wachsen und den landesherrlichen Einkünften ein Bedeutendes entzogen werden würde. Da überdies ein Hausbesitzer sein Gebäude durch Anbau oder Aufbau eines Stockwerks nicht vergrößern durfte, so suchte man die Beschränkung dadurch zu umgehen, daß man jede größere Stube in zwei kleinere Stuben theilte, also mehreren Familien Wohnungen verschaffte, ohne doch die Räumlichkeiten dabei zu erweitern.

Die größere Kultur des untern Voigtlandes, welche auch in den freundlichern und wohnlicher eingerichteten Dorfhäusern

ihren Ausdruck findet, war bereits vor einigen Jahrhunderten in die Augen fallend. Avila, ein spanischer General bei der Armee des Kaisers Karl V., schreibt ungefähr gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts: „Das Land, welches da um die Eger her gelegen, ist fast ein rauh Ort, viel Gehölz und Gemörricht; aber sobald man auf ein Städtlein kommt, Plauen genannt, bessert sich von Stund an die Landesart, und es ist eine viel feinere Gegend. Es hat auch feine ebene Felder und Wiesmaden, auch viel Schlösser und Dörfer.“ (Limmer. a. a. O. III. S. 927.)

Während in dem obern Voigtlande, dem „Waldreviere“, die Dörfer sparsam liegen, aber einen größern Raum einnehmen, da die Wohnungen, wie vorhin angegeben wurde, zerstreut gebaut werden, drängt sich ganz im Gegensatze damit, und auch im Gegensatze zu dem Niederlande, die Bevölkerung in den meisten einzelnen Gebäuden eng zusammen. Es scheint, als wollte sie die Einsamkeit des Waldes nicht in der Stube haben. Doch das Waldesdunkel vermißt sie darin nicht; denn zum Schutze gegen die Kälte des lange dauernden Winters sind die Fenster in der Regel klein. Das Holz, welches beim Bau der Wände und des Daches nicht gespart wurde, fehlt hin und wieder auf dem Fußboden der Stuben, wenigstens im vordern Theile an der Thüre. Dadurch besonders machen diese Wohnungen des Waldreviers den Eindruck großer Aermlichkeit. — Im Gegensatze damit wollen wir jetzt wieder die Wohnstube in den Dörfern des untern Voigtlandes ins Auge fassen und insbesondere wollen wir hinsichtlich der Ausstattung ein Bild davon entwerfen. Die letztere ist mannichfaltiger als in den Walddörfern des obern Voigtlands, gerade wie auch die Kultur dem Boden ein verschiedenes Gewand gegeben hat.

Durchgängig findet man die Wohnstuben gedielt, mit Ausnahme des vordern Theils an der Thür und am Ofen, der mit Steinplatten, im sächsischen Voigtlande häufig mit dem Theu-

maischen und Tirpersdorfer Fleckschiefer belegt ist. An den Vorabenden der Feiertage sind die frischgescheuerten Dielen mit Stroh, hin und wieder auch mit Sägespähnen überstreut. Immer sind rings um den Kachelofen, welcher gewöhnlich nicht weit von der Stubenthüre steht, und an den Wänden der Stube feste Bänke angebracht. Die großen Kachelöfen haben häufig den eisernen Oefen weichen müssen; wo sie noch vorhanden sind, fehlt auch die „Hölle“ nicht. Nur sehr vereinzelt sah ich Oefen mit den alten, bunt bemalten Hohlkacheln, und allenthalben wollte man sie niederreißen lassen und durch andere ersetzen, so zufrieden man sich auch über ihr Heizvermögen aussprach; es schien, als schämte man sich fast des treuen Hausgenossen, weil er kein modernes Kleid besaß. An den Kachelöfen findet man gewöhnlich große Ofenblasen von Kupfer oder Eisen und selbst von Thon, denn das warme Wasser darf in der Bauernwirthschaft niemals ausgehn. Ueber der Ofenbank sind Querstangen, an denen die nassen Kleider getrocknet werden, angebracht. Vereinzelt findet man in manchen Dörfern, z. B. in Würschnitz, über dem großen Kachelofen einen Holzboden, der ungefähr ¾ Ellen von der Decke absteht. Auf ihm werden die Kienspähne getrocknet; auch kriecht des Abends der Knecht oder der Sohn des Hauses da hinauf, um in behaglicher Wärme auf dem Bauche zu liegen und entweder zu schlafen, oder im seligen Nichtsthun den „Röcknern“, d. h. den Nachbarn, die zum Spinnen gekommen sind, zuzuschauen. Neben der Stubenthüre hängt gewöhnlich ein großes, breites Handtuch, das hie und da unten sogar einen Besatz von Franzen hat; wehe aber denen, welche sich dieses Tuchs zum Abtrocknen bedienen wollten! Es dient zum Schmuck der Stube, ähnlich wie in den Wohnungen des Städters der Vorhang an dem Fenster. Der Hausgenoß hebt es empor und trocknet sich an einem kleinern, weniger feinen und weißen Handtuche ab, welches darunter hängt. Wir sehen also, daß man auch in den Bauernstuben das Schmuzige möglichst zu verbergen sucht; die

Alltagskleider werden gern hinter einem Vorhange in der Hölle aufgehoben. Der Thüre und dem Ofen nahe steht an der Wand ein Topfbret, das „Kannelholz" oder die „Schänkbank", an welcher gewöhnlich ein kleines Schränkchen für Gegenstände, die man unter Verschlusse hält, sich befindet. Zuweilen steht dieses Topfbret auf einer kurzen Bank (Würschnitz) und unter ihm ist die „Hühnersteige", d. h. der mit Gitter verschlossene Aufenthaltsort der Hühner. Auf dem Topfbrete, einem nicht selten roth angestrichenen Gestelle, stehen Tassen, Kannen, Töpfe, Gläser, lehnen an Leisten die Schüsseln und die Teller. In einem angenagelten blechernen Bestecke hebt man die blankgescheuerten überzinnten Blechlöffel auf; an der Seite ist wol auch ein durchlöchertes, halbrundes Bretchen mit den Quirlen und Rührlöffeln befestigt. In manchen Wirthschaften bei Reichenbach sieht man noch rothbraune und gelbgeblumte „Henkschüsseln"; es sind dies Schüsselchen mit zwei Henkeln, die früher häufig statt der Kaffeetassen oder für die Morgensuppen im Gebrauche waren; sie sind am Topfbrete an Nägeln aufgehängt. Mit besondrer Vorliebe halten die Bauern im Voigtlande wie die oberlausitzischen Wenden auf Zinnkrüge oder auf zinnbeschlagne Biergläser, die hin und wieder bunt bemalt sind. Auch die Tassen und Teller von ordinärem Porzellan sind gewöhnlich bunt bemalt; der letzteren bedient man sich nur selten, da man meistens gemeinschaftlich aus einer Schüssel ißt; die Kartoffeln werden häufig auf den blosen Tisch geschüttet. In der Gegend von Hohenleuben findet man zum täglichen Gebrauche noch Holzteller; die Löffel sind daselbst meist rund und groß, und auch die ovalen Löffel sind häufig größer, als man sie gewöhnlich findet. — Noch sieht man in den Bauernstuben alte Tische mit gekreuzten starken Beinen, einer dicken Platte und einem roh gearbeiteten großen Kasten, Alles ohne Anstrich. Gewöhnlich steht der Tisch an einer Ecke, der Stubenthüre gegenüber, die Stühle sind meistentheils von Holz; doch hält man drauf, daß wenigstens ein

Polsterstuhl vorhanden ist. Zuweilen steht außer den Bänken auch an der Wand ein hartes Kanapee; über demselben befindet sich ein Bret, auf welchem Bibel und Gesangbuch oder andere Bücher und Schriften liegen. Einen Fremden zum Sitzen auf der Bank zu nöthigen, hält man im Allgemeinen für weniger höflich, als wenn man einen Stuhl zurecht setzt; für gewöhnlich sitzen die Hausgenossen auf der Ofenbank, und auch die Nachbarn, wenn sie gegen Abend „hutzen" gehen, d. h. zu einem flüchtigen Besuche kommen, nehmen darauf Platz. In der eigentlichen Bauernstube sieht man nur noch sehr vereinzelt das herkömmliche breite Bett; gewöhnlich steht dasselbe in dem obern Stocke in einer Kammer. Die bekannte „zweimännische" oder „zweischläfrige" Bettstelle ist gewöhnlich blau oder roth angestrichen, standhaft gebaut, und an dem innern Kopfende steht auf ihr ein farbiger Namenszug nebst Jahrzahl. Die schweren Zudeckbetten nebst den Kopfkissen enthalten in der Reichenbacher Gegend meist ungeschlossene Federn.

Die ganze Einrichtung der voigtländischen Bauernstube kommt uns, wenn uns das Innere der Stuben in den wendischen Dörfern von Jugend an bewußt ist, heimisch vor; die Aehnlichkeit zeigt sich in vielen Einzelheiten. Wie in der Lausitz verschwindet auch im Voigtlande die früher sehr gebräuchliche Kienbeleuchtung. In der Nähe des Kachelofens war ein blecherner und kegelförmiger Hut angebracht, der von der Decke herabhing und durch ein ziemlich weites Rohr mit der Esse in Verbindung stand. Unter diesem Hute, dem „Lihhute", bei Kirchenlamitz „Lyhn" genannt, der zuweilen sogar aus Holz, dann aber viereckig gebaut, öfters auch aus Thon geformt war, steckte mit einem etwa eine Elle langen Stiele in einer hölzernen Säule eine aus Eisenstäben gefertigte, etwa 6 Zoll im Durchmesser haltende, runde Pfanne, in welcher kleingehackte und möglichst harzige Spähne verbrannt wurden. Diese Pfanne heißt die „Lihe". Da, wo noch Holzreichthum vorhanden ist, bei Oelsnitz, und hauptsächlich in Kutten-

heide, kann man in den Hütten der Waldleute diese „Lihhüte“ noch hin und wieder sehen. Mit ihnen ist die Rockenstubenpoesie in den langen Winterabenden vielfach ausgezogen. Zur Beleuchtung bedient man sich selbst in den ärmern Wohnungen der blechernen und überzinnten oder ganz zinnernen Oellampen; häufig sind dieselben in der neuern Zeit durch Solaröllampen, welche man nicht selten an der Decke überm Tische aufhängt, verdrängt worden. — Im reußischen Oberlande ist es noch vereinzelt Sitte, sich zur Beleuchtung der „Schleußen“, d. h. langer Holzspähne, die von besondern „Schleußenleuchtern“ gehalten werden, zu bedienen. Diese Schleußenleuchter sind 2¼ Ellen lange Stangen, welche auf einem Fußgestelle stehen und oben eine eiserne Klammer haben. (Dr. Jul. Schmidt, a. a. O.) — Bei Hohenleuben sieht man vielleicht noch jetzt in den Wohnstuben eine besondere Art von Spinnrädern, sogenannte „Galgenräder“, welche nach Dr. Schmidts Beschreibung aus zwei Theilen bestehen: aus dem Tritte, in welchem der Rocken befindlich ist und auf den gewöhnlich beim Spinnen der linke Fuß gesetzt wird, und aus einem galgenähnlichen Gestelle mit einem gewaltigen Rade, das an Größe einem vordern Kutschenrade nicht viel nachsteht.

Die Kinderwiege fehlt als unentbehrliche Familienausstattung auch in den Bauernstuben nicht; zuweilen ist sie noch ein altes Erbstück; dann ist sie stark gebaut und bunt bemalt. Die alte sorbische Wiege, die sogenannte „Schwenk“, eine Hängematte, in welcher man den Säugling schaukelt, sieht man nur vereinzelt; in Adorf und mehr noch auf den nahen Dörfern, sowie über Oelsnitz an der bayrischen Grenze und bei Kirchenlamitz wird sie an der Stubendecke aufgehängt. Bei den Wenden in der Lausitz hat sie sich viel mehr erhalten. Wie in der Lausitz läßt man auch hier die Kinder ihre ersten Versuche im Auftreten und Laufen in einem leichten hölzernen Gestelle, der sogenannten „Steh“ machen; dieselbe bildet demnach einen Theil der Ausstattung mancher Wohnstuben.

Draußen vor den Schiebefenstern hängt in der Reichenbacher Gegend dann und wann ein Hygrometer, den man sich von den Samenschnäbeln einer Geraniumart und einem Brettchen herstellt. Bei Lobenstein hat sich in neuerer Zeit ein Hygrometer aus einem Fichtenspahne eingebürgert. Der lange Spahn, welcher sich bei der verschiedenen Feuchtigkeit der Luft mehr oder weniger biegt, zeigt auf diese Weise bevorstehenden Regen oder trockne Luft an. Es soll dies Hygrometer bei den nordamerikanischen Farmern im Gebrauche sein; durch einen zurückgekehrten Auswanderer wurde es in der Lobensteiner Gegend eingeführt. Auf die Barometer oder gar die Thermometer scheint der voigtländische Landmann noch nicht viel zu geben; höchstens trifft man das erstgenannte Instrument in einem Wirthshause oder bei einem jüngern Bauergutsbesitzer an.

Der Schmuck der Wände besteht aus Lithographien, welche Scenen aus der biblischen und Reformationsgeschichte darstellen; oder es sind Phantasiegemälde, z. B. weibliche Gestalten, welche einen Begriff von dem Aussehn und der Tracht einer Afrikanerin, Asiatin u. s. w. geben sollen. Sehr alte Holzschnitte, welche phantastische Gruppirungen überseeischer Volksstämme mit Landschaftsbildern im Hintergrunde darstellten, sah ich in der plauenschen Gegend. Vereinzelt versteigt man sich beim Schmucke der Wohnstuben auf den Dörfern bis zu mangelhaften Lichtbildern; häufig sind die Vornamen der Kinder mit farbigen Buchstaben unter Glas und Rahmen angebracht. — An der Wand hängt neben Bildern auch wol ein Ellenmaß, Zwirn, oder eine schwarze Lichtscheere, in Wirthshäusern noch überdies die Glasbürste. — Die Einrichtung der Wirthsstuben auf den Dörfern ist fast überall dieselbe. An einer Ecke hängt die Wanduhr mit einem Kasten für Pendel und Gewichte; an einer andern Ecke befindet sich der Schanktisch, daneben steht ein kleiner Tisch oder blos ein Holzstuhl mit einem kupfernen Becken zum Ausspühlen der Gläser. Irgendwo ist eine Kartenpresse aufgestellt, messingne und hölzerne

Leuchter stehen auf dem Fenster oder auf dem Gestelle für die Biergläser. Auf den Tischen, von denen der in der Mitte der Stube stehende gewöhnlich rund und groß ist, stehen noch vielfach Feuerzeuge mit Schwefelsäure und Asbest; denn aus Ersparniß hat man die Phosphorstreichhölzchen, deren viele von den Gästen, wie die Wirthe klagen, mitgenommen werden, nicht allenthalben eingeführt. Neben der Wirthsstube liegt außer der Küche häufig noch ein kleines Stübchen, das zum Familiengebrauche, aber auch für jeden weniger gewöhnlichen Besuch bestimmt ist.

Steigen wir jetzt in das obere Stock des Bauernhauses. Dorthin führt uns aus der Hausflur eine hölzerne und in der Regel steile Treppe. Oben finden wir gewöhnlich blose Kammern, selten ist ein Raum durch einen hineingesetzten Ofen in eine Stube umgewandelt. In den Kammern, die ebenfalls nur kleine Fenster, mit theilweise noch runden Scheiben haben, stehen außer Bettstellen die Kleiderschränke und die Laden. Man liebt an diesen Gegenständen ebenfalls die Malerei. Die Bauerfrau hebt hier auch ihre Sämereien für den Hausgarten und verschiedene Bündel trockner Pflanzen auf, welche sie als Thee bei Unwohlsein gebraucht. Alle abgelegten oder nicht immer in Gebrauch genommenen Gegenstände, z. B. alte Spinnräder, Handmandeln u. dgl., finden ihr Plätzchen oben in den Kammern. Gewöhnlich ist auch hier in einer Lade die bäuerliche Sparkasse.

In der Einrichtung der Stuben prägt sich im Allgemeinen auch die Beschäftigungsweise der Bewohner ab. Verschiedene Geräthe und andere Gegenstände, und wenn es nur die Fässer zur Fütterung des Viehes, oder die mächtigen Ofenblasen mit warmem Wasser sind, lassen uns erkennen, daß die Inwohner der Stube sich mit Landwirthschaft beschäftigen. Wo aber eine Werkbank mit verschiedenem Handwerkszeuge einen Theil der Wohnstuben einnimmt, da schließen wir auf das Vorhandensein einer Hausindustrie. Dieselbe blüht zum Beispiel außer in

Markneukirchen und Umgegend in den Dörfern des Klingenthaler Kirchspiels. Neben dem Klöppelsacke findet man in den Stuben des letzteren Bezirks häufig den Stickrahmen. Den ersten Unterricht in der Stickerei ertheilte die im Jahre 1799 aus dem Baireuthschen nach Klingenthal gezogene Johanne Margarethe Uhlmann. Sie lehrte die sogenannte Schweizernähterei und arbeitete selbst an einem Tamburin; später bediente man sich allgemein der Rahmen. (Wolf, geschichtl. Nachrichten von Klingenthal, I. S. 51.) Auf dem Klöppelsacke werden gewöhnlich schwarze Spitzen angefertigt.

Auch die Männer sind vielfach durch ihre Arbeit an das Haus gefesselt. Die Wohnstube ist dann zur Werkstätte geworden. In Klingenthal z. B. gab es 1862 allein 90 Geigenmachermeister, die sich jetzt größtentheils auch mit der Verfertigung von Accordions und Mundharmonikas beschäftigen; auf die nicht weit davon gelegenen Ortschaften, Brunn- und Steindöbra, Unter- und Obersachsenberg kamen außerdem damals 75 Innungsmeister, so daß uns die Angabe, daß in diesen Orten jährlich 250,000 Dutzend Mundharmonikas und 6240 Dutzend Violinen fertig werden, glaublich wird. Das Fertigen der Mundharmonikas kam erst 1829 in der Klingenthaler Gegend auf, das Geigenmachen wurde dagegen wahrscheinlich schon durch böhmische Exulanten zur Zeit des 30jährigen Krieges eingeführt. (Wolf, a. a. O.) Wie lebhaft schon am Anfange des vorigen Jahrhunderts das Fertigen der musikalischen Instrumente zu Markneukirchen und Adorf getrieben wurde, ersehn wir daraus, daß die Fabrikanten der genannten Orte schon damals große Niederlagen zu Leipzig und zu Dresden hatten. Als diese Niederlagen 1707 durch die Schweden ausgeräumt worden waren, wandten sich zwei Jahre später die Betroffenen an den Kurfürsten mit der Bitte um Entschädigung; und es wurde ihnen von dem letzteren im Scherze der Bescheid: „wir wollen es den Leuten nicht abschlagen, denn wenn die auf ihren Geigeln und Pfei-

seln darüber zu lamentiren anfingen, so müßte wol die Hälfte unsers Voigtlandes vor Angst davon laufen." (Engelhardt, Erdbeschreibung von Kursachsen, 3. B. S. 135.)

Ich konnte diese Angaben gerade hier nicht unterlassen, weil wir daraus ersehen, wie schwunghaft die Fabrikation von musikalischen Instrumenten in genannten Gegenden getrieben wird, und welchen Antheil ferner dieser Industriezweig an der Einrichtung der handwerksmäßigen Ausstattung der Wohnstube auch in den Dörfern haben muß. — Im niedern Voigtlande, in den Gegenden von Reichenbach bis Elsterberg, von Greiz bis Hohenleuben, und auch in einigen Bezirken Bayerns, z. B. in Selbitz und Umgegend, blüht eine andere Industrie, die ebenfalls der Wohnstube ein besonderes Gepräge giebt. Es ist die Weberei, welche zum Theil aus den Städten auf die Dörfer wanderte. Da findet man, abgesehen von den Bauernstuben, häufig in den Wohnungen den Webestuhl. Solche Stuben, in denen Webestühle Platz finden können, müssen groß und hoch sein; sie haben möglichst viele und nach Umständen etwas größere Fenster als gewöhnlich. Da man nicht selten 2 und 3 Webestühle in einer Stube findet, so ist der freie Raum für die Familie sehr beschränkt; es bleibt gewöhnlich nur so viel Platz übrig, um einen Tisch mit einigen Stühlen und eine Holzbank hinzusetzen. Bei Neubauten, die auch auf den Dörfern, wie schon erwähnt, jetzt vielfach von Ziegeln ausgeführt werden, nimmt man darauf Rücksicht, daß die Unterstube, in welcher Webestühle Platz finden sollen, nicht durch Hausflur und Kammer zu sehr beengt werde. Häufig ist die letztere nur schmal und einfenstrig, und auf der entgegengesetzten Seite der Hausflur angelegt. Deshalb müssen auch in den Weberhäusern auf dem Dorfe Viele der Hausgenossen ihre Betten in den Dachkammern aufschlagen.

Wie man sagt: „Sprich, daß ich dich sehe, d. h. deinen inwendigen Menschen, die Kultur deines Geistes erkenne, so kann man mit gewissem Rechte auch sagen: Oeffne mir deine Woh-

nung, damit ich sehe, was du treibst, ja noch mehr: damit ich erfahre, worauf dein Dichten und Trachten gerichtet ist. Die Bauart der Häuser, die Einrichtung derselben im Innern, die Wohnlichkeit der Stuben lassen uns Schlüsse ziehen in Bezug des Bildungsstandes der Bewohner. Im Vorhergehenden sind solche Schlüsse nicht gezogen worden; es mag dies Andern überlassen bleiben. Mir kam es darauf an, ein Bild der Häuslichkeit der Voigtländer zu geben, ehe von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihrer Sprache und Poesie geredet wird. Alles dies zusammen giebt uns dann erst ein Gesammtbild ihrer früheren und jetzigen geistigen Thätigkeit, von ihren Anschauungen, von ihrem Denken und auch von ihrem Wahne.

V.

Körperliche Beschaffenheit und Charaktereigenthümlichkeiten der Voigtländer.

„Da sind alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude am leiblichen Gute, Harmlosigkeit, Dulden und Ausharren."

Goethe.

Wenn es darauf ankommt, im Allgemeinen die körperliche Beschaffenheit der Voigtländer zu kennzeichnen, so kann man dies mit den Worten Berthold Sigismunds thun, der, allerdings nur von den Bewohnern des sächsischen Voigtlands sagt, daß sie einen zwar nicht auffallend großen und derben, aber doch vollwüchsigen und kräftigen Menschenschlag bilden. Dieses Merkmal darf man auch den übrigen nicht-sächsischen Voigtländern beilegen. Ausgezeichnet sind durch ihre Körperlänge und Gesundheitsfülle die Bewohner des früheren sogenannten Sack-Ländchens (so genannt vom Geschlechte der Sacke, welches den größern Theil des sächsischen Voigtlands besaß) zwischen der Chemnitz und der Feile. (Jahn, Gesch. d. sächs. Voigtl. S. 242.) Starkschrötige Körper soll man bei Saalfeld finden. (Brückner, Landeskunde von Meiningen I. 318.) — Die Kinder der ärmern Volksklassen werden zeitig abgehärtet; bei rauher Witterung, ja selbst noch in ziemlich strenger Kälte sieht man sie in Stadt und Dorf häufig barfuß laufen. Viele bleiben den größten Theil des Jahres ohne Kopfbedeckung, während die Kinder der Vermögenden, sobald es nur einigermaßen kalt wird, Pelzmützen erhalten.

Besonders abgehärtet ist die Jugend in den Waldbezirken des obern sächsischen Voigtlands; in leichten Kleidern und barfuß treibt sie sich nicht selten noch im Schnee herum. — Obwol die Weber, welche vorzugsweise das Jahr hindurch von Kartoffeln leben, minder kräftig als die ackerbautreibende oder die Wochen lang im Walde beschäftigte Bevölkerung sind, so habe ich doch, und zwar besonders im reußischen Voigtlande die Beobachtung gemacht, daß sie mit großer Ausdauer Anstrengungen zu ertragen vermögen. Die Weber von Brückla und den umliegenden Orten tragen z. B. wöchentlich ihre fertige Arbeit nach dem gegen 3 Stunden entfernten Greiz, und gönnen sich unterwegs nur eine kurze Rast. Ein Gläschen Branntwein und ein Stück mitgenommenes Brot stellt sie schon zufrieden; Viele ziehen es auch vor, am Waldrande ihre Last auf zehn Minuten abzulegen und ohne ein Wirthshaus zu betreten, dann ruhig weiter zu gehen. Nicht minder kräftig als das männliche ist das weibliche Geschlecht. Man kann es häufig sehn, daß die Frau den Acker bestellt und überhaupt Arbeiten verrichtet, welche anderwärts dem Manne zufallen; Viele sitzen hinter dem Webestuhle, Andere sieht man mit Ausdauer und Geschick Handlangerdienste thun. Die Frauen und Töchter der Ackerbau treibenden Bevölkerung zeichnen sich durch Kraft und Fülle der Gesundheit vor den Fabrikarbeiterinnen, Stickerinnen und Klöpplerinnen aus; unter letzteren sieht man nicht selten schiefe und selbst verwachsene Gestalten und eine bleiche Gesichtsfarbe, zu welcher noch Blödigkeit der Augen tritt. Eine gewisse Trägheit ist bei den Handarbeitern in den Städten des untern Voigtlands nicht hinwegzuleugnen, und auch die Frauen, welche „auf Arbeit gehen", lieben Bequemlichkeit. Nur ungern fangen die meisten ihre Arbeit etwas früher als gewöhnlich an; auch lassen sie sich gern an jede einzelne Beschäftigung erinnern. Obschon die Kinder zur Thätigkeit angehalten werden, — sie müssen in den Fabrikorten, noch ehe sie schulpflichtig sind, nicht selten durch leichte Arbeit, z. B. durch das Einziehen von Tüchern,

den Aeltern das Brot verdienen helfen, — so hält es in den Städten doch sehr schwer, ein ordentliches, arbeitsames Dienstmädchen zu bekommen. Der Hauptgrund davon liegt in dem Fabrikwesen. Denn von Jugend an sind die Mädchen an Fabrikarbeit gewöhnt worden; der Verdienst ist in guten Zeiten auch nicht unbedeutend, und dabei sind sie eigne Herrinnen, sobald die Feierabendstunde schlägt; sie haben ihren freien Sonntag, an dem sie keine Herrschaft vom Ausgehn abhält. Dies Alles ist verlockend, so daß sie im Allgemeinen nur sehr ungern einen Dienst annehmen; und wenn sie's thun, so sind die Ansprüche, welche sie erheben, zuweilen maßlos. Anders ist natürlich der Thatbestand bei der ländlichen Bevölkerung. Wo jedoch Bergbau getrieben wird, mag es den größern Gutsbesitzern zur Erntezeit nicht selten schwer fallen, eine hinlängliche Zahl von jüngern männlichen Arbeitskräften selbst für ziemlich hohe Löhne zu gewinnen. In den Weberorten greift die Mehrzahl der Knaben gleich dem Vater zum Weberhandwerke, so drückend auch zuweilen die Noth in der Familie in Folge des geringen Arbeitslohnes ist. Wenn der Weber nur hinreichend Kartoffeln, die er sich wo möglich selbst aussteckt, und am Sonntage seine „grünen Klöse" hat, so ist er schon zufrieden. Dieselbe Genügsamkeit zeichnet auch die Waldbewohner, unter denen ein großer Theil der Männer im Walde durch Holzfällen u. dgl. Arbeit findet, aus. Leider scheint das Branntweintrinken bei der arbeitenden Bevölkerung des sächsischen und reußischen Voigtlands in Folge der erhöhten Bierpreise mehr und mehr in Aufnahme zu kommen; der Bayer findet überall, auch auf den Dörfern, sein billiges und dabei gutes Bier. Im höhern Bürgerstande giebt es Viele, die jeden Tag ihre bestimmten Maaße Bier verlangen, und deshalb sind die Restaurationen in den Städten schon vormittags und ganz besonders abends stark besuchte Sammelpunkte. In den Städten fällt es auch nicht auf, wenn Frauen und Mädchen ohne Begleitung eine Restauration besuchen und daselbst ihr

Bier trinken. Hier und in größern Ortschaften bitten die Frauen Kaffeegesellschaften zusammen, bei denen man häufig bis zum Abendessen sitzen bleibt, um die Neuigkeiten des Ortes zu besprechen. Solche „Kaffeekränzchen" erfordern nicht selten einen großen Aufwand, da es vorkommt, daß Eine die Andere dabei zu überbieten sucht. Gesellschaft von Herren ist fast nie dabei. Ueberhaupt vermißt man öfters ein inniges Familienleben, da Mann und Frau bei ihren täglichen Zerstreuungen ihre eigenen Wege gehen. Daß die Zucht der Kinder dabei Schaden leidet, kann nicht geleugnet werden. In den Städten möchte der Volksfreund manchmal an den zahlreich auf einander folgenden Vergnügungen der mannichfachsten Art Anstoß nehmen; doch fühlt er sich beruhigt, wenn er sieht, daß ohngeachtet der Zerstreuungen der Geschäftsverlauf ein flotter und der Wohlstand nicht im Rückgehen begriffen ist. Allerdings zeigt sich bei vielen Fabrikarbeitern sehr wenig Sorge um die Zukunft; mit großem Leichtsinne wird der erworbene Wochenlohn vergeudet, so daß bei Krankheit und Geschäftsstockung die größte Noth nicht ausbleibt. Viel sparsamer und eingezogener lebt der Waldbewohner und der Ackerbauer, ja bei letzterem ist nicht selten eine Hinneigung zum Geize bemerkbar. Von den Landbewohnern im Bezirke von Hof wird gerühmt, daß sie nur mäßig die Wirthshäuser besuchen. Selbst wohlhabende Familienväter beschränken sich, wöchentlich nur ein- bis zweimal auszugehen, obwol das Wirthshaus auf dem Lande als Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens gilt. Bei einem Glase Bier werden in den Abendstunden die Vieh- und Getreidepreise oder andere, die Gemeinde berührende Interessen, vielleicht auch Kriegsereignisse besprochen. Ist ein Fremder gegenwärtig, so sieht man es nicht ungern, wenn er sich in die Gespräche mischt. Die erwachsene Jugend besucht das Wirthshaus vorzugsweise an den Sonntagen. Wenn kein Tanzvergnügen stattfindet, vergnügt sie sich mit Kartenspiel, wobei man aber möglichst niedrig einsetzt. Das letztere wird auch von den Be-

wohnern des Landgerichtsbezirkes Kirchenlamitz, wo, wie im übrigen Voigtlande, das Kartenspiel beliebt ist, mitgetheilt. (Ernst, Gesch. u. Beschreibung des Bezirks u. die Stadt Hof, S. 47. — Spengler, das sociale u. wirthschaftl. Volksleben im Landgerichtsbezirke Kirchenlamitz, S. 30.) — Früher liebte man in der Umgegend von Hof Hazardspiele mit Karten bei hohem Einsatze, und es werden als die beliebtesten dieser Spiele das „Klopfen“ oder „Zwicken“ und das „Färbeln“ genannt. (Ernst a. a. O. S. 44.) — Daß der Voigtländer viel Mutterwitz besitzt, wird jedem Fremden bald auffallen; seine Derbheit, die viel genannte „Grobheit“ ist oft nur Schuld des Dialects. Selbst Schimpfwörter werden zuweilen im besten Sinne gebraucht; sie sind selbst Zeichen besonderer Zuneigung. Wenn zum Beispiel in Reichenbach eine den niedern Ständen angehörende Mutter zu ihrem Kinde sagt: „Du Luderchen!“ oder: „Du gutes Luder“, so wird es Niemandem, der dies hört, einfallen, dabei an einen Fluch zu denken. Uebrigens hat fast jede Gegend ihre eigenen Flüche oder Schimpfworte. Der Reichenbacher erkennt z. B. ohne Weiteres den Plauenschen, wenn er die Worte: „Gottstrambach!“ oder „Zum Donner!“ hört. Als arges Schimpfwort soll es auch in Plauen gelten, wenn Jemand „Breteloch̄s“ (d. h. ein Ochs, der ein Brett vor der Stirn hat) genannt wird. Dafür hat der Reichenbacher außer dem sehr gebräuchlichen „Luder“ noch den Schimpf: „Du alte Sau!“, oder „Du Saulader!“, der freilich nicht wie ersterer Ausdruck nebenbei noch eine weniger verletzende Bedeutung hat. Die sehr erboßte Frau ruft in ihrem Zorne auch: „Saker Wonne!“ aus, wird aber bald besänftigt. Denn der ächte Voigtländer und die Voigtländerin brausen wol zuweilen auf und es fallen harte Worte; doch ist ein Grundzug, der immer wiederkehrt, Gutmüthigkeit. Aus reiner Gutmüthigkeit wird nicht selten ein Verlust mit großer Ruhe hingenommen; einen, wenn auch derben Spaß kann man ertragen; am Biertische jagt ein Treffer oft den

andern. Besonders scheint ein leichter, schneller Witz und ein gutes Theil Humor die Bewohner bei Lehesten und am Frankenwalde auszuzeichnen; auch der Kirchenlamitzer liebt den Scherz und fordert durch Neckereien des Andern Witz heraus; man versteigt sich jedoch dabei zu keiner innern Aufregung. (Brückner, Landeskunde I. S. 318. Spengler a. a. O. S. 30.) — Originale, die durch ihre derben Witze die Lachmuskeln erregen, sind zwar im untern Voigtlande nicht ausgestorben, doch erzählt man sich von solchen, die längst dahin sind, und hinter denen das gegenwärtige Geschlecht in dieser Hinsicht wol zurückbleibt. Gleich den Schildaern müssen die Bewohner eines Ortes gewisse Dummheiten, die man erdichtet hat, auf ihre Schultern nehmen; die Bewohner eines andern Ortes werden durch ein einziges Wort oder einen Satz, die als Stichworte gelten, so erzürnt, daß es zu Schlägereien kommt.

So darf man z. B. in Gegenwart von Fraureuthern nicht sagen: „Wir sinds Alle gewesen!“ wenn man nicht Schläge haben will. Es giebt mehrere Bezirke des Voigtlands, die ihr Schilda und ihre Schildbürger besitzen, und man erzählt von ihnen so ziemlich dasselbe, was von Schilda gäng und gebe ist; so findet man z. B. die Geschichte von dem „Ochsen, den man die Mauer hinaufzog, damit er auf derselben das Gras abfressen solle“, in Adorf und in Weißenstadt. Besondere Dummheit wird den Hauptmannsgrünern angedichtet (s. die Sagen); lächerlich macht man gern die Lobensteiner, so wie die Bewohner einiger Orte des bayrischen Voigtlands. Es versteht sich, daß viele der Volkswitze ziemlich derb und unästhetisch sind. Von Würschberg wird z. B. erzählt, daß der Tagewächter daselbst ausgerufen habe: „Ich sog' Euch, morgen wird gebräut, sch . . . . Kaner in'n Boch (Bach)!“ Natürlich entschädigen sich die gehänselten Orte dafür durch ähnliche Geschichten, welche sie andern Dörfern andichten.

Der Spottlieder giebt es im Voigtlande eine ziemliche Anzahl, und besonders wurden in den Rundagesängen einzelne Dör-

ser mitgenommen. Die Leute einer Gegend werden auch von ihren Nachbarn wegen ihres Dialects geneckt. Sind die Burschen einmal zu Neckereien aufgelegt, so giebts dann oft einen tüchtigen „Spuk“ (Spektakel), doch darf sich bei den Hänseleien keine „Bosset“ (Bosheit) zeigen. Jemanden „auf dem Giker“ zu haben (etwas böse auf ihn zu sein), schadet nichts; es ist dann oft die Ursache, daß er „gemeiert“ (hinters Licht geführt, betrogen) wird. — Liebsleute sucht man auf verschiedene Art zu necken. So streut man z. B. in Oberpferd und Umgegend von der Wohnung des Burschen bis zu der des Mädchens heimlich in der Nacht Sägespähne. — An seiner Heimath hängt der Voigtländer mit großer Liebe; ja er läßt sich oftmals dadurch so weit fortreißen, daß er die Vorzüge, welche andere Gegenden besitzen, übersieht und nicht anerkennt. Dem Fremden, der sich ihm in rechter Weise nähert, kommt er gern entgegen; gleich einem alten Bekannten giebt er ihm die Hand. Er nimmt ihn freundlich auf und sieht es gern, wenn sich Standespersonen von dem Volke nicht zurückziehen.

Es scheint jedoch, als ob durch fremde Elemente, besonders durch jüngere Beamtete eine gewisse Abgeschlossenheit der Stände sich in den Städten mehr und mehr bemerkbar machte. Obwol der Voigtländer im Allgemeinen zuvorkommend und höflich gegen Fremde ist, so zeigt er doch auch in manchen Gegenden mehr oder weniger Zurückhaltung. — Auch in den nicht ganz kleinen Städten wird noch viel gegrüßt; Leute, die sich gar nicht kennen, thun dies, und das Bereich der Nachbarschaft erhält ziemlich weit gezogene Grenzen. Die gebräuchlichsten Grüße sind je nach der Tageszeit: „Guten Morgen! Guten Tag und guten Abend!“ Im bayrischen Voigtlande ist schon nach dem Mittagsessen der Gruß „Guten Abend!“ und beim Eintritte der Dunkelheit: „Gute Nacht!“ im Gebrauche. — Die Geistlichen und Lehrer stehen bei dem Voigtländer in Stadt und Land in großer Achtung; zur Schule zeigt er in der Regel eine rege Theilnahme, doch läßt

er sich zuweilen in seiner augenblicklichen Stimmung zu einem falschen Urtheile hinreißen. In seiner geistigen Bildung hat sich der Bürgerstand seit einigen Jahrzehnten wesentlich gehoben, und zwar einestheils durch die verbesserten Volksschulen oder durch die höhern Bildungsanstalten, welche er besuchte, anderntheils aber auch in Folge des Verkehrs mit anderen Geschäftsleuten, und durch den Besuch der Messen, welcher durch seine Fabrikationszweige gefordert wird. Ein durch tiefe Armuth auch geistig verkommenes Geschlecht ist fast in jeder Stadt zu finden. Das Sinnen des aus dem Handwerkerstande hervorgegangenen Fabrikanten ist auf das Praktische gerichtet, und deshalb hält er die Gegenstände des Schulunterrichts, welche unmittelbar dem Geschäftsbetriebe dienen, für wichtiger als diejenigen, welche ihres allgemeinen Bildungselementes wegen ebenfalls in dem Lectionsplane mit aufgenommen sind. Es ist deshalb begreiflich, daß ein Vater, der seinen Sohn eine höhere Bildungsanstalt auch nach der Confirmation noch fortbesuchen ließ, den Wunsch aussprechen konnte, diesen Sohn, da er die Kaufmannschaft erlernen sollte, vom Unterrichte in der Religion und Bibelkunde fernerhin zu dispensiren; ausdrücklich hatte er betont, daß er beides später nicht mehr brauchen werde und daß er sich dafür im Rechnen und in der deutschen Sprache noch mehr üben möge. Keineswegs aber soll damit gesagt sein, daß der Voigtländer des religiösen Sinnes baar und ledig sei; im Gegentheile blickt dieser allenthalben durch, wie schon die lebhaft fortgeführten Streitigkeiten, welche einst eines kirchlichen Lehrsatzes wegen in Reichenbach ausgebrochen waren, beweisen können. Gleichgültigkeit bei religiösen Fragen ist zu Allem stille. Es kann behauptet werden, daß der Voigtländer in Stadt und Land vorherrschend sogar kirchlich-religiös gesinnt ist. In den Familien hält man darauf, daß, wenn es nur irgend möglich ist, allsonntäglich wenigstens ein Glied den Gottesdienst besucht.

Im Volke hat sich zwar noch eine Menge Aberglauben, die

Ueberlieferung von Hexen, bösen Geistern und Gespenstern, von dem Beschreien, Versprechen und mancher Wunderkur erhalten; doch ist dies weniger ein wirkliches Fürwahrhalten, sondern es wird nur nachgesagt, weil es gehört wurde; „und", spricht man bei den Wunderkuren, „wenn es nicht hilft, so schadets doch auch nicht." Daß es, wie aller Orten, Leute giebt, welche wirklich noch aus Ueberzeugung eine Masse Aberglauben in ihren Köpfen mit herumtragen, stößt das allgemeine Urtheil deshalb noch nicht um. Im Allgemeinen sind die Leute noch mit Furcht vor Blindschleichen, Eidechsen, Fröschen und Ringelnattern erfüllt, ebenso wie sich die Ueberzeugung von der Nützlichkeit gewisser Thiere, z. B. der Maulwürfe, noch nicht eingebürgert hat. — Durchgängig ist der Voigtländer gesangslustig, und bei Oelsnitz versammelt sich die Jugend auf den Dörfern noch in den warmen Abendstunden, um bei den sogenannten „Sommerhaufen" ein heiteres Lied zu singen. Den Lehrern auf den Dörfern gebührt das Lob, wesentlich den Gesang der Jugend durch die Gesangvereine, welche an vielen Orten von ihnen gegründet wurden, gehoben zu haben. Leider aber wurde auch dadurch manches schöne Volkslied mit verdrängt. Es mag der Voigtländer durch seinen Volksgesang den Thüringer noch lange nicht erreichen. In der Hofer Gegend ist der Gesang der Jugend zu gedehnt und schläfrig, in andern Gegenden!, wie im untern sächsischen Voigtlande, wird zu sehr geschrieen. Bemerkenswerth ist noch, daß die aus dem obern sächsischen Voigtlande kommenden Leute, welche Leitern zum Verkaufe ausbieten, die Worte: „Kauft Litt, kauft!" in c und f absingen.

Durch Fleiß und Thätigkeit der Bürger haben sich die voigtländischen Städte wesentlich gehoben und vergrößert; und wenn Bürgerfrauen in ihrer Kleidung gern den Luxus walten lassen, weil ihre Männer es bezahlen können, so haben sie dabei nicht jedesmal das Kennzeichen, woran die Voigtländer vor Allem herausgefunden werden, den Dialect, vergessen. Es klingt nun freilich sonderbar, wenn die Ehefrau eines reichen Fabrikanten,

der Hunderte von Arbeitern beschäftigt, ausruft: »Dös ölbere Mensch hot sich oo de Lafett aoreissen lösen.« In ihrer Einfachheit, die sie in manchen Dingen trotz des Reichthums bewahrte, hatte sie kein Wohlgefallen daran, daß ihre Tochter sich hatte photographiren lassen. Bei allem Luxus sind die Bürgerfrauen arbeitsam; die, welche am Sonntage in seidenen Kleidern gehen, sieht man an den Wochentagen in Rock und Jäckchen; der harten Arbeit wegen, welche sie verrichten, findet man bei ihnen auch wenig schöne, d. h. zarte Hände. — Der erworbene Reichthum hat das Selbstgefühl geweckt. Es ist noch gar nicht lange her, daß der Bürger ebenso wie der Landbewohner von tiefer Unterwürfigkeit gegen seinen Edelmann befangen war. Das Selbstgefühl des Landmanns mag zuweilen in Grobheit ausarten, und diese Grobheit giebt sich gegen Jedermann, wenn ein geringer Anstoß da ist, zu erkennen. Manche Bauerfrauen ganz besonders lassen sichs nicht schwer fallen, ihre Meinung unverhohlen auszusprechen. Doch darf es sich die Stadtfrau, wenn sie hart angelassen wird, nicht gar zu sehr zu Herzen nehmen; es klingt freilich eigenthümlich, wenn sie, nachdem sie sich über den hohen Preis eines feilgebotenen Gegenstandes verwundernd ausgesprochen hat und handeln will, die Worte: „Do frass ichs salber!" hören muß.

Charakteristisch ist zuweilen die Kürze der Zwiegespräche oder Antworten. Man geht auf einem Feldwege und möchte gern Feuer für seine Cigarre haben. Da kommt ein Bauer mit brennender Pfeife, und man bittet ihn um das Gewünschte. Ohne Antwort fragt er ruhig: „Hot Ar Schwamm?" und wenn man es verneint, geht er, ohne weiter ein Wort zu verlieren, seines Weges fort. Wir haben die Antwort. — Manche Ausdrücke sind zuweilen sehr eigenthümlich, aber dabei ganz treffend, dem Berufskreise und Arbeitsgebiete des Sprechenden entlehnt. Als der Pfarrer seine Predigt mit einer eindringlichen Mahnung geschlossen hatte, sagte ein Fleischer, der an die in seinem Geschäfte übliche

Zugabe denken mochte: „das Letzte (nämlich der Schluß der Predigt) wog allein ein Pfund!“ Und als ein Superintendent einen Bauer fragte: „Nun was macht Euer neuer Diakonus?“ antwortete der Gefragte in aller Ruhe: „I nu, er zeut (zieht)!“

Einem Fremden kann nach Umständen die Neugierde des voigtländischen Bauers den größten Aerger bringen. Läßt er sich auf seinem Wege mit einem solchen in ein Gespräch ein, oder hat er sich im Wirthshause, besonders, wenn dasselbe etwas abseits von den belebten Verkehrswegen liegt, niedergelassen und der Wirth bringt ihm das Bier, so kann er sicher sein, daß er nach dem Woher, Wohin, nach dem Geschäfte u. dgl. mehr gefragt wird.

Im Allgemeinen wird in den Bauerngütern die Wohnstube jeden Sonnabend frisch gescheuert. Gewöhnlich breitet man dann Stroh auf den Dielen aus, welches man bis zum Sonntag Morgen liegen läßt. Fleißig scheuert man die Fässer, Stützen und das blecherne Geschirr; in mancher Stadt jedoch könnte allwöchentlich für die Reinigung der Straßen mehr gethan werden. Auf den Dörfern des obern Voigtlands läßt die Reinlichkeit auch noch viel zu wünschen übrig, wie hauptsächlich manches Dorfwirthshaus beweist. — Bedauerlich ist es im untern Voigtlande und hauptsächlich in der Reichenbacher Gegend, daß so häufig Baumfrevel verübt wird. Junge Bäumchen, die gepflanzt wurden, fand man plötzlich von ruchlosen Händen umgeknickt. Es ist deshalb leicht erklärlich, daß Privatleute von solchen Unternehmungen zurückkommen, und daß in Folge dessen die Reichenbacher Gegend durch ihre große Kahlheit traurig auffällt. Wo in der Nähe tragbare Obstbäume zu finden sind, muß der Besitzer Tag und Nacht auf seiner Hut sein, daß ihm die Früchte nicht genommen werden. Dasselbe gilt auch vom Gemüse; denn bei vielen Leuten scheint der Glaube zu bestehen, daß die Beraubung eines Obstbaumes oder das Abschneiden einer Salatstaude auf fremdem Grund und Boden kein Diebstahl sei. Es kommen mit ihnen darin die Bewohner der obern waldreichen Distrikte durch

ihre Denk- und Handlungsweise zusammen, da auch bei diesen das Holen eines Stammes aus der Staatswaldung nicht für ein Unrecht gilt. Die Obstdiebstähle werden dann aufhören, wenn Obstbäume aller Orten stehen, wenn man die Obstkultur mehr pflegen und in den Volksschulen diesem Theile der Volkswirthschaft einige Stunden widmen wird. Der Einwand, den ich vielfach hörte, daß das Klima sich für die Zucht der Obstbäume nicht eigne, fällt in Nichts zusammen, wenn man hört, daß der Obstbauverein des obern Voigtlands, welcher seinen Sitz in Schöneck hat, die erfreulichsten Resultate trotz seiner kurzen Thätigkeit erzielte. Wie blühend ist die Obstkultur bei Weida und bei Gera, und schon bei Greiz findet sich ein Uebergang zum Besseren. Die Alleen von Kirschbäumen bei Chamer, sowie die kleine Kirschbaumpflanzung bei Thürnhof beweisen, daß diese Bäume auch in andern Gegenden des Voigtlands gedeihen und daß der Sinn der Bewohner nur geweckt werden muß, um Obstgärten in kahlen Gegenden zu schaffen. Hoffentlich ist auch die junge Kirschbaumpflanzung bei dem Haltepunkte Herlasgrün in dieser Hinsicht von wohlthätigem Einflusse.

Der Rohheit, welche noch dann und wann besonders bei der erwachsenen Jugend durchbricht, wird durch Blumenpflege und durch Baumkultur wesentlich vorgebeugt, obschon auch andere Factoren, z. B. Gesangvereine und ganz besonders Fortbildungsschulen dazu helfen müssen. Leider finden die Sonntagsschulen im sächsischen Voigtlande noch nicht die gehörige Unterstützung und Würdigung von Seiten vieler Gewerbtreibenden, und fast allgemein hat man auch auf die Fortbildung der Mädchen nach der gesetzlichen Schulzeit nicht Bedacht genommen.

Im gemüthlichen Wesen, schreibt Berthold Sigismund, haben die Voigtländer manches von den Erzgebirgern Abweichende. Auch sie sind, wie bereits angedeutet wurde, zutraulich und redegewandt, aber doch nicht so gesprächsam, und aller Herzensvorhänge entbehrend; auch sie sind munter und lebenslustig, aber

doch nicht so sanguinisch; auch halten sie viel auf die „Gemüthlichkeit", aber die ihrige hat einen weniger sanften, weiblichen Anstrich, sondern vielmehr etwas waldmäßig Biderbes, Burschikoses. — Auf die Spannung, welche zuweilen noch zwischen den Bewohnern germanischer und ursprünglich slavischer Orte herrscht, wurde bei Gelegenheit der Dorfanlage in einem Beispiele bereits hingewiesen. — Wie beim Erzgebirger sind auch die Namen der Personen in Stadt und Dorf des Voigtlands oft recht eigenthümlich. Statt Gottwalt Schneider, der Bäckermeister ist, sagt der gewöhnliche Mann zum Beispiel „Gottwalts Beck" oder „Schneiders Beck"; statt Louis Wolf, der ein Filzgeschäft besitzt und dessen Vorgänger vielleicht, und noch dazu mit seinem Vornamen Rudolph hieß, spricht man „Filz-Rudolph". Auf den Dörfern ist der Name „Neubauer" für Einen, der sein Gut neu aufbauen ließ, sehr gebräuchlich.

VI.

Sitten und Gebräuche.

„Zahlreiche Ansichten und Gebräuche wurzeln tief in der germanischen und slavischen Vorzeit und erhielten sich bis in des Mittelalters Uebergangsepoche, und deren manche, wie Zahlreiches der letztern, selbst bis zu unsern Tagen; sie sind deshalb, nach Abkunft und Wesen, nur durch näheres Eingehen auf die frühere und mittlere Zeit zu erforschen."
(Preusker, Blicke 2c. I. Vorrede VI.)

Wie in der Schrift von Dr. Moritz Spieß: „Aberglauben, Sitten und Gebräuche des sächsischen Obererzgebirges", so werden auch von mir in diesem Abschnitte die Feste in den Vordergrund gestellt werden. An sie schließe ich den größten Theil dessen an, was von Sitten und Gebräuchen der Voigtländer, so weit dieselben mir bekannt geworden sind, zu sagen ist. Und zwar beginne ich mit den Festen des Kirchenjahres und lasse darauf die des bürgerlichen Jahres und der Familie folgen. Dabei werden die Spiele und Vergnügungen der Jugend und Erwachsenen ihre Stellen finden.

I. Die Feste des Kirchenjahres.

1. Die Adventszeit. Man warnt die Kinder vor dem Knechte Ruprecht, der umhergeht, an den Thüren horcht, durchs Schlüsselloch und heimlich durch die Fenster sieht. Da folgen dann die Kleinen, besonders wenn die Mutter sagt, daß sie auf dem Markte mit ihm gesprochen habe. Auch der heilige Christ läßt sich zuweilen sehen; er geht aber nicht wie der Ruprecht in einem Pelze, sondern in weißem Kleide umher. In Reichenbach

erzählt man auch den Kindern: Am ersten Adventssonntage zieht das „Bornkinnel (— geborne Kindel) von Schöneck herunter und wohnt auf dem Kirchthurme; es sieht von da aus zu, ob die Kinder folgen.

Zum St. Niklaustage bäckt man (z. B. in Reichenbach) „Zopfstollen, d. h. Nickelzöpfe, und die Kinder finden sie am Morgen zugleich mit Nüssen zu Füßen ihres Bettes.

Ruprecht meldet sich zuweilen an, besonders in der letzten Adventwoche. Da poltert er an der Thüre, und wenn die Kinder sich erschrocken in der Stube verstecken, wirft er Nüsse und Aepfel hinein. An einem der Abende sehen sie ihn auch; er kommt vermummt und mit einem gewaltigen Sacke ins Zimmer; er stampft mit dem Stocke auf die Dielen und die Kinder müssen ein Gebet oder Sprüchlein hersagen. Zitternd thun sie es, denn sie bemerken in der Hand des Gefürchteten und doch Geliebten eine lange Ruthe, zuweilen mit einem rothen Bande verziert. Haben sie ihn zufrieden gestellt, dann schüttet er seine Schätze aus oder er greift in seinen Sack und giebt jedem Kinde seinen Antheil. Auch läßt er sich vorher von den Kindern das Versprechen geben, gut zu folgen.

Während der Adventzeit zieht schon ein gut Theil Feststimmung in die Häuser ein. Man schlachtet die gemästeten Schweine, vielleicht ein Ueberrest der germanischen Eberopfer. Ehemals sang man in Reichenbach im Familienkreise 3 bis 4 Wochen vor dem Feste des Abends fromme Lieder. In Oelsnitz wird der Stollen nicht blos zum Weihnachtsfeste, sondern auch bereits für den ersten Adventsonntag gebacken; wenigstens herrscht diese Sitte in den wohlhabenderen Familien.

In den Städten suchen arme Kinder einige Groschen zu verdienen; sie bauen Pyramiden von Holzstäben, die mit Moos oder buntem Papier umkleidet und an welche Dillen mit Lichtern befestigt werden. Oder sie verfertigen in Reichenbach Moosmänner, um sie am Christmarkte feil zu bieten. Diese Moosmänner sind

hier vielleicht ein Ueberrest der Sage von den Moosleuten, Männlein und Weiblein, um und um mit Moos bekleidet, die von dem wilden Jäger nachmittags und nachts gejagt werden und nur auf Stämmen Ruhe finden, in welche beim Fällen drei Kreuze eingehauen werden. „Sie hausen auf der Haide oder im Holze an dunkeln Oertern, auch in unterirdischen Löchern und liegen auf grünem Moos. Die Sache ist so bekannt, daß Handwerker und Drechsler sie nachbilden und feil bieten", meldet Prätorius in seiner Weltbeschreibung. (Deutsche Sagen der Brüder Grimm, 1. B. Nr. 47 und 48.)

Ungefähr 8 Tage vor dem Weihnachtsfeste, in vielen Dörfern bei Reichenbach erst am Tage vor den Feiertagen, werden die eigentlichen Christstollen gebacken; die Kaufleute, bei denen dazu Zucker und Rosinen geholt wurden, haben gewöhnlich ein Päcktchen Chocoladentafeln als Geschenk hinzugefügt; die Mutter hebt dasselbe dann für die Weihnachtsfeiertage auf. Gewöhnlich bäckt sie außer Stollen auch eine größere oder kleinere Zahl von Kuchen, die noch vor dem Feste, wenn das Backen zeitig geschah, verzehrt werden.

Die Adventzeit war auch im germanischen Heidenthume eine Festzeit; denn vom jetzigen Nikolausabende bis zum heiligen Dreikönigstage (vom 6. December bis 6. Januar) währte die Feier der Wintersonnenwende. An denselben Tagen, auf welche später das christliche Weihnachtsfest verlegt wurde, feierten die germanischen Völker eins der drei Hauptfeste des Jahres, den Mittwinter. Die Himmlischen erschienen dabei auf der Erde, um die Menschen heimzusuchen und zu erkennen, ob alles Volk des Erntesegens froh mit Dankopfer ihrer gedenke. Zu diesem frohen Feste rüstete man sich lange vorher und alle häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten wurden zum Abschlusse gebracht. (Weihnachten und Neujahr in der Schweiz, von E. L. Rochholz.) In der Umgegend von Reichenbach bekommt am Christabende, sowie an den übrigen heiligen Abenden zu Neujahr und dem heiligen

Dreikönigstage Niemand von einem Bauer Etwas geborgt; es wird hier auch, sowie in Wohlbach und Beerheide und noch in andern Orten Nichts verkauft, denn man sagt, es würde dann der Nutzen weggegeben.

2. Weihnachten. Am Weihnachtsheiligenabende gehen in Oelsnitz die Nachtwächter herum, singen vor vielen Häusern ein Weihnachtslied und bekommen dafür ein Stück Stollen oder Geld. In Reichenbach ist dieser Gebrauch, sowie das Gehen des Marktmeisters von Haus zu Haus, um sich seinen „heiligen Christ“ zu holen, abgeschafft worden. Hier beginnt die Christmette Abend um 6 Uhr; die Kirche ist dabei gefüllt und vorherrschend ist die Jugend und Kinderwelt vertreten, hauptsächlich wol wegen der vielen Wachslichtchen, die mitgebracht und angezündet werden. Auch in Oelsnitz wird die Christmette noch fleißig besucht, und daß ein Knabe die Prophezeihung singt, ist der Glanzpunkt des Gottesdienstes. — Früher mußte jedes Haus in Hauptmannsgrün am Weihnachts-, sowie an jedem andern heiligen Abende nach dem Kirchdorfe Waldkirchen einen Groschen „heiligen Abend“ geben, wovon einen Theil der Pfarrer und einen die Schule bekam. (Außer diesen Abgaben lagen auf den Häusern noch 6 Pfennige „Walpurgisgeld“ und ebensoviel „Häuselgeld“, welches letztere an einem gewissen Tage entrichtet werden mußte.)

In vielen Familien bescheert man jetzt am Morgen des ersten Feiertages. Der grüne, mit Aepfeln, Nüssen und Zuckersachen geschmückte Lichterbaum, zu welchem Tannen und Fichten genommen werden, weil man beim Feste der Wintersonnenwende die Zweige der Nadelbäume verwendete, findet sich nicht allgemein; in Reichenbach und Umgegend sind vielfach sogenannte „Sterne“, d. h. Kronleuchter von Zinn oder Holz im Gebrauche. Dieselben werden häufig mit todten Blumen und Glasperlen, zuweilen auch mit Naschwaaren geschmückt. Die letzteren sind in den ärmeren Familien in der That blos Schmuck, weil man sie von einem Jahre zum andern aufhebt. Die Spitzen an den Zweigen der

Tannenbäume verziert man auch mit kleinen übersilberten oder vergoldeten Thonperlen, die durchbohrt sind und mit kurzen Nadeln befestigt werden. Statt der Wachslichter oder Stearin- und Paraffinkerzchen befestigt man zuweilen an den Christbäumen kleine Oellämpchen. Wer keinen Baum, keine Pyramide oder keinen Stern erschwingen kann, oder wer für diesen Schmuck des Weihnachtsfestes kein Empfängniß hat, stellt doch einen Moosmann oder einen Bergmann mit einem kleinen Lichte auf. Nur vereinzelt sieht man Moosgärtchen mit Hirt und Schafen, die Krippe mit dem Jesuskindlein, die heiligen Engel und die Weisen aus dem Morgenlande. Eine zusammenhängende Reihe von Darstellungen aus der heiligen Geschichte, aus Papier oder Holz geschnitten, ein sogenanntes „Bethlehem", wie man in der Lausitz sagt, habe ich im Voigtlande nicht angetroffen. Ebenso vermißte ich den „Leppetin", den Spaßmacher, welcher im Kinderbethlehem in Bautzen wenigstens vor einigen Jahren eine große Rolle spielte und von Groß und Klein, die zum „Ansehen" gekommen waren, reichlich mit Aepfeln und Nüssen beschenkt wurde. In Reichenbach konnte ich nirgends einen Engel mit der Freudenbotschaft: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede' auf Erden", zum Schmucke des Tannenbaums erhalten.

Hin und wieder, z. B. in Klingenthal, werden auch kleine Nachbildungen von Bergwerken bescheert. — Auf manchen Dörfern sind die Geschenke fürs Gesinde sehr unbedeutend. Ausgemacht werden zum Beispiel von den Dienstboten häufig 5 Ellen Leinwand, zu denen dann noch freiwillig eine Kleinigkeit, eine Schürze oder ein Tuch gelegt wird. In den Städten dagegen werden die Ansprüche der Dienstmädchen von Jahr zu Jahre größer; das Weihnachtsgeschenk erreicht hier nicht selten die Höhe des jährlichen Lohnes.

Daß an den Feiertagen bestimmte Speisen auf den Tisch kommen, habe ich nicht bemerkt; selbstverständlich wählt man irgend eins von den später angeführten Lieblingsgerichten aus.

Am heiligen Abende des Weihnachtsfestes dagegen, sowie auch an den übrigen heiligen Abenden zu Ostern und zu Pfingsten trägt man auf den Dörfern gern neunerlei Gerichte auf. Darunter darf der Hering (Klingenthal, Reichenbach), eine Fastenspeise der Vorfahren, niemals fehlen; Suppe aber bringt man nicht mit auf den Tisch (bei Reichenbach), wol aber in Klingenthal, wo man zwei bis drei Gerichte, z. B. Sauerkraut, Hirsebrei u. s. w., aufträgt, am Schlusse noch Semmel und Milch. Bei Adorf und in den obern Dörfern des sächsischen Voigtlands giebt man auch dem Viehe vielerlei, am liebsten neunerlei zu fressen.

Die Weihnachtsspiele scheinen gänzlich abgeschafft zu sein; in Lengenfeld erschien dabei vor Jahren Knecht Ruprecht als der lustige Hanswurst; der vorhin angeführte Leppetin der Lausitzer ist wol dieselbe Persönlichkeit. — Während der Feiertage dürfen selbstverständlich die Aepfel und Nüsse zur Erhöhung des Festgenusses nirgends fehlen. Die Armen legen, wenn sie in einem Jahre etwas theuer sind, doch einige Stück oder selbstgesammelte Haselnüsse auf den Tisch. Die Nuß ist Attribut der Gewittergottheiten, die nicht blos verheerende, sondern auch bescheerende sind; sie ist zugleich auch Auferstehungssymbol, und durch sie wurde bei den Vorfahren am Schlusse des Jahres die Hoffnung auf das neuerstehende Leben geweckt. Der mit Nüssen und Aepfeln geschmückte Christbaum erinnert an den Wunderbaum der deutschen Sage, welcher in der Christnacht eine Mitternachtsstunde lang gleichzeitig Blüthen und Früchte trägt. Ein solcher Apfelbaum stand zu Tribur am Rhein; man nannte seine Aepfel Dräutleinsäpfel, entweder abgeleitet von der heiligen Gertrudennacht, oder von unsers Herrn (ahd. trohtin) Geburtsnacht, wie denn auch Odhins Beiname Thrudo und die Nacht seines Erscheinens die Wunschnacht ist, in welcher alle Schätze sich sonnen, alle Wunder sich erfüllen und der Wunschbaum blüht. (Grenzboten, 1864 Nr. 49.) Auch im Voigtlande und in seiner Nähe, so wird uns gemeldet, gab es in alten Zeiten Aepfelbäume, die

in der Weihnacht Früchte trugen. Einer stand bei Weida in dem Kloster Cronschwitz, ein anderer zu Altenstadt bei Baireuth.

3. Sylvester und Neujahr. Der Sylvesterabend war sonst ernsten, namentlich religiösen Betrachtungen geweiht. Man blieb zu Hause und warf in ernster Stimmung den Blick aufs alte und aufs neue Jahr. Diese Sitte unsrer Väter hat sich auch in einigen abgelegenen Dörfern noch erhalten. Nach dem Abendessen singt man geistliche Lieder oder der Hausvater liest den Seinigen einige Stellen aus der Bibel vor. Im Allgemeinen aber haben seit etwa 25 bis 30 Jahren auch im Voigtlande wie anderwärts sinnliche Vergnügungen die Oberhand gewonnen. In den Familien wird noch vielfach das Orakel gefragt, ohne daß man dabei den Aussprüchen desselben vollen Glauben schenkt. Gesellschaften bleiben bis zum Antritte des neuen Jahres beisammen und mit dem Schlage Zwölf beginnt die Gratulation. Gesangvereine singen auf dem Markte (Reichenbach). Auf die Gratulationen legt man überhaupt noch viel Gewicht und Befreundete senden einander am Neujahrstage ihre Wünsche zu. Familien gratuliren auch seit mehreren Jahren im Localblatte (Reichenbach). Arme Kinder gehen von Haus zu Haus und erbetteln sich durch eingelernte Wünsche ein Geschenk. In der Familie haben bereits am frühen Morgen die Kinder ihre in der Schule gelernten Wünsche hergesagt oder schön geschrieben überreicht. In Oelsnitz hält der Stadtmusikus vom neuen Jahre an seinen Umgang und man beschenkt ihn für seine Betheiligung bei den Kirchenmusiken und für das Thurmblasen. Der Umgang des reichenbacher Cantors mit seinen Chorschülern, sowie auch das Neujahrssingen der plauenschen Seminaristen, die privatim nach dem Umgange in der Stadt selbst auf die nächsten Rittergüter zogen, sind längst schon abgeschafft. Der Kirchner bringt persönlich oder schickt die Zettel mit den Kirchennachrichten des vergangenen Jahres und einem Neujahrsgedichte in die Häuser, wofür er ein beliebiges Geschenk erhält. — Ziemlich allgemein

besteht die Sitte, am Neujahrstage mittags Milchhirse zu essen, und wie am Ostertage in der Frühe Gewehre auf den Feldern abzuschießen. — Auf den Dörfern zieht in der Regel am zweiten Januar das neugemiethete Gesinde an.

4. Fastnacht. Durch eine kirchliche Feier wird der Tag nicht mehr ausgezeichnet, und in den Schulen vieler Orte wird auch der Unterricht nicht ausgesetzt. Vorherrschend werden Pfannenkuchen gebacken und besonders am Abende herrscht in den öffentlichen Localen frohes Leben. Manche Wirthe haben für eine musikalische Abendunterhaltung gesorgt (Reichenbach). Befreundete Personen werden in Familien eingeladen und der Abend wird bei Gesellschaftsspielen und bei Essen und Trinken verlebt. In Oelsnitz vereinigen sich auch Schulkinder am Abende zu kleineren Gesellschaften und vergnügen sich mit Spielen. — Die erwachsene Jugend beiderlei Geschlechts kommt am Abende in Privathäusern zu Schmaußereien und Tanz zusammen (Unterwürschnitz). — Das Bretzelbacken beginnt zwar schon im Januar und dauert bis zur Osterwoche (Reichenbach, Oelsnitz), doch sind die „Bretzeljungen“, welche während der ganzen Zeit mit Schnarren oder Papagenopfeifen auf den Straßen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchen, zur Fastnacht kostümirt (Reichenbach). In der Fastenzeit veranstaltet man auch allgemeine Volksmaskenbälle und solche von geschlossenen Gesellschaften; die erstern werden vorzugsweise von Arbeitern und Personen der dienenden Klasse besucht (Reichenbach). Die weiblichen Masken suchen sich dabei gern Herren aus und lassen sich von diesen an das Büffet führen und bewirthen (Reichenbach). Eigentliche Narrenfeste, wie der moderne Cölner Carneval, werden nirgends abgehalten, obschon auf den Maskenbällen mancher Schwank zum Vorschein kommt. In Reichenbach war es bis zum Jahre 1845 Sitte, daß die Junggesellen in mancherlei Verkleidungen von dem Markte aus eine lustige Ausfahrt hielten. Die Leute sagten: „Sie fahren nach Manchester“, und deshalb nannte

man die Theilnehmer dieser Maskerade die „Manchestergesellen.“ Unter den Kindern ist es Sitte, sich zum Besten zu haben; das Eine sucht dem Andern irgend Etwas glaubhaft darzustellen und wenn es gelingt, so heißt es unter Lachen: „Fastnachtsnarr!“ — In Klingenthal werden die Burschen von den Mädchen bewirthet, und in Wohlbach und den umliegenden Ortschaften ißt man hin und wieder mittags Hirse. — Die Bretzeln, welche gegenwärtig als Attribut der Fasten angesehen werden, scheinen ihrer Bedeutung nach auch ins Weihnachtsfest, das Fest der Wintersonnenwende oder das Juelfest der alten Deutschen, zu gehören. Sie sollen Sonnenräder darstellen, die geopfert und verschenkt wurden und von denen man während der Dauer des genannten Festes aß. Was übrig blieb, hob man bis zur Saatzeit auf; es wurde klein gerieben und mit dem Samen ausgeworfen. Man versprach sich eine reiche Ernte, wenn Pflügende, Menschen und Vieh, davon gegessen hatten. (Steinhard, Deutschland u. sein Volk, 2. B. S. 585.)

5. Lätare. Ueberreste des alten, sowol von slavischen, als auch germanischen Völkern gefeierten Frühlings- oder Todtenfestes fanden sich auch bis in die neuere Zeit im Voigtlande. R. Fürbringer erzählt z. B. in der Variscia (5. Lief. S. 12), daß in Debschwitz bei Gera das Todtenaustreiben im Gange gewesen sei. „Man zog mit einer Puppe, einem strohernen Bilde in Gestalt des Todes, auf eine lange Stange gebunden, durch das Dorf nach der Elster und warf das Bild oder die Puppe ins Wasser, unter dem Vorgeben, es würde dadurch der Ort gereinigt und die Einwohnerschaft vor Krankheit und Pestilenz geschützt. Man nannte dies das Austreiben des Todes.“ In der Regel waren es in genanntem Orte junge Leute, welche den Tod austrieben; wenn sie zurückkamen, zeigten sie dies den Einwohnern an, erhielten von diesen Eier u. dgl. und blieben den Tag über in Heiterkeit beisammen. (Hahn, Gesch. v. Gera I. S. 104.) Jedenfalls wurde dieses Fest auch im Voigtlande, wie dies meist

anderwärts, z. B. in der Lausitz, geschah, in der Regel am Sonntage Lätare gefeiert. In Debschwitz soll es stets am 1. März stattgefunden haben.

Preusker theilt ein Lied mit, welches von den voigtländischen Kindern gesungen wurde:

Wir alle, wir alle kommen raus
Und tragen heute den Tod naus,
Komm Frühling wieder mit uns in das Dorf,
Willkommen lieber Frühling.

Er vermuthet dabei in seiner Arbeit über das Frühlingsfest der alten Deutschen und Slaven (Blicke in die vaterländische Vorzeit I. S. 142 2c.), daß wegen der zeitigen Feier desselben sein Ursprung in wärmern Ländern, im Orient zu suchen sei. Die europäischen Stämme, Germanen und Slaven, mögen es von ihren Ursitzen, aus Persien und Indien mitgebracht haben. Natürlich erlitt es nach der Verschiedenheit der Volksstämme und unter dem Einflusse verschiedener Oertlichkeiten mannichfache Veränderungen. Da es ursprünglich ein heidnisch-religiöses Fest war, so mochte es auch zugleich den segenspendenden Frühlingsgottheiten gegolten haben; bei den deutschen Völkern also jedenfalls der Ostara, bei den Slaven vielleicht der Ziwa, der Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit.

6. Ostern. Ungefähr drei Wochen vor Ostern ist an einigen Wochentagen hauptsächlich für die Schuljugend (Reichenbach) das „Fastenbeten“ eingeführt; dasselbe besteht aus einer kurzen Predigt. Auf manchen Dörfern, wo diese Fastenbetstunden in der Schule von dem Lehrer gehalten werden, finden sich gewöhnlich auch viel Erwachsene mit ein. Die Confirmanden besuchen ihre Pathen und erhalten von diesen, gewöhnlich an dem Beichttage, Geschenke, die aus einem Buche oder einer Denkmünze bestehen. Am Sonntage Palmarum, an welchem die Confirmation stattfindet, gehen die Confirmanden in Schaaren auf die nahen Dörfer, um beim Biere im Vollgenusse ihrer Schulfreiheit zu

schwelgen. Ihr Betragen ist dabei im Allgemeinen anständig (Reichenbach, Mylau u. s. w.). Auf manchen Dörfern führt an diesem Tage der Lehrer zum letzten Male seine entlassenen Schüler aus (Brunn). — In Reichenbach bekommt der Kirchner aus jedem Gehöfte der eingepfarrten Dörfer, aus denen ein Kind zur Confirmation geht, ein bis drei Eier, je nach der Größe des Gutes. Am grünen Donnerstage und auch hie und da am ersten Osterfeiertage (Oelsnitz) werden die Kinder mit buntbemalten oder einfach gefärbten hartgesottenen Eiern, dem Sinnbilde schöpferischer Naturkräfte, beschenkt. Man färbt die Eier durch Kochen mit Zwiebelschalen oder jungem Korne. Die hellen Zeichnungen bringt man mittelst Auftragen von Oel oder Wachs hervor. — An einigen Orten des bayrischen Voigtlands, z. B. in Naila und in Mistelgau bei Bayreuth, besteht unter der Jugend die Sitte des „Eierwalzens". — Da und dort werden auch mit Honig bestrichene Osterfladen feilgeboten. — Die Kinder werden am liebsten am grünen Donnerstage „abgewöhnt". — Allgemein ist das Holen des Osterwassers am Charfreitage oder ersten Feiertage. Man trägt es nur vor Sonnenaufgang ein und geht den Andern, da dabei nicht gesprochen werden darf, wo möglich aus dem Wege. Solches Wasser, welches aber nur aus Bächen, über die ein Kindtaufszug oder eine Leiche geht, geschöpft werden darf (Cunsdorf), soll sich das ganze Jahr hindurch frisch erhalten. Von dem Besprengen damit, wie es in der Lausitz stattfindet, habe ich im Voigtlande nichts gehört. — Am ersten Osterfeiertage früh schießt man fast an allen Orten über die Felder. — In Klingenthal gehen zu Ostern die Kinder mit Ruthen umher, um „aufzuhauen" und dann mit bunten Eiern, Bretzeln und Geld beschenkt zu werden. — In Adorf war bis vor wenig Jahren das „Aufpeitschen" noch üblich, und auf den Dörfern in der dortigen Gegend ist es auch jetzt noch unter den mit einander bekannten jungen Leuten im Gebrauche. Am frühen Morgen des ersten Feiertags begeben sich die Burschen mit frischen Ruthen

an die Betten der Mädchen und peitschen sie buchstäblich auf und aus dem Bette, und am ersten Pfingstfeiertage verfahren die Mädchen in gleicher Weise mit den Burschen. Die, welche gepeitscht haben, bekommen darauf Kaffee. Auf den Dörfern bei Reichenbach findet dieses Aufpeitschen am zweiten und dritten Weihnachtsfeiertage statt. Am erstgenannten Tage werden die Frauen und Mädchen, am andern die Burschen und Männer, und zwar wo möglich, wenn sie noch im Bette liegen, mit etwas Grünem, z. B. Rosmarin und Wachholder, gehauen. Dazu singen die Schlagenden:

„Frischegrü, hübsch und fei
Pfefferkuchen und Branntewei."

Sie müssen dann von den Geschlagenen mit Pfefferkuchen, der im Voigtlande überhaupt sehr beliebt ist, und mit Branntwein bewirthet werden.

Vielleicht erinnert dieses „Frischegrünpeitschen" wie das niederlausitzsche Zempern und das Budissiner Semperlaufen an die römischen Lupercalien, wo die Frauen sich von den nackend umherlaufenden lupercis schlagen ließen, um Fruchtbarkeit zu erzielen. — In der Höfer Gegend nennt man das Aufpeitschen hin und wieder Fitzeln; die Burschen peitschen daselbst am dritten Weihnachtsfeiertage nachts 12 Uhr, die Mädchen aber am Neujahrstage. — Ein eigenthümliches Kinderspiel, das „Eierhärten", beschreibt Dr. Spieß: „Schon vier Wochen vor Ostern sehen sich die Buben nach harten Eiern um und bezahlen ein solches, das eine recht feste, starke Schale hat, mit einem Neugroschen und noch theurer. Erscheint nun Ostern, so versammelt sich die ganze Jugend auf dem Markte und das Härten beginnt. Ehe jedoch der Eine mit dem Andern härtet, nimmt er das Ei des Gegners und pocht damit gegen die Zähne, indem er dabei mit der einen Hand das Ohr zuhält, um die Stärke der Schale zu prüfen. Glaubt er nun, sein Ei sei härter, so härtet er mit dem Gegner entweder „auf Rück und Spitz" oder blos „auf Rück

oder Spitz" (d. h. sie schlagen entweder sowol mit der Spitze als mit der untern Seite der Eier oder nur mit der obern und untern Spitze zusammen). Der, dessen Ei zerbricht, hat verloren. Zuweilen kommt es vor, daß Einzelne mit Pech ausgegossene Eier haben. Wird es entdeckt, so werden ihnen unter allgemeinem Jubel schlechte Eier auf den Rücken geworfen und sie mit großem Hallo vom Platze getrieben. In neuerer Zeit hat dieses Eierhärten sehr abgenommen, weil die Polizei nicht duldet, daß am ersten und zweiten Osterfeiertage solch ein Lärm auf einem öffentlichen Platze gemacht werde." Dieses Eierhärten findet sich aber nicht blos in Markneukirchen, wie Dr. Spieß im Einschlusse angegeben, sondern auch in Klingenthal und Adorf.

7. Himmelfahrtsfest. Die Sitte, daß die Leute in Reichenbach an diesem Tage auf die Dörfer in die Semmelmilch gingen, ist mehr und mehr in Abnahme gekommen.

8. Pfingsten. Wer in Reichenbach am ersten Pfingstfeiertage in der Familie zuletzt aufsteht, heißt das ganze Jahr hindurch der „Pfingstlümmel". — In manchen Gegenden des Voigtlands, z. B. in der Reichenfelser Pflege und in Eichigt und Bergen, findet sich noch der Gebrauch, daß von den Burschen am Pfingstmorgen allen Mädchen, welche ausgezeichnet werden sollen, Birken vor die Hausthüre gepflanzt werden. Will man gegen ein Mädchen Abneigung aussprechen, oder will man es verspotten, so pflanzt man vor die Thüre eine Eberesche. (Oberpferd.) Die Sitte, an den Pfingstfeiertagen auf dem Dorfplatze oder vor den Thüren grüne, zuweilen mit grünen Bändern geschmückte Bäume aufzustellen, ist auch in Böhmen, Schlesien, der Lausitz und selbst in der Wallachei bekannt. — Häufig setzt man im Voigtlande junge Birken („Maien") in die Stube. Die Birken können als Bild der Lebenskraft und Lebensfreude angesehen werden, und schon in den Festen der Indier findet sich der Maienbaum. Er war auch da ein Symbol der Lebensfülle, und „mochte sein Original in dem aufgerichteten Zeigefinger

des Liebes- und Lebensgottes Schiwa haben". (Haupt, Sagenbuch der Lausitz, S. 327.) Das Aufstellen der Maienbäume ist deshalb als Ueberrest des alten Frühlingsfestes anzusehen. — Im Klingenthaler Kirchspiele begingen ehedem die Bergleute jährlich gegen Pfingsten ein Fest, wobei eine Bergpredigt gehalten wurde. — Mädchen werden von den Burschen mit Blumensträußen gepeitscht (Eichigt, Bergen).

9. Johannistag. An diesem Tage werden noch häufig Kräuter eingesammelt. Da und dort wird auch von den Mädchen das Orakel gefragt. — Seit einigen Jahren ist in Reichenbach durch die Anregung einzelner Persönlichkeiten die schöne Sitte aufgekommen, die Gräber der Entschlafenen mit frischen Blumen zu schmücken. — Früher bestand hier folgender Gebrauch: Auf dem Anger wurde ein großer Maienbaum aufgestellt und mit allerhand Gegenständen behangen; darauf wurde um den Baum getanzt und die Burschen holten sich die daran hängenden Sachen. Zum Schlusse warf man den Maienbaum ins Wasser, suchte aber vorher Jemanden aus, mit dem man dasselbe that; diese Person hieß der Johannes. Wegen dabei vorgekommenen Unfuges wurde dieses Spiel, das man den „Firlefanz" nannte, untersagt. Bemerkt mag hierbei werden, daß man noch jetzt in Rußland am ersten Pfingsttage unter Gesang Kränze ins Wasser wirft. Es kann dies der Ueberrest eines heidnischen Opferfestes sein. Daß man beim Reichenbacher Firlefanz auch einen Menschen ins Wasser warf, scheint diese Ansicht zu unterstützen. Nork weist darauf hin (Sitten und Gebräuche der Deutschen, S. 361), daß an heidnischen Festtagen Menschenopfer stattgefunden haben; nach dem Volksglauben fordert die Saale zu Johannis und Walpurgis ein Opfer; weshalb das Volk an diesen Tagen den Fluß meidet. Ebenso fordern die Elbe, Unstrut und Elster am Johannistage ihre Opfer; darum gehen viele Schiffer an diesem Tage nicht aufs Wasser.

Wie man beim Firlefanz in Reichenbach um einen grünen

Baum tanzte, so thut man dies auch jetzt noch in Zwickau um eine aus vier Stäben bestehende, mit Kränzen und Blumen verzierte Pyramide, die man den Johannisbaum nennt. Man stellt sie in der Stube (und auch im Freien) auf ein Tischchen und des Abends wird sie mit Lichtern verziert. Die Tänzer sind weiß gekleidet und singen verschiedene Liedchen. Dr. Moritz Spieß führt dabei das bei den Spielen angegebene Liedchen: „Wer steht denn draußen vor der Thür, und thut so leise klopfen?" an. (Spieß, a. a. O. S. 14 u. 76.) — In Rodewisch und jedenfalls noch an vielen andern Orten des Voigtlands wurde ein Maienbaum aufgepflanzt. — In den wendischen Dörfern der Lausitz herrscht noch eine ähnliche Sitte am ersten Pfingstfeiertage. Die Burschen holen den Baum, schälen den Stamm ab, so daß er ganz weiß aussieht, und die Mädchen schmücken den Wipfel mit Tüchern. Nachdem um den Baum getanzt worden ist, werden die Tücher von den Burschen herabgeholt. Ein schöner Baum ist der Stolz des Dorfes. — Als in Oelsnitz noch das Vieh auf die Weide getrieben wurde, sorgte der Hirt dafür, daß dasselbe am Johannistage geschmückt durch die Stadt ging; die Rinder trugen Kränze an den Hörnern, die Gänse Ringe um den Hals und der Hirt bekam von den Eigenthümern ein Geldgeschenk.

10. Am Tage Jacobi bringt man im untern Voigtlande gern die ersten neuen Kartoffeln auf den Tisch; man kauft sie von Händlern aus dem „Niederlande".

11. Simon Judä. Am Tage Simon Judä in der Mittagsstunde werden in Reichenbach und zwar in der obern Kirche unter die Armen für einige Thaler Rögglinge („Röckele") vertheilt. Dazu läutet man die zweite Glocke der genannten Kirche, die außerdem, wie man erzählt, nur bei Todesfällen, welche die Familie Händel treffen, geläutet werden darf. Der Volksmund berichtet Folgendes darüber: Ein gewisser Simon Ströbel, der in Ostindien zu Reichthümern gelangte, ließ die genannte Glocke gießen und stiftete durch Schenkung einer

Wiese an dem Dammsteine das obige Vermächtniß für die Armen seiner Vaterstadt. Die Wiese muß immer von den Besitzern eines gewissen Hauses, das jetzt der Händelschen Familie und speziell dem Fleischer Grimm gehört, gepachtet werden. Das Pachtgeld von 7 Thalern aber wird jedes Jahr in der Weise vertheilt, daß 3 Thaler für Rögglinge, und 4 Thaler Vermächtniß für den jedesmaligen Todtengräber und die Geistlichkeit verwendet werden. In der Sage heißt es weiter, daß das jetzt Grimmsche Haus früher dem Simon Ströbel gehört habe, daß aber von den Reichthümern desselben weiter nichts nach Reichenbach gelangt sei, weil man die Zeit, während welcher die Erbschaft gehoben werden sollte, unbenutzt vorübergehen ließ.

12. Zum Michaelistage erhielt früher der Gerichtsdiener, welcher die Fröhner beaufsichtigen mußte, vom ganzen Hofe drei „Kauden" (Bündel) Flachs, vom halben Hofe aber 2 Kauden, außerdem noch von beiden eine bestimmte Anzahl Eier. Es war auch Gebrauch, daß er zur Kirmeß von jedem Gehöfte einen halben bis dreiviertel Kuchen erhielt. (Neumark.)

13. Reformationsfest. Zuckerbäcker zeigen für diesen Tag den Verkauf von „Reformationsbrotchen" an.

14. Andreastag. Der Andreasabend wird in Klingenthal durch Klopfen an die Fensterladen begangen. — Sehr verbreitet ist noch im Voigtlande das Orakelfragen.

15. Nikolaus. Bei diesem Tage sind wir an unsern Ausgangspunkt zurückgelangt. Es beginnen die Vorbereitungen fürs Weihnachtsfest und in manchen Familien läßt sich bereits Knecht Rupprecht zum ersten Male sehen. Wenn wir in dem Weihnachtsfeste das von dem Christenthume angehauchte altgermanische Fest des Mittwinters erblicken, so ist der heilige Nikolaus ein Bote des auf dem Schimmel Sleipnir nahenden Odhin.

II. Die Feste des bürgerlichen Jahres.

a. Kinderfeste und Kinderspiele.

Früher gehörten auch im Voigtlande die Gregoriusfeste zu den Glanzpunkten im Schuljahre. Noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts zogen z. B. in Reichenbach die Schüler der Stadtschule in Begleitung eines Musikchores unter Gesang in der Stadt umher. Dabei waren die meisten costümirt; einige gingen als Türken, andere als Mohren, als Schäfer, wieder andere als Bäcker, die sich mit ihren Wedeln vollspritzten; die Mehrzahl der Schüler aber hatte sich in alte Schützenanzüge gesteckt, oder Schützenhüte mit mächtigen Federbüschen aufgesetzt, weshalb man die Gregoriussänger auch die „neuen Schützen" nannte. — Das später von den Schulen veranstaltete Kinderfest, das Schulfest, wird nur noch selten abgehalten; in den Städten unternehmen dafür die einzelnen Klassenlehrer mit ihren Schülern und Schülerinnen im Sommer Spaziergänge; so wird auch das Stiftungsfest der Realschule zu Reichenbach immer durch einen gemeinschaftlichen Ausflug der Lehrer und Schüler gefeiert, und seit einigen Jahren werden auch mit den turnenden Kindern sogenannte Turnfahrten veranstaltet. Bei allen diesen Ausflügen, sowie auch bei den Schulfesten treten die Kinderspiele in den Vordergrund. Manche dieser Spiele sind an eine bestimmte Jahreszeit gebunden. Im Winter gelten selbstverständlich das Schlittschuh- und Schlittenfahren, das Zschindern, Schneeballen und Aufbauen von Schneemännern als die Hauptvergnügungen. In Reichenbach fahren Knaben und Mädchen auf den schneebedeckten Straßen Schlittschuh, da in der Nähe der Stadt eine gute Eisbahn fehlt. In Oelsnitz ist das Schlittschuhfahren der Mädchen erst seit wenigen Jahren Sitte geworden. — Im Frühlinge, wenn die Weidenruthen saftig werden, schneiden sich die Knaben Pfeifen und „Pfiepen" (Pfietschen), oder sie machen sich einen Dudelsack. Für die Pfiepen ziehen sie ganz einfach kurze

Rindenröhren ab, welche sie an dem einen Ende etwas zusammendrücken und von ihrer äußern Haut befreien; für den Dudelsack wird von der Rinde ein Spiralband abgeschält, dann zu einem Trichter dicht zusammengerollt und es wird derselbe an eine Pfiepe so befestigt, daß er die weite Mündung des Instrumentes bildet. Indem die Kinder mit ihrer Messerscheide die Rinde losklopfen, singen sie in Reichenbach:

„Pfietsch o, pfeif o,
Laß dein Teich o,
Wenns Katzel wiederkimmt,
Is mei Pfeif ro."

In Waldkirchen singen sie etwas anders, nämlich:

„Pfief o, pfeif o,
Läst's Katzel 'n Bergel no;
Wenns Katzel wiederkimmt,
Muß's Pfeifel ro sei."

Wenn die „Schwarzbeeren" (Heidelbeeren) reif sind, ziehen die Kinder, Knaben und Mädchen, gemeinschaftlich hinaus in den Wald, um ihre Krüge zu füllen. Während des Pflückens singen sie in der Umgegend von Reichenbach:

„Beero, Beero
Sein olle noch do
Beeri, Beeri,
Sein olle noch grü;
Topfe, Topfe, Beere,
Wer sei Topf net voller hot,
Dos is äne faule Mähre.
Olles voll voll schwarze Beere,
Mei Bauch is voll,
Mei Krug is leer,
Kimmt mei Mutter mit der Ofengabel,
Sticht mich in mei Beer-Beerschnabel,
Beeri, Beero,
Sein olle noch do."

Bei der Jugend auf den Dörfern gilt auch das Kühhüten als Fest. Wenn man die Kühe austreibt, singt man dem Zuletztkommenden zu:

„Hoi aus, hoi aus,
Treibt der faule Kühhirt aus,
Spat aus, bal wieder ei,
Dos muß ä fauler Kühhirt sei."

Aehnlich verfährt man, wenn die Kühe eingetrieben werden; dem zuletzt in das Dorf Treibenden singt man entgegen:

„Hoi ei, hoi ei Dogenblot, (= Hundszungen)
Meine Küh hob'n olle sot,
Meine hob'n sich sot gefrassen,
Deine sein im Drack gesassen." (Waldkirchen.)

Wenn auf der Weide eine Kuh in ein fremdes Feld gelaufen ist, so singt derjenige, welcher es bemerkt, dem unachtsamen Hirten zu:

„Hoie, hoie Roden (= Kornrade)
.... (Name des Hirten) sei Kuh geht zu Schoden,
Se hot sich a racht wohl bedacht
Un hot sich in (Name) sei Kraut (Korn u. s. w.) gemacht."

In Reichenbach lassen die Knaben bereits im Frühlinge Drachen steigen, in Oelsnitz erst im Spätsommer und Herbste. — Ein Knabenspiel ist das Anschlagen; es beginnt im Frühlinge. Mit einem Zahlpfennige oder glatten Stücke Metall werfen die Spielenden an eine Wand; der, dessen Stück am weitesten abspringt, hat gewonnen; man mißt die Entfernungen durch Ausspannen mit den Fingern (Oelsnitz). — In Reichenbach ist das Einmalab oder Potschek sehr beliebt. Ein keilförmig zugeschnittener kurzer Pflock wird auf die Erde gelegt und es wird dann mit einem Stocke auf sein zugespitztes Ende geschlagen, so daß der Pflock in einem weiten Bogen fortfliegt. Ein anderer Knabe hat ihn mit seinem Stocke aufzufangen; trifft er ihn nicht, so nimmt er den Pflock und wirft ihn gegen den angelehnten Stock des ersten Knaben. (Ein ähnliches Knabenspiel findet sich in Ungarn, wo man das zugespitzte Holz Gatschkai [temescher Banat] oder Piske [oberungarisch] und Pige [magyarisch] nennt. Laus. Mag. 42. B. S. 313.) — Von Knaben und Mädchen wird allenthalben Ball geworfen; man bedient sich jetzt größtentheils der Gummibälle. — In Oelsnitz liebte man vor wenigen Jahren das Reifschlagen, das auch in Reichenbach noch heute vorkommt. Der Knabe stellt einen hölzernen oder eisernen Reifen

auf der Straße auf und treibt ihn, indem er mit einem Stabe darauf schlägt, vor sich hin. Dieses Spiel war ursprünglich jedenfalls im ersten Frühlinge gebräuchlich und ein Nachklang des Fests der Wintersonnenwende, des Juelfestes. Der sich drehende Reifen deutete den Umschwung des Sonnenrades an; das dänische Jul heißt Rad. — Das Stelzenlaufen sieht man nur vereinzelt; dafür vereinigen sich Knaben zu kleinen Gesellschaften, um gemeinschaftlich mit der Armbrust einen Vogel abzuschießen (Oelsnitz), oder sie werfen, wie besonders bei Schulfesten gebräuchlich ist, mit einem eisernen Stechvogel nach einer Scheibe (Reichenbach). — Freudentage sind für die Kinder der erste und letzte April. Am ersten April machen sie gern Jemanden, indem sie ihm irgend Etwas glaubhaft darstellen oder ihn veranlassen, nach einem bestimmten Punkte hinzusehen, wo nichts Besonderes zu sehen ist, zum „Aprilnarren"; am letzten April aber ziehen sie gegen Abend hinaus auf die benachbarten Höhen, um alte Besen anzuzünden und damit umher zu tanzen, oder um Freudenfeuer aufflackern zu lassen, die weithin gesehen werden können. Es ist dies der „Hexenabend", die Walpurgisnacht. In der Heidenzeit war die Mainacht das Fest der öffentlichen Opfer und Volksversammlungen, und später, als das Priesterthum ins Hexenthum überging, wurde sie zum Hexensabbath. (Haupt, Sagenbuch, S. 327.)

In manchen Kinderspielen hören wir uralte heidnische Anklänge. So fand ich z. B. auch in Reichenbach das Spiel, bei welchem die Kinder mit den Händen einen Kreis schließen und das schon früher angeführte Lied:

„Ringele, Ringele, Rosenkranz" ꝛc.

singen und bei den letzten Worten plötzlich niederkauern. Eine Deutung ist bereits versucht worden. — Ein anderes Spiel in Reichenbach ist folgendes: Die Mädchen schließen einen Kreis, tanzen dabei und singen:

„Ringele, Ringele, Rosenkranz,
Wir saßen auf der Weide,
Spannen klare Seide,
Ein Jahr, sieben Jahr,
Sieben Jahr sind um und um,
Dreht sich Fräulein (Jungfer) N. N. um."

Bei diesen Worten muß sich ein Mädchen umdrehen, so daß es seinen Rücken dem Innern des geschlossenen Kreises zukehrt. Hierauf beginnt der Tanz von Neuem und die Kinder singen weiter:

„Weil sie sich hat umgedreht,
Hat ihr Schatz ein'n Kranz bescheert,
Und eine goldne Kette."

Das Spiel wird so lange fortgesetzt, bis sämmtliche Mädchen sich umgedreht haben, und dann wieder von vorn anfangen, so daß sie ihre erste Stellung schließlich wieder einnehmen. Ein anderes Lied, das bei demselben Spiele gesungen wird, lautet:

„Ringele, Ringele, Rosenkranz,
Wir treten auf die Kette,
Daß die Kette klingen soll,
Fein und klar
Wie ein Haar,
Hat geklungen sieben Jahr,
Sieben Jahr sind um und um,
Jungfer N. N. dreht sich um." rc.

Haupt theilt in dem Nachtrage zu seinem Sagenbuche der Lausitz (Laus. Magazin, 41. B. 1. H. S. 91) dasselbe Lied mit unbedeutenden Abweichungen mit und bemerkt dabei, daß unter den sieben Jahren die sieben Wintermonate, und unter dem Schatze, d. h. dem Bräutigam, der Frühling zu verstehen sei, welcher der Erde seinen Blumenkranz bescheert, — und eine goldne Kette. Die goldne Kette deutet er als Blitz, und er meint, daß ursprünglich zu diesem Spiele wol nur sieben Mädchen, die sieben Wintermonate, gehört hätten, welche sich nach und nach von der in der Mitte zu denkenden Sonne ab- und wieder ihr zu-

gekehrt haben. Bedeutsam ist für uns dann auch die Weide, welche in dem ersten Liede genannt wird; sie erinnert uns an Odhin, dem sie geheiligt war. — Ein Lied in Reichenbach, das bei einem Spiele, wobei ein Kind die andern jagt, gesungen wird, erinnert an die Nixsage. Die Kinder kauern halb nieder und singen:

„Nix in der Grube,
Bist ein böser Bube,
Wasche deine Beinchen
Mit ziegelrothen Steinchen,
Nix, greif zu.“

Bei diesen Worten laufen die Kinder fort und eins, das von Ferne gestanden hat und den Nix vorstellt, sucht sie zu fangen. In den deutschen Sagen der Brüder Grimm (1. B. Nr. 61) wird gesagt: „Kindern, die baden wollen und am Ufer stehen, rufen die Aeltern in Hessen warnend zu: „Der Nöcken (Nix) möchte dich hineinziehen.“ In den Nixsagen der Lausitz spielt die rothe Farbe eine Rolle, daher auch in dem mitgetheilten Liede: „mit ziegelrothen Steinchen“, wofür bei den Brüdern Grimm: „mit rothen Ziegelsteinchen“ steht.

Im Frühlinge, wenn die Schnirkelschnecken die Deckel ihrer Gehäuse abgestoßen haben und aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, besteht ein Spiel der Kinder in Reichenbach darin, daß sie eine Schnecke vor sich hinsetzen und sie durch folgendes Liedchen zu locken suchen, ihre Fühler auszustrecken:

„Schnick, schnack, schniere,
Zeige mir die Hörner alle viere;
Wenn du sie mir nicht zeigen thust,
Werf' ich dich hinein in den Graben,
Fressen dich die Ratten und die Raben.

Ein ähnliches Spiel besteht im Sommer darin, eine glänzende Chrysomele auf die flache Hand zu setzen und zu sagen:

„Goldmätzel!
Dein Häusel brennt,

Dein Junges schreit,
Dein Wasser kocht,
Flieg fort!" (Reichenbach.)

Wenn die Kinder über sich einen Schmetterling flattern sehen, so rufen sie ihm zu:

„Schmetterling, Schmetterling, setz' dich,
Wenn du dich net setzen thust,
Reiß ich dir dei Häusel ein,
Kannst du net mehr nein!" (Reichenbach.)

Auch setzen sie einen Marien- oder Kugelkäfer (Coccinella) auf die Rückseite der Hand und fordern ihn durch folgendes Liedchen zum Fortfliegen auf:

„Sommerschäfel, flieg' aus,
Flieg' ins Hirtenhaus,
Bring gut's Wetter!" (Reichenbach.)

Eigenthümlich sind zum Theil die kurzen Liedchen, welche die Kinder beim „Auszählen" benutzen. Wenn nämlich Einer aus der Gesellschaft zu einem Spiele herausgelost, z. B. als derjenige bestimmt werden soll, welcher die Andern beim „Haschen" (in Reichenbach „Haschelist" oder „Fangelist", d. h. Haschelust, Fangelust genannt) zu fangen hat, so stellen sich Alle in einem Kreise auf und Einer zählt, indem er das Liedchen spricht und bei jedem Worte die Uebrigen und sich selbst der Reihe nach berührt, aus; wer zuletzt übrig bleibt, oder wen das letzte Wort trifft, „der muß es sein". Dergleichen Auszählliedchen sind:

a. „Dreie, sechse, neune, (dreimal drei ist neune)
Ueber eine Scheune,
Ueber ein Haus,
Ich oder du bist 'naus." (Reichenbach.)

b. „Es kam a Frau von Eger ro,
Die zählte ihre Hühner o (ab):
Kapphah, Haushah,
Dich wull'n mer nausschla." (Cunsdorf.)

c. „Eins, zwei, drei,
Bicke, backe rei,
Bicke, backe Birnestiel,
Sitzt ä Männel auf der Mühl,
Hat ä schief's Mützel auf,
Him und drim 'ne Feder raus,
Der größte Esel, der bist du!" (Reichenbach.)

(Vergl. damit

Pika, poke nai
pika poka habrstroh,
sitz a madl uf tr mühl
hot a grüns Hutl af;
morje fang mr wieder af.

Gust. Zegnek: Ein Beitrag zur Sammlung des Volksthümlichen im temescher Banat. Laus. Mag. 42. B. S. 333.)

d. „Eins, zwei, drei, vier, fünf,
Strick mir ein Paar Strümpf,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Sonst mußt du der Haschmann sein."
(Reichenbach.)

e. „Enige, denige do,
Fimmele, fammele so,
Fimmele, fammele, fimmel fi,
Fimmele, fammele, so,
Ob ich gleich nicht zählen kann,
Stehner'n zwanzig do."
(Reichenbach.)

f. „Eins, zwei, drei ... dreizehn,
Wer kauft Weizen,
Wer kauft Korn?
Ich oder du gehst schnurrn."
(Reichenbach.)

g. Itzen, ditzen, Zuckerdütchen,
Geh mit mir nach Horenzigen,
Horenzigen ist so weit,
Vier und zwanzig Stunden weit.
In der Küchen liegt der Sand,
Der ist gekommen von Engeland;
Engeland ist zugeschlossen,
Und der Drücker abgebrochen.
Magd hol' Wein,
Knecht schenk' ein!
Herr such aus,
Ich oder du bist 'naus."
(Cunsdorf.)

h. „Ohlen, dohlen, schnick, schnack,
Birnbaum pulf!" (Reichenbach.)

i. „Enige, denige, dittge, dattge,
Zieberte, bieberte, bonige, nattge,
Zieberte, bieberte, puff!
(Reichenbach.)

Oder:

„Aennchen, Tännchen, Tittchen, Tattchen,
Zwieber de Biber de Bohne Rattchen,
Zwieber de Biber puff daus,
Blitz, platz, du bist 'raus!"

k. „Die Magd, die holte den Wein,
Der Knecht, der schenkte ein,
Der Herr, der soff es aus, —
Ich oder du bist naus!
(Reichenbach.)

l. 1, 2, 3, Polizei —
1, 2, 3, 4, Offizier —
1, 2, 3, 4, 5, 6, Eule und Hex' —
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, Gute Nacht!"
(Reichenbach.)

Ein ganz einfaches Spielchen, zu dem nur zwei gehören, besteht darin, daß das eine Kind die Hände hinter hält und dabei eine beliebige Anzahl von Fingern ausspreizt. Es spricht:

„Bock, der Bock, der Ziegenbock,
Wie viel Hörner hat der Bock? (Reichenbach.)

Der Andere hat nun zu rathen.

Ein anderes Spiel, wobei gerathen wird, ist:

Ein Mädchen hält hinter dem Rücken in einer Hand ein Fleckchen, nimmt die Hände dann wieder vor und macht mit denselben vorn eine Radbewegung, indem es singend spricht:

Kinkelkank,
Wo steht mein Schrank,
In der Küche auf der Bank,
Unten oder oben?

Die Hände stehen still und ein anderes Mädchen muß rathen, in welcher Hand sich das Fleckchen befindet. Wird die rechte Hand getroffen, so fängt die Rathende das Spiel wieder an, wenn nicht, so wird dasselbe vom ersten Mädchen wiederholt. (Reichenbach.)

Auch kommt folgendes Spiel vor:

Ein Kind zupft das andere am Kinn und spricht: Wo wohnt der Herr Doctor? Antwort: Einen Stock weiter oben! Es zupft hierauf unter gleicher Frage an der Nase und die Antwort lautet zum zweiten Male: Einen Stock weiter oben! Es wird hierauf die Stirn berührt und gefragt: Klingeln oder Klopfen? Lautet die Antwort: Klingeln! so zupft man an den Haaren; lautet die Antwort: Klopfen! so wird an die Stirn geklopft. (Reichenbach.)

Bei dem Schotendiebe kauern sich die Kinder nieder, zupfen Gras ab und singen dabei:

„Schoten, Schoten schmecken gut,
Schmecken gar so süße,
Wenn der alte Bauer kimmt,
Wird er euch schon kriege."

Jetzt kommt ein anderes Kind, das sich bisher in einiger Entfernung hielt und den Bauer vorstellt, gelaufen, um eins der Gras zupfenden Kinder, die aber schnell davon springen, zu fangen. (Reichenbach.)

In Oelsnitz wird „geschnellert“; das Spiel, welches auch in der Oberlausitz vorkommt, heißt „Schnellern“. Es besteht darin, daß mehrere Kinder, von denen jedes eine Kugel hat, in einer gewissen Reihenfolge ihre Kugeln nach einer in den Boden gemachten Vertiefung laufen lassen. Dasjenige Kind, dessen Kugel in die Vertiefung läuft, hat das Recht, die übrigen ebenfalls hineinzuschieben. Gelingt ihm dies, so sind die fremden Kugeln sein Gewinn. Sobald aber eine Kugel nicht in die Vertiefung gebracht wird, so beginnt das Spiel von Neuem und zwar ergiebt sich die Reihenfolge der Schiebenden aus der früheren Entfernung ihrer Kugeln von dem Ziele. In Klingenthal nennen die Kinder dieses Schnellerspiel „Zschökern“.

Im Schulbezirke Eichigt bei Oelsnitz findet sich das auch in der Lausitz bekannte Wegschlagen. Einer verdeckt sich die Augen und zählt in Zehnern bis hundert. Während dessen verstecken sich die Uebrigen; hat Jener ausgezählt, so sucht er die Versteckten. Hierbei muß er sich aber in Acht nehmen, daß der Gefundene nicht eher an den Ort kommt, wo er stand und zählte. Sobald nämlich Einer gefunden worden ist, so eilt er an den bemerkten Platz, um eher als der Suchende dort zu sein. Hier angekommen ruft er: Eins, zwei, drei, N. N. (sein Name) weggeschlagen. Ist ihm dies gelungen, so ist er frei und er darf im nächsten Spiele nicht der Suchende sein. Wem dies aber nicht gelingt, wer also von dem Suchenden gefunden worden ist, ohne daß er zuerst an den oben genannten Platz kommen konnte, dessen Name wird laut ausgerufen und es wird dabei dreimal aufgeschlagen. Zur Strafe muß er im nächsten Spiele der Suchende sein.

In Reichenbach spielen die Knaben „Grenzwächter“.

Eine Schnur, welche irgendwo befestigt worden ist, wird einem Knaben, dem Grenzwächter, um den Leib gebunden, so daß er aus einem gewissen Bezirke nicht herauskann. Die Uebrigen necken ihn, indem sie in sein Gebiet springen und rufen: „Ich bin in deinem Lande". Gelingt es dem Grenzwächter, einen Knaben zu fangen, so stellt er ihn an den Platz, wo die Schnur befestigt worden ist. Können aber die übrigen Knaben den Gefangenen bei der Hand fortführen oder ihm nur einen Schlag geben, so ist er frei. Das Spiel ist beendigt, wenn es dem Grenzwächter gelungen ist, alle Knaben zu fangen.

Bei „Herr und Huhn" versammeln sich Knaben auf der Wiese und wählen einen zum Herrn und einen zum Huhn. Dann bilden sie einen Kreis, das Huhn geht hinein und scharrt ein Loch. Der Herr aber fragt Jeden im Kreise, ob er nicht sein Huhn gesehen habe? Man antwortet ihm, daß es sich versteckt habe und der Letzte sagt: „Es sitzt ja in diesem Kreise." Da wendet sich der Herr zu dem Huhne und fragt: „Was machst du denn da drinn?" Huhn: „Ein Löchlein hacken." Herr: „Was machst du mit dem Loch?" Huhn: „Einen Schleifstein hinein setzen." Herr: „Was machst du mit dem Schleifstein?" Huhn: „Mein Messer wetzen." Herr: „Was machst du mit dem Messer?" Huhn: „Dir den Kopf wegschneiden." Da jagt der Herr das gefährliche Huhn so lange, bis er es gefangen hat. Obwol der Schluß etwas unwahrscheinlich klingt, da man die Antwort lieber dem Herrn in den Mund legen möchte, so habe ich doch in Reichenbach das Spiel in der wiedergegebenen Weise angetroffen.

Gebräuchlich ist in Reichenbach auch „Herr und Katze". Die Kinder versammeln sich auf einem Grasplatze und wählen einen Herrn und eine Katze; die übrigen sind Töpfe und kauern sich nieder. Jetzt spricht der Herr, indem er fortgeht, zur Katze: „Zerbrich mir meine Töpfe nicht, ich bringe dir auch Etwas mit." Die Katze aber geht zu den Töpfen um zu naschen, und wirft sie endlich um; dann läuft sie fort und sucht sich zu verstecken. Der

Herr kommt wieder, besieht die umgeworfenen Töpfe und fragt jeden einzelnen, was ihm geschehen sei. Jeder Topf antwortet: „Die Katze hat mir Das oder Das gethan." Da wird die Katze gesucht und endlich gefangen, um ihr eine Strafe zu bestimmen.

Verbreitet ist das Schlangeziehen. Ein Kind bildet den Kopf und die übrigen reihen sich, indem sie sich die Hände geben, an. Der Kopf zieht nun die ganze Reihe nach und sucht die verschiedensten Windungen hervorzubringen.

In Oelsnitz bilden die Mädchen einen Kreis und eins muß draußen bleiben. Darauf wird gesungen: „Wer steht denn draußen vor der Thür und klopft so leise an?" Die Draußenstehende spricht: „Ich bin der Herr und steh dafür, ich hab' Etwas verlor'n; ich hab' verloren einen Schatz auf diesem und auf jenem Platz; schließt auf, schließt auf die Gartenthür." Dann geht das Mädchen in den Kreis und berührt zwei Spielgenossinnen. Zu der ersten sagt sie: „Du bist mir viel zu hitzig und deine Reden sind zu spitzig;" zur zweiten spricht sie aber: „Du, mein holdes Engelein, sollst mir geben einen Kuß, weil ich von dir scheiden muß." — In Reichenbach war dasselbe Spiel früher auch bekannt. Es wurde von Knaben und Mädchen, und nicht selten auch von der erwachsenen Jugend gespielt. Da das zugehörige Lied hier jedenfalls in der ursprünglichen Weise erhalten ist, so theile ich es mit.

Der Kreis wird geschlossen und die Kinder singen:

„Wer steht denn draußen vor der Thür
Und thut so laut anklopfen?"

Der Draußenstehende singt:

„Ich bin der Fürst, ich steh' dafür,
Ich hab' darin zu suchen,
Ich hab' verloren meinen Schatz
Auf diesem Platz, auf diesem Platz,
Macht auf, macht auf den Garten!"

Der Kreis wird geöffnet und der Draußenstehende tritt hinein und singt weiter:

„Hier find' ich meinen lieben Schatz,
In den ich mich verliebte;
Ich will ihn lieben für und für
Und will ihn nie betrüben."

Er sucht sich Jemanden, der Knabe ein Mädchen und umgekehrt, und singt darauf:

„Hier hast Du meine rechte Hand
Und einen Kuß zum Unterpfand, —
Macht auf, macht auf den Garten!"

Der Kreis wird wieder geöffnet und das Paar tritt hinaus; das Spiel wird von dem Hinausgeführten wieder begonnen.

Früher war auch in Reichenbach bei der Jugend der „Gänsedieb" beliebt. Ein Kreis wird geschlossen und Einer, der Gänsedieb, steht drin, um sich Jemanden aus dem Kreise auszusuchen und mit ihm zu tanzen. Der Geholte muß dann in den Kreis treten und Gänsedieb sein. Dabei wird von denen im Kreise gesungen:

„Der Gänsedieb steht drin,
Mag nicht gerne spinn'n,
Mag nicht gerne Boten laufen,
Mag sich keine Gänse kaufen, —
Hier steht der Gänsedieb!"

In Oelsnitz bilden Mädchen einen Kreis und eins setzt sich in die Mitte desselben. Dann halten die im Kreise Stehenden den Rock der im Kreise Sitzenden mit beiden Händen, und ein Mädchen spricht:

„Wer sitzt in diesem Körbelein?
Des Königs, Königs Töchterlein.
Was ißt sie gern? Was trinkt sie gern?
Zucker und süße Mandelkern.
Wir wollen sie beschauen
Und eine Hand abhauen."

Bei jedem Worte schlägt die Sprechende einem andern Mädchen auf die Hand, und dasjenige, welches beim letzten Worte getroffen wird, muß die Hand wegziehen. So geht es fort, bis nur

noch ein Mädchen den Rock der im Kreise Sitzenden hält; dasselbe muß hierauf in den Kreis und das Spiel beginnt von Neuem. Dieses Spiel scheint auch in Reichenbach bekannt gewesen zu sein; wenigstens hat sich hier das Lied so erhalten:

„Ringele, Ringele, Dorne,
Wer sitzt in diesem Korne?
Ein kleines, kleines Töchterlein; —
Was ißt sie gern, was trinkt sie gern?
Zucker und süße Mandelkern.
Wir wollen sie beschauen,
Mit einer Hand abhauen."

Bei einem andern Spiele wird ein Kreis geschlossen und jeder Mitspielende hat die Hände hinter zu halten. Einer geht mit einem Tuche außen herum und giebt es heimlich einem Andern in die Hand. Dieser schlägt damit seinen Nachbar und jagt und schlägt ihn so lange, bis es demselben gelungen ist, in den Kreis zu kommen. Während der eine Mitspielende mit dem Tuche um den Kreis geht, singen die Andern:

„Es geht ein böses Ding herum,
Das wird euch tüchtig zwacken;
Sieht Einer nur nach ihm sich um,
So fährt's ihm auf den Nacken.
Doch kehrt es nur bei Einem ein,
Da möcht' ich nicht sein Nachbar sein,
Sein Nachbar sein!" (Reichenbach.)

In Oelsnitz finden sich noch folgende Singspiele:

Die Mädchen schließen einen Kreis und eins steht in der Mitte. Indem um letzteres ein Ringeltanz aufgeführt wird, singen sie:

„Blauer, blauer Fingerhut
Hast das ganze Erdengut.
Jungfer, sie muß tanzen
Mit dem grünen Kranzen;
Jungfer, sie muß stille stehn,
Um sich dreimal umzudrehn."

Mit dem Schlusse des Liedes dreht sich das in der Mitte stehende Mädchen dreimal um und geht hierauf an den andern Mädchen hin, indem es spricht:

„Du bist schön, du bist schön,
Du bist die Allerschönste.“

Bei jedem Worte berührt es der Reihe nach ein Mädchen und das zuletzt getroffene muß in den Kreis treten und ablösen.

Die spielenden Mädchen stehen im Kreise; eins steht in der Mitte und spricht, indem es zu jedem einzelnen Mädchen nur wenige Worte richtet, Folgendes:

„Eins, zwei, drei, geht vorbei,
Wüßte nicht, was das wohl sei,
Schwester spricht: Welch' Gesicht
Kennt den Bruder nicht?
Aber Mutter weinet sehr,
Hat ja nun kein Hänschen mehr.
Hänschen ist klein,
Soll in die weite Welt hinein;
Stock und Hut stehn ihm ganz gut,
Ist es nur wohlgemuth.“

Das Mädchen, auf welches „wohlgemuth“ fällt, muß aus dem Kreise treten und darf nicht mehr mitspielen. So geht es fort, bis nur noch eins übrig ist, welches die Aufgabe hat, die Uebrigen zu fangen. Das erste Mädchen, welches gefangen wird, muß die andern fangen; fängt es von diesen eins, so tritt dasselbe an seine Stelle, und so geht es fort. Jedes Mädchen, das einmal gefangen hat, läuft mit umher, um gefangen zu werden.

Die Mädchen schließen einen Kreis und tanzen; dabei singen sie:

„Ringe, ringe, Reihe,
Sind wir alle Dreie,
Steigen auf den Hollebusch (Hollunder),
Schreien alle: Husch, husch, husch!
Tzscherle, tzscherle nieder.“

Bei „tzscherle nieder“ kauern sich die Tanzenden nieder.

Die Mädchen bilden einen Kreis, wobei sie stehen; ein Mädchen setzt sich in die Mitte und die im Kreise singen:

„Stolzer König, stolzer König,
Warum thust Du prahlen?
Sieh dich um und schau dich um,
Was ist dein Verlangen?
Suche dir ein Engelein,
Setz' es auf dein Knieelein;
Dann noch gieb ihm einen Kuß,
Weil es von dir scheiden muß."

Kommt man im Gesange zu dem Worte „Engelein", so sucht sich die im Kreise Sitzende ein Engelein heraus und giebt ihm einen Kuß. Hierauf werden die Rollen gewechselt: die Geküßte setzt sich in die Mitte des Kreises, und das Mädchen, welches das Engelein gesucht hat, tritt in den Kreis. — Dasselbe Spiel fand ich auch in Reichenbach; nur heißt hier das Lied:

„Schwarzer König, weißer König,
Thu nur nicht so prahlen,
Schau dich um und schau dich an,
Welche willst du haben?
Ei, das schöne ... (Name)
Sitzt auf ihrem Knieelein;
Gebt ihr einen sanften Kuß,
Daß man drüber lachen muß."

In Reichenbach fand ich noch folgende Spiele, die theils von Mädchen oder Knaben allein, theils von gemischten Gesellschaften ausgeführt werden:

Die Kinder stellen sich in einem Kreise auf, während eins in der Mitte steht, und tanzen und singen:

„Adam hatte sieben Söhne,
Sieben Söhne hatt' er;
Sie aßen nicht,
Sie tranken nicht,
Sie hatten keine Weiber nicht,
Und machten's alle so:"

Jetzt muß der in der Mitte Stehende irgend etwas vormachen, er zupft sich z. B. an den Ohren, hüpft auf einem Fuße u. s. w., und die Uebrigen machen es ihm nach. Darauf tritt ein Anderer an seinen Platz, bis Alle durch sind.

Die Kinder geben sich die Hände und bilden einen Kreis, wobei sie sich rundum bewegen und das Lied singen:

„Baue, baue Bottich,
Sei geschwind und hurtig,
Hol' ä Stützel Wasser rei,
Fällt der ganze Bottich ei."

Beim Schlusse setzen sie sich zusammen auf die Erde.

Zwei geben sich die Hände, halten die Arme hoch und bilden so ein Thor, durch welches die Andern, welche eine Kette geschlossen haben, kriechen müssen. Dabei wird das Lied gesungen:

„Goldne, goldne Brücke,
Wer hat sie denn zerbrochen?
Der Goldschmied, der Goldschmied,
Mit seiner Jungfer Tochter;
Kriecht Alle durch, kriecht Alle durch,
Den Letzten woll'n wir fang'n!"

Bei diesen Worten sucht man den Letzten in der Reihe zurückzuhalten, gelingt es, so wird er von den Beiden, welche den Durchgang bilden, gefragt: „Wohin willst du? In die Sonne, oder in den Mond." Nach seiner Antwort, die leise gegeben werden muß, weist man ihm seinen Platz hinter dem Einen oder dem Andern an, denn der Eine ist die Sonne, der Andere stellt den Mond vor. Sind auf diese Weise Alle gefangen und vertheilt worden, so stemmen die beiden Parteien gegen einander und suchen sich zurückzuwerfen. Dann ist das Spiel beendigt.

Die Kinder stehn beisammen; eins geht herum und zählt mit folgendem Verschen ab:

„Es fuhr ein Bauer nach der Stadt,
Zerbrach den Wagen und das Rad.
Wie viel Nägel braucht er dazu?"

Derjenige, bei welchem er mit dem letzten Worte stehen bleibt, muß eine beliebige Zahl nennen, z. B. 20, und dann werden 20 abgezählt; das Kind, auf welches die letzte Zahl kommt, muß irgend etwas machen, z. B. die Andern suchen oder fangen u. s. w.

Zuweilen beginnen auch die Kinder ein Pfänderspiel. In Oelsnitz kommt z. B. folgendes vor: Die Kinder setzen sich in eine Reihe und eins, das vor ihnen stehen bleibt, sagt: „Es fährt ein Schiff nach Engeland und bringt zurück" . . . Jeder Mitspielende muß als Rückfracht ein Wort hinzufügen, worin kein „e" ist, z. B. Gold. Sagte er z. B. Silber oder Kupfer, so müßte er ein Pfand geben; die Pfänder werden später ausgelöst.

Allgemein scheint die „Blindekuh" und das „Topfschlagen", weniger allgemein der „schwarze Mann" verbreitet zu sein. Ersteres Spiel, das auch hie und da bei der erwachsenen Jugend beliebt sein mag, besteht im Voigtlande wie anderwärts ganz einfach darin, daß Einer mit verbundenen Augen die Andern suchen muß. Eine besondere Art von Blindekuh wird von den Kindern und hauptsächlich von den Mädchen in Reichenbach in folgender Weise gespielt:

Die Kinder sitzen in einer Reihe; dann kommt ein anderes mit verbundenen Augen und setzt sich auf eins der mitspielenden Kinder, indem es sagt: „Ich sitz', ich sitz'!" von einem dritten wird gefragt: „Wo sitzt du denn?" die blinde Kuh spricht: „Auf Menschenfleisch." Dann wird wieder gefragt: „Wie heißt der Geist?" und die blinde Kuh muß nun rathen. Errathet sie den Namen, so muß das betreffende Kind blinde Kuh sein.

Das Topfschlagen, wobei das Kind, welches mit verbundenen Augen den hingestellten umgestürzten Topf zerschlägt, einen Gewinn erhält, wird gewöhnlich bei den Kinderfesten und vorzugsweise von den Mädchen gern gespielt. Bei dem „schwarzen Manne" bilden die Kinder eine Reihe, indem sie sich die Hände geben. Sie gehen so dem „schwarzen Manne", der weitab von ihnen steht, entgegen, indem sie singen: „Hat Eins geschlagen,

kommt noch nicht, hat Zwei geschlagen, kommt noch nicht", und so fort, bis: „Hat Zwölf geschlagen, jetzt kommt er!" Bei diesen Worten kommt der schwarze Mann der Reihe, die sich schnell auflöst, entgegen gelaufen und sucht einem Kinde drei Schläge zu geben. Damit ist es gefangen und muß nun dem schwarzen Manne beim Fangen helfen. Bemerkt muß noch werden, daß bei diesem Spiele der schwarze Mann sein bestimmtes Gebiet hat, das er nicht überschreiten darf. Beendigt ist das Spiel, wenn Alle eingefangen sind (Reichenbach). Dasselbe Spiel heißt anderwärts, z. B. in Eichigt bei Oelsnitz, auch „das böse Weib."

Außer diesen Spielen sind bei den Kindern noch mancherlei Arbeiten beliebt, deren Ausführung ebenfalls als Spiel angesehen werden muß, und die bei dieser Gelegenheit nicht gänzlich übergangen werden dürfen. Ich habe das Verfertigen von Pfeifen aus den saftigen Weidenruthen, ein Spiel, das eigentlich hierher gehören würde, schon genannt. Im Frühlinge machen sich die Mädchen aus grünen Blättern, besonders des Weißdornstrauches (Reichenbach), welche sie mit den Stacheln der wilden Rose zusammenheften, kleine Taschen für die Puppen, oder zierliche Guirlanden. Im Herbste, wenn die Roßkastanien reif sind, schneiden sie aus diesen kleine Henkelkörbchen (Reichenbach, Auerbach), oder sie reihen Hagebutten oder die Beeren der Eberesche zu Ketten aneinander. Ketten werden auch im Frühlinge aus den Schäften des Löwenzahns gemacht. Die Knaben machen Knallbüchsen aus einem Federkiele; die Pfropfen, welche sie daraus verschießen, stoßen sie aus Scheibchen der rohen Kartoffelknollen. Aus Papier, sowie aus einem Kornhalme, den sie theilweise aufschlitzen, um so durch Umbrechen des gespalteten Theiles die Flügel zu erhalten, machen sie sich Windmühlen; sie brechen sich aus Papier ferner „Knalltäschchen", Schiffe, Blasebälge und andre Sachen. Aus halben Wallnußschalen, über welche in die Quere ein Faden straff gebunden wird, an den man wieder ein kleines

Hölzchen rechtwinklig befestigt hat, machen sich die Knaben „Schnepper" (Reichenbach).

Schließlich muß ich noch der Spiele hier gedenken, die Vater und Mutter mit ihrem Herzblättchen, das auf ihrem Schooße sitzt, anstellen. Es sind dies des Kindes erste Spiele. Der Vater schaukelt sein Kindchen auf den Knieen und läßt dasselbe, indem er Folgendes spricht, die entsprechenden Bewegungen mit den Aermchen machen:

„Der Schneider sagt: „Butter, Brod und Käse ist Nichts! („Nichts" wird mit hohem Tone und gezogen gesprochen.)
Der Schuster sagt: Ach hätt' ich's, ach hätt' ich's! (Kurz und hastig.)
Der Böttcher sagt: Da hast d'es, da hast d'es!" (Kurz und hastig.)
(Lengenfeld.)

Bei dem sogenannten „Schackereiter", wobei man das Kind mit den Knieen auf und nieder hüpfen läßt, singt man:

„Ein alter Posthalter von siebzig Jahren,
Der wollte gern in das Himmelreich fahren;
Die Schimmel, die Schimmel, die liefen trapp,
Und warfen den alten Posthalter herab!"

Mit den letzten Worten läßt man das Kind umfallen (Reichenbach). Oder:

„Brre, brre reite,
Wenn se fällt, so leit se,
Fällt se nein in Brunn,
Hob mer ä Kinnel gefunn;
Wie soll es denn heißen?
Katharine Meißen,
Katharine Nadeltaschen,
Wer soll die Windeln waschen?
Ich oder du?" (Lengenfeld.)

Oder:

„Ri, ra, rutschika,
Wir ziehen nach Amerika,
Ri, ra, rutsch,
Wir fahren in der Kutsch!" (Reichenbach.)

Wenn die Mutter dem Kinde die kleinen Finger abzählt, sagt sie:

„Das ist der Daumen,
Der schüttelt die Pflaumen,
Der liest sie,
Der ißt sie,
Und der sagt Alles seinem Vater.“ (Reichenbach.)

Manchmal legt sie es auf den Schooß und schlägt ihm leise auf die Fußsohlen, indem sie singt:

„Schlagt dem Pferdchen Eisen auf —
Wie viel soll'n denn Nägel drauf?
Eins, zwei, drei,
Schöne Nägel neu!“ (Reichenbach.)

Wenn sie mit dem Kinde in der Stube tanzt, so singt sie:

„Tanze, Gretchen, tanze,
Was kosten deine Schuh?
Für wen soll ich denn tanzen,
Du giebst mir Nichts dazu.“ (Reichenbach.)

b. Feste und Vergnügungen der erwachsenen Jugend.

Obwol manche Feste der reiferen Jugend in gleichem Maße auch Feste der Erwachsenen sind, ihre Vergnügungen also zum Theil zusammenfallen, so lassen sich doch Festlichkeiten und Spiele anführen, an denen ältere Personen im Allgemeinen nicht theilnehmen. Ich fasse natürlich hier nur die letzteren ins Auge.

Ein Hauptvergnügen der Jugend ist in den Städten und auf den Dörfern der Tanz. Ohne einen solchen würde ein Concert in Reichenbach nur schwach besucht werden; doch bilden in dieser Hinsicht die voigtländischen Städte keine Ausnahme, da man z. B. auch in Meerane erst seit Kurzem damit angefangen hat, Concerte ohne Bälle zu veranstalten. Schloß sich doch daselbst ein Ball den Festlichkeiten bei der Einweihung einer Kirche an. — Walzer, Galopp und Schottisch sind auch auf den Dörfern die jetzt am meisten beliebten Tänze; doch sind die Schleifer, Hopser und Dreher in der höfer Gegend noch nicht vergessen. In Mislareuth tanzt man den aus Fußgetrappel, Händeklatschen und Herumdrehen bestehenden „Vogelsteller“:

„Mit den Füßen trapp, trapp, trapp,
Mit den Händen klapp, klapp, klapp,
Ich sag ders sei,
Bleib mer treu,
Trink'n mer beid' kein Branntewei."

Dieser Tanz soll zwar ursprünglich ein erzgebirgischer sein, doch ist er in dem Orte so bekannt, daß ihn selbst Kinder tanzen können. Als etwas Besonderes wird von Mühlhausen mitgetheilt, daß in einer gewissen Waldschenke daselbst die jungen Leute vor ungefähr 60 Jahren barfuß getanzt haben. Der Aufwand bei solch einem Tanze konnte mit 24 Pfennigen bestritten werden, indem man die eine Hälfte des Geldes für das Bier, die andere aber den Musikanten bezahlte.

Die früher in den voigtländischen Dörfern so beliebten „Runda's" (Ronda's) scheinen gänzlich verdrängt zu sein. Dieselben waren mit Gesang begleitet, und ich werde später eine große Zahl solcher Rundagesänge mittheilen. Verhältnißmäßig gab es in einer Gemeinde nur wenig junge Leute, welche Rundas singen konnten. Wenn der Geiger auf sein Instrument pochte, so war dies das Zeichen, daß von einem Burschen ein Stück Geld gelegt worden war. Die Musik hörte mit dem Spielen der gewöhnlichen Tänze auf, und der Bursche konnte nun beliebig viel Rundas singen, deren Refrain unter Begleitung der Musik im Chor wiederholt wurde. Hörte der Sänger auf, so trat ein anderer Bursche, nachdem er ebenfalls den Musikanten ein Stück Geld gegeben hatte, an seine Stelle. Oft gab es Schlägereien, wenn ein Rundasänger nicht weichen und ein anderer an seinen Platz wollte. Während des Singens standen die Burschen mit Biergläsern in der Hand am Musikantentische, oder die Paare wiegten sich im Saale hin und her und das Mädchen wurde von Zeit zu Zeit hoch aufgeworfen und wieder aufgefangen. Die Mädchen erschienen stets, auch im Winter, kurzärmelig auf dem Tanzboden; die Hemdärmel waren steif aufgebauscht. Früher fand

man auf den Tanzböden gewöhnlich blos Fensterläden, die beim Tanze geöffnet waren, so daß es nicht viel Umstände machte, einen Mißliebigen hinauszuwerfen. Häufig warf man denselben auch die hölzerne Stiege hinab. In alter Zeit müssen die Voigtländer ein sehr rauflustiges Völkchen gewesen sein, denn in der Polizeiordnung von Lengenfeld aus dem Jahre 1610 wird verordnet, daß man lange Messer, Dolche und andere mördliche Wehren weder im Bierhause, noch auf dem Tanzboden tragen dürfe, sondern dieselben dem Wirthe zum Aufheben überlassen müsse.

Viele Tänze wurden unter Gesang ausgeführt. So sang man z. B. in Willitzgrün und Tirschendorf:

„He liederlich, he lumpisch, he lustig bin ich,
Ho noch an klan Bruda, is a sets Luda,
Sua liederlich, sua lumpisch, sua lustig wie ich."

Die Dirnen hielten singend und trappelnd, Arm in Arm rund herumspringend den Takt dazu, und von den alten Müttern konnte man öfters die Worte hören: „Des is oba a Luada, der ka sich oba aufführ'n; na, ma muß ihm gut sa." Die lustigen Burschen, welche die fleißig gefüllten Bier- und Schnapsgläser in den Händen hatten, trommelten mit den Füßen den Takt, wobei man nicht selten bald von diesem, bald von jenem hörte: „Geigt mir a mol des Tröpfl raus! Sechs und drei is neune, Schotzerl, du bist meine, sechs und drei is a net schin, hop et de hop, loß aia giea! loß aia giea!" Und das ging so lange fort, bis das Glas ausgeleert war. Ganz unvermuthet bekam oft der Tanzboden ein Loch und man hörte von einer andern Seite her: „Tanzbuaden hot a Loch, hot a Loch, Tanzbuaden hot a Loch. Wir müssen nach dem Zimmermaster schicken, der muß den Tanzbuaden flicken, Tanzbuaden hot a Loch, ꝛc."

Ein voigtländischer Tanz, der zum Beispiel früher in Waldkirchen und Umgegend gebräuchlich war, bestand darin, daß Burschen und Mädchen einander bei den Händen anfaßten und hin und her rutschten, indem gesungen ward:

„Rutsch hie, rutsch har,
Rutsch nei der Mädel ihr Federbett,
Rutsch hie, rutsch har,
Rutsch nei der Mädel ihr Bett.“

Es folgte darauf ein Walzer, ebenfalls mit folgender Gesangbegleitung:

„Nei dei Bett mog ich net,
Hoſt zu viel Flöh im Bett,
Nei dei Bett mog ich net,
Hoſt zu viel Flöh.“

Außer dem Kartenſpielen, das von Jung und Alt beliebt iſt, bildet in den Sommermonaten das Kegelſchieben ein Hauptvergnügen der Burſchen auf dem Lande. Ein Kegelſchub, und wenn auch nur ein unverdeckter, findet ſich bei den meiſten Wirthshäuſern der Dörfer. Zuweilen wird vom Wirthe ein Ausſchieben um einen Hammel oder ein Schwein veranſtaltet. Ein eigenthümliches Spiel exiſtirte früher zur Kirmeß in Rodewiſch. Die Burſchen ſchoben auf einer Wieſe mit einer großen rothen Kugel nach fünf Kegeln. Erſt mußten die vier äußern Kegel umgeworfen werden, und wer dann den in der Mitte ſtehengebliebenen größern Kegel dreimal umſchob, erhielt ein rothes Tuch, das während des Spiels auf einer Stange hing. Früher ſoll es ein „rother Wiſch“ geweſen ſein, den die Gutsherrſchaft von dem Gewinner einlöſte. Der Sieger durfte auch am Abende mit der Tochter der Gutsherrſchaft, natürlich, wenn eine da war, tanzen, und die Kegel ſammt der Kugel wurden im Rittergute das Jahr über aufbewahrt.

In Schönbrunn bei Oelsnitz wird an einem gewiſſen Tage ein Schaf mit Blumen und Bändern geſchmückt von den Burſchen und Mädchen unter Muſikbegleitung in dem Dorfe herumgeführt; darauf folgt ein Tanz, der ſogenannte „Hämeltanz.“

Die „Rockenabende“, an denen nicht blos Mädchen mit ihren Arbeiten in dem Hauſe einer Altersgenoſſin zuſammenkommen, ſondern die auch von den Burſchen beſucht werden und an

denen mancher Spaß getrieben und manches Lied gesungen wird, mögen jetzt im Voigtlande nur noch sehr vereinzelt vorkommen. Bei den geselligen Zusammenkünften junger Leute, auch in den Städten, unterläßt man nicht, eins von den beliebten Spielen, welche mit dem Auslösen von Pfändern endigen, oder bei denen es auf ein Tänzchen oder auf Küsse abgesehen ist, anzustellen. So wird z. B. ein Kreis gebildet und Einer oder Eine stellt sich in die Mitte; man singt:

„Ich ging mal über die Brücke
Und es war Nacht;
Ich hatte was verloren
Und weiß nicht was?
Schönster Schatz komm' rein zu mir,
Es sind keine schönern Leute als wir;
Ja ja, freilich, wer ich bin, der bleib ich,
So bleib ich, wer ich bin."

Steht ein Bursche in der Mitte, so sucht sich derselbe ein Mädchen aus; muß ein Mädchen wählen, so wählt es einen Burschen, und Beide tanzen mit einander. Ebenso greifen auch die Uebrigen schnell zu und tanzen mit demjenigen, den sie in der Geschwindigkeit erfassen können. Da aber die Zahl der Mitspielenden eine ungerade sein muß, so bleibt immer entweder ein Bursche oder ein Mädchen übrig. Wer aber übrig bleibt, muß beim neuen Spiele in den Kreis treten. (Reichenbacher Gegend.)

Ein anderes Spiel, das noch dann und wann vorkommt, heißt der „Kirmeßbauer." Ein durch das Loos Erwählter setzt sich in die Mitte des Zimmers auf einen Stuhl und die Andern fassen sich in bunter Reihe an den Händen und schließen einen Kreis. Indem sie den in der Mitte Sitzenden umwandeln, singen sie:

„Es geht der Bauer ins Holz,
Viva, ins Kirmeßholz,
Es geht der Bauer ins Holz.

Wir geben dem Bauer ein'n Schupf,
Viva, Kirmeßschupf,
Wir geben dem Bauer ein'n Schupf.

(Dabei stoßen sie ihn.)

Wir zupfen den Bauer am Bart,
Viva ꝛc.

(Der Sitzende wird am Kinn gezupft.)

Wir putzen dem Bauer die Schuh,
Viva ꝛc.

(Bei diesen Worten treten ihm Alle sanft auf die Füße.)

Wir geben dem Bauer die Ehr,
Viva ꝛc.

(Jetzt verneigen sich Alle vor ihm.)

Wir geben dem Bauer ein'n Kuß,
Viva ꝛc.

(Alle küssen ihn.)

Der Bauer nimmt sich ein Weib,
Viva, Kirmeßweib,
Der Bauer nimmt sich ein Weib.

(Ein Mädchen muß sich auf seinen Schooß setzen.)

Das Weib nimmt sich einen Knecht,
Viva ꝛc.

(Einer aus dem Kreise kommt hinzu.)

Der Knecht nimmt sich eine Magd ꝛc.

(Ein Mädchen aus dem Kreise muß sich dem Knechte auf den Schooß setzen.)

Die Magd, die küßt den Knecht,
Viva, den Kirmeßknecht.
Der Knecht, der küßt die Frau ꝛc.

Das Spiel ist zu Ende, wenn zuletzt der Bauer von seiner Frau geküßt worden ist. Auch in Thüringen ist dasselbe bekannt, und es liegt in ihm, wie Steinhard (Deutschlands Boden, 2. B. S. 571) schreibt, eine artige Versinnbildlichung. Stoß, Tritt und Zupfen scheinen die mühevolle Arbeit des Bauers durch drei Vierteljahre anzudeuten. Nun kommt die Kirmeß, deren Angenehmes durch den Kuß der Mädchen ausgedrückt ist; und endlich deuten das Erwählen der Hausfrau und ihre Küsse das stillhäusliche Winterleben mit seinen Familienfreuden an. — Sind

bei einem Spiele Pfänder gegeben worden, so werden dieselben in der Regel wieder durch ein Spiel eingelöst. Einer aus der Gesellschaft fragt zum Beispiel: „Was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand habe?“ Ein Anderer, der das Pfand nicht zu sehen bekommt, sagt vielleicht: „Es soll polnisch betteln gehen.“ Ist nun der Besitzer des Pfandes eine männliche Person, so sucht sich derselbe ein Mädchen aus; gehört das Pfand einem Mädchen, so muß es einen Burschen zu seiner Unterstützung auffordern. Beide gehen nun „polnisch betteln“, d. h. sie gehen Arm in Arm zu Jedem in der Gesellschaft und es spricht der Bursche vor den Mädchen, seine Gehülfin aber vor den Burschen: „Hoho!“ Frage: „Wer ist da?“ Antwort: „Der polnische Bettelmann (oder: die polnische Bettelfrau).“ Frage: „Was will er (sie)?“ Antwort: „Für meine Frau (für meinen Mann) ein Stück Brot, und für mich einen Kuß, weil ich polnisch betteln gehn muß.“ Sind sie auf diese Weise bei Allen in der Gesellschaft gewesen, so wird das Pfand zurückgegeben und es kommt ein neues an die Reihe, das wieder auf andere Weise ausgelöst werden muß.

Durch die in neuerer Zeit auf vielen Dörfern unter den Burschen gebildeten Gesangvereine, welche meistens der Lehrer des Ortes leitet, ist für die Ausbildung und Veredlung des Gesanges viel geschehen; leider aber sind dabei gewiß auch manche hübsche Volkslieder, welche sonst in den Wirthshäusern gesungen wurden, in Vergessenheit gekommen. Die voigtländische Jugend ist im Allgemeinen sehr gesangliebend, doch giebt es auch Dörfer, in denen sehr wenig gesungen wurde und noch gesungen wird. Ein beliebtes Instrument ist die sogenannte „Zugharmonika“, und häufig begegnet man an schönen Abenden auf den Straßen der Stadt (Reichenbach) oder vor dem Orte einer kleinen Gesellschaft, die lustig nach den Märschen und Tänzen marschirt, welche von Einem vorgespielt werden.

c. Unterhaltungen, Spiele und Feste der Erwachsenen.

Es läßt sich hierbei eine strenge Scheidung nach Stand und Beruf nicht durchführen, da sich die Schranken mehr und mehr verwischt haben. Manche Feste, welche in vielen Gegenden nur von den Landbewohnern gefeiert werden, findet man auch in den Städten, wenn sie auch hier ihr reines Gepräge nicht erhalten und an Allgemeinheit bedeutend verloren haben. Dahin gehört die Kirmeß, die auch in den voigtländischen kleinen Städten, wo die Bürger noch ihr eigenes Feld besitzen und bestellen, nicht in Vergessenheit gekommen ist. Und ursprünglich städtische Vergnügungen, wie die Schützenfeste, sind auch auf den größern Dörfern in Aufnahme gekommen. Ich werde deshalb die Unterhaltungen, Spiele und Feste der Erwachsenen hier anführen, ohne sie durch Ueberschriften in städtische und ländliche zu scheiden.

Das Wirthshausleben verdient füglich in den Vordergrund gestellt zu werden, da es in Stadt und Dorf für Viele die einzige Unterhaltung bildet. Deshalb ist die Bierfrage für den Voigtländer kein unwesentlicher Gegenstand, und es scheint, als ob die Nachbarschaft des Bayernlandes die Forderungen von Jahr zu Jahr erhöht habe. An der mangelhaften Einrichtung mancher Bierlocale nimmt auch der Voigtländer nicht Anstoß, wenn er nur gutes Bier vorfindet. In den Städten tritt das Verlangen nach einem Glase einfachen Bieres schon bedeutend in den Hintergrund, und auch in sehr vielen Dorfwirthshäusern, wo zwar der größte Theil der Gäste kein anderes als solches Bier verlangt, ist doch, zum Wenigsten an Sonn- und Feiertagen, für Lagerbier gesorgt. Die Unterhaltung besteht, besonders an den Sonntagen, im Kartenspiele; am Allgemeinsten ist der Skat verbreitet. In den Städten hat auch hie und da das Schachspiel einen kleinen Kreis von Freunden gefunden, und man sieht deshalb in manchen Restaurationen neben der Kartenpresse das Schachbret stehen. In den Wirthsstuben der Dörfer sucht man

durch einen unter Glas und Rahmen angebrachten Vers die Gäste an Ruhe und an pünktliches Bezahlen zu erinnern. Außer dem schon angeführten Verse:

„Ein solcher Gast ist ehrenwerth,
Der sein Geld mit Lust verzehrt", ꝛc.

fand ich auch:

„Bei einem Wirth, der Niemand prellt,
Auf gutes Bier und Ordnung hält,
Da bleiben Streit und Händel fern,
Und jeder Gast bezahlt auch gern."

Die Wirthshausschilder und die Benennungen der Bierlocale sind im Allgemeinen die gewöhnlichen; nur dann und wann ist durch dieselben ein gewisser Humor ausgesprochen worden. Wie es in Zwickau unter den Restaurationen eine „Bleibe" mit dem Wahlspruche: „Bleibe und trinke" giebt, so findet man in Plauen eine „Quetsche". Bei Hermannsgrün im Reußischen liegt an der Chaussee ein Gasthaus: „kühler Morgen". Der Reisende, welcher von Werdau her nach Greiz geht, liest auf dem Schilde an der Ecke: „Hier ist das erste Greizer Bier zu haben", während derjenige, welcher den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hat und deshalb seinen ersten Blick auf die andere Ecke des Hauses richtet, die Worte lesen kann: „Hier ist das letzte Greizer Bier zu haben". Ein anderer Gasthof in der Nähe führte früher den Volksnamen: „der kalte Frosch", im Dialekte: „der kolle Frosch". Fr. v. Resch versucht zu beiden Namen sehr gewagte etymologische Deutungen zu geben, indem er Frosch von frow, frowe, englisch frown, d. h. finster, düster aussehen, und kalt (koll) vom englischen coal, d. h. dunkel, ableitet. Auch bei dem Worte kühl weist er auf coal und auf das keltische keal (kiel), mit der Bedeutung des Dunkeln, Schwärzlichen, bei Morgen aber auf moor, die Dunkelheit, hin. (20. u. 21. Jahresbericht d. alterth. Ver. zu Hohenleuben.)

Es wird schwer fallen, von diesen, sowie vielen anderen

Wirthshausnamen die richtige Deutung aufzufinden, da oftmals eine augenblickliche Laune, irgend eine Zufälligkeit die Veranlassung zu einer uns jetzt sonderbar erscheinenden Benennung gab. Außer „schwarzen Bären", „grünen Linden", „goldnen Hirschen, Löwen, Sonnen" u. s. w., denen wir ja überall begegnen, finden wir sogar ein „goldnes Herz" (zwischen Reichenbach und Lengenfeld); von dem Nadelholze mag die „Wachholderschenke" zwischen Gomlau und Wildetaube ihren Namen führen; „die goldne Höhe" (zwischen Herlasgrün und Treuen), das Gasthaus „Rosenthal", das „zum fröhlichen Thal" in Friesen, und noch andere erhielten ihre Namen von der schönen Lage. — Auf den Dörfern ist es allgemeine Sitte, daß der Wirth jedem Gaste bei seinem Eintreten zum Willkommen die Hand giebt; ebenso begrüßen sich die Gäste, auch in den Städten, wenn sie nicht einander gänzlich fremd sind, auf dieselbe Weise. Sitzen zu viel an einem Tische, so genügt es, den nächsten Nachbarn die Hand zu geben und darauf dreimal auf den Tisch zu klopfen. Mancher Wirth von altem Schrot und Korn klopft auch auf den Tisch, wenn er das Geld einstreicht. Läßt ein Gast seinen Branntwein zum Trinken weiter geben, so wird ebenfalls vom Zutrinkenden mit einem Finger auf den Tisch gepocht.

Wie die eigentlichen Wirthshäuser und Restaurationen besucht man auch sehr zahlreich in den Städten den „Reiheschank". Auf den ältern Bürgerhäusern ruht nämlich die Berechtigung des Bierbrauens; und wer sein „Loos" nicht verkauft hat, der verwandelt, wenn an ihn die Reihe kommt, die Wohnstube in ein Schanklocal. Das in dem städtischen Brauhause gebraute Bier ist vorher in seinen Keller geschafft worden; er steckt das Zeichen, einen Kranz, Kegel, oder eine Tafel aus und muß in einer bestimmten Zeit sein Bier „verschenkt" haben. Der Zuspruch in diesen Bierhäusern ist oft sehr bedeutend, besonders an den Abenden und vor Tische, da das städtische Bier bei gleicher Güte billiger als das aus fremden Brauereien bezogene ist. Das

Kartenspielen ist an diesen Orten weniger gebräuchlich als in den concessionirten Restaurationen; man unterhält sich lebhaft und stimmt wol auch ein Volkslied an. Finden sich zufällig einige herumziehende Musikanten oder Harfenspielerinnen aus Böhmen ein und werden sie vom Wirthe nicht abgewiesen, so herrscht dann große Ausgelassenheit; es giebt jedoch auch viele Gäste aus dem gewöhnlichen Bürgerstande, welche an derartiger Musik kein Wohlgefallen haben und deshalb bald nach dem Beginn derselben das Local verlassen.

Dieser Reiheschank in den Städten ist mit demjenigen in einzelnen kleinen und abgelegenen Dörfern nicht zu verwechseln. In diesen ruht nämlich die Gerechtsamkeit des Bier- und Branntweinschankes nicht auf bestimmten Häusern, sondern sie wird von der Gemeindeverwaltung auf eine Anzahl Jahre an den Meistbietenden vergeben.

Ein besonderes Fest, das die Gastwirthe ehemals in Meerane veranstalteten, war die Oerte (richtiger Irte); dieselbe bestand darin, daß die Theilnehmenden gegen eine geringe Einlage nachmittags freien Kaffee, Kuchen und Bier bekamen und ebenso des Abends freien Tanz hatten.

In Oelsnitz finden sich kleinere Gesellschaften unbemittelter Bürger in Privathäusern zu einem Glase Bier bei traulichem Gespräche zusammen. — Die eigentlichen geschlossenen Gesellschaften, welche ein besonderes Local gemiethet oder im Besitze haben, halten von Zeit zu Zeit ihre Bälle oder Concerte ab. In einem der Zimmer des Gesellschaftshauses darf wo möglich ein Billard nicht fehlen; gebietet man über einen Garten, so ist auch ein Kegelschub vorhanden. Solche geschlossenen Gesellschaften, die man für unsere Zeit, welche die Gegensätze im bürgerlichen Leben auszugleichen sucht, als eine Art von Zopfthum anzusehen geneigt sein kann, sind selbst auf einzelnen Dörfern in neuerer Zeit gegründet worden.

Eine besondere Festlichkeit bilden in den Städten und größern

Dörfern und in Marktflecken (z. B. in Rodewisch, Teichwolframsdorf und Hohenleuben) die Schützenfeste. In den Städten wurden die Schützengesellschaften meistens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegründet; ihre Bestätigung als fest geschloßne Gilden erfolgte gegen 1671. (Krenkel a. a. O. S. 46.) Früher kam es vor, daß voigtländische Schützen, z. B. die zu Hof und Zwickau, an öffentlichen Büchsenschießen andrer Städte theilnahmen. Als z. B. der Schützenverein zu Gera ein solches Schießen im Jahre 1614 öffentlich ausgeschrieben hatte, erschienen aus Zwickau neun Mann. Man schoß nach einem Bilde; der Platz war einem Jahrmarkte gleich, ringsum mit Verkaufsbuden besetzt. Als in Gera 1660 die Gesetze des nach dem 30jährigen Kriege wieder aufblühenden Schützenvereins, der Schützen-Compagnie, bestätigt worden waren, wurde ein „Handwerks- und Freischießen" abgehalten und die Einrichtung getroffen, daß alljährlich von dem nächsten Sonntage nach Walpurgis an, an allen darauffolgenden Sonntagen (wahrscheinlich während der Sommermonate?) ein ebensolches „Handwerks- und Freischießen" mit jedesmaligem Aus- und Einzuge abgehalten wurde. Zu diesen Auszügen mußten sich bei Strafe die Handwerksschützen nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste sämmtlich auf dem Rathhause einstellen. In dem Zuge herrschte eine bestimmte Ordnung: Zuerst kamen die Tuchmacher, diesen folgten die Schneider und Schuhmacher, dann die Schlosser, Wagner, Sattler und Schmiede, ferner die Gerber, Bäcker, Strumpfwirker, Kürschner, Hutmacher und die dahin gehörigen Gewerke, endlich die Fleischer und alle übrigen Innungen. Mit Musik bewegte sich der Zug vom Rathhause zum Schießplatze und nach dem Schießen wieder von da bis an den Sammelplatz zurück. Dabei führte man den König, welcher den Meisterschuß gethan hatte, dem Zuge voran. (Hahn, Gesch. von Gera, I. S. 571.) — In der jetzigen Einrichtung der Schützenfeste und in ihrem Leben findet sich etwas dem Voigtlande Besonderes nicht vor.

Gewöhnlich zerfallen die Mitglieder der Gesellschaft in active und passive, oder besser, in uniformirte und nicht uniformirte. Die ersteren sind bei den Aufzügen militärisch gekleidet, stehen unter einem Hauptmanne und Officieren und haben eine Schützenfahne, die zuweilen das Geschenk irgend eines Schützenfreundes ist. Die Leitung der gesammten Gesellschaft führt ein besonderes Directorium. In neuerer Zeit hat sich neben den militärisch zugestutzten Schützen, den Gardisten oder Jägern, auch eine Abtheilung von Schützen in der deutschen Schützentracht gebildet (Reichenbach), die durch ihre Einfachheit, durch das Beiseiteliegenlassen jedes Prunkes und der spielerischen Nachahmung des Soldatenwesens das Wohlgefallen der Bevölkerung zu gewinnen scheinen. — Das Hauptschießen dauert in den Städten gegen acht, auf den Dörfern ungefähr drei Tage, und es wird durch einen Auszug begonnen, durch einen Einzug geschlossen. Bei dem Auszuge spielen der mit einem Schilde auf der Brust ausgezeichnete Schützenkönig vom vergangenen Jahre, sowie der Marschall, welcher den zweitbesten Schuß gethan hatte, wichtige Rollen. Gewöhnlich sind vorher die Schützen beim Könige, dem sie allerlei Ehren erweisen, zu einem Frühstücke versammelt gewesen. Schützenkönig wird der, welcher von dem hölzernen Vogel, nach dem mit Büchsen geschossen wird, den Rumpf herabholte. Nach Beendigung des Vogelschießens wird nach der Scheibe geschossen, und es hat jedesmal in Reichenbach und Mylau der „Vogelkönig" fürs nächste Jahr die neue Scheibe zu liefern. Der „Scheibenkönig" steht ihm an Ehren nach. Anders wird es in Lengenfeld gehalten, wo der Vogel- und der Scheibenkönig einander ziemlich gleich stehen. Der Eine hat fürs nächste Jahr einen neuen Vogel, der andere eine neue Scheibe anzuschaffen. Der Gewinn bei dem Königsschusse ist übrigens nicht bedeutend, die Ausgaben sind oft bedeutender, so daß sich nur vermögende Schützen über die Ehre, König zu sein, freuen können. Jeder Schuß ins Schwarze der Scheibe trägt einen zinner-

nen Teller ein; es wird jedoch auch auf Verlangen statt dieses Gegenstandes der Geldwerth ausgezahlt. Nach jedem derartigen Schusse geht der auffällig (z. B. roth) gekleidete Schützenbote unter Vortritt eines Tambours auf dem Schießplatze von Zelt zu Zelt, um den Namen des Schützen auszurufen. Dies sind wenigstens Gebräuche in Reichenbach, und wie hier wird nach eingezogenen Erkundigungen im Allgemeinen jedes Schützenfest in anderen voigtländischen Städten abgehalten. Auch in Mylau trägt man z. B. wie in Reichenbach vor dem Feste Vogel und Scheibe in der Stadt unter Trommelschlag herum; an beiden Orten werden am ersten Tage in der Frühe Reveillen durch die Stadt geschickt, und jeden Abend wird auf der Schießwiese der Zapfenstreich geblasen, nach welchem selbstverständlich das frohe Leben noch nicht aufhört. Während der Festtage wird von den Schützen ein Hauptball abgehalten, bei welchem der Vogelkönig den Vortanz hat (Oelsnitz); gern brennt man an einem der letzten Abende ein Feuerwerk ab. Kinder und junge Leute erscheinen, wenn es der Beutel nur einigermaßen erlaubt, auf dem Vogelschießen in neuen Kleidungsstücken (Oelsnitz); die von der Jugend am meisten besuchten Plätze sind die Reitschulen und Würfelbuden, während die Alten sich in den verschiedenen Schenkzelten niederlassen oder in einer Schießbude mit Stechbolzen ihr Glück an Scheiben versuchen, an denen bei einem Treffer irgend eine drollige Figur vorspringt. Auch für Belehrung ist in der Regel während des Vogelschießens gesorgt; denn in Folge von Bekanntmachungen des Schützendirectoriums haben die Besitzer von wilden Thieren und allerhand Raritätenkram ihre Sehenswürdigkeiten ausgestellt. In neuerer Zeit fehlt auch nicht das Atelier eines Photographen (Reichenbach), der bei dem zuströmenden Landvolke gar keine schlechten Geschäfte machen soll. Mit sehnsüchtigen Blicken betrachten die armen Kinder die Eßwaaren, welche theils von Zuckerbäckern in besonderen Buden, theils von Kleinhändlern auf Tischen und in Körben zum Ver-

kaufe ausgeboten werden. Die größeren Jungen versuchen es gegen Abend, wenn der Besuch auf dem Schießplatze stärker geworden ist und irgend ein Kinderfreund seinen Beutel geöffnet hat, an der Kletterstange. An einem Reifen, der mittelst einer Schnur aufgezogen und geruckt werden kann, sind allerlei Gegenstände, hauptsächlich Würste, Stücken Kuchen und Semmeln befestigt worden, und der glückliche Kletterer, der bis an den Reifen gelangt und ihn erfaßt, darf sich ein Stück davon aussuchen. (Reichenbach.) — Obwol die Schützenfeste noch als wirkliche Volksfeste gelten müssen, so hat doch an manchen Orten, wie in Oelsnitz, die Betheiligung der höheren Stände dabei gegen sonst merklich abgenommen.

Ein Stück Geschichte des Schützengildenwesens kann man in den Schießhäusern studiren; da hängen in der Hausflur oder in einem obern Vorsaale die gebrauchten Scheiben, und daran liest man manchen Reim und manchen Denkspruch, schlecht und gut, und manches Bild verdeutlicht uns Vergangenes oder führt uns einen Wunsch, einen lange gehegten, dessen Erfüllung fort und fort hinausgeschoben wurde, vor. Ich habe Gelegenheit genommen, einige Scheiben des Reichenbacher und des Mylauer Schießhauses zu mustern. Auf einer Reichenbacher Scheibe sieht man z. B. das Schießhaus, wie es werden soll, dicht an der Straße stehend; eine andere zeigt uns das alte Rathhaus mit den Häusern auf dem Markte vor dem letzten großen Brande. Eine dritte Scheibe von dem Jahre 1824 enthält einen bespannten Fuhrmannswagen und darunter folgenden Vers:

„Wioh! Hottoh! zum Schießhaus geht
Heut unser Viergespann,
Der Fuhrmann geht als Majestät
Dem Wagen hinten an;
Und hat er auch nicht Land, nicht Macht,
So ist er König doch,
Ihr habt ihn ja darzu gemacht,
Drum ruft er Vivat hoch,

Es lebe unsre gute Stadt!
Es lebe, wer zu fahren hat!"

Eine Scheibe von 1804, auf welcher ein Schütze mit einer Fahne steht, feiert einen Herrn von Metzsch als damaligen Gerichts- und Patronatsherrn der Stadt; eine ältere von 1785 zeigt einen fliegenden Adler mit einem Kranze im Schnabel und darunter den Vers:

„Gewinn und Kranz wird dem allein,
Der hier der beste Schütz wird sein."

Hier, wie bei vielen anderen Scheiben, ist der Hauptpunkt, welcher beim Königsschusse getroffen werden mußte, nicht zugleich der Mittelpunkt. Den Königsschuß zu thun, war oftmals bloßes Spiel des Zufalls; denn an manchen Scheiben will der Punkt gesucht sein und aus der Ferne konnte er vom Schützen nicht aufs Korn genommen werden. In Mylau sah ich unter anderen eine Scheibe mit einem Baume, in dessen grünem Wipfel eine Lücke, und dahinter blauer Himmel ist. Wo das Ziel zu suchen, das deuten darunter folgende Worte an:

„Des Himmels Blau durch grünen Baum
Soll dir das Ziel anmelden,
Und mitten drin, du sieh'st es kaum,
Die Mück' als Centrum gelten."

Eine Scheibe in Mylau ist von einem Bauer aus dem nahen Friesen, der 1840 Schützenkönig wurde, geschenkt worden. Sie zeigt ein ländliches Gehöfte mit folgenden Reimen:

„Nicht Stolz trieb mich zur Königswürde,
Ich nahm in Demuth solche an,
Und trug die ehrenvolle Bürde
So gut es kann ein Bauersmann.
Nunmehr verlaß ich Kron und Thron,
Und wünsche keinen andern Lohn,
Als Lieb und Freundschaft immerdar;
Es lebe der König vom künftigen Jahr!

Wie durch diese Scheibe der Mylauer Bürgerschützengesellschaft

ein ehrendes Zeugniß dafür ausgestellt worden ist, daß sie es nicht für gering erachtete, auch einen Bauersmann in ihren Reihen aufzunehmen, so spricht sich auf einer andern der ehrenwerthe Stolz des Bürgerthums in folgenden Worten aus:

— — — — — — —

„Doch lob ich mir das Bürgerthum, wo weder Herr noch Knecht,
Drum werd' ich wieder, was ich war, ein Bürger schlicht und recht.
Hoch lebe jeder Bürger, hoch! ob arm er oder reich:
Wer wacker nur und bieder ist, der gilt dem Höchsten gleich!“

Außer den Schießfesten der Bürgerschützengesellschaften, zu denen auch Nichtmitglieder, wenn sie den festgesetzten Beitrag zahlen, zugelassen werden (Reichenbach), veranstalten häufig Gastwirthe auf dem Lande Vogelschießen, wobei irgend ein Gegenstand oder auch eine Summe Geldes als Hauptgewinn ausgesetzt werden. — Das sogenannte Hammelschießen in der Reichenfelser Pflege besteht aus einem Werfen mit Kugeln nach einem aufgestellten Kegel. Wer denselben am öftersten trifft, ist Sieger und erhält ein angeputztes Lamm. (Dr. Schmidt, Topographie und Pflege Reichenfels, S. 133.) In der Zeit, als die Schützenfeste noch in größerm Flor standen als jetzt, war auch das Jagdvergnügen bei den Bürgern allgemeiner. Doch löst sich auch noch jetzt jeder einigermaßen vermögende Bürger eine Jagdkarte und die Eröffnung der niedern Jagd wird hie und da als Fest angesehen. Es ist dies aber nur ein schwacher Ueberrest der frühern Feststimmung, in der sich am Egidiustage (1. Sept.) die ganze Familie befand. Denn alle Glieder derselben nahmen Antheil an den Vorbereitungen, und im Morgengrauen zog der Jäger, von seinem Hunde begleitet, aus, und seiner Wiederkehr wurde mit der größten Spannung entgegengesehen. Sein Weidmannsglück war ein Ereigniß und die Jagderlebnisse lieferten den Stoff zu tausend Unterhaltungen. (Fickenwirth, Chron. v. Lengenfeld, S. 167.) In einer Urkunde vom 2. Dec. 1699 werden die Streitigkeiten wegen der Jagd zwischen der „hochade-

ligen Gerichtsherrschaft zu Mylau und E. E. Rathe und Gemeinde zu Lengenfeld" beigelegt, und es „soll der Rath und die Gemeinde bei ihren Privilegien und Freiheiten des Hasen- und Hühnerfangens halber, oder wie sie ihnen mit Schießen abbrechen können, gelassen, und keines Weges darwider beschweret werden." Aber es mußte die Gemeinde der Gerichtsherrschaft „vor solche aufgewendete Unkosten vor alles weg 300 Gülden" zahlen. (Fickenwirth a. a. O. S. 167 und 168.) — Als etwas Bemerkenswerthes mag hierbei noch erwähnt werden, daß die Sage geht, es sei den Bewohnern von Poppengrün bei Falkenstein gestattet, die Hasen in Fallen zu fangen.

Während der Karpfenzeit wird von den Wirthen in Reichenbach und Umgegend auch häufig zum Karpfenschmauß eingeladen. Ist zu dieser Zeit gerade tüchtiger Schnee gefallen, so daß man in dem Schlitten ein solches Fest besuchen kann, so wird das Vergnügen um so höher geachtet. Häufig werden Karpfenschmäuße für Verheirathete und Unverheirathete getrennt abgehalten. Man beginnt mit Kaffee und Kuchen und schließt mit einem Tanze.

Obwol die Jahrmärkte immer noch eine Stelle in der Reihe der Volksfeste einnehmen, so ist doch in den größern Städten des Voigtlands die Betheiligung daran keine so allgemeine mehr wie früher. Den alten Glanz der Festlichkeit haben sie nur noch in den Marktflecken und kleinen, von der Eisenbahn entlegenen Städten beibehalten. Hier findet man noch die Lust und Ausgelassenheit der Jugend, besonders unter den zum Besuche gekommenen Dorfbewohnern der Umgegend, von welchen der Jahrmarktstag als ein Feiertag geachtet wird. Ueberall sind an diesen Tagen die Gasthäuser und Bierstuben gefüllt, so daß oft „kein Apfel zur Erde fallen kann"; zwischen den Buden herrscht unbeschreibliches Getümmel; eine böhmische Musikbande, deren Mitglieder uniformirt gehen, spielt auf den Straßen, in den Morgenstunden bläst sie in der Regel irgend einen Choral (Rei-

chenbach) und gegen Abend spielt sie in irgend einem öffentlichen Locale, von dessen Wirthe sie gemiethet worden ist, fröhliche Tänze auf. Denn mit Tanz muß der Jahrmarktstag beschlossen werden; auch der Stadtmusikus mit seinen Leuten hat dabei vollauf zu thun. Selbstverständlich fehlen auch die herumziehenden Harfenmädchen nicht. Der Ursprung der ältern Jahrmärkte ist von religiösen Festen herzuleiten. So wurde der Jahrmarkt in Groß-Aga von herumziehenden Ablaßkrämern eingeführt, daher heißt er allgemein der Agaische Ablaß oder „Appels“. (Hahn a. a. O. II. 1119.) — Es ist eine Eigenthümlichkeit der Voigtländer, daß jedes Fest, welches Anspruch auf allgemeines Wohlbehagen machen soll, mit einem Balle beschlossen werden muß. Wenn sich nach längerem Zeitraume keine passende Gelegenheit zu einem Balle findet, so wird ein solcher von irgend einer Korporation, zum Beispiel von den Arbeitern einer Fabrik oder Färberei, angestellt.

Bis zum Jahre 1804 hielten in Gera den ersten Jahrmarktstag Bartholomäi die Schäfer und Schafknechte mit einem geputzten Hammel ihren lärmenden Einzug auf den Rathsweinkeller. Sie kamen mit Weibspersonen zusammen, hielten Tanzmusik und trieben allerhand Unfug, besonders mit denen, die nicht ihres Gleichen waren und sich zufällig einfanden. Abends zogen sie mit Musik auf eine der herrschaftlichen Schäfereien zu Biblach und Ernsee und schwärmten die ganze Nacht hindurch. Das ging auch den zweiten Tag so fort; sie zogen abermals mit Musik und einem geputzten Hammel im Rathskeller zu Gera ein. Der Rathskellerwirth erhielt den Hammel jedesmal zum Geschenke. (25. 26. und 27. Jahresbericht v. Hohenleuben, S. 37.) Wahrscheinlich hing dieser „Schäfertanz“ mit der Gründung einer dem St. Wolfgang, dem Schutzpatron der Hirten und Schäfer geweihten Kapelle in Gera zusammen. Die Aufzüge und Tänze wurden in älterer Zeit auch nicht im Rathhause veranstaltet, sondern es wurde bis zur Mitte des vorigen Jahrhun-

derts vom 2. Pfingstfeiertage an bis zum Feste Mariä Heimsuchung jeden Sonntag nach beendigtem Vormittagsgottesdienste öffentlicher Markt auf dem großen grünen Platze des alten Schießhauses an der Heinrichsbrücke abgehalten. Auf diese Fest- und Jahrmarktstage verriethen gerade die Schäfer durch ihre Tänze und durch ihr anhaltendes Pfeifen (wovon man sich noch erzählt, es habe im ganzen Umkreise jedes Nervensystem erschüttert) eine besondere Anwartschaft. Im siebenjährigen Kriege nahmen die Jahrmärkte ein Ende, weil man auf dem Platze mehrmals Lager aufschlug, und als nach Beendigung des Krieges Niemand wieder feil halten wollte, hielten auch die Schäfer ihre Tänze im Rathhauskeller ab. (Hahn a. a. O. I. 175.)

Ein alter Gebrauch war auch der Gesindemarkt in Gera, welcher noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts stattgefunden haben soll. Am sogenannten dritten Weihnachtsfeiertage stellte sich das Gesinde in zwei Reihen auf, in der einen die Knechte, in der andern die Mägde, und die Bürger und kleinern Gutsbesitzer kamen dann, um sich die ihnen zusagenden Personen auszusuchen und zu miethen. (25. 26. und 27. Jahresb. v. Hohenleuben, S. 35.) Dieser Markt hieß auch der Schlender- oder Schlenkermarkt.

Eine gleiche Sitte bestand jedenfalls auch früher in Oelsnitz an den zwei nächsten Montagen vor und nach Lichtmeß. Man nennt sie heute noch „Röhpöle“, ein Wort, das slavischen Ursprungs sein soll. Wie es das Volk erklärt, soll „röhlen“ schreien, und „pölen“, tüchtig trinken und dabei ausgelassen sein, bedeuten; „röhlen“ ist im Dialecte von Oelsnitz eingeführt. Gegenwärtig werden die vier Montage „Röhpöle“ so gefeiert, daß die Bürger sich in größerer Menge in den Bierhäusern versammeln und daß die Stadtmusik am Abende von einem Bierhause zum andern zieht, um einige Stückchen vorzublasen und einen kleinen Beitrag einzufordern. Man erklärt den Ursprung dieser Sitte damit, daß man sagt, es hätten sich vor Jahrhunderten

alle diejenigen, welche sich als Knechte oder Mägde vermiethen wollten, an den genannten Tagen auf dem Markte aufgestellt. Dann seien die Gutsbesitzer der Umgegend und manche Bürger gekommen, hätten sich Dienstboten gemiethet und ein Dienstgeld draufgegeben. Schließlich soll das neue Gesinde von den Miethern in ein Schankhaus eingeladen worden sein, und die letzteren beobachteten ihre neuen Dienstboten. Diejenigen, welche zu sehr „röhlten" und „pölten", durften gar nicht anziehen. Andere erzählen blos das Einfachere: Die Neugemietheten gingen in ein Schankhaus und thaten sich für ihr Miethgeld gütlich; sie „röhlten" und „pölten". — Daß die „Röhpöle" mit dem Gesindemiethen im Zusammenhange steht, kann man aus dem früher schon angeführten Vergleiche zweier Voigte von 1288 vermuthen, nach welchem ein Herr nur zur Lichtmeß nach vorheriger Kündigung weglosen durfte. Aus diesem Zurücknehmen des einem Bauer verliehenen Lehns zu der genannten Zeit mag sich im Laufe der Zeit auch die Bestimmung entwickelt haben, daß die Dienstzeit des Gesindes mit Lichtmeß abschloß. Es wurde dieser Brauch wenigstens noch bis vor kurzer Zeit im Voigtlande, besonders auf den Dörfern, festgehalten.

In früherer Zeit wurde auf dem Pfingstmarkte zu Langenberg bei Gera der sogenannte Frohntanz abgehalten. Der Ursprung dieses Brauchs mußte, wie Limmer annimmt, weit übers Jahr 1060 zurückreichen. Bis 1656 wurde der Frohntanz am zweiten Pfingsttage gehalten, dann auf den dritten verlegt, und seit 1728 wurde er Mittwoch nach Pfingsten begangen, bis er 1804 aufgehoben ward. Es mußten sich gewisse namhafte Bauern aus den um- und zum Theil fernliegenden Ortschaften versammeln, um auf öffentlichem Markte, unter der daselbst ohnweit des untern Schlosses stehenden Linde zu tanzen. Und zwar tanzten nach einer Nachricht von Rüdersdorf 40, von Gleina 3, von Grüna 13, von Stübnitz 25, von Hirschfeld 4, von Cretzschwitz 1, im Ganzen also 86 Paar. Jeder mußte unter freiem Himmel

den vorgeschriebenen Tanz bei Strafe eines neuen Schockes abhalten. Im Jahre 1703 hat deshalb der Pfarrer zu Rüdersdorf M. Jacob Günther, welcher damals ein Bauernhaus daselbst besessen hat, noch selbst mitgetanzt (25., 26. und 27. Jahresb. v. Hohenleuben, S. 32). Die Tänzer wurden sodann vom Schlosse aus mit Kuchen und Bier beschenkt. Limmer vermuthet, daß dieses Fest der Ueberrest eines heiligen Gebrauchs, eines gottesdienstlichen Tanzes aus der Sorben- oder Germanenzeit gewesen sei. Und er sucht seine Annahme durch den Hinweis auf nah gelegene frühere heilige Plätze und durch den Umstand, daß die Tanzenden bewirthet worden seien, zu unterstützen. Dies letztere erklärt er für einen Ueberrest der Opfermahlzeit. Bei den Germanen und Slaven wurde nämlich die Gerichtspflege als eine gottesdienstliche Handlung angesehen und mit dem Opferfeste zugleich unter freiem Himmel abgehalten. Oeffentliche Tänze bei den Sitzungen des unter freiem Himmel abgehaltenen Schöffengerichts aber waren auch in Halle bis zum Jahre 1482 üblich. Daß der Langenberger Frohntanz wirklich der Ueberrest eines heiligen Gerichtsverfahrens war, geht noch aus einer älteren Beschreibung desselben hervor: „Der Geraische Landrichter nämlich mit dem Actuarius und den Langenberger fünf Schöffen, nebst den beiden Schulzen aus Politz und Stublach, alle in schwarzer Amtskleidung und dergleichen Mänteln, saßen an einem Tische unter freiem Himmel zu Gericht. Vor ihnen standen 4 Hellepartirer, und die bewaffnete ehrbare Mannschaft von Langenberg schloß um sie einen weiten Kreis. Wie nun der Aktuarius die Namen der zum Tanze bestimmten Bauern abrief, trat ein jeder mit seiner Tänzerin in den Kreis hinein, worauf alsdann der Frohn eine Tänzerin sich erkießte und mit dieser den Reihen eröffnete“ (Limmer, Gesch. d. Voigtl., IV. S. 1225—1235).

Früher wurde auch „unter der Linde“ in Plauen, vielleicht zum Pfingstmarkte, der Schäfertanz gehalten. Es war dies

ein Fest, das den Frohnbauern der Pflege gegeben wurde, um bei Bier und den Klängen der Sackpfeife oder Fiedel die Sorgen des Jahres auf einige Stunden zu vergessen (Limmer, a. a. O. II. S. 407). — Das Flurfleckfest wird in Schönbrunn bei Oelsnitz am Abende des letzten Erntetages durch Tanz gefeiert; man bäckt dazu Kuchen und trinkt fleißig Bier und Schnaps.

Nach Beendigung der Ernte begeht man allgemein an einem Sonntage kirchlich das „Erntefest“. Es wird dazu ebenfalls Kuchen gebacken. In manchen Dorfkirchen der Oelsnitzer Gegend wird an diesem Tage der Altar von dem Lehrer mit Kränzen geschmückt. Der Besuch des Gottesdienstes ist ein zahlreicher, und die Landleute legen mehr Geld in die Becken ein, als an irgend einem andern Feste (Oelsnitz). — In den Kirchen der Höfer Gegend werden beim Erntefeste gewöhnlich die Kronleuchter angezündet.

Auf den Dörfern, besonders den Rittergütern, giebt der Besitzer seinen Dienstleuten ein Fest. Der Erntekranz, womit er sonst von den Schnittern beschenkt wurde, ist nicht mehr in allgemeinem Gebrauche; in der Gegend von Hohenleuben wird hie und da dem Herrn ein Büschel Getreidehalme mit Aehren um den Arm gewunden. Dabei spricht man folgenden Vers:

„Ich bind Sie an mit Aehren,
Sie werden es mir nicht verwehren;
Ich bind Sie an mit Gersten,
Sie wissen, daß wir dörsten!“

Auf diese Aufforderung wird den Schnittern Geld zu einem frischen Trunke gegeben. Im Meklenburgischen herrscht dieselbe Sitte und der dabei gesprochene Vers lautet:

„Hier bring ich Ihn'n ein Kränzelein,
Damit soll'n Sie gebunden sein,
Und woll'n Sie wieder gelöset sein,
So mäuten Sie mi'n lütt Bescherung gäwen.“

(13. Jahresb. aus Hohenleuben S. 20.)

Doppelähren, welche beim Aehrenschnitt gefunden wurden, werden

sorgsam aufgehoben und gewöhnlich in der Stube hinter den Spiegel gesteckt.

Am Abende des letzten Tages, an welchem ein Gutsbesitzer dreschen läßt, haben die Drescher ein Fest; sie bekommen Bier und Branntwein und mehr und bessere Speisen als gewöhnlich. Es wird dazu wol auch Kuchen gebacken (Schönbrunn). Wer beim Dreschen „den Letzten“ (d. h. Schlag) thut, „bekommt den Alten“, und muß Bier und Schnaps zum Besten geben (Schönbrunn bei Oelsnitz). Haupt erzählt im Sagenbuche der Lausitz (S. 225.), daß in manchen Gegenden der Niederlausitz die letzte Garbe mit Bändern aufgeputzt und aufrecht hingestellt wurde, so daß sie ungefähr wie ein Mann aussah. Dieser Mann wurde „der Alte“ genannt. Die Mädchen brachten ihn in feierlichem Aufzuge zum Hofe hinein, wobei sie immerfort sangen: „Jetzt bringen wir den Alten“.)

Wenn die Kuh ein Kalb bekommt, so giebt auf manchen Dörfern bei Reichenbach der Besitzer noch ein „Rumpelbrot“, d. h. Brot, Butter, Schnaps oder Bier, und Jeder, der ins Haus kommt, muß ein Stück Rumpelbrot mitessen. Dies Rumpelbrot erinnert an den Rumpelkuchen, den bei Bauerhochzeiten in manchen Gegenden Deutschlands eine ältere Frau bei dem Zuge nach der Kirche in einem Sacke trägt und fleißig unter die Schaulustigen auswirft. (Steinhard, Deutschl. und sein Volk, 2. B. S. 597.)

Die Kirmeß oder Kirmst wird auf den Dörfern noch mit altem Glanze gefeiert. Sie beginnt jedesmal an einem Sonntage; auch der darauf folgende Montag ist ein voller Feiertag mit Gottesdienst und gilt als Hauptfesttag, wenigstens bei der erwachsenen Jugend. In manchen Orten wird noch ein dritter Kirmsttag zugegeben. In den größern Städten begnügen sich die Bürger, welche die Kirmeßtage nicht gern fallen sehen, und hauptsächlich die, welche eigenes Feld besitzen, damit, daß sie Kuchen backen lassen. Für die Kinder ist hier der Montag nicht mehr schulfrei, und damit fällt für sie der Glanz des Festes.

Auf den Dörfern gilt der Sonntag nach der Kirmst häufig als ein Nachfest; man nennt ihn „kleine Kirmst.“ Doch ist auch das Vielen nicht genug, nach dem Wunsche:

„Ach Kirmeß, loß net noch,
Daure nur noch vierzehn Tog!“

(Reichenbacher Gegend.)

Befreundete werden, wenn die Kirmsten nicht auf gleiche Tage fallen, gegenseitig eingeladen. Sie erhalten auch Kuchen mit nach Hause; daher der Vers in Mißlareuth:

„Ueber acht Tag
Hab' ich mei Plag,
Wenn ich mei Bündel
Von der „Kirrwäh“ heimtrag'.“

Die Butterfrauen bringen ihren Kunden in der Stadt ein Stück frischgebackenen Kuchen mit. Da die Kirmst auf den Dörfern noch allgemein als das Hauptfest des Jahres gilt, so beschenkt man die Kinder zu diesen Tagen mit neuen Kleidungsstücken (Oelsnitzer, Höfer und Reichenbacher Gegend). Die Dienstboten erhalten ihr „Kerwageld“, bestimmt zum Genusse der Wirthshausfreuden (Hofer und Kirchenlamitzer Bezirk). Stube, Küche und Hausplatz werden nicht selten ausgeweißt (bei Hof) und Alles wird rein gefegt und gescheuert. Außer dem Kuchen, der zur Kirmst fast gänzlich an die Stelle des Brotes tritt und hie und da sogar mit Butter bestrichen wird, hat man gewisse Lieblingsspeisen; in Planschwitz bilden der Gänsebauch und grüne Klöse das Hauptessen; auf den Dörfern um Oelsnitz ißt man auch vorherrschend Reis und Nudeln, und ganz besonders findet man bei wohlhabenden Bauern die beliebten Wickelklöße. Es werden dazu aus Weizenmehl, Eiern u. s. w., ungefähr in derselben Weise wie zu den Nudeln, dünne Kuchen geformt; dieselben werden dann zusammengerollt und in cylinderartige Klöße zerschnitten. Bei Kirchenlamitz gelten als Kirmstspeisen: Küchla oder Krapfen (Pfannenkuchen), „grünes“ Fleisch, dicke Reissuppe, Schweinefleisch, Wurst, Sauerkraut und Klöse, auch blauge-

sottene Fische. (Spengler, das sociale und wirthsch. Volksleben im Landgerichtsbezirke Kirchenlamitz, S. 29) Auf den Dörfern bei Hof wird oft ein Schwein geschlachtet. — In Klingenthal scheint man an den Kirmsttagen besonders Gurkensalat zu lieben. — Den jungen Leuten gilt das Tanzen, zu dem durch das Aufspielen dreier Tänze vor dem Wirthshause eingeladen wird (Eichigt), als der Hauptgenuß vom Feste, und am dritten und letzten Tage der Kirmst werden auf den umliegenden Dörfern von Oelsnitz die Burschen von den Mädchen zum Tanzen „aufgezogen", d. h. aufgefordert. In Planschwitz fordern die Mädchen diejenigen Burschen zum Tanze auf, welche am zweiten Kirmsttage mit ihnen das erste Mal getanzt hatten. Während jetzt der Tanz auf die Gasthöfe beschränkt ist, wurde er vor 25 bis 30 Jahren in Klingenthal auch in Privathäusern mit Begleitung des sogenannten „Hornbockes" abgehalten. — An dem schon früher angeführten Spiele, der „Kirmeßbauer", welches von der Jugend des untern Voigtlands noch nicht ganz vergessen worden ist, betheiligen sich nicht selten auch Erwachsene; doch verweist man dieses Spiel nicht blos auf die Kirmeßtage.

Im untern Voigtlande sieht man zuweilen Kinder von einem Hause zum andern ziehen, und vor jedem suchen sie sich einige Stücken Kuchen durch folgenden Gesang zu erbetteln:

„Die Kuchen sein gebacken,
Wir hör'n den Ofen knacken.
Gebt uns ein Stückel weißen,
Wir woll'n ihn schon erbeißen;
Gebt uns ein Stückel dicken,
Wir woll'n uns schon drein schicken;
Und ist der Kuchen nicht gerathen,
Gebt uns ein Stückel Schweinebraten,
Und ist die Kirmst noch nicht bald aus,
Gebt uns einen ganzen Kuchen raus!"

Es ziehen auch Kinder in verschiedenen Anzügen umher, um Geld und Kuchen zusammen zu betteln (Planschwitz).

In manchen Orten der Oelsnitzer Gegend, z. B. in Unterwürschnitz und Eichigt, zogen auch vor einigen Jahren am Kirmstmontage die Musikanten in Begleitung des jungen Volks von Haus zu Haus; sie spielten in jedem Hause einige Tänze auf, und unter Jubel wurde von den Bewohnern dazu getanzt. Selbst Pfarr- und Schulhäuser wurden dabei nicht übergangen. Man nannte dies das Kuchenblasen. Die Musikanten, zuweilen auch die mitziehenden jungen Leute, wurden dabei mit Bier und Branntwein bewirthet und erstere mit Kuchen oder Geld beschenkt. Einer der Musikanten trug den Kuchen in einem Tragkorbe nach. Da bei diesem Kuchenblasen mancherlei Unfug getrieben, in Obergottengrün z. B. ein Mädchen von einem berauschten Burschen vor einigen Jahren in das Bein geschossen wurde, so hörte der Gebrauch, theilweise in Folge polizeilicher Verbote, auf.

Bemerkt mag schließlich noch werden, daß es früher an vielen Orten des obern sächsischen Voigtlands jährlich zwei Kirmsten, eine Sommer- und eine Herbstkirmst gab. An den meisten Orten ist die Sommerkirmst seit etwa 25 Jahren beseitigt und man hält nur noch die Herbstkirmst ab, während es auch wieder Orte giebt, welche an der Sommerkirmst festgehalten haben. Letztere fällt in die Zeit kurz vor oder nach Pfingsten. Jedenfalls wurden auch im untern sächsischen Voigtlande zwei jährliche Kirmsten gefeiert, und es mag dann die Sommerkirmst sein, welche sich hier vereinzelt, z. B. in Schneidenbach und einigen andern Dörfern bei Reichenbach erhalten hat; die Herbstkirmst aber kam in Wegfall. Durch diese Thatsache, deren Mittheilung ich dem Lehrer Lucke in Unterwürschnitz zu verdanken habe, ist es erklärlich, daß die Kirmsten in einigen Dörfern außergewöhnlich früh gefeiert werden.

Ein interessantes Fest wurde sonst in Ellefeld bei Falkenstein abgehalten; es war das jährlich wiederkehrende Vogelstellerfest. Die ehrbaren Finkler tagten als Innung unter einem

Obermeister und Beisitzern, ließen auf der Vogelwiese ihre besten Sänger wetteifern und schlossen den Innungstag mit Schmauß und Tanz (Sigismund, Aus dem Voigtlande. Wissensch. Beilage d. Leipz. Zeitung. 1860). Im obern Voigtlande spricht sich überhaupt die Liebe zu den Vögeln allenthalben aus. An den Fenstern der Waldhütten sieht man häufig Käfige mit Zeisigen, Zippen und Finken, und besonderes Wohlgefallen scheint man an dem Kreuzschnabel (dem „Krinitz") zu haben, vielleicht deshalb, weil er nach dem überlieferten Glauben gegen das Einschlagen des Blitzes schützt.

Der Vogelfang geschieht entweder mit der Klett, einer mit Leimruthen besteckten Stange; mit der Leimkrück, einem Apparate, der aus zwei halbkreisförmigen Brettern besteht, zwischen denen mit Leim bestrichene Fäden ausgespannt werden; oder man fängt mit dem Kloben und, Finken insbesondere, mit dem „Geschneid." Der Kloben (von klieben, engl. cleave — spalten, damit „klaffen" verwandt) besteht aus zwei Stangen, die so nahe an einander angebracht werden, daß ein Spalt gebildet wird. Wenn sich nun die Vögel darauf setzen, so können durch eine Vorrichtung beide Stangen schnell einander genähert werden, so daß die Vögel mit ihren Füßen eingeklemmt und gefangen sind. Das Geschneid wird so hergestellt, daß man am Baume einen Bügel mit einer Schlinge anbringt. Unter der Schlinge hängt die Lockspeise; wenn nun der Vogel dieselbe von oben her faßt, was die Finken immer thun sollen, so zieht sich die Schlinge zusammen und das Thierchen ist am Halse gefangen. Selbstverständlich werden auch noch Netze, und bei Meisen die bekannten Meisenkasten zum Fangen angewendet. Die Zetscher, welche im Voigtlande für die dümmsten Vögel angesehen werden, fängt man vielfach auf folgende ganz einfache Art: Man tupft auf die genannten Vögel mit Leimruthen, die an lange Stangen gesteckt worden sind, so daß sie daran hängen bleiben. — Wie anderwärts, so sucht man auch im Voigtlande

den Gesang und das Pfeifen der Vögel durch die Sprache wieder zu geben, oder durch einen Vergleich näher zu bezeichnen. Der Gimpel schreit wie ein Schiebekarren, der nicht eingeschmiert ist. Der Hänfling sagt: „Kerl, gih ra (geh heran)!“ Der Hämmerling sagt: „Bauer spann an und helf mer zieh!“ Den Gesang des Zeisigs deutet man mit: „Dide dile dileda, Mädel weis' mer dei Bä (Bein), ich weis' der meins ä (auch)!“ Der Krinitz schreit: „Gieb, gieb, gieb!“ Der Sperling aber: „Me, me, me, me (mehr)!“ — Auch die Hausvögel haben ihre Sprache. Die Henne sagt, wenn sie gelegt hat: „Ich bin Soldat, ich bin Soldat!“ und der Hahn sagt darauf: „Tauch dich hi (ducke dich hin), ich bi Korp'ral!“ Bei Tagesanbruch schreit der Hahn: „Mein Herr ist viel schuldig!“ Dann kommt die Trommeltaube und sagt: „Wirds schon bezahlen, wirds schon bezahlen, wirds schon bezahlen!“ Endlich kommt auch das Schaf dazu und schreit: „Nimmermeh, nimmermeh!“

Auch die Innungs- („Innings“-) tage verschiedener Handwerker standen früher in besonderem Ansehen; den Familien der Innungsangehörigen galten sie als Festtage. In Reichenbach ziehen noch die Weber und Tuchmacher in geordnetem Zuge mit Musik von dem Obermeister aus durch die Stadt und endlich nach dem Tanzlocale; doch betheiligen sich dabei größtentheils nur noch die jüngeren Leute. Von zwei Mitgliedern werden die zwei zinnernen, mit Bändern geschmückten und mit Bier gefüllten „Willkomm-Kannen“ dem Zuge vorgetragen; früher kam auch die große „Meisterkanne“ dazu. Begegnet man einem Bekannten, so wird ihm ein Trunk gereicht. Es wird erzählt, daß früher auch die Schneider in Reichenbach ihre Innungszüge hielten; doch hörte der Gebrauch auf, als ihnen von einigen neckischen Leuten eine Heerde Ziegen nachgetrieben wurde. — In der Frühe der Innungstage, wenigstens an denen der Weber und Tuchmacher, wurde in Reichenbach auch fleißig geschossen. Aus einem Innungsbuche der Reichenbacher Weberinnung entnehme ich eine

Beschreibung der Festlichkeit, wie dieselbe gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts abgehalten wurde. Bei dem Zuge wurde folgende Ordnung eingehalten: Zuerst kam ein Chor Musikanten, hinter demselben die Fahne, der ein Meister mit der großen Meisterkanne folgte; hierauf die Jungmeister mit der Handwerkslade, der Stadtrichter und die Rathsherren, sodann die zwei ältesten Meister, hinter diesen der Obermeister, die Beisitzer und der Handwerksschreiber, hierauf die sämmtlichen Meister paarweise nach ihrer Ordnung, und den Schluß machte der Fähndrich mit der zweiten Fahne. Man zog vor die Wohnungen mehrerer Beamteten, des Gerichtsinspectors, Bürgermeisters u. s. w. und machte die üblichen Ehrenbezeigungen. Dann wurde die Lade in die Handwerksstube getragen. Während die Meisterschaft vor dem Hause stand, hielt der Handwerksschreiber von der „Staffel“ des Hauses aus eine Rede, in welcher er die Güte Gottes pries, die sich bisher so sichtbar über das Handwerk ausgebreitet habe. Nach beendigter Rede wurde das Lied: „Nun danket Alle Gott ꝛc.“ angestimmt; es folgte hierauf der Dank an die Gerichtsherrschaft, welche Erlaubniß zum frohen Aufzuge gegeben und den Flor des Handwerks nach Vermögen befördert habe; sodann der Dank dem Stadtrichter und Rathe, und die Aufforderung an die Innungsgenossen, Liebe untereinander zu haben. Nach dieser zweiten Ansprache wurde unter dem Tusche der Musik das Wohlsein vom Landesfürsten an bis herab zum Herbergsvater, auf die „Herren Nachbarn“, und „Alle, die uns Nahrung und Brot verschaffen“, getrunken! Der Innungstag wurde endlich mit Trinken und Tanz beschlossen.

Bemerkenswerth ist, daß in Lengenfeld verschiedene Handwerker gleichzeitig zu Pfingsten ihre Innungstage haben. Doch sind größtentheils die Umzüge nicht mehr im Gebrauche, sondern es beschränkt sich die Festlichkeit nur noch auf ein Tanzvergnügen. Am beharrlichsten haben dort die Tuchmacher an dem alten Gebrauche festgehalten. Der Innungstag fällt bei ihnen auf einen

Donnerstag vor oder nach dem Tage des heiligen Kilian; der genannte Heilige war einst der Schutzpatron des Handwerks. Eröffnet wird das Fest durch einen Zug nach der Kirche, wo der Pfarrer den Innungsgliedern eine Predigt hält. Dafür bekommt er gegenwärtig außer einem Schreckensberger, im Werthe von 3½ guten Groschen, noch fünf Thaler. Der Schreckensberger war die ursprüngliche Bezahlung, und das vorhandene Exemplar wird jedesmal wieder in die Lade zurückgegeben. Es ergiebt sich daraus, daß der angeführte Brauch nicht vor dem Jahre 1500 bestehen konnte, da die Schreckenberger in Annaberg geprägte Münzen sind, und genannte Stadt erst 1496 gegründet wurde. Angegeben wird, daß es acht Tuchmacher gewesen seien, welche durch Einführung der Prozession und des Gottesdienstes dem Innungstage die rechte Weihe zu geben suchten (Fickenwirth, Chron. d. St. Lengenfeld, S. 141). — Das Innungsfest dehnt sich vom Donnerstage bis zum Montage aus. Am Sonnabende herrscht dabei ein eigenthümlicher Gebrauch, den man den *polnischen Reichstag* nennt. Da ziehen die Tuchmacher herum und führen irgend ein Schauspiel auf, es wird z. B. ein kleiner Webestuhl, ein Spulrad und dgl. in der Stadt herumgefahren und gleichzeitig daran gearbeitet. Die Lustbarkeit wird dann am Sonntage noch fortgesetzt, besonders, wenn sich recht Viele fanden, die einige Tonnen Bier zum Besten gaben. Am Montage wird erst Rechnung abgelegt.

Die Aufnahme in die Zahl der Meister geschieht noch mit einigem Formelwesen. Der Obermeister schlägt zum Beispiel mit einem Schlüssel auf und fragt, ob die ehrbaren Mitmeister etwas dawider haben, wenn N. N. als Meister in die Innung aufgenommen werde. Früher spielten auch die „Schaumeister" eine wichtige Rolle, da sie die gefertigten Stücken Tuch zu prüfen hatten. Jetzt ist ihr Ansehen nach dieser Seite hin gesunken, obschon sie von den Gesellen dadurch geehrt werden, daß ihnen diese am Abende vor dem ersten Innungstage Maien vor das

Haus setzen. Sie finden sich dafür mit einem Geldgeschenke ab, welches dann vertrunken wird.

Noch verdient zum Schlusse hier eine eigenthümliche und seit undenklichen Zeiten bestehende Einrichtung, wie in dem Marktflecken Möschlitz bei Burgk aller 3 Jahre die Gemeinderechnung abgenommen wird, angeführt zu werden. Alle Einwohner versammeln sich in der Schulstube, die Rechnung wird von dem Beamten aus Burgk vorgelesen und es ist jedem Einzelnen verstattet, seine Bemerkungen zu machen, die von dem Schullehrer, als dem jedesmaligen Rechnungsführer, sowie von dem Amtsschulzen und den vier Gemeindevorstehern beantwortet werden müssen. Ist die Rechnung auf diese Art monirt und von dem Beamten justificirt, so legen die vier Bauern, welche Gemeindevorsteher oder, wie sie heißen, „Vierleute" waren, ihr Amt nieder. Dasselbe thun auch die beiden Kämmerer, welche aus den Kleinhäuslern gewählt werden und das Geschäft haben, die Gemeinde, so oft sie der Amtsschulze versammeln will, zusammen zu rufen, weshalb sie den Namen „Zögenvöite" (Zögenvoigte) führen. Die folgenden vier Bauern werden nun zu Gemeindevorstehern und die folgenden zwei Kleinhäusler zu Kämmerern auf 3 Jahre gewählt, durch Einhändigung von 2 Fastenbretzeln gedingt und von dem Beamten mittelst feierlichen Handschlags verpflichtet. Auch der Huthmann, Nachtwächter, Röhrmeister, Spritzenmeister werden entweder durch Ueberreichung zweier Fastenbretzeln in ihren Aemtern auf die folgenden 3 Jahre bestätigt oder neu gewählt (Variscia IV. S. 93).

III. Die Feste und Feierlichkeiten der Familie.

Da mit den Familienfesten und Feierlichkeiten eine große Menge abergläubischer Gebräuche verbunden ist, so muß wenigstens ein Theil davon hier mit angegeben und somit dem Abschnitte über den Aberglauben etwas vorgegriffen werden.

a. Der Hausbau. Bei öffentlichen Häusern ist mit dem Legen des Grundsteins eine Feierlichkeit verbunden. Vom Baumeister und anderen Personen von Bedeutung wird der Grundstein mit drei Hammerschlägen und einem Sinnspruche geweiht. Die Arbeiter haben gewöhnlich einen Festtag. Bei dem Baue von Privathäusern fällt diese Feier größtentheils hinweg; dagegen wird allgemein ein „Hebeschmaus" veranstaltet, wenn die Balken fürs Dach aufgerichtet worden sind („wenn das Haus gehoben wird"). Man richtet es gern so ein, daß dies an einem Sonnabende geschieht (Reichenbach), wahrscheinlich nicht blos des darauf folgenden Ruhetages wegen. Auch der Aermere und Geizigste läßt Kuchen backen und giebt am Abend eine Festmahlzeit mit Bier und Branntwein. Gern pflanzt man auf dem Giebel ein Fichten- oder Tannenbäumchen auf. In Oelsnitz wird es mit Tüchern und Bändern geschmückt, die von dem Hausherrn geschenkt worden sind und dann unter die Arbeiter vertheilt werden. In Reichenbach sind mir solche geschmückte Bäumchen nicht vorgekommen, doch ist es allgemein Sitte, daß die Arbeiter von dem Hausherrn irgend ein Kleidungsstück, z. B. ein Westenfleckchen, oder statt dessen Geld erhalten. Daß von den Bauleuten nach dem „Heben" des Hauses ein religiöses Lied gesungen wird, habe ich in Reichenbach nur einmal gehört; es soll dieser Gesang jedoch an andern Orten, z. B. in Oelsnitz, allgemeiner im Gebrauche sein. Dort werden auch dabei von dem Baumeister nicht selten einige Worte gesprochen, und beim Heben vieler Häuser nach dem großen Brande geschah es auch, daß der Baumeister nach einer passenden Ansprache ein Bierglas, nachdem er daraus getrunken, über seinen Kopf nach hinten warf. Zersprang es beim Niederfallen in viele Stücke, so war das ein gutes Zeichen für das Haus; zersprang es nicht, so bedeutete es nichts Gutes. Derselbe Gebrauch soll auch in Reichenbach noch vorkommen.

Neuen Hauswirthen werden in der Gegend von Hohenleuben

hohe Tannen, denen die Aeste bis auf die obersten abgeschnitten worden sind, und die man mit Flittergoldfahnen und Bändern behängt hat, vor die Thür gesetzt. Es muß darauf ein Faß Bier zum Besten gegeben werden (Schmidt, Topographie der Pfl. R. S. 117).

b. Die Hochzeit. Viele der Hochzeitgebräuche, welche mit denen der lausitzer Wenden übereinstimmen, sind in neuerer Zeit in Wegfall gekommen. Eine nicht wegzuschaffende Sitte ist in Stadt und Land das „Poltern". Am Vorabende des Trauungstages, dem „Polterabende", werfen nämlich die Nachbarn alte Töpfe an die Thür des Hauses, in welchem die Braut wohnt, und bei vielen Leuten gilt ein starkes Poltern als gute Vorbedeutung für das Glück der Ehe. Es kommt nicht selten vor, daß die Thüren durch das heftige Anwerfen, besonders, wenn mitunter auch Steine geflogen kommen, zerbrochen werden. Vorsichtige stellen deshalb eine zweite alte Thüre zum Schutze vor. Die Verwandten und nähern Freunde des Brautpaars sind unterdeß im Hause zu einem Festmahle und zur Aufführung verschiedener Polterabendscherze versammelt. In Reichenbach hörte ich die Kinder vor dem Hause der Braut das früher angeführte Kirmeßlied in veränderter und verkürzter Form so singen:

„Dreimal, dreimal um das Haus,
Werft ä Stückel Kuchen raus,
Aber ä Stückel weißen,
Den schwarzen kann ich net beißen;
Ist der Kuchen net gerathen,
Gebt ä Stückel Schweinebraten."

Die Geschenke für das Brautpaar, der „Hausrath", werden von den Befreundeten in der Regel zum Polterabende übergeben. Der Verlauf einer Hochzeit auf den Dörfern um Reichenbach und Lengenfeld war früher folgender:

Die Gäste wurden von dem Hochzeitbitter eingeladen. Derselbe erschien im Sonntagsstaate, mit einem großen Stocke in

der Hand. An den Stock war ein buntseidenes Tuch geknüpft, und auch am Hute befand sich zuweilen ein solches. An der linken Seite der Brust trug er einen Zweig von Rosmarin. Wenn er nun in das Haus der Einzuladenden kam, richtete er seine Grüße von Braut und Bräutigam, Aeltern und Schwiegerältern aus und sprach sodann die Bitte aus, es möge dem Eingeladenen gefallen, an der Hochzeit Theil zu nehmen. Bei der Hochzeit selbst hatte der Hochzeitbitter das Austheilen der Speisen zu besorgen und die Rangordnung der Hochzeitgäste an der Tafel festzustellen. Bei einer großen Hochzeit spielten außer den Brautleuten 1. der Brautführer, 2. die Brautgespielin, 3. der Brautvater und 4. die Brautmutter die Hauptrollen. Die Hochzeit wurde im Aelternhause der Braut gefeiert. Dorthin kamen die Hochzeitgäste und von da aus bewegte sich der Zug in die Kirche. Voran ging die Musik, dann folgten der Hochzeitbitter, hinter diesem die Braut und der Bräutigam, dann der Brautführer und die Brautgespielin, hierauf kamen die Aeltern der Braut, dann die Aeltern des Bräutigams, seine Geschwister und zuletzt die übrigen geladenen Gäste. War der Zug in der Kirche angekommen, so wurde mit Begleitung der Orgel ein Lied gesungen und dann hielt der Geistliche am Altare die Traurede, winkte dann den Brautleuten und es erhoben sich Brautführer und Brautgespielin, um Braut und Bräutigam von ihren Plätzen abzuholen und zum Altar zu geleiten. Die erstern kehrten sogleich wieder auf ihre Plätze zurück, und es wurden darauf die Brautleute nach der Trauung von den Aeltern der Braut zurückgeleitet. Nach dem Gesange eines Liedes bewegte sich dann der Zug in alter Ordnung mit Musik wieder zurück nach dem Hochzeithause. Die Hochzeit dauerte gewöhnlich drei Tage. Acht Tage darauf hielten die Braut und der Bräutigam ihren Kirchgang und die Braut zog in das Haus ihres jungen Mannes. Zum Kirchgange waren wieder die Hochzeitgäste da, und wieder ging es im Zuge mit Musik nach der Kirche, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt

die Aeltern der Braut hinter den Brautleuten gingen und dann erst Brautführer und Brautgespielin folgten. Während des Gottesdienstes wurde im Hochzeithause der Kammerwagen mit dem Hausgeräth beladen; auf dem Wagen war vorn ein Sitz für das junge Paar angebracht worden. Nach einer Mahlzeit, welche nach dem Kirchgange gehalten wurde, zog man insgesammt zum Bräutigam. Der Kammerwagen, welcher von dem Bräutigam geschickt wurde, mußte dreimal losgefahren und wieder zurückgestoßen werden, zur Erinnerung an die Dreieinigkeit, wie man sagte, und es mußte bei jedesmaligem Losfahren ein Vaterunser gebetet werden. Die vor den Kammerwagen gespannten Pferde waren geschmückt; der Fuhrmann hatte ein buntseidenes Tuch am Hute oder an der Mütze und ein rothes Band an seiner Peitsche. Im Hofe der Braut durfte der Wagen nicht umgelenkt werden, sonst kam die Frau wieder zurück. Er wurde deshalb um die Besitzung herum und zum hintern Thor hinein in den Hof gefahren; ging das nicht an, so mußte er rückwärts durchs vordere Thor hinein geschoben werden. Kam die Hochzeitsgesellschaft in dem Hause des Bräutigams an, so fand sie wieder die Tische gedeckt und es wurde eine zweite fröhliche Hochzeit gehalten. Bei Ankunft des gepackten Kammerwagens hatte der junge Mann Folgendes zu thun: Er stieg zuerst vom Wagen und trug die junge Frau auf den Armen in das älterliche Haus; dort setzte er sie in der Stube auf einen Tisch, und zwar an einen solchen Platz, wo zwei Tische zusammengesetzt worden waren und einen Winkel bildeten. Er gab darauf der Frau ein Gesangbuch in die Hand, und sie schlug, ohne dabei ein Wort zu sprechen, aufs Gerathewohl das Buch auf und las das aufgeschlagene Lied. Dann wurde sie von ihrem Manne wieder vom Tische gehoben und nun erst wurde sie von Seiten ihrer Schwiegerältern bewillkommnet. Es wurden schließlich von den Gästen Glückwünsche ausgesprochen und unter Musik und Tanz endete das Fest. In manchen Dörfern bei Reichenbach ist es noch Gebrauch, daß man

auf den Tisch, auf welchen die Braut gesetzt wird, Salz und Brot hinlegt. Auch muß die junge Frau in das Ofenloch sehen, damit sie kein Heimweh bekomme. — Kommen die Brautleute aus der Kirche, so zögern sie mit dem Ablegen ihrer Kleidung. Schließlich sucht Jedes seine Kleider über die des Andern an den Nagel zu hängen. Gelingt dies der Braut, so führt sie künftig die Herrschaft; und ebenso umgekehrt. Es ist dieses Kleideraufhängen oft die Veranlassung zum ersten ernstlichen Streite, ja sogar zu Schlägereien zwischen den Neuvermählten geworden. (Heinsdorf.)

Wenn auch der Hauptverlauf des Hochzeitfestes an den verschiedenen Orten gleich war, so hatte doch jede Gegend noch ihre Besonderheiten. Auf einem Dorfe bei Mühlhausen war es z. B. Sitte, daß der Bräutigam die Braut dreimal um einen Tisch führen mußte. In Schönbrunn bei Oelsnitz darf beim Aufladen der Ausstattung auf den Kammerwagen wo möglich eine aufgebettete Wiege nicht vergessen werden; die Betten werden recht in die Augen fallend aufgethürmt. In und bei Oelsnitz darf sich die Braut beim Brotbacken für den Hochzeitstag nicht betheiligen, wol aber muß sie das erste Laib anschneiden. Sie darf auch das Braut- oder Bräutigamshemd nicht selbst nähen. Der Gang zur Trauung darf durch Nichts gestört werden. Die öffentliche Trauung heißt wol auch die „Brautmesse“ (Eichigt).

Jede Person, die einen Hausrath gegeben hat, bekommt als Erkenntlichkeit zwei Viertel Kuchen ins Haus geschickt. Messer, Gabeln und Löffel werden in der Stadt und auf dem Lande nicht angenommen, oder überhaupt nicht gegeben, da sie die Ursache zu einer schlechten Ehe sein würden. Auf den Dörfern bei Oelsnitz werden ferner am Trauungstage die in der Stube eben anwesenden Kinder ins Brautbett geworfen, was man „Brautbett einreiten“ nennt. Haben sich die Brautleute zur Ruhe begeben, so werden sie von den Hochzeitgästen außerhalb der Thüre des Schlafgemachs „angesungen“. Wird das Brautbett zurecht ge-

macht, so darf es, um die Federn gleichmäßig zu vertheilen, blos gestrichen, nicht geklopft werden, sonst bekommt die junge Frau von ihrem Manne Schläge. Es wird wol auch von den Freunden und Nachbarn geschossen, wenn die Brautleute von der Trauung zurückkehren und das Dorf betreten. (Würschnitz, Beerheide.) Durch dieses Schießen, obenso wie durch das Poltern, will man jedenfalls auf den Ueberfluß der Brautleute im künftigen Hauswesen hindeuten. Im Zwodtagrunde werden, wie in Thüringen, Fichten vor das Hochzeitshaus gesetzt. (Anmerk. Der Fichtenzapfen ist das Sinnbild der zeugenden Naturkraft, jedenfalls auch das Fichtenreiß, deshalb wird in einigen Gegenden Polens der Hochzeitkuchen mit Fichtenzweigen geschmückt, und die römische Braut trug eine Fackel von Fichtenholz. Nork, Sitten u. Gebräuche, S. 200.) Man sucht auch nach der Trauung an manchen Orten den Brautschuh zu entwenden, der dann von dem Bräutigam eingelöst werden muß. Statt der früher üblichen, mit Flittern und künstlichen Blumen besetzten Brautmütze ist auch jetzt selbst auf den Dörfern allgemein der Myrtenkranz gebräuchlich.

(Anmerk. Der Kranz als solcher soll nach alter Auffassung ein Siegeszeichen der bisher bewahrten Keuschheit der Braut sein. Die Myrte aber war der Liebesgöttin Venus Murtia geheiligt, weil sie den Zeugungstrieb erwecken und weibliche Krankheiten heilen soll. Venusstatuen wurden aus Myrtenholz geschnitzt. Da also die Myrte nicht ursprünglich das Symbol der Keuschheit war, was man ihr später unterlegte, so war sie auch der keuschen jungfräulichen Diana verhasst. Nork, Sitten u. Gebräuche, S. 200.)

Gefallene Bräute enthalten sich aller Festlichkeit und alles Aufsehens bei ihrer Hochzeit (Eichigt).

Wenn die Braut in der Würschnitzer Parochie mit dem Kammerwagen ihren Einzug hält, so macht die Branntweinflasche unter der Begleitung ununterbrochen die Runde. Ist die

Braut im Hause des Bräutigams angekommen, so muß sie alle Räume des Hauses durchwandern, damit sie sich leichter „eingewohne"; vorher aber wird ein ganzes Brot und eine Büchse mit Butter ins Haus getragen und auf den Tisch gestellt. Das Abladen der Betten und Kleider übernehmen die Brautjungfern. Hierbei muß Jedermann zugreifen, denn flink werfen die Jungfern Stück für Stück vom Wagen den Umstehenden in die Arme. Sind auch die Geräthe abgeladen, die Schränke aufgestellt, das Brautbette gemacht, so gehts an den Tisch. Es wird zunächst Kaffee und Kuchen aufgetragen und für die Spieler liegen Karten bereit. Der Tag vergeht unter Spiel und Scherz; Zweideutigkeiten erhalten gewöhnlich die Oberhand. Das eigentliche Festmahl findet erst am Abende gegen 9 Uhr statt. — Noch muß bemerkt werden, daß hier, so wie in dem Schulbezirke von Eichigt, die Fuhrleute des Kammerwagens aus dem Wohnorte des Bräutigams genommen werden; denn kein abgeladener Wagen darf an einen andern Ort zurückfahren; es würde dies ein Rückwärtsgehen des Wohlstandes anzeigen. — Während der ersten vier Wochen darf auch die Braut nicht in das verlassene Aelternhaus zurückkehren, um einen Besuch zu machen (Eichigt, Würschnitz). Die jungen Eheleute müssen auch vier Sonntage nach einander zur Kirche gehen (Würschnitz). — Ferner verdient bemerkt zu werden, daß an solchen Orten, wo die Feudalherrschaft in höchster Blüthe stand, vor ungefähr 80 Jahren die Gutsherrschaft, wie in der Lausitz, das Jus primae noctis besaß (Mittheilung des Lehrers Lucke in Unterwürschnitz), an das aber jedenfalls nur, wie es in der Altmark der Fall war, irgend eine Art Abgabe, ein Frauenzins, erinnerte.

In Planschwitz bei Plauen bestanden bei den Hochzeiten folgende Gebräuche: Beim Festmahle mußte die Braut den hintern Theil vom Schweine mit dem ganzen Schwanze, an welchen ein grünes Sträußchen gebunden war, erhalten. Der Schulmeister theilte das Fleisch, nahm das beste Stück für sich und sagte: „Das

hier ist mein." Eine halbe Tonne Bier wurde für den Pfarrer und Schulmeister gerechnet; Letzterer hielt eine Rede und lud die versammelten Gäste für den folgenden Tag wieder ein. Noch heute wird, wie es auch früher der Fall war, für Koch, Kirche und Schule bei den Gästen gesammelt. War Musik bei dem Festmahle, so mußte der Bräutigam einen Kronenthaler in die Geige stecken; der wurde dann gewöhnlich nicht gut herausgebracht, was viel Gelächter erregte. Nach dem Essen, aber noch vor Mitternacht, gingen die Brautleute zu Bette, und wer von ihnen zuerst einschlief, mußte zuerst sterben; die Folge war, sie blieben recht hübsch munter. — Am Vollmonde erfolgte der Einzug; an den Kammerwagen wurden Ochsen gespannt und zwar die größten, die man auftreiben konnte, so daß derjenige, welcher im Dorfe die größten Ochsen hatte, den Wagen fuhr. Die Gebräuche beim Fahren desselben waren auch hier dieselben wie auf den Dörfern der Reichenbacher Gegend. Die junge Frau durfte beim Aufladen Nichts anfassen. Waren mehrere Wagen da, so kamen auf den ersten die Betten, und die mit der jungen Frau verwandten Frauenspersonen setzten sich beim Fortfahren darauf. Sie galten demnach als nicht unwichtige Personen, und sie hatten auch die Aufgabe, den Kuchen unter die Menge der sich versammelnden Neugierigen oder für die ihnen Begegnenden herabzuwerfen. Die Brautleute durften sich nicht auf den Kammerwagen setzen, sondern gingen vor demselben her. Auf dem Wagen mit den Betten befand sich auch der aufgeputzte Spinnrocken. Unterwegs wurde gewöhnlich der Kammerwagen, wie auch anderwärts gebräuchlich, durch ein quer über die Straße gezogenes Band aufgehalten, und er mußte dann durch ein Geschenk ausgelöst werden. Kam man vor das Haus des Bräutigams und hielt der Wagen an, so wollte Jeder das um den Spinnrocken gewundene schöne Band für sich haben, und es waren zuweilen heftiger Zank und Schlägerei die Folgen des Streites. Ehe die junge Frau ins Haus trat, trank sie ein Glas Branntwein aus

und warf dann das geleerte Glas hinter sich weg. Es mußte, wenn sie glücklich werden sollte, zerbrechen. Kam die Frau ins Haus, so mußte sie ein Brot anschneiden und das abgeschnittne Stück in die Lade legen; dann wurde der Mann nicht Herr über sie. Auch mußte sie sich da, wo die Ofenbänke zusammenstoßen, niedersetzen, damit sie „eingewohne". Wurde abgeladen, so mußte der junge Mann das eingebundene Kind, ein Mandelholz, aus der Wiege nehmen und hinein tragen. Die Röcke und Betten mußten einzeln hineingetragen werden, damit sie die Leute zählen konnten. Die kleinste Lade mußten sechs Mann tragen, weil man annahm, daß darin das Geld liege. Aus dem Aelternhause der Braut hatte man die beste Kuh mit fortgenommen; sie wurde hinten nachgeführt, mußte aber sogleich zu Markte getrieben werden, weil man sonst kein Glück hatte. (Jedenfalls ist dies eine rein slavische Sitte, da wir sie auch bei den Wenden in der Lausitz finden und dem Rinde eine Art Heiligkeit im Glauben der ackerbautreibenden Slaven zuzuschreiben ist. [Haupt, Sagenbuch, S. 274.]) Nach dem Einzuge wurde wieder zwei Tage lang gegessen und getrunken, und bei dem darauf folgenden Tanze mußte das junge Paar den ersten Reigen allein tanzen. — Ein Gebrauch, der offenbar aufs Heidenthum, wo zur Befreundung der Schicksalsgöttinnen mit der Hochzeit ein Opfertanz verbunden war, zurückweist, bestand ehemals in Oberröppisch. Man zog nämlich bei Hochzeiten mit einem Fasse Bier auf den nahen Heersberg, trank es dort unter Tanz und Spiel aus und verbrannte dann das leere Faß. (Hahn, Gesch. v. Gera II. S. 1144.)

In der Gegend von Hohenleuben giebt als Zeichen der Verlobung jeder der beiden Versprochenen dem andern ein Stück Geld. Dieser Gebrauch findet sich auch bei den lausitzer Wenden, und dort heißt das Stück Geld, welches sowol bei der Verlobung, als auch beim Miethen der Dienstboten gegeben wird, Sawdawk. In der geraischen Gegend war es früher Sitte, daß die Braut, und zwar ohne alle Ausstattung, ihren Aeltern förmlich abgekauft

wurde. (Hahn, Gesch. v. Gera I. S. 60.) — Bei dem ersten Aufgebote läßt sich auf den Dörfern bei Hohenleuben keins der beiden Brautleute in der Kirche sehen; dagegen fehlen sie bei dem zweiten Aufgebote nicht. Bei dem dritten Aufgebote wird der Bräutigam von zwei Brautführern, die Braut aber von zwei Brautjungfern zur Kirche geführt. Die Brautführer nennt man „Blots=“ oder „Blatsknechte“, welcher Ausdruck an den Blotmann (Blutmann) der germanischen Opferpriester erinnert. Vor der Hochzeit wird das Abendmahl genossen. — Die Kuchen sind bei der Hochzeit eine Hauptsache. Bei dem Backen herrscht die Gewohnheit, daß die ledigen Frauenzimmer den ersten fertigen Kuchen, den sogenannten „Junggesellenkuchen“, zerreißen, da der Glaube herrscht, daß diejenige, welche das größte Stück davon erhält, zuerst einen Mann bekommt. Doch wehe dem Bräutigam, wenn der Kuchen nicht ganz aus dem Ofen kommt. (Anmerk. Der Kuchen war allen Personificationen des gebärenden Prinzips geheiligt; er ist Sinnbild der Fruchtbarkeit und wurde den Ehe= und Liebesgottheiten, z. B. der Liebesgöttin auf Eryx und der die Ehen beschützenden Here auf Samos geopfert. Vergleiche auch Jeremias 7, 18: „Die Weiber kneten den Teig, daß sie der Melecheth des Himmels (d. i. der Königin des Himmels, Astarte, Venus, auch wol dem Monde nach einigen Auslegern) Kuchen backen.“ — Ein Kuchen χρήϊον (verwandt mit dem lateinischen creo, schaffen) wurde in Argos aus dem Hause der Braut zum Bräutigam getragen; bei den Römern wurde ein Kuchen unter die Hochzeitgäste vertheilt. Nork, Sitten und Gebräuche, S. 195.) — In die Kirche zur Trauung zieht man erst nach dreimaligem Lauten. Beim Hinein= und Herausgehen, wie auch vor dem Altare, darf keins der Brautleute sich umsehen, weil der betreffende Theil sich sonst in der Ehe nach Anderen umsehen würde; auch würde der Theil sterben, welcher sich nicht umgesehen hat. Dasselbe wird auch in Tirschendorf bei Oelsnitz, und wahrscheinlich allgemein geglaubt.

Nach einem allgemeinen Glauben, der sich auch in der Lausitz findet, muß das Brautpaar recht eng beisammen stehen, damit die eheliche Verbindung um so fester werde. In der Hohenleubener Gegend werden, wie bei den Wenden, von den Gästen Messer und Gabeln zum Hochzeitmahle mitgebracht, und der Hausrath wird zur Schau ausgestellt. Sollte ein Paar Verlobte beim Mahle sein, so darf dasselbe nicht mit dem Brautpaare an einem Tische sitzen, sonst hat eins der Paare allerlei Unglück. Ferner wird wie bei den Wenden ein brennendes Licht vor die Braut und eins vor den Bräutigam gestellt; wessen Licht zuerst verbrennt, der stirbt zuerst. (Das Licht ist die Seele des Menschen. In dem Märchen vom Gevatter Tod brennen die Seelen der Menschen als Lichter in einer Höhle; bei dem Niederbrennen eines jeden Lichtes stirbt ein Mensch. Grimm, Kinder- und Hausmärchen. 5. Aufl. Nr. 44.) Zum Einzuge in des Bräutigams Haus wählt man Montag, Dinstag oder Donnerstag. Ehe die Braut aufsteigt, fragt sie der Brautführer, wohin sie wolle? Sie nennt Namen und Wohnort des Bräutigams, trinkt dann ein Glas aus und wirft das leere Glas hinter sich. Die Kleidungsstücke auf dem Wagen dürfen während der Fahrt nicht angerührt werden; es brächte dies Unfrieden in die Ehe. Es wird zunächst dreimal im Kreise herumgefahren. Regnet es auf dem Wege, so ist dies eine gute Vorbedeutung. Auch dieser Glaube scheint im Voigtlande wie in der Lausitz allgemein verbreitet zu sein; die Wenden sagen: Wenns der Braut in den Kranz regnet, so wird sie reich. Ist der Zug vor dem Hause des Bräutigams angekommen, so findet man dasselbe verschlossen. Der Brautführer pocht an und fragt des Bräutigams Aeltern, ob ihnen die Braut recht sei. Dann wird gefragt, ob sich die jungen Leute gut aufführen wollen u. s. w. Ist dies geschehen, so tritt die Braut auf einen Stuhl; es wird getrunken, der Bräutigam leert die Flasche und zerwirft das Gefäß an dem Hofthore. Nun erst führt der Bräutigam die Braut ins Haus. Es ist wol

anzunehmen, daß auch diese Gebräuche sich in der Hohenleubener Gegend zum Theil verloren haben, oder daß sie nur in einzelnen Fällen noch eingehalten werden. Vor 40 Jahren scheinen sie nach Dr. Julius Schmidt, Topographie der Pflege Reichenfels (S. 112 ff.), welchem Buche sie entnommen wurden, noch in ihrem ganzen Umfange bestanden zu haben.

In dem bayrischen Voigtlande sind öffentliche, d. h. mit Gesang und dergleichen verbundene Trauungen seltener geworden; man zieht es in der Regel vor, sich in der Stille einsegnen zu lassen; früher waren Hochzeitpredigten gewöhnlicher. Auf dem Wege nach der Trauung wirft man reichlich Geld aus dem Wagen, denn es wird gesagt: Je mehr Geld man auswirft, desto mehr Unglück wirft man weg! (Ernst a. a. O. S. 49.) — Während im Landgerichtsbezirke Kirchenlamitz der Kammerwagen noch vor der Trauung ins Haus des Bräutigams gefahren wird, vergeht an anderen Orten (z. B. in Oberpferd) oft ein halbes Jahr, ehe dies geschieht; denn man will Zeit gewinnen, ihn so groß als nur irgend möglich auszurichten. An der Peitsche des Kutschers befindet sich ein rothseidnes Bändchen; hinter dem Wagen geht oft die Lieblingskuh der Frau her, und an den aufgeladenen Möbeln ist der Vor- und Zuname der Braut angebracht (Kirchenlamitz). Wenn der Kammerwagen am Hause des Bräutigams angekommen ist, darf er nicht mit der Deichsel dorthin stehen, woher er kam, sonst müßte die junge Frau zurück. (Oberpferd.) Es darf auch nicht mit der Peitsche geklatscht werden, sonst bekommt die Frau Schläge. (Oberpferd.) Kommt der beladene Kammerwagen am Orte seiner Bestimmung an, so muß der Bräutigam das oben stehende Spinnrad herabnehmen; gelingt ihm das nicht, weil ihm ein Anderer zuvorkam, so muß er das Rad mit Gelde einlösen. (Selbitz.)

c. Die Kindtaufe. In und bei Reichenbach war es früher Sitte, daß sich die Frau, welche „in die Wochen kam“, von dem Nachtwächter ein geistliches Lied singen ließ; die Nachtwäch-

ter stellten sich wol auch ungeheißen dazu ein. Wird ein Kind „zu zeitig" geboren, so sagt man, die Frau sei von der Kuh gestoßen worden. (Planschwitz). War das erste Kind in der Ehe ein Mädchen, so mußte der erste Kuchen, welcher zur Kindtaufe gebacken wurde, in viele Stücke zerrissen werden; man meinte, daß sich später die Burschen auf dem Tanzboden ebenfalls um das Mädchen „reißen" würden (Planschwitz.) In Reichenbach ist es Sitte, daß die Befreundeten der Wöchnerin „Wochensuppen" schicken. Man beschränkt sich dabei aber nicht etwa blos auf Suppen, sondern sendet auch Gebratenes und Gebackenes nebst Wein. Auch werden Wochenbesuche gemacht, die dann von der Wöchnerin, nachdem sie ihren ersten Kirchgang gehalten hat, erwidert werden müssen. Das Gevatterbitten besorgt an vielen Orten, z. B. in Reichenbach, bei Münchberg und Neila, die Hebamme. Bei den höhern Ständen thut dies der Vater des Kindes selbst. Auch auf den Dörfern im Landgerichtsbezirke Lamitz geht der Vater im Sonntagsrocke und häufig auch mit dem sogenannten „Gevatterstecken", einem langen spanischen Rohre mit silbernem Knopfe, in das Haus desjenigen, dem er die „Ehre anthun" will, ihn zum Gevatter „zu gewinnen." (Spengler, Das sociale u. wirthsch. Volksleben des Landgerichtsbezirks Kirchenlamitz, S. 33.) Bei Hof übernimmt der Lehrer des Dorfs das Schreiben und Uebergeben des Gevatterbriefes. Außerdem muß er noch mündlich „zu Gevatter bitten." (Ernst, Beschreib. u. Gesch. d. Bezirks u. d. Stadt Hof, S. 49.) — Oberhalb Adorf und im bayrischen Voigtlande herrscht die Sitte, daß die zu Taufzeugen gebetenen Personen, und selbst die Aermeren, vor der Taufe Eier, Mehl, Semmel, Butter u. dergl. der Wöchnerin ins Haus tragen, und am Vormittage des Tauftages schicken sie in Reichenbach gewöhnlich Torten, und in Adorf allgemein Gebäck und Wein, oder, wenn sie nicht vermögend sind, statt dessen Branntwein in das Taufhaus. Es wird dies nach der Taufe gewöhnlich mit aufgetragen und verzehrt. Bei Hof und

16*

Kirchenlamitz wird das von den Pathen vor der Taufe gegebene Geschenk „der Bescheid“ genannt. — Wol die Hälfte der Leute sieht nach der Geburt eines Kindes noch in den Kalender, um zu erfahren, ob das Kind in einem guten oder schlechten Zeichen geboren sei. (Oelsnitz.) Daß dem Kinde von den Pathen ein Eingebinde gegeben wird, findet sich noch allenhalben; Wohlhabende legen noch zuweilen dreierlei Geldsorten in den Pathenbrief, ein Gold-, ein Silber- und ein Kupferstück; gewöhnlich aber wird die Goldmünze weggelassen. Der Pathenbrief wird blos zugebunden und von den Taufzeugen unter das Kopfkissen des Kindes gelegt. Wenn der Täufling ein Knabe ist, so nimmt man zum Zubinden des Pathenbriefes ein grünes, ist er ein Mädchen, dagegen ein rothes Band. (Reichenbach.) Bei Hof enthält der Pathenbrief den sogenannten „Pathenthaler“ mit einem schönen Spruche. In der Gegend von Kirchenlamitz wird der Pathenthaler, den man in den Familien wie ein Heiligthum aufbewahrt und den Kindern erst bei der Verheirathung einhändigt, in dem seidenen „Pathenbeutel“ vor der Taufe übergeben. (Ernst, Gesch. u. Beschr. d. Bezirks u. d. Stadt Hof, S. 50. Spengler, Das soc. u. wirthsch. Volksleben d. Landgerichtsbez. Kirchenlamitz, S. 34.) Aermere Leute bitten häufig, z. B. in Reichenbach, Wohlhabende zu Gevattern, um recht viel Pathengeld zu bekommen; dabei wählen sie auch öfters mehr als drei Gevattern. Unter den näher mit einander Bekannten kommt das Einbinden jetzt vielfach ab; man giebt vielmehr dafür dem kleinen Pathenkinde am ersten Geburtstage irgend ein Geschenk, ein Kleidchen, einen Ring oder silbernen Löffel u. dergl. (Reichenbach.) Anderwärts verlangt es die Sitte, daß das Kind vom Pathen, wenn es ein halbes Jahr alt ist, die sogenannte „Schlotterwaare“, und wenn es ein Jahr alt ist, die „Pathensemmel“ erhält. Dieses Geschenk soll bewirken, daß dem Pathen im ganzen Leben kein Brot mangelt. (Hofer Gegend. S. Ernst a. a. O. S. 50.) Weihnachten und Ostern erhält das Kind bis zum 13. Jahre

vom Pathen Geschenke, und beim Tode des Vaters vertritt derselbe oft Vormundsstelle. (Kirchenlamitz. S. Spengler a. a. O. S. 34.) Ueberhaupt ist auf den Dörfern durch die Gevatterschaft ein inniges, dem verwandtschaftlichen ähnliches Verhältniß zwischen den Betheiligten eingetreten. — Die männlichen Taufzeugen senden ihren Mitgevatterinnen am Tauftage auf einem Teller einen Blumenstrauß, zuweilen auch noch ein Paar Handschuhe. (Ziemlich allgemein). — In Mißlareuth hat bei Kindtaufen der Bursche ein schönes Tuch und einen Strauß am Rocke, beides ein Geschenk der „Jungfer" oder „Frau Mitgevatterin." Den Gevatterburschen wird wol auch ein rothes seidenes Band an den Spazierstock geknüpft (Würschnitz). — Auf den Dörfern bei Reichenbach wurde der Wöchnerin früher von den Gevattern ein großes Seidenband nebst den Spitzen zu einer Spreizhaube geschenkt, damit sie ihren ersten Kirchgang in einer neuen Haube machen konnte; statt der Haube giebt man jetzt gewöhnlich ein anderes Kleidungsstück. In den nach Oelsnitz eingepfarrten Dörfern bringen es die Pathen gewöhnlich mit, wenn sie von der Taufe aus der Stadt zurückkommen. — Zuweilen giebt die Frau, welche als Pathin zu einer Gevatterschaft gebeten wurde, ihren Freundinnen einen Kaffee, zu dem Sahne mit eingequirltem Eidotter und gestoßenem Zimmt genommen wird. (Reichenbacher Gegend.) Dieser sogenannte „Lachkaffee", wie er in der Lausitz heißt, wird im untern Voigtlande noch vereinzelt „Freudenweckele" genannt. Im Jahre 1737 wurden die Einwohner von Lengenfeld auf die kurfürstliche Polizeiordnung von 1661 hingewiesen, in der gesagt ist, „daß das bei denen Gevatterschafften, besonders bey denen Fabrikanten so sehr eingerissene F r e u d e n - W e i g e l e, welches bey und nach dem Gevatterbiethen, wohl manchmal sehr späte in die Nacht hinein gedauert" habe, „hinführo gäntzlich abgestellet und umb 20 Groschen bestraft werden" solle. — Zu den Kindtaufen werden nicht selten auch die Nachbarn eingeladen. Dieselben geben wie die Pathen ihren Beitrag zu dem Schmause.

(Brunn). Die Hausgenossen erhalten Kuchen, Kaffee und Branntwein, ja auch wol Fleisch zugeschickt, wenn sie nicht selbst an dem Schmause theilnehmen. (Reichenbach.)

Wenn die Pathen das Kindtaufshaus verlassen wollen, um den Weg nach der Kirche anzutreten, wird fast überall ein Vaterunser gebetet (Oelsnitz); und ziemlich häufig findet sich auf den Dörfern bei Oelsnitz der Gebrauch, daß vor dem Fortgehen der Pathen nach der Kirche über die Stubenthür zwei Gabeln oder Messer, auf welche man ein Gesangbuch legt, gesteckt werden. In Planschwitz mußte die Wöchnerin, wenn man mit dem Kinde zur Taufe ging, eine ganz alte Pelzmütze mit langen Bändern aufsetzen, eine dicke Jacke anziehen und in dem ganzen Hause herumgeführt werden, damit das graue Männchen ihr Nichts anhabe. Auf den Dörfern bei Oelsnitz wird die Wöchnerin erst nach der Taufe herumgeführt. Sie fürchtet sich dann während ihrer Wochenzeit nicht, und kann auch von keiner Krankheit befallen werden. Bei manchen Landleuten in der Oelsnitzer Gegend wird wie bei den oberlausitzer Wenden, wenn die Pathen zur Kirche gehen wollen, von diesen noch laut gesagt: „Einen Heiden tragen wir fort, einen Christen bringen wir wieder." Nach der Kirche geht man im sogenannten „Gänsemarsch", Eins nach dem Andern, zuerst die Pathen und den Schluß macht die Hebamme mit dem Kinde (Würschnitz). Sind verheirathete Männer Gevatter, so müssen deren Frauen der Taufe in der Kirche beiwohnen; sind aber Frauen Gevatter, so bleiben unterdeß die Männer im Kindtaufhause und trinken und spielen (Würschnitz). Der vorhin mitgetheilte Spruch wird zuweilen auch als Glückwunsch von den Pathen bei ihrer Zurückkunft von der Taufe den Aeltern ausgesprochen. Er lautet dann: „Einen Heiden haben wir fortgebracht, einen Christen bringen wir wieder, der liebe Gott helf ihn Euch groß ziehn und laß Euch viel Ehr' und Freud' dran erleben!" (Würschnitz.) — Auf den Dörfern um Hof und Kirchenlamitz will es die Sitte, daß beim Zuge in

die Kirche der Gevatter mit dem Kindsvater vorangehe; die Gevatterinnen mit der das Kind tragenden Hebamme folgen unmittelbar darauf. Sieht man dagegen nur eine Mannsperson oder außer der Hebamme nur eine Weibsperson beim Gange nach der Kirche, so weiß man, daß das Kind ein uneheliches ist. (Spengler a. a. O. S. 33. Desgl. Ernst a. a. O. S. 50.) Auf dem Gange nach der Kirche und von da zurück trägt wol auch der jüngste weibliche Taufzeuge das Kind, wenn dasselbe ein Mädchen ist; ist das Kind ein Knabe, so muß dies der jüngste männliche Pathe thun; über den Täufling wird dabei ein weißes Tuch gedeckt. (Adorf und oberes sächsisches Voigtland.) Bei Hohenleuben soll es Gebrauch sein, daß Leute, denen Kinder gestorben sind, das Neugeborne nicht, wenn es zur Taufe geht, zur Thür hinaustragen, sondern durch ein Fenster hinauslangen. (Schmidt, Topogr. S. 116.)

Während der Taufe hält die älteste Pathe das Kind (Delsnitz); häufig nimmt es auch die Hebamme auf die Arme (Reichenbach); die Pathen fassen die Zipfel des über das Kind gebreiteten weißen Tuches an. Statt dieses Tuches ist auf manchen Dörfern (Unter- und Oberwürschnitz) noch das sogenannte „Westerhemdchen" im Gebrauche. Dasselbe erbt als ein Heiligthum in der Familie fort und wird nach der Besprengung mit dem Taufwasser dem Täuflinge über das Gesicht gedeckt und während des Segensprechens von den Pathen an drei Enden gehalten. Wenn man das getaufte Kind aus der Kirche nach Hause gebracht hat, legt man es querüber auf das Bett der Mutter, die dabei gewöhnlich am Fußende des Bettes auf einer Lade sitzt, und kugelt es von dem Kopfende nach der Fußlage dreimal herab, so daß bald das Gesicht, bald der Hinterkopf auf die Bettdecke zu liegen kommt. Dann kann das Kind nicht behext werden. (Delsnitzer Gegend.) In Planschwitz mußte dies die Mutter thun, wenn sie von ihrem ersten Kirchgange nach Hause zurückgekehrt

war. Dies hatte zur Folge, daß das Kind später im Leben nicht gefährlich fiel.

Bei den Kindtaufen auf den Dörfern um Reichenbach bekam früher jeder Gevatter drei Pfund Fleisch, sowie drei Kuchen von verschiedener Sorte, nämlich einen gegen zwei Zoll dicken Kuchen und zwei dünnere, einen sogenannten gelben (Käsekuchen?) und einen Zuckerkuchen. Es wurde zuerst Warmbier getrunken und zwar aus bunten Töpfchen. Desgleichen wurden abgebackene und gekochte Pflaumen auf zerschnittene Semmeln gelegt. Was von der Mahlzeit übrig blieb, bekamen die Gevattern mit nach Hause. In und bei Reichenbach ist es noch jetzt Gebrauch, daß die Gevattern am Morgen nach dem Tauftage wieder im Hause des Kindtaufsvaters zusammenkommen, um zu frühstücken. Die Kindtaufsschmäuse sind in Oelsnitz so wie auf den Dörfern in der Nähe der Stadt, und hier besonders bei den ärmern Leuten, fast ganz in Wegfall gekommen; das Einzige, was man dann den Pathen vorsetzt, ist Kuchen und Kaffee. Giebt aber ein Bauer, der an der alten Sitte festhält, noch einen ordentlichen Kindtaufsschmaus, so bekommen auch dort die Gevattern verschiedene Speisen, einen ganzen Kuchen und ein ganzes Brot, mit nach Hause. Die miteingeladenen „Nebengevattern", d. h. besonders die Männer und Frauen der Pathen, und ebenso die „Altgevattern", welche bei einem ältern Kinde Taufzeugen gewesen sind, erhalten etwas weniger. Auf den Dörfern darf der Lehrer wo möglich beim Kindtaufsschmause niemals fehlen; früher schickte er auch wol am andern Tage seine Magd mit einem tüchtigen Korbe in das Haus, um sich seine erübrigte Mahlzeit holen zu lassen. (Planschwitz.) Auch in den Städten werden der Geistliche und Kirchner, besonders dann, wenn die Taufhandlung im Hause stattfindet (was z. B. in Reichenbach vielfach in Gebrauch gekommen ist), zum Essen oder doch wenigstens zu einer Tasse Kaffee zurückgehalten. Wie bei der Hochzeit, so hat auch auf manchen Dörfern, z. B. in Ober- und Unterwürschnitz, der Leh-

rer bei dem Kindtaufschmause die Ordnung der Gäste und das Vorlegen der Speisen zu besorgen. Auch kommt ihm das Sprechen des Tischgebetes zu, das um so besser gefällt, je länger es ist. Nach einem Schlußgebete und gemeinschaftlichen Gesange spricht er außerdem im Namen des Kindsvaters den Dank der Aeltern des Kindes für das Erscheinen, so wie die Bitte aus, mit dem Wenigen, was vorgesetzt wurde, zufrieden zu sein. Es folgt dabei die Aufforderung, recht lange, oder lieber, damit man das Wiederkommen erspare, bis zum folgenden Tage zu bleiben. Bei den „großen" Kindtaufen, welche in den Dörfern oberhalb Oelsnitz zuweilen volle drei Tage währten, wurde gewöhnlich am Abende getanzt, und wenn das Kindtaufshaus zu eng war, zog man ins Nachbarhaus. Es kam nicht selten vor, daß selbst Wöchnerinnen mit in den Wirbel gezogen wurden. — Der Lärm und die Hitze werden bei solchen Dorfkindtaufen unerträglich; die große und kleine Familie der Pathen darf nämlich nicht fehlen; das Braten und Kochen wird in der Regel in derselben Stube besorgt, in welcher die Gäste versammelt sind, und um die Hitze etwas zu mildern, läßt man Thüre und Fenster offen stehen. Die Speisen bei einem Kindtaufsschmause sind auf manchen Dörfern herkömmliche. Man ißt z. B. zuerst eine braune oder weiße Biersuppe; in die braune hat man Brot, in die weiße aber, zu der auch Milch genommen wird, Semmel eingebrockt. Darauf kommt gewöhnlich Reis und Rindfleisch, Schweinebraten, zweierlei Wurst, Hering und Brot. Man ißt tüchtig Biersuppe und Reis, Fleisch aber weniger, um davon mehr nach Hause nehmen zu können. Hering ißt man, um rechten Appetit zum Biertrinken zu haben. (Planschwitz.)

Wenn auf den Dörfern um Oelsnitz den Gevattern außer der Mahlzeit nach der Taufhandlung noch ein besonderes Abendessen gegeben wird, so stimmt man nach dem Essen stets das Lied: „Nun danket Alle Gott!" an. Bei Oelsnitz ist das „Spießeinrecken" bei den Kindtaufsmahlzeiten noch üblich. Eine Per-

son kommt mit einem Spieße ans Fenster und hält denselben in die Stube hinein. An dem Spieße befindet sich ein Zettel mit irgend einem Verschen, ferner ein kleiner Sack und eine Flasche. In diese Behälter giebt der Kindtaufsvater Speise und Trank, und nun zieht die „ansprechende" Person den Spieß wieder hinaus und geht fort. Manchmal besteht der sogenannte Spieß auch nur aus einem Schleißenspahne, an welchen ein mit witzigen, auf die Gäste passenden Reimen beschriebenes Blatt gesteckt ist. Ungesehen wird mit dem Spahne ans Fenster geklopft, bis derselbe bemerkt wird. „Der Spieß ist draußen", heißt es; man macht das Fenster auf, nimmt den Spahn sammt Zettel herein und Jemand von der Gesellschaft liest das Geschriebene vor. Sind die Reime witzig und ohne Beleidigung eines Gastes, so wird den „Einreckern" eine Flasche Branntwein, Brot, Fleisch und ein Krug Bier vor die Hausthüre gestellt. Das holen sich die Betreffenden und stellen dann die leeren Gefäße wieder hin. Lassen sie sich sehen und werden sie gefangen, so werden sie, namentlich wenn sie mit der Familie befreundet sind, in die Stube geführt und als Gäste behandelt. (Würschnitz.) — In Planschwitz und Würschnitz kam es vor und ist es wol jetzt noch vereinzelt im Gebrauche, daß bei jungen Leuten, die zum ersten Male Gevatter standen, ein Stück Papier oder ein anderer leicht entzündlicher Stoff unter den Stuhl, worauf sie saßen, geworfen und heimlich angebrannt wurde. Bemerkten die übrigen Gäste den Rauch, so hieß es: „Es brinzelt" (brenzelt); man suchte unter den Stühlen und veranlaßte die auf diese Weise „Gehänselten", Etwas „zum Besten zu geben." Dies gab dann gewöhnlich Veranlassung zu einer lustigen Nachfeier des Kindtauffestes. — Daß die Mutter des neugebornen Kindes sich während ihrer Wochenzeit manchen hergebrachten Vorschriften fügen muß, mag hier nur schließlich erwähnt werden; es wird davon später unter dem Aberglauben die Rede sein.

d. Tod und Begräbniß. Wie bei den oberlausitzischen

Wenden werden, wenn Jemand im Sterben liegt, die Nachbarn zusammengerufen, damit dieselben gleichsam Zeugen bei dem eintretenden Tode seien; es geschieht dies selbst in der Nacht (Würschnitz und Eichigt). So wie der Sterbende die letzten Athemzüge thut, öffnet Jemand das Fenster, „damit die Seele hinaus könne." (Ziemlich allgemein.) Ein Familienglied oder ein Nachbar drückt dem Todten die Augen zu, und man bespricht sofort die Zeit und Art des Begräbnisses. Unter den Nachbarn werden Boten ausgewählt, welche den entfernt wohnenden Verwandten die Trauerkunde überbringen. Selbst bei Entfernungen von 5 bis 6 Stunden benutzt man zur Benachrichtigung nicht die Post, sondern man sendet besondere Boten aus. (Würschnitz.)

Ist die Leichenwäscherin angekommen, so kleidet dieselbe den Verstorbenen bis aufs Hemde aus, wäscht ihn und legt ihn aufs Leichenbrett. Ein solches Leichenbrett ist in vielen Häusern ein Inventarienstück, welches durch Erbschaft in der Familie bleibt, oder dem Käufer eines Gutes überlassen wird. Ist im Hause kein Leichenbrett vorhanden, so wird es bei einem Nachbar geborgt, der es nach alter Sitte gern hergiebt. Dieses Brett, von ungefähr vier Ellen Länge und angemessener Breite, wird entweder auf eine an der Wand befestigte Bank oder auf den Fußboden der Stube gelegt; am Kopfende legt man ein Holzscheit unter. Der Leichnam wird darauf ausgestreckt und, wenn nöthig, mit einem Tuche angebunden; ebenso bindet man ihm die Hände mit einem Tuche zusammen. Das Festbinden auf das Leichenbrett geschieht in Folge eines Aberglaubens. Denn wenn der Tode herabfiele, so wäre dies eine fürchterliche Vorbedeutung: er holte dann bald wieder Jemanden aus der Familie nach. (Würschnitz). Es wird auch zu den Füßen des Todten ein Gesangbuch hingelegt. (Gegend von Hof und Kirchenlamitz.) Während der Beschäftigung der Leichenwäscherin enthalten sich die Angehörigen aller Arbeit. Die Leichenfrau ladet am Tage vor dem Begräbnisse zur Theilnahme durch Begleitung ein, wofür

sie eine kleine Gabe, z. B. Brot oder Geld bekommt (Eichigt). Am Tage des Begräbnisses wird der Verstorbene unter Beihülfe der Nachbarn, die auch den Sarg herbeischaffen (Würschnitz), von der Leichenfrau eingebettet. Gewöhnlich bekommt er seine Lieblingskleider angezogen; doch erhält er auch ein Sterbekleid von dunklem Kattun (Eichigt). Gern giebt man ihm auch seine Lieblingsgegenstände mit in den Sarg (Reichenbach). — Während der Nacht vor dem Begräbnisse wird in der Kammer, wo der Verstorbene liegt, beständig ein Licht gebrannt (Höfer Gegend). Auf den Dörfern sind gewöhnlich die Nachbarn die Träger; in eingepfarrten Dörfern besorgt der nächste Nachbar den Leichenwagen (Eichigt). — In den Städten werden die Verstorbenen von den Innungsgenossen zu Grabe getragen. Hier werden viele Leichen seit Jahren in der Stille beerdigt; auf den Dörfern aber hält man noch mehr an der öffentlichen Beerdigung fest. Die Gestorbenen, welche von den nach Reichenbach eingepfarrten Dörfern in letzterer Weise beerdigt werden, haben die Begleitung sämmtlicher Geistlichen, einiger Lehrer, welche zugleich die Eigenschaft von Kirchendienern besitzen, und der Schüler der Oberklasse der Bürgerschule. Der Zug bewegt sich durch die Begräbnißkirche, und der Sarg wird vor dem Altare niedergesetzt, wenn die Leichenpredigt, wie es in der Regel geschieht, nicht am Grabe gehalten wird. Die Träger sind in schwarze Mäntel gehüllt und tragen dreieckige Hüte. Seit kurzer Zeit ist auch ein Leichenwagen im Gebrauche. Früher soll in Adorf der seltsame Gebrauch geherrscht haben, daß Frauen durch Frauen zu Grabe getragen wurden. (Sigismund, Aus d. Voigtl.)

An vielen Orten, z. B. in Reichenbach, geht die Leichenwäscherin vor dem Sarge; demselben folgen zunächst die männlichen und sodann die weiblichen Angehörigen des Verstorbenen; an diese schließt sich endlich die übrige Leichenbegleitung an. Anderwärts, z. B. in den Ortschaften des Gerichtsbezirkes Kirchenlamitz, geht die Leichenfrau hinter dem Sarge, und dann erst

kommen die nächsten Hinterbliebenen. Es ist in der Höfer Gegend Sitte, daß bei einem Todesfalle außer der „Freundschaft“ aus jedem Hause des Dorfes wenigstens eine, bei reichen Leuten zwei Personen „zur Leiche geladen“ werden. (Ernst a. a. O. S. 51. Spengler u. a. O. S. 34.)

Auf Dörfern, welche eine eigene Schule haben, wird die Leiche von dem Lehrer in Begleitung der größern Schuljugend unter Gesang bis zur Grenze des Dorfgebiets begleitet. (Tirschendorf. Beerheide.) Ist der Zug im Kirchdorfe angelangt, so wird er von der Geistlichkeit und Schule des Orts empfangen, und unter Gesang und Glockengeläute wird der Todte zum Grabe getragen. Kinder unter einem Jahre werden mit Lection, wer aber dieses Alter überschritten hat, mit Leichenpredigt und Vorlesen des Lebenslaufes beerdigt. (Unterwürschnitz.) Die Leiche wird auch im offenen Sarge in der Hausflur ausgestellt; es kommt die Schule und zwei Lieder werden gesungen. Dann wird Abschied genommen, indem man dem Todten die Hand giebt und sagt: „Ruhe sanft in Gottes Namen!“ Die jüngsten Verwandten fangen mit dem Abschiednehmen an. Zuweilen nimmt man auch am Grabe Abschied; dann wird der Sargdeckel abgenommen. (Gegend von Neumark.) Ziemlich allgemein gebräuchlich ist es, daß man den Sarg, wenn er über die Hausthürschwelle getragen wird, dreimal (im Namen der heiligen Dreieinigkeit) sanft niedersetzt; dann wird er erst vor dem Hause aufgebahrt. Der Gebrauch des Niedersetzens findet sich auch bei den Wenden, die dabei sagen: „Wir wollen ihn (den Todten) ein Bischen auf der Schwelle ausruhen lassen.“ — Auf manchen Dörfern des Höfer Bezirks wird der Leichenwagen beim Abfahren dreimal angezogen. — Die Bahre steht auch wol längere Zeit vor der zur Beerdigung festgesetzten Stunde vor dem Hause. (Reichenbach.) — Wird eine Leiche von einem eingepfarrten Dorfe in Misslareuth beerdigt, so sitzt die Leichenwäscherin auf dem Sarge, der bis zu einem bestimmten Platze in der Nähe der Kirche gefahren

wird; dann erst steigt die Frau herab und es wird aufgebahrt. Wenn man eine Leiche aus dem Hause trägt, so wird das Vieh aufgetrieben, sonst wird es krank und es stirbt. (Schönbrunn bei Oelsnitz. Planschwitz.) — Ist die Leiche aus dem Hause getragen worden, so wird sofort die Thüre geschlossen (Reichenbach. Hohenleuben), und man macht in der Stube, wo die Person starb, drei Salzhäufchen, kehrt sie aus, und wirft den Kehricht und den Besen auf den Gottesacker oder das Feld (Hohenleubener Gegend). Der Todte soll dann nicht umkehren. Derselbe Gebrauch findet sich auch bei den Wenden in der Oberlausitz. Um ja sicher zu sein, legt man auch noch oft einen Kreuzknoten, von einem Strohbande gemacht, unter das Kreuz (auf den Grabeshügel?). (Hohenleuben.) (In Bliesingen bestand die Sitte, vor der Thüre des Sterbehauses einen Strohwisch hinzulegen. Stroh ist überhaupt bei Tod und Begräbniß symbolisch. Nork a. a. O. S. 357.) Sind in dem Gehöfte Bienenstöcke, so geht Jemand hin und sagt: „Der Vater ist todt“ (Wildetaube). Ist der Todte aus dem Hause getragen worden, so stürzt die Leichenfrau den Stuhl, worauf der Sarg stand, um; auch das Leichenbrett wird umgestürzt (Reichenbach). — Auf dem Leichenwege darf sich Niemand umsehen, sonst stirbt er auch bald (Schönbrunn). Wenn dem Zuge zuerst eine männliche Person begegnet, so stirbt bald eine männliche Person und umgekehrt (Schönbrunn). Geht beim Rückgange von der Beerdigung eine Frau zuerst ins Trauerhaus, so ist die nächste Leiche dieses Hauses eine Frau, und umgekehrt (Oelsnitz). Begegnet der Sarg einem Zwiegespann, so wird eine Ehe zerrissen (Schönbrunn). Die Leichenbegleitung darf nicht eng aneinander gehen, weil dann bald wieder Jemand nachfolgen wird; es wird nicht gern gesehen, wenn der Todte sehr kenntlich ist (Tirschendorf). Der Pfarrer muß auch gut bezahlt werden, damit die Predigt gut ausfällt (Planschwitz). Allgemein ist die Sitte verbreitet, dem Todten drei Hände voll Erde auf den Sarg nachzuwerfen, „damit man ihn leichter vergesse“.

Während der Leichenpredigt liegen die Angehörigen mit dem Angesichte auf dem Betstuhle oder einem untergelegten Gesangbuche; ein ziemlich allgemeiner Brauch, den auch die Wenden in der Lausitz beobachten. — Sämmtliche zu der Trauerfeier Eingeladenen und dabei Erschienenen, sowie ihre Angehörigen, müssen den Todten vier Wochen lang betrauern, d. h. Trauerkleider anlegen; auch gehen die Verwandten, sowie die nächsten Nachbarn an den nächsten vier Sonntagen zur Kirche. Ist eine Leiche im Dorfe, so wird der auf den Sonntag zufällig bestellte Tanz gewiß abgesagt. Zwist zwischen Nachbarn wird durch eine Trauerfeierlichkeit, zu der man sich gegenseitig selbst während eines Prozesses einladet, aufgehoben; oft gleichen sich auch dadurch langjährige Feindschaften aus (Würschnitz). — Eine besondere Art die Trauer auszudrücken, bestand noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in der geraischen Gegend. War daselbst Jemand gestorben, so erschienen an seinem Sarge in besonderer Tracht die Leichenweiber. Als diese Sitte noch ganz ungeschwächt bestand, begannen sie zuerst ein dumpfes Stöhnen und leises Klagen, und dasselbe steigerte sich endlich bis zu lautem Heulen und Schreien. Dabei gebehrdeten sie sich wie unsinnig, sie zerkratzten sich das dickgeschminkte Gesicht, zerrauften sich die aufgelegten falschen Haare und wälzten sich zusammengekrümmt auf dem Boden hin. War dieser nachgeahmte und bezahlte Ausbruch des höchsten Schmerzes vorüber, so sangen sie eine Litanei und zum Schlusse einen Todtengesang. Diese Leichenweiber waren jedenfalls ein Ueberrest der sorbischen Klagefrauen (Hahn, Gesch. v. Gera I. S. 59). — In Reichenbach und Greiz kehrt die Leichenbegleitung in geordnetem Zuge wieder bis an das Trauerhaus zurück. Auch auf den Dörfern bei Oelsnitz ist dies der Fall, und es wird nun Kaffee mit Semmeln, Bier und Branntwein vorgesetzt. Bis vor wenigen Jahren war dies daselbst noch nicht eingeführt, weil nach der Beerdigung

sogleich in der Stadt Oelsnitz bei einem Bäcker oder Schenkwirthe eingekehrt wurde.

Da in Auerbach fast alle Leichen mittags beerdigt werden und diejenigen von den dorthin eingepfarrten Dörfern, z. B. Schnarrtanne und Beerheide, eine weite Strecke gefahren werden müssen, so kehren die Trauerleute ebenfalls nach dem Begräbnisse in Auerbach ein und werden von den Leidtragenden mit Branntwein oder Kaffee und Semmeln bewirthet. Früher soll es vorgekommen sein, daß die Leichenbegleitung auch vor dem Begräbnisse einkehrte, was allerdings Unverträglichkeiten mit sich führte. Obschon es Sitte ist, daß vor der Beerdigung die Träger und Befreundeten in dem Trauerhause mit Biersuppe, Käse, Butter und Brot bewirthet werden (Lauterbach bei Oelsnitz), so findet doch auf den Dörfern fast allgemein noch ein besonderes Trauermahl, ein „Leicheneſſen" oder „Trauerbrot" statt. Gebräuchlich ist es dabei, Bier und Branntwein, Kaffee, Butter, Brot und Käse vorzusetzen. Es werden wol auch Semmeln mit nach Hause gegeben, so daß es vorkommt, daß bei einer Leiche für 5 bis 6 Thaler Semmeln verbraucht werden (Tirschendorf). In der Oelsnitzer Gegend fehlt außerdem die schwarze und weiße Biersuppe selten bei Begräbnissen; zuletzt setzt man hie und da noch abgebackene und gekochte Pflaumen vor. Auf einzelnen Dörfern des untern Voigtlands nach Zwickau zu wird in großen Gütern bei Begräbnissen nicht blos Kuchen gebacken, sondern selbst ein Schwein geschlachtet. Das Traueressen besteht dann, außer dem herkömmlichen Kaffee und Kuchen, aus Suppe, Rindfleisch mit Krautsalat und Meerrettig, ferner aus Schweinebraten mit Selleriesalat und abgebackenen Pflaumen, Brot, Käse, Bier und Schnaps. Besonders darf der Meerrettig nicht fehlen; „die Leute könnten ja sonst net greine!" sagt man. Bei einem solchen „Leicheneſſen" tritt dann die Trauer nicht selten sehr zurück, besonders wenn die Männer, während sich die Frauen unterhalten, zu den Karten greifen und die Gesellschaft erst spät

in der Nacht das Trauerhaus verläßt. Von solchen lustigen (!) Trauermahlzeiten weiß man übrigens auch im oberen sächsischen und im bayrischen Voigtlande zu erzählen. (Ueber die allgemein verbreiteten Leichenschmäuse, deren Ursprung im Heidenthume mit seinen Todtenopfern und Schmausereien auf den Gräbern der Verstorbenen zu suchen ist, eifert bereits der heilige Yvo, indem er bemerkt, daß es der christlichen Religion widerspreche, da sich zu betrinken, wo ein Leichenbegängniß gehalten werde; und Kaiser Ferdinand I. verordnete, „daß beim Begräbniß von Stund an Jeder zu seiner Arbeit und seinen Geschäften trachte, und daß die Leidtragenden mit Zechen und Mahlzeiten keine Versammlung halten sollten.")

Eigenthümlich und auf das frühere Slaventhum hinweisend, war die jetzt abgekommene weiße Trauerkleidung. Die Frauen trugen auf den Dörfern ein weißes Kopftuch über der ehemals gebräuchlichen Spreizhaube, die aber einen schwarzen Spitzenrand hatte. Ferner trugen sie ein weißes Brusttuch, hinten zusammengeknüpft, und eine weiße Schürze. Gingen sie während der Trauerzeit zum Abendmahle, so setzten sie eine Spreizhaube mit weißen Spitzen auf. Vor 20 bis 30 Jahren sah man in der Reichenbacher Gegend diese Trauerkleidung häufig; jetzt mag sie nur von ganz alten Leuten vereinzelt beibehalten werden. In Tirschendorf wird noch gegenwärtig der Sarg mit einem weißen Tuche bedeckt.

Während man jetzt hinsichtlich des Begräbnisses von Selbstmördern toleranter geworden ist, kam es noch vor 60 bis 100 Jahren im Voigtlande an einigen Orten zu heftigen Auftritten, weil man solchen Unglücklichen entweder schon ein Begräbniß nach hergebrachter Sitte gegeben hatte, oder weil man beabsichtigte, sie auf dem Gottesacker zu beerdigen. Als z. B. in Adorf 1800 ein Selbstmord, der einen Tag lang verheimlicht worden war, entdeckt wurde, erhoben sich die Tischler wegen des gefertigten Sarges, die Schneider wegen des Sterbekleides, die Tuch-

macher und Fleischer wegen Theilnahme einiger ihrer Innungsgenossen bei der Einsargung. Die Ausstoßung aller, die so sich betheiligt hatten, aus der Innung war beschlossen, die gefertigten Sterbesachen aber verbrannte man in den Häusern (Krenkel, Blicke in die Vergangenheit der Stadt Adorf S. 62). Trotz dieses Aufruhrs in der Kirchgemeinde muß man die Leiche des Selbstmörders durchs vordere Gottesackerthor gefahren haben, denn die Bewohner der eingepfarrten Dörfer wollten fortan nicht mehr ihre verstorbenen Angehörigen durch dasselbe beerdigen lassen, bis endlich in der Stadt damals einquartirte Dragoner zugezogen und bei Begräbnissen in der Nähe des Gottesackers aufgestellt wurden. — In Roschitz erhängte sich 1771 ein Leinweber wegen allzugroßer Armuth, und das Gericht verordnete, daß er auf dem Gottesacker begraben werde. Die Gemeinde widersetzte sich aber dem Befehle so lange, bis Heinrich XXX. eine starke Militairabtheilung abschickte, unter deren Kommando und Bedeckung der Todte auf dem Roschitzer Kirchhofe beerdigt werden mußte. Ein ähnlicher Fall fand in demselben Jahre in Roben statt. Dort entstand ein förmlicher Aufruhr und nur Militär vermochte die Ruhe herzustellen (Hahn, Geschichte von Gera II. 882).

Als eine Eigenthümlichkeit mag zum Schlusse noch darauf hingewiesen werden, daß es fast überall gewisse Kirchwege oder Kirchsteige giebt. Der Kirchweg in Reichenbach z. B., auf welchem aus den untern Stadttheilen die Leichen nach der Trinitatiskirche und dem dabei gelegenen Gottesacker getragen werden, führt an der untern Kirche zu St. Petri und Pauli vorbei, durch die Kirch- und lange Gasse über den Markt. Keine Leiche wird auf der Landstraße getragen. Dieselbe Bedeutung hatte auch die Gerbergasse in Gera, welche bis zum Jahre 1842 der Leichensteg hieß. Die alten Kirchsteige von den eingepfarrten Dörfern nach dem Kirchorte, auf denen früher einzig und allein die Brautleute zur Kirche gingen und die Täuflinge

getragen wurden, sind zum Theil eingegangen und verboten; es wird jedoch erzählt, daß sie bei nöthigen Gängen, z. B. vom Arzte oder von Gerichtspersonen immer noch, ohne daß Pfändung zu befürchten sei, benutzt werden dürften.

Zu den Familienfesten muß auch

e. das Krummbein („Krummbah"), das Schlachtfest gerechnet werden. Es werden dazu die Verwandten und nächsten Nachbarn eingeladen, die auch wol kleine Handdienste dabei thun. Dabei macht die Branntweinflasche fleißig die Runde. Ist das „Wellfleisch" zur Wurst fertig, so wird es gekostet und auch ein Stück davon zu den Nachbarn oder Hausgenossen getragen. Ebenso kostet man die Wurst, so bald sie aus dem Kessel kommt. Zuletzt kommt die Hauptmahlzeit, bei der „rohe Klöse", in „Kesselbrühe" gekocht, und Meerrettig nicht fehlen dürfen. Es werden ferner Schweinsknöchel und Sauerkraut, abgebackene Pflaumen, eingelegte Preiselbeeren, und zuletzt Blutwurst mit Sellerie vorgesetzt. Vorangegangen ist eine Eier- oder Kesselbrühsuppe (Unterer Theil des sächs. Voigtl.). Ist die Mahlzeit, bei der gehörig Branntwein und Bier getrunken wird, zu Ende, so kommt noch Kaffee; man hat auch nicht selten auf den Dörfern Kuchen gebacken. Die Männer greifen dann zu den Karten, während sich die Frauen unterhalten.

Bei dem Schweinschlachten in den Wirthshäusern, zu dem in der Regel öffentlich eingeladen wird, ißt man nur frische Wurst. Das geschieht nachmittags und abends; für den Vormittag ist auch zu Wellfleisch eingeladen worden.

VII.

Nahrung und Tracht.

„Unsere lieben Voraltern hatten Eifer zu allen Tugenden, hielten Maaß in der Kleidung, ließen sich mit einem Gerichtlein oder zweien begnügen, und tranken etliche wenige Maaß Bier dazu aus."
(M. Widmann, in der Höfer Chronik.)

Obschon bei den Festtagen Manches über die Speisen des Voigtländers gesagt wurde, so ist es doch noch nöthig, wiederholt darauf zurückzukommen und die gewöhnlichen, sowie die Lieblingsspeisen hier im Zusammenhange und ohne Rücksicht auf besondere Veranlassungen, durch welche eine Vorschrift in der Auswahl gegeben wird, zu besprechen.

Die Suppe als Morgenspeise ist fast gänzlich durch den Kaffee verdrängt worden. Zu anderer Tageszeit ißt man in der Regel Brotsuppe, welcher man fast immer klein geriebene, gekochte Kartoffeln beimengt. Bei Kirchenlamitz soll sich die alte Sitte noch erhalten haben; denn dort giebt es früh beim Bauer Wassersuppe und dann Kartoffeln; nur am Sonntage trinkt man statt dessen Kaffee. In den Wochentagen wird den Dienstleuten um 10 Uhr Brot und Kaffee vorgesetzt. — Als Wochensuppen giebt man vorherrschend Chokoladensuppen. Chokolade ist überhaupt, wenigstens im untern Voigtlande, sehr beliebt: sie wird neben Warmbier, wenn man einmal etwas Besonderes haben will, häufig getrunken.

In den ärmeren Familien bilden die Kartoffeln die Hauptspeise des Jahres. Man ißt sie größtentheils mit Hering, dann und wann mit „Quark", seltener mit Butter (Unteres Voigtl.). Zuweilen werden sie auch im „Ofenröhr" aufgebraten und dann mit der gedörrten und angebackenen Schale verzehrt. An Sonn- und Feiertagen werden abends Kartoffeln mit Eiern auf Butter gegessen (Reichenbach). Aus den am Mittage übrig gebliebenen Kartoffeln bäckt man am Abende Bröckelklos. Die Kartoffeln werden dabei zerrieben und mit Salz in einer mit Fett ausgestrichenen Form im Ofenröhr gebacken. — Gemüse ißt der Voigtländer im Ganzen wenig; und wenn's geschieht, so wählt er Hirse oder Reis; bei den ärmern Leuten sind die Linsen beinahe unbekannt (Reichenbacher Gegend). Im bayrischen Voigtlande sind an manchen Orten unter den Gemüsen selbstgebaute Feuerbohnen vorherrschend. Sonst aber haben auch daselbst Kartoffelspeisen, z. B. Kartoffelbrei, Kartoffelschnitzen, Kartoffeln mit Kraut, die Oberhand. Frisches oder „grünes" Fleisch wird so lange vermieden, als Vorrath von geräuchertem Fleische vom Hausschlachten des Schweins vorhanden ist. Nur des Sonntags macht man eine Ausnahme: da ißt man am liebsten frisches und recht fettes Fleisch. Sind Tagelöhner im Hause, so fehlen am Mittage nicht leicht die gekochten Klöse mit Fleisch, und des Abends nach der Suppe werden oft Mehlspeisen gereicht (Spengler, das sociale und wirthschaftl. Volksleben des Landgerichtsbezirks Kirchenlamitz, S. 18). — Ein erwähnenswerthes Fleischgericht bei Hof ist „eingelegtes Kalbfleisch", eine Art Fricassée.

Wenn es möglich ist, so kommen auch im sächsischen Voigtlande in der Woche einige Mal Kartoffelklöse auf den Tisch. Es sind dies „rohe" oder „grüne Klöse", die man auch bezeichnend „voigtländische" nennt. Dazu ißt man in der Regel an Sonntagen gekochtes Rindfleisch; die Klöse werden in die Fleischbrühe, zu der man noch geriebenen Meerettig und zerschnittene

Semmel thut, eingetaucht. Man verfährt bei der Herstellung dieser „grünen“ Klöse so: die rohen Kartoffeln werden zerrieben und in dem sogenannten Kartoffelsacke, welcher in keiner Familie fehlen darf und der aus dünnfadigem Zeuge gemacht worden ist, gepreßt, so daß das Wasser abläuft. Der mit dem Wasser durchgedrückte geringe Theil des Stärkemehls wird getrocknet und zu anderer Zeit statt des Weizenmehls ebenfalls zu Klösen, und zwar zu sogenannten „gekochten“, die aber sehr selten auf den Tisch kommen, verwendet. Die rohe Kartoffelmasse, welche in dem Sacke zurückbleibt, wird mit kochender Milch, sehr oft auch mit Milchhirse gebrüht. Dann kommt eine geringe Menge zerriebener gekochter Kartoffeln und kleingeschnittene, geröstete Semmel dazu; Wohlhabende nehmen auch wol einige Eier. Die Klöse werden nun geformt und gekocht. Bleiben einige am Mittage übrig, so werden sie zum Abende „eingeschnitten“ und im Röhr gebacken. Selten ißt der Voigtländer, wie schon bemerkt wurde, Klöse von gekochten Kartoffeln; an manchen Orten werden solche Klöse „halbseidene“ genannt, und man denkt dabei an die halbseidenen, d. h. schlechten Kleiderstoffe. Außer seinen Klösen, die in Bayern stellenweise durch die aus Mehl, Semmel und Eiern bereiteten Knöteln ersetzt werden, liebt der Voigtländer noch folgende Speisen:

Pampus, der ebenfalls aus geriebenen rohen Kartoffeln, aus denen man das Wasser drückte und die mit Milch gebrüht wurden, bereitet wird. In den dicken Mus thut man Salz, auch wol Eier und bäckt ihn dann in Pfannen, die mit Fett ausgestrichen wurden. Den Pampus bäckt man aber nicht im Hause, sondern trägt ihn allgemein zum Bäcker, dessen Geselle als eine Extraeinnahme das geringe Backgeld (in Reichenbach 3 Pfennige) dafür erhält. Gegessen wird der Pampus mit eingelegten Preiselbeeren, oder mit der sogenannten „Ehestandsbrühe“, welche aus Essig und Syrup besteht.

Schneeballen oder Handwerksbürschle, das sind

Klöse aus rohen Kartoffeln, die aber nicht gekocht, sondern mit vermischten gerösteten Semmeln und Butter in Pfannen gebacken werden.

Das Semmelgeräusch (in Reichenbach) ist etwas Aehnliches wie Rühreier, d. h. Eier und Mehl; nur werden Semmelscheibchen mit in den Teig gebacken.

Von den Speisewirthen in den Städten des sächsischen Voigtlands werden als Lieblingsspeisen häufig „saure Flecke“ und Schweinsknöchel mit Klösen und Meerrettig angezeigt.

Unter dem Gebäck ist außer Stollen und Kuchen auch der Aschkuchen beliebt. Häufig werden Kartoffelkuchen gebacken, bei denen man dem Mehlteige auch eine Portion gekochte und geriebene Kartoffeln zusetzte. Die ächten Blinzen, dieses slavische Gebäck, das in der Lausitz eine Lieblingsspeise ist, scheint man jedoch im Voigtlande nicht zu kennen. Schließlich mag bemerkt werden, daß den Kindern, welche neugierig fragen: „Was werden wir heute essen?“ manchmal geantwortet wird: „Kapern mit langen Schwänzen!“ (Reichenbach.) Man will sie damit in ähnlicher Weise, wie in der Lausitz durch die Worte: „Gebackene Lämmerschwänzchen!“ oder: „Einen Topf im andern!“ abweisen.

Von einer Eigenthümlichkeit der Kleidung kann natürlich in den Städten nicht die Rede sein; auch die Tracht der Landleute wird mehr und mehr der städtischen immer ähnlicher, und nur die ältern Leute halten noch zuweilen an der althergebrachten Kleidung fest. Auf den Dörfern südlich von Plauen, z. B. in Planschwitz, trugen die Männer früher einen Dreimaster mit Klunker oder Knopf, eine Weste mit großen Knöpfen, die gewöhnlich aus einer Legirung von Zinn und Zink gemacht wurden, ferner einen etwas langen Koller mit Seitentaschen und großen Knöpfen, kurze, bis an die Kniee gehende Lederhosen, graue Strümpfe und Schuhe mit großen Schnallen. Am Sonntage wurden die Lederhosen durch Sammthosen ersetzt. In der

Wohnung oder im Wirthshause setzte der Bauer eine lange Zipfelmütze mit einem „Pensel“ oder einer „Bummel“, einem „Droller“ auf; war er auf dem Felde beschäftigt, so trug er einen bis an die Knöchel reichenden blauen Leinwandkittel und auf dem Kopfe einen großen, breitkrämpigen Filzhut. Ging er in die Stadt, so nahm er seinen großen Stock mit, der gegen eine Vierteleelle über die Hand hinausreichte; indem er den Stock brauchte, ließ er jedesmal die Hand einen großen Bogen nach rechts machen. Die männliche Tracht bei Eichigt und Bergen bestand aus einem blauen Leinwandkittel, bockledernen gelben Hosen und steifen Stiefeln. Ein Volkslied daselbst beklagt die neue Mode:

„Grobe Hemm (Hemden) und grobe Kittel
Hotten sunst die Bauern a,
In den Händen starke Knittel,
Da erkennet man den Ma;
Aber jetzt is umgekehrt:
Feines Tuch von grußen Werth,
Ach, wenn des die Alten sögen (sähen),
Weirlich (wahrlich), ihr Verstand blieb steh'.“

In der Reichenbacher Gegend trugen die Bauern auch rothe oder andersfarbige Leinwandjacken mit niedrigem Stehkragen und kurzen Schößen, an denen vier metallene Knöpfe saßen. Vorn waren die Jacken mit Metallknöpfen ganz eng besetzt, und an den Seiten befanden sich Taschen mit Klappen. Die Frauen trugen kurze Jacken ohne Schöße mit sehr breitem Kragen, der klappenartig wenigstens das obere Dritttheil des Rückens deckte. Dazu banden sie, wie noch heute die Wenden, Schürzen vor, welche hinten fast zusammenreichten. — Noch jetzt sieht man im untern Voigtlande zuweilen ältere Bauern im langen, gewöhnlich schwarzen, aber auch dunkelblauen Rocke, schwarzen Lederhosen, die unten, nahe an den Knöcheln, zusammengebunden sind, dabei in blauen Strümpfen und derben Schuhen. — Vor ungefähr 40 Jahren trug der Bauer in der Reichenfelser Pflege Sommer

und Winter einen dunkelblauen halbwollenen Rock, kurze schwarzlederne Hosen und einen breiten, runden, seltener einen dreieckigen Hut oder eine Pelzmütze; an den Wochentagen sah man ihn auch häufig in Jacke und blauer Schürze; die letztere kam zwischen Zeulenroda und Schleiz bei Männern und Frauen gewöhnlich braungelb gefärbt vor, und das Färben besorgten die Landleute mittelst Erlenrinde selbst. Die Röcke der Bauern, welche nach dem Forste zu wohnten, zeichneten sich durch das rothe Futter und einen ähnlichen Vorstoß an den Kanten aus. Zu derselben Zeit war es in der Gegend von Hohenleuben Sitte, daß die Bäuerinnen lange, faltenreiche Röcke trugen. In den Dörfern über der Elster waren dagegen kurze Röcke, und zwar mehrere über einander, Mode. Die Zahl der Röcke galt als Maßstab der Wohlhabenheit. Bei den Bäuerinnen in der Schleizer Gegend hatten dieselben in der Regel einen breiten, meist licht-, z. B. hellblau gefärbten Bandbesatz. Gegenwärtig tragen die Frauen bei Schleiz meist Tuchjacken mit breitem umgeschlagenen Kragen und vorn mit Klappen. An den Jacken befindet sich ein Gürtel, der hinten mit sechs Messingknöpfen, die zwei nach unten auf einander zulaufende Reihen bilden, besetzt ist.

Auch im bayrischen Voigtlande nähert sich die Tracht der Männer auf den Dörfern mehr und mehr der städtischen Kleidung. Den ländlichen Geschmack verräth nur die Wahl bunter Stoffe zu der Weste, welche mit weißen metallenen Knöpfen besetzt ist, sowie das bunte Halstuch. Der lange Rock ist noch Sonntagsstaat geblieben; als Wochenkleid trägt man das Koller und die rockartig gemachte „Kuttel“. Die Hosen bestehen aus Bockleder oder aus grober, blaugefärbter Leinwand. Im vorigen Jahrhunderte zog selbst in Hof der junge Bürger bis zu seiner Verheirathung selten einen Rock an, sondern er bekleidete sich mit einem Koller, auf dessen Aermeln bei den Ellenbogen zum bessern Schutze des Stoffes Leder in herzförmiger Gestalt geheftet waren.

Nur durch seine Verheirathung wurde er zur Anschaffung eines kostbaren Anzugs, eines Rockes von gutem Tuche mit großen silbernen Knöpfen, kurzen Beinkleidern von Sammt u. dergl. veranlaßt, den er aber nur an Fest- und Sonntagen anzulegen pflegte. — Die Bäuerinnen im Bezirke von Hof tragen faltenreiche farbige Röcke; am beliebtesten ist der sogenannte „vorstadene Rock", der meist schmale schwarze, rothe, blaue und anders farbige Längsstreifen hat. Dazu ziehen sie einen Spenser an, dessen tiefer Ausschnitt jedoch von einem bunten, auf der Brust übereinander gelegten und auf dem Rücken dreieckig bis zur Taille herabfallenden Tuche verdeckt wird. Die Spenser haben hinten keine Schößel und keinen Knopfbesatz, die Aermel werden nach oben buffig. Am Halse tragen die Mädchen und Frauen gern eine Denkmünze. Die ältern Bäuerinnen binden noch eine weite Schürze vor, die fast den ganzen Rock bedeckt; außerdem tragen sie als Kirchenstaat die gold- und silbergestickte Haube und das Kopftuch, welches am Hinterkopfe gebunden wird. Die jüngern Bäuerinnen und die Mädchen tragen keine Hauben mehr, sondern geflochtene Haare mit Kamm und Kopftüchern. Bei der Arbeit und beim Tanze erscheinen die Letzteren noch in den kurzen weißen Hemdärmeln, die nicht selten mit feinen Spitzen besetzt sind. (Ernst, Gesch. u. Beschr. d. Bezirkes u. d. Stadt Hof, S. 42—45.)

In und bei Reichenbach gehen die Frauen und erwachsenen Mädchen häufig mit bloßem Kopfe aus; es gilt mit Recht als Staat, schönes Haar zu haben. Früher war im sächsischen und reußischen Voigtlande die Sitte beinahe allgemein, daß die Frauen ihre Haare kurz abgeschnitten trugen; man sieht dies jetzt nur noch hie und da bei alten Frauen; dieselben winden dann ein Tuch um den Kopf. Um den Kopf gewundene Tücher, vorn mit einer Schleife zusammengebunden, sah ich in der Schleizer und Oelsnitzer Gegend, nur trägt man in letzterer die Zipfel der Schleifen nicht so lang. Die langen Haare werden zu einem Knaul

zusammengedreht (Eichigt, Bergen). — Bei den kurzgeschnittenen Haaren ließ man in der Reichenbacher Gegend häufig vorn ein paar kleine Locken stehen. — In der Reichenfelser Pflege fand man bei dem weiblichen Geschlechte, ehe die kurzen Haare zu Anfange dieses Jahrhunderts aufkamen, gewöhnlich lange Haare und auf dem Wirbel einen kahlgeschornen Fleck mit einem Schopfe. Südöstlich von Hohenleuben über der Elster erhielt sich in den Dörfern die altdeutsche Haartracht, nämlich das Aufnesteln der Haare durch Nestnadeln. Letztere waren gegen vier Zoll lang, bestanden aus Horn oder Stahl und glichen einer in die Länge gezogenen 8; um sie wurden die Haare zu einem Neste gewickelt. Bei Hohenleuben trugen die Frauen platte Mützen; höhere fand man bei den Elsternachbarinnen, die sich darin fast den Altenburgerinnen näherten, und sich auch dadurch in ihrer Tracht auszeichneten, daß sie häufig ein sehr weites weißes, den Oberleib bedeckendes Leinwandüberkleid trugen. — Von Lengenfeld bis Plauen wurden die Buckelhauben, die auch in ähnlicher Form bei den Wenden in der Lausitz noch bekannt sind, alltäglich getragen. Den Sonntagsstaat bildeten die Spreizhauben; der Deckel war gestickt und mit Goldflimmern und Glasperlen verziert; außerdem wurde der obere Theil der Haube mit einem Seidentuche umwunden, und hinten fielen lange Bänder herab. Ringsum war die Haube mit gegen eine halbe Elle breiten geklöppelten und gefalteten Spitzen besetzt, und dieser Spitzenbesatz war vorn zu einer Schneppe über die Stirne niedergebogen. — Im Landgerichtsbezirke Kirchenlamitz trägt die ältere weibliche Bevölkerung bei der Abendmahlsfeier und bei Leichenbegängnissen noch wie vor hundert Jahren die weißen Spitzenhauben mit ihren vielen und engen Falten und ihrer gegen das Gesicht zu cylinderförmigen Bogung. (Spengler a. a. O. S. 28.) Ebenso werden auf den Dörfern bei Hof noch vereinzelt bei gleichen Veranlassungen von alten Frauen die im vorigen Jahrhunderte Mode ge-

wesenen „Flügelhauben“ von schwarzer und weißer Farbe getragen (Ernst a. a. O. S. 46.)

Es ist zu bedauern, daß die volksthümlichen Trachten überall verschwinden, daß Frauen und Mädchen fast durchgängig in „städtischer“ Kleidung auftreten. Der rothwollene Rock ist vor der Herrschaft des Kattuns verschwunden, schreibt Berthold Sigismund; der „Spenser“ ist in Schnitt und Stoff verstädtert, und bei den Männern bieten nur der sackförmige Kalbfellranzen der Weber und die Waldschachtel der Holzhauer noch Anhänge an die Urväterzeit. Der Tragkorb der Voigtländerinnen ist eckig und aus Ruthen geflochten; arme Frauen nehmen in ihm öfters ihre kleinen Kinder mit, wenn sie das Haus verlassen müssen. Des Sonntags gehen die Landbewohner selten aus, ohne einen Regenschirm mitzunehmen; gewöhnlich besteht derselbe aus einem großen baumwollenen Dache, einem derben Horngriffe und einer mit Messingblech überzogenen Spitze.

VIII.

Die Sprache des Voigtländers.

„Das wirkliche Leben der Sprache pulsirt in ihren Mundarten. Diese sind nicht etwa die Entartung der Schriftsprache, sondern die Quellbäche, deren einer durch besondere Umstände sich zum literarischen Haupt ausbildete."
(Allgem. deutsche Lehrerzeitung von Berthelt. 1866. Nr. 1.)

Der Göthesche Satz, daß jede Provinz ihren Dialekt liebt, da derselbe eigentlich das Element ist, in welchem die Seele ihren Athem schöpft, läßt sich insbesondere auch auf das Voigtland anwenden. Es wurde früher schon darauf hingedeutet, daß Bürgerfrauen, welche sich nach Pariser Mode kleiden, doch die Sprache der Provinz, die Sprache ihrer Kinderjahre nicht vergessen haben. Man darf wol sagen, daß der Voigtländer seine Mundart liebt und daß es ihm bequem ist, wenn er, von allem Zwange frei, sich derselben in vollem Maße bedienen kann. — Wenn ich zunächst auf das vorgesetzte Motto Bezug nehme, in welchem ausgesprochen wird, daß die Spracheigenheiten der Volksstämme nicht als Ausartungen der Schriftsprache, sondern vielmehr als die Quellenbäche anzusehen sind, von denen einer sich zum Hauptsprachstrome entwickelt hat, so muß ich dabei darauf hinweisen, daß unser Dialekt an die Sprachweise des 13. bis 15. Jahrhunderts erinnert. Es ist die voigtländische Mundart als einer von den Bächen, welche in ihrer Entwickelung zurückgeblieben sind, anzusehen. So ergriff z. B. die Schwächung, d. i. die innere Abnahme der Vokalstärke später außer der letzten Silbe mehrsilbiger

Wörter auch den Stammvokal. Aber die starke Form hat sich neben der geschwächten noch vielfach forterhalten.

Im Dialekte der Voigtländer besteht z. B. noch das a als starke Form neben der geschwächten, dem Laute o; ich erinnere an „Manden“ für „Mond;“ im Althochdeutschen heißt der Mond mane. Ebenso haben auch mehrere Zeitwörter, z. B. gehen und stehen, in der dritten Person der Einzahl der Gegenwart nicht die geschwächte Form e, sondern die Vokalstärke i, welche auch bei andern Zeitwörtern im Neuhochdeutschen vorkommt (sieht von sehen), noch behalten; sie lauten „giht“ und „stiht.“ Ferner können daraus die Verschluckungen, wie sie häufig vorkommen, erklärt werden; die alte Form der Verben „haben“ und „geben“, die im Voigtlande zu „hab'n“ und „geb'n“ werden, heißt „habin“ und „gebin“. Angezogen können auch die vielen Wörter werden, welche im Neuhochdeutschen den geschwächten Vokal o statt des starken u erhielten, und die im Dialekte noch den letztgenannten Helllaut aufweisen; als Beispiele hierzu mögen „tudt“ und „schunt“ für „todt“ und „schon“ genannt werden. Weiche Consonanten gingen in härtere über, z. B. das w in b. Daher erklärt sichs auch, daß im Dialekte, der in vielen Wörtern und Eigenthümlichkeiten eine frühere Stufe der Ausbildung unserer Sprache erhalten hat, der härtere Consonant am Ende ganz verschwindet; aus „gelb“ wird „gehl,“ oder besser, es ist die ältere Form, das mittelhochdeutsche gel, gelwes, noch geblieben. — Daß die Mundart der Voigtländer im Allgemeinen die Sprachweise des 13. bis 15. Jahrhunderts ist, darauf deuten auch die Verwechselungen des ä und e, des eu, ai und ei, sowie des e und a hin; es erklärt sich daraus ferner das Anklingen des C und Z in den S-lauten; statt „saß“ wird vielfach „satzß,“ und statt „Sellerie“ wird „Cellerie“ gesprochen.

Nach Alberti (14. Jahresb. des alterth. Ver. zu Hohenleuben S. 107.) muß man, streng genommen, mehrere Mundarten im Voigtlande annehmen und es können dieselben am

füglichsten in drei Hauptdialekte, den weichen, mittleren und harten, vereinigt werden. Der weiche Dialekt, welcher sich besonders in den Ortschaften bei Gera und Weida vorfindet, und in welchem z. B. „alte“ zu „ahle“ wird, kann als eine Annäherung an die thüringsche Mundart angesehen werden. Von dem mittleren oder Greizer Dialekte bildet die Zeulenrodaer Mundart eine Nebenlinie; von letzterer pflegt man zu sagen: „Unner Kohannes ging in de Triebis un fing Krebis; da kam unner Kacobes un schlug unnern Kohannes auf sei ledernes Wammes, das blizet, das plazet bis törret (dürr, d. h. trocken) werd.“ Die harte oder oberländische Mundart umfaßt den Schleizer, Lobenstein-Ebersdorfer und Plauischen Dialekt. Einige Beispiele mögen den Unterschied der drei Hauptdialekte vorführen:

Weicher,	mittlerer,	harter Dialekt.	Neuhochdeutsch.
nei,	nee,	nau,	neu;
Bein,	Been,	Bä, Ba,	Bein;
mei,	mé,	ma,	mein;
weiß,	weeß,	wäß,	weiß;
taodt,	tudt,	taudt,	todt;
Schliethenbah,	Schliethenbah,	Schläutenboh,	Schlittenbahn.

Verfolgt man jedoch den voigtländischen Dialekt in seinen Einzelheiten, so wird man finden, daß fast jede kleinere Gegend, zuweilen selbst ein einzelnes Dorf oder Kirchspiel seine besondere Mundart hat. Die Würschnitzer Parochie besteht z. B. aus sieben Ortschaften, und in ihnen lassen sich, wenn man die Richtung von Süd nach Nord verfolgt, innerhalb ¾ Meilen, von Görnitz über Unterwürschnitz bis nach Leubetha drei sehr verschiedene Mundarten unterscheiden. Während Görnitz mit Raasdorf sich mehr dem Oelsnitzer Dialekte anschließt, wird die Aussprache in Unter- und Oberwürschnitz, Tirschendorf und

Willitzgrün bedeutend gekürzt und kennzeichnet sich insbesondere durch Weglassen der Vorsilbe ge im Perfectum; höchstens hört man ein gelindes k; der Vokal e ist dagegen ganz verschwunden. In Leubetha endlich tritt das Gekürzte noch weit mehr hervor, so daß man den Adorfer Dialekt und das Böhmische schon heraushört.

In dem Folgenden mag uns die Angabe der Veränderungen, welche sowohl Vokale, Um- und Doppellaute, als auch die Consonanten erleiden, einen Einblick in die Eigenthümlichkeit der Mundarten des Voigtlandes verschaffen.

Vokale.

a wird ō; z. B. er wollt se gōr net hōb'n, wie er sōget (Greiz); Hoos, Gevōter — Haase, Gevatter (Lengenfeld); Stoht — Stadt; soht — satt; oh — ab; mōg — mag (Oelsnitz); ho — habe (Planschwitz); Bōg — Bach (Adorf); Stohl — Stall (über Auerbach).

In manchen Orten wird das a mehr zu einem oa, z. B. Zoapeih — Zahnpein, Zahnschmerz (Reichenbach); woahr — wahr (Adorf).

a wird u; z. B. gu — ja (an der Grenze nach Johanngeorgenstadt zu);

a wird ä oder ĕ und ē; z. B. frĕckt, fräkt — fragt (Planschwitz und Dörfer oberhalb Adorf); ällä — allein (Würschnitz); Tenz — Tanz (Lehesten); dēs — das, dieses (Oelsnitz). Während im östlichen Theile des gesammten Voigtlands, z. B. bei Reichenbach und Greiz, in dem Worte „sagen" aus dem a ein o wird, tritt im Westen, bei Saalfeld und Lehesten ein ä an dessen Stelle, und das g fällt weg; ich sä, du säst, er sät (Saalfeld) oder: oich säh, dou sähst, er säht (Lehesten) — ich sage, du sagst, er sagt. — Das kurze a des Neuhochdeutschen wird zuweilen zu einem langen a, z. B. Baal — Ball, Tanz (Adorfer Gegend); staatlich — stattlich (Würschnitz).

a wird i; z. B. Sunntich — Sonntag (Oelsnitz, Lehesten);

a wird ö; z. B. ich dörf — ich darf (Oelsnitzer Gegend); frögt — fragt (Bösenbrunn).

e (und zwar das breite, offene e) wird a; z. B. de Sunn' lackt's wag, d. h. die Sonne leckt den Schnee hinweg (Reichenbach); Schrack — Schreck (Oelsnitz). Das tonlose e wird im obern Voigtlande durch ein helles a ersetzt, z. B. mitgenumma — mitgenommen; Maidla — Mädle, Mädchen (Eichigt).

e wird ö; z. B. hingöhm — hingegeben; böten — beten (Oelsnitz). Auch das helle e wird in der Schleizer Gegend zu ö; z. B. gjöhen — gehen.

ĕ „ ŏē; In Reichenbach fragt man, um diesen Laut, der den Lengenfeldern eigen ist, zu bezeichnen: „Wie weit geht der Nabel?" Antw. „der geht über Schönbrunn naus, denn in Lengenfeld geht der Nŏēbel o." Das Lengenfelder ŏē bezeichnet auch der Satz: „'Sis ä Nŏēbel draußen, kann ä Stŏēken neistecken."

e (das helle, geschlossene e) wird iē; z. B. giēht — geht; stiēht — steht (Planschwitz); Siēl — Seele (Würschnitz).

ee wird iē; z. B. Schniē — Schnee; Kliē — Klee (Oelsnitz).

Das lange e wird auch zu einem kurzen e oder ä, z. B. mihtnemme — mitnehmen; denn — den (Oelsnitz); Häffen — Hefe (Oelsnitz); verstennä — verstehen (Würschnitz). Auch wird das kurze e des Neuhochdeutschen zuweilen lang; z. B. Stērn — Stern; Wēter — Wetter (Adorfer Gegend); Tehler — Teller (oberes Voigtland).

u wird i; z. B. Inning, Walding — Innung, Waldung (Reichenbach und oberhalb Auerbach); imkrohm — umgraben (Oelsnitz). In der Endsilbe »ing,« aus »ung« entstanden, fällt auch an manchen Orten noch das n aus, so daß »ung« zu »ig« wird; z. B. Theurig oder Theirig — Theurung; Orrnig — Ordnung (Saalfeld und Lehesten);

u „ ō oder ŏ; z. B. Fōß — Fuß (Adorfer Gegend); dō — du (Oelsnitz); dom — dumm (Saalfeld); korz — kurz, wie in dem Volksliede:

Mei Schotz is korzstumpfet,
Und ich bi niet lang,
Do kumma zwei rechte
Korzstumpfete zamm. (Eichigt.)

u wird ua; z. B. Bua — Bu, Bub (Eichigt);
u „ ü, z. B. ich habe dich gesücht, statt gesucht (Gegend von Adorf);
u „ ä oder ĕ; z. B. nähr — nur (Oelsnitz); zĕ — zu (Würschnitz).
u „ ou; z. B. Goup — Suppe (Reichenbach); dou — du (Lehesten);
u „ öü; z. B. Böüm — Buben (Lehesten);
u „ au. Von Langenwolschendorf, wo diese Abänderung vorkommt, existirt die Redensart: „Du best a gauts Lauderle (gutes Luderchen), du host a gauts Gemeith" (gutes Gemüth).

Das kurze u des Neuhochdeutschen wird zuweilen gedehnt, z. B. Muhter statt Mutter (Wohlhausen, Sahlig u. s. w.); und ebenso wird in manchen Fällen das lange u wieder kurz ausgesprochen, z. B. tunne — thun (Oelsnitz).

o wird uĕ; z. B. ruĕth — roth (Reichenbach); suĕ — so (Oelsnitz, Würschnitz);
o „ ua; z. B. luas — los (Planschwitz); Huasen — Hosen (Eichigt).
o „ uo; z. B. Ruok — Rock (Gegend von Adorf); Kuopf — Kopf (oberes Voigtland); luos — los; ruothe Nägele — rothe Nelken (Würschnitz).
o „ a; z. B. Manden — Mond (Reichenbacher Gegend); Mahntich — Montag (Oelsnitz); sall — soll (Saalfeld);
o „ aō; z. B. taōdt — todt (Gegend von Gera);
o „ u; z. B. kumm — komm (Planschwitz); Kurn — Korn (Dörfer über Adorf); schunt — schon (Mylau); tudt — todt (Greiz); Vurmittig — Vormittag (Lehesten); das o verwandelt sich zuweilen in ein langes u, welches ein kurzes e nachklingen läßt, z. B. Bruhet — Brot (Oelsnitz).

o wird e; z. B. well'n — wollen; wett — wollte (Oelsnitz);
o „ i; z. B. er kimmt, statt er kommt (Oelsnitz);
o „ au; z. B. taudt statt todt (oberes Voigtland).
i wird geschlossenes und offenes e; z. B. senn — sind (Planschwitz); wegt — wiegt (Ebersbach); Stefel — Stiefel; Ber — Bier; Bref — Brief (Gegend über Adorf); brengt — bringt (Gegend über Auerbach); ehr — ihr (Saalfeld);
i wird u; z. B. Fusch — Fisch (Dörfer über Adorf);
i „ ö; z. B. Körmes — Kirmeß; wörd er kumme? — wird er kommen? (Oelsnitz);
i „ ei; z. B. leit — liegt; freist dich? — frierts dich? (Gegend von Oelsnitz).
i „ äu oder eu; z. B. Schläunkenbah statt Schlittenbahn (oberes Voigtland); fleugen — fliegen (Reichenfelser Pflege).
i „ oi; z. B. oich — ich; soi — sie (Lehesten).

Das kurze wird häufig zu einem langen i; z. B. Schlieten — Schlitten (Greiz, Reichenbach, Auerbach); Stiern — Stirn (Gegend von Adorf); Wierth — Wirth (Dörfer oberhalb Adorf).

Umlaute.

ä wird schnell gesprochenes ua; z. B. Muadl — Mädel (Planschwitz);
ä wird a; z. B. Madle — Mädel (Hofer Gegend);
ä „ ē; z. B. spēt — spät; Kehs — Käse (Oelsnitz);
ä „ ö; z. B. Sög — Säge (Würschnitz);
ä „ ai; z. B. hait — hätte (Adorf).
ö wird ä; z. B. schän — schön (Ebersbach); Mähr'n — Möhren (Oelsnitz).
ö „ i; z. B. schi (Gegend von Greiz), oder schien — schön (Hofer Gegend).
ö „ iē; z. B. schiē — schön (Reichenbach);
ö „ iŏ; z. B. Piöhl — Pöhl; „druaben af'n Piöhl stiēht ä gruoße Ficht" (Würschnitz);
ö „ īă; z. B. schīăn — schön (Eichigt);
ö „ öa; z. B. schöa — schön (Adorf).

ü wird u; z. B. Ruben — Rüben (Reichenbach); Mutz — Mütze (Gegend von Adorf).
ü „ e; z. B. derfen — dürfen (Schönbrunn bei Oelsnitz);
ü „ ö; z. B. Schörzel — Schürzel (-chen); körzer — kürzer; Wörmer — Würmer (Oelsnitz); Töchel — Tüchel (Halstuch); Köh — Kühe (Adorf); Föße — Füße; grö — grün (oberhalb Adorf); Börschel — Bürschel, Bürschchen (Bösenbrunn);
ü „ ei; z. B. Gemeith — Gemüth (Langwolschendorf).

Doppellaute.

au wird äu; z. B. bräu'n — brauen (Oelsnitz);
au „ u; z. B. us — aus (bei Saalfeld);
au „ a; z. B. aff — auf; Fra — Frau (Reichenbach); a — auch (Eichigt); kaft — kauft (Schönbrunn bei Oelsnitz);
au „ o; z. B. blo — blau (Oelsnitz); g'lobt — geglaubt (oberhalb Adorf).
au „ ē oder ă; z. B. Gänsbēch — Gänsebauch (Oelsnitz); käf — kaufe (Würschnitz); Fräh — Frau (Bösenbrunn);
ei „ ë͡ï; z. B. më͡ï — mein (Gegend von Gera);
ei „ i; z. B. Litt statt Leiter (Reichenbach und oberes Voigtland);
ei „ a; z. B. ham, aham — heim, daheim (Oelsnitz; oberes Voigtland nach Johanngeorgenstadt zu); a — ein (Hof, Reichenbach, Netzschkau); zwa — zwei (Adorf); A — Eier (Willersdorf bei Tanna).
ei „ ē (ee); z. B. weeß statt weiß (von Wissen) (Greiz);
ei „ ĕ; z. B. Domhĕt — Dummheit (bei Saalfeld).
ei „ ä; z. B. än — ein; Gräz — Greiz; allerlä — allerlei (Greizer Gegend); Mäs — Meise (Schleiz); häm, män — heim, mein (Planschwitz); kä — kein; Bäh — Bein (Bösenbrunn);

eu wird ë͡ï; z. B. në͡ï — neu (Gegend von Greiz und Weida);
eu „ ei; fast allgemein, z. B. Scheine — Scheune;
eu „ au; z. B. nau — neu (oberes Voigtland);
eu „ ee; z. B. nee — neu (Greiz);

eu wird ĕ oder ä; z. B. Krunelechter — Kronleuchter (Morgenröthe); Sträh — Streu (Bösenbrunn);
eu „ y (i); z. B. ych — euch (oberhalb Auerbach nach Johanngeorgenstadt zu); Schin — Scheune (Lehesten).

Consonanten.

Der Voigtländer unterscheidet im Allgemeinen keine weichen und harten Consonanten, er spricht z. B. Voader statt Vater; und ebenso werden einzelne Consonanten durch andere vertauscht.
b wird am Ende zuweilen m; z. B. gim statt gieb (Oelsnitz);
ch und g wird ng; z. B. Kung — Kuchen; versung — versuchen; rengt — regnet; plong — plagen (Würschnitz);
ch wird g; z. B. Kogn — Kuchen (oberes Voigtland); chts wird im Worte „nichts" zu scht und x, dasselbe lautet also „nischt" und „nix" (Oelsnitz).
f wird b; z. B. Habern — Hafer (Dörfer oberhalb Adorf).
g wird gg oder k; z. B. gesöggt — gesagt, bei Adorf (in Reichenbach spricht man „gesögt" und bei Morgenröthe und Schnarrtanne „gesoot"); imkrohm — umgraben; gefreckt — gefragt (Planschwitz); sakt — sagt (Eichigt);
g „ j; z. B. Tahje — Tage (bei Saalfeld).
j „ g, zuweilen h; Gunge — Junge (allgemein); ga — ja; ha — ja (Gegend von Oelsnitz).
pf „ b; z. B. Ardäbbel — Erdäpfel (Pöhl).
s wird am Schlusse st; z. B. Abendst — Abends (Reichenbach); Schindohst, ein Schimpfwort — Schindaas (Dörfer bei Adorf). Ebenso wird auch ss zu st, z. B. Est — Esse (Oelsnitz).
st wird am Schlusse scht oder s; z. B. Worscht — Wurst (Oelsnitz); is — ist (allgemein).
t wird nach l zu k; z. B. spalken — spalten; Kartoffelspalken — Kartoffelspalten, zerschnittene Kartoffeln (Reichenbach); Falken — Falten im Tuche (Reichenbach, Planschwitz, Hohenleuben).
ts wird st; dabei wird das r vor ts weggelassen; z. B. freist dich? — frierts dich? (Oelsnitz).
w wird m; z. B. mir — wir (allgemein).

Häufig werden Laute oder Silben weggelassen. Dies geschieht z. B. mit dem e am Ende eines Wortes; z. B. Biern — Birne (oberes Voigtland); Kehs — Käse (Oelsnitz); ferner mit dem e in der Nachsilbe en, z. B. Kog'n — Kuchen (oberes Voigtland); mit dem e in der Vorsilbe ge, z. B. g'lobt, g'seh, niederg'leckt, statt geglaubt, gesehen, niedergelegt (Dörfer oberhalb Adorf). Ausgelassen wird auch das e vor s, z. B. olt's, dumm's — altes, dummes (Oelsnitz), und in der Verkleinerungssilbe le, z. B. Thürl, Weiberl — Thürchen, Weibchen (Schönbrunn bei Oelsnitz). Weggelassen wird auch zuweilen das a, z. B. Mittge — Mittag (bei Saalfeld). Eigentlich fällt hier das i weg, welches anderwärts für das a eingetreten ist. Weggelassen wird das b am Ende; z. B. ho — hab (Planschwitz); gehl — gelb; oh — ab (Oelsnitz); das b in der Vorsilbe ab, z. B. oreim, owaschen — abreiben, abwaschen (Dörfer bei Oelsnitz).

Wegfällt das d am Ende; z. B. sinn — sind (Planschwitz); Hem — Hemd; Pfer — Pferd; ball — bald (Oelsnitz, Adorf) un — und (Lehesten, Saalfeld ꝛc.).

„ „ d mitten im Worte; für das d tritt dann, wenn ein n vorhergeht, ein zweites n hinzu, weil der vorhergehende Vokal kurz gesprochen wird; z. B. Kinner — Kinder; wunnerlich — wunderlich (Reichenbach, Oelsnitz); Annre — Andere (Würschnitz).

„ „ g mitten im Worte; z. B. soht — sagt; Mähd — Magd (Dörfer oberhalb Adorf); leit — liegt (Oelsnitz).

„ „ ch vor t; z. B. nieht — nicht (oberes Voigtland); auch am Ende eines Wortes, z. B. a — auch (Eichigt); i — ich (Würschnitz); Kirrwäh — Kirchweih (Mißlareuth).

„ „ l mitten im Worte; zugleich wird, wenn ein o vorangeht, statt desselben e; z. B. wett — wollte (denn wett ich ober haue — den wollte ich aber schlagen); wist du? — willst du? (Oelsnitz). „Voter, de sest reikomme“ — Vater, du sollst hereinkommen (Beerheide).

Wegfällt das n mitten im Worte; z. B. käst — kannst; hier ist das ursprünglich kurze a gedehnt (Oelsnitz); Diestich — Dinstag; das kurze i wird hierbei lang (Oelsnitz); Hud — Hund; g'sud — gesund; kläs — kleines (Würschnitz).

„ „ n am Ende einer Vorsilbe; z. B. hiegöhm — hingegeben (Oelsnitz).

„ „ n vor k und d; z. B. Schrak, Bak, Hud — Schrank, Bank, Hund (Dörfer oberhalb Adorf).

„ „ n am Ende eines Wortes; z. B. mei — mein; dei — dein (Planschwitz); bräue — brauen; Wei — Wein (Oelsnitz); Ma — Mann (Reichenbach); bi — bin (Eichigt); gieh — gehn (Würschnitz).

Weggelassen wird das r namentlich am Ende eines Wortes und auch vor dem n; z. B. Vate, Mutte, Gevatte — Vater, Mutter, Gevatter (Dörfer oberhalb Adorf); gesten — gestern (Oelsnitz); und ebenso kommt es vor, daß man auch das s mitten im Worte ausfallen läßt, z. B. unner — unser (Oelsnitz). — Weggelassen wird auch das t am Ende eines Wortes; z. B. Frei — Freit (Würschnitz).

Von Silben werden weggelassen:

die letzte Silbe be; z. B. trü — trübe (Gegend von Adorf); ich ho — ich habe; Hau — Haube (Oelsnitz);

die letzte Silbe de; z. B. Trei — Getreide (Eichigt);

die Endsilbe en; z. B. g'seh' — gesehen (Dörfer oberhalb Adorf); Grosch — Groschen (Oelsnitz); Sach' — Sachen (Willersdorf);

die Endsilbe en wird auch zu ne; z. B. mir gänne — wir gehen; hier wird zugleich das lange e zu einem kurzen ä; oder das lange u wird zu einem kurzen u, wie in tunne — thun (Oelsnitz). Weggelassen wird ferner:

die Silbe ne, wenn sie im Worte zuletzt steht; z. B. Scheu — Scheune (Oelsnitz);

die Endsilbe er, z. B. A — Eier (Willersdorf bei Tanna); hier hat sich zugleich das ei in ein a verwandelt;

die letzte Silbe eines Wortes und die Vorsilbe ge; z. B. schla — schlage (Oelsnitz); Schmok — Geschmack; soht — gesagt (über Adorf); Trei — Getreide (Eichigt).

Eigenthümlich sind auch verschiedene Zusammenziehungen; so wird z. B. allgemein aus „in den" ein „in'n"; aus der Silbe „nig" wird in der Umgegend von Oelsnitz »ng«, z. B. „wing" aus „wenig", „Pfeng" aus Pfennig. Die Worte „noch nicht" werden daselbst zu „naht", und statt der Silbe „ben" wird häufig bei Saalfeld, Adorf und bei Oelsnitz „m" gesprochen; Beispiele dazu sind: hohm — haben, drühm — drüben, oreim — abreiben, gehm — geben, siem — sieben, erlém — erleben, Grohm — Graben, Haum — Hauben, Ohmd — Abend und Buhm — Buben. Aus „meine ich, dächte ich" wird in manchen Waldbezirken des sächsischen Voigtlands: „möh'ch, döh'ch." Aus heirathen wird „heiern" (Würschnitz); aus zusammen: „zamm" (Eichigt, Würschnitz). Aus der Silbe ān wird i und aus ōn ein a; z. B. Porezelli — Porzellan, schon — scha (Oelsnitz). — Ebenso wie Laute weggelassen werden, fügt man bei vielen Wörtern auch gewisse Laute zu. Fast allgemein wird den meisten Grundzahlwörtern ein e am Ende angehängt, so daß man zählt: zweie, dreie, viere, u. s. w. Ein n fügt man zur Endung e oder zu dem r; z. B. die Suppen statt die Suppe (Adorfer Gegend), die Lampen statt die Lampe (oberes Voigtland); Habern statt der Haber — Hafer (Dörfer oberhalb Adorf). Das n wird auch vereinzelt vor die Silbe er gesetzt, z. B. der Pfarrner statt der Pfarrer (Oelsnitz). Der Laut r wird zuweilen in die Silbe en, z. B. geschrieern statt geschrieen (Reichenbach), oder besonders da, wo das Wort mit einem Vokale oder Doppellaute schließt, eingeschoben; z. B. ber uns — bei uns (Würschnitz). Ferner wird ein k vor die Endsilbe en gesetzt; z. B. die Kerschken statt die Kirschen (oberes Voigtland).

Mancherlei Veränderungen erleiden insbesondere die Eigennamen; und zwar werden diese Veränderungen sowohl durch Zusammenziehungen und Einschiebungen, als auch durch Vertauschung der Laute oder deren Versetzung hervorgebracht. Es mögen folgende hier angeführt werden: a. die Ortsnamen Rotzdorf — Rottmannsdorf, Emĕt — Ebmath, Netzschge — Netzschkau, Wohlbig — Wohlbach, Brămbĕ — Brambach, Freiwerig — Freiberg, Spielberik — Spielberg, Adrof — Adorf; b. die Personennamen Ritz — Moritz, Lob — Gottlob, Fritz — Friedrich, Helm — Wilhelm, Lus — Julius; c. die Namen der Wochentage: Sunntich, Mahntich, Diestich, Metwoch, Donnerstich, Freitich, Sunnohmd.

Die voigtländische Mundart bildet ein Uebergangsglied zwischen dem sächsischen und den süddeutschen Dialekten. An die letzteren erinnert außer verschiedenen Wörtern, z. B. Muller für Mulde (zum Backen), die Verkleinerungssilbe le, welche neben el vielfach vorkommt (bei Pößneck wird aus der Verkleinerungssilbe el in der Mehrzahl lich, z. B. das Mädel, die Mädlich), ferner der Gebrauch des „net" oder „niet" für nicht und die Bildung der Bedingungssätze durch die Einschiebung des „wenn" nach dem zu betonenden Hauptworte. Der Bewohner der Oelsnitzer Gegend sagt z. B.: Gut Weter, wenn wär! statt: Wenn doch gutes Wetter wäre; „so ä Haus, wenn ich hätt'! statt: Wenn ich doch so ein Haus hätte! Statt der Endsilbe ig kommt wol auch ein et vor, z. B. schwarzäuget statt schwarzäugig (Schönbrunn bei Oelsnitz), viereckt statt viereckig (Würschnitz), und aus heit wird hin und wieder keit, z. B. Olberkeit statt Albernheit (Oelsnitz).

Obwol in der Satzbetonung das Singende des sächsischen Dialektes weniger auffällt, so wird es doch nicht gänzlich vermißt werden. Besonders werden in dieser Beziehung die Lengenfelder aufgezogen. In Reichenbach sagt man z. B., wenn man ihre Betonung nachahmen will: „Egīdes Frōnz, dei Hund hot ä Forēll gefrēssen: droben'n Gevōter Fīckelschä̅ä̅r sein Garten liegts Rückgrōt." Oder:

„Egīdes, wie singt dei Hä̅mpflich?
Er machts wie ä Zschēēzscher,
Hängts Hēēkele (die Kralle)
Ans Spēēkele, (Speiche, Hölzchen)
Singt ä Trä̅räres."

Die überstrichenen Silben werden dabei mit Tonhöhe gesprochen. Während eine singende Sprache auch in Wernesgrün und Rothenkirchen bemerkbar ist, sollen die Frauen in Gottesberg bedeutend schnarren. — Die Redeweise des Kirchberger an der voigtländischen Grenze wird durch folgende Sätze gekennzeichnet: „Ich möcht färn Sechser Schö̅fsbrot'n; ä weng viel Getēēsch no, ich hob me Frā mit; — ober net viel Knöchen, ich hob mei Hund net mit." — Wie im Englischen fällt der Nachdruck oft auf die drittletzte Silbe, z. B. Próteſtant, Théater, Ó͡álanwerk (Alaunwerk), Éliſe; oder es wird die vorletzte ſtatt der letzten Silbe betont, z. B. Géorg.

Bemerkenswerth ist, daß der Voigtländer zuweilen den Plural falsch bildet; er sagt z. B. der Wagen, die Wögen (Reichenbach). Oder er verändert das Geschlecht der Hauptwörter, z. B. der Ascher (die Asche), der Kartoffel, das Aal u. s. w. — Hierher gehört auch die Redensart: afu (auf den) Frei (Freit) bin i gange (Würschnitz). Wörter, welche im Nominativ der Mehrzahl die Endung e haben, erhalten statt derselben er, z. B. die Bäumer statt die Bäume. Auch wird zuweilen das Hauptwort in der Einzahl mit der Umlautung der Mehrzahl gebraucht, z. B. die Wänden statt die Wand, die rechte Händ statt die rechte Hand (Dörfer über Adorf). Den Personennamen wird der Artikel vorgesetzt, z. B. der Schuberth; siehst du den Schuberth? Ich war beim Schuberth. Wenn sich Mädchen rufen, so geschieht dies häufig mit dem Familiennamen, indem sie demselben ein sch (oder s) anhängen; also z. B. Müllersch oder Seiferts (nämlich Christel, Bertha u. s. w.) (Reichenbach).

Sehr verbreitet ist der falsche Gebrauch des Dativ und Accusativ, besonders bei den Substantiven; z. B. Gieb doch den Hund was zu fressen (Reichenbach, Oelsnitz); überall wird dann auch das e des Dativ weggelassen. Man findet die Verwechselung der beiden Biegungsfälle auch bei dem Gebrauche des Fürwortes, z. B. Er hot mich g'lobt — er hat mir geglaubt (oberhalb Adorf). — „Wegen" wird immer mit dem Accusativ statt des Genitivs construirt; z. B. weg'n denn Buhm zeih ich noch net oh (wegen des Buben ziehe ich noch nicht ab); weg'n denn Pfer kunnt ich net mietfah'rn (wegen des Pferdes ꝛc.) (Oelsnitz). — Irreguläre Zeit- und Hülfszeitwörter werden zuweilen regelmäßig gebildet; z. B. geb statt gieb, bis statt sei (bis still). Das Participium von hauen (= schlagen) heißt „gehieben" (Reichenbach) oder „gehihm" (Oelsnitz). Die Vorsilbe des Particips „ge" wird in den Dörfern über Adorf oft weggelassen, wie schon früher durch ein Beispiel belegt wurde; zuweilen wird dagegen ge vor den Infinitiv gesetzt, z. B. das kann g'sei — das kann sein. Das Zeitwort „verreisen" wird rückbezüglich und mit „haben" gebraucht, z. B. mein Vater hat sich verreist (Eichigt). In der Oelsnitzer Gegend gebraucht man „ist" häufig für „gehört", z. B. die Schörz is dei, der Hut is sei — die Schürze gehört dir, der Hut gehört ihm. Daselbst wird auch vielfach dem Zeitworte das Verbum „thun" beigefügt; z. B. mir tunne heut schlachten; mir tunne heut eifahr'n, mir tunne heut waschen, mir

tunne „Butter rühren", d. h. aus Rahm Butter schlagen (Oelsnitz). — Als eine Eigenthümlichkeit verdient auch bemerkt zu werden, daß man in der Gegend von Altensalza und Zobes statt zwei „paar" sagt, also eins, paar, drei u. s. w. zählt. — Das Zahlwort zwei wird auch mit doppeltem Geschlechte angewendet; nämlich: zwiee͡, masc. (z. B. Ochsen) und zwuo͡, fem. (z. B. Priesen); außerdem kommt noch die Form zwä für zweimal vor (Oelsnitz). — Alterthümliche Constructionen in der Hohenleubener Gegend sind: „Ich war mit Schuberts Frauen dort; — um die Scheiben rum" d. h. im Kreise herum. „Haben" wird daselbst oft für „sein" und „daß" für „ob" gebraucht; z. B. es hat (sind) viele Leute dort; daß (ob) es ihnen gefällig wäre. Gebräuchlich sind auch hie und da die Ausdrücke: „dos sei Ströhch (Streiche), statt das wollt ich meinen; „zu Straach", d. h. zu Stande bringen; enne Schneide hob'n, d. h. geschickt und schnell sein. — Im oberen Voigtlande herrscht die Redensart: Er ist aller liederlich, d. h. immer etwas krank. Ferner sagt man: Heute ist mirs „hisch", d. h. hübsch, ich bin nicht mehr krank. „Auf die Stöhr gehen, d. h. in die Häuser der Kunden gehen und dort als Schneider und dergleichen arbeiten (bei Oelsnitz). Allgemein ist die Redensart: „Es hat keine Art zum Regnen", d. h. die Beschaffenheit der Atmosphäre ist nicht von der Art, daß man Regen erwarten kann. — Als Ausruf der Verwunderung gilt in Reichenbach: „Ach, du Oller!" und ebenso findet sich hier die Redensart: „Geh!", welche soviel wie: „Was willst du denn; es ist nicht möglich, das kann ich nicht glauben", ausdrückt. Das ist „ä schlachter Gung" heißt: das ist ein witziger, aufgeweckter Junge, über den man seine Freude hat (Reichenbach). Wenn man etwas Unangenehmes meldet, so schiebt man gern die Redensart: „nausgesokt" (herausgesagt) ein; z. B. „gestern Obend mußt sich mei Gung speie, und wur suo durchfällig, döß ich dacht so, er kriegt, nausgesokt, de helle Ruhr." (Würschnitz). — Andere Redensarten sind: Es ist so hehl, d. h. es giebt viel Glatteis (Bösenbrunn); „es ist mer lacht" (es ist mir leicht, es fällt mir nicht schwer), die Sache deinem Vater zu erzählen, oder dich zu schlagen u. s. w. (Gegend von Auerbach).

In der Gegend von Oelsnitz wird den Sätzen gern das Wörtchen „halt" eingeschoben; z. B. do käst halt net mietgieh; do mußt de halt oziehn (abziehen). Ein ähnliches Flickwort in der Gegend von Greiz ist „salt." Das Wörtchen »oje« drückt eine Bejahung

(Oelsnitzer Gegend), „gelte" („gelle", „galle") aber eine Frage („nicht wahr?") aus (allgemein). Das Voigtland zeichnet sich überhaupt durch einen Reichthum an Provinzialismen aus, und ich will deshalb ein Verzeichniß der mir bekannt gewordenen hier folgen lassen. — Manche derselben, wie Hetsche (Wiege), Rentsch (Unruhe), Kuckschen (Hülsen), Zeschel (Zapfen), Gelatsch (unnütze Rederei), hutzen (einen flüchtigen Besuch machen), tragen slavisches Gepräge.

Fürwörter.

Enk — euch; enkere — eure (Leubetha). (Im temescher Banat in Ungarn: enger, eng — euer, euch. — Zeyneck im laus. Mag. 42. S. 312.)

Ych — euch; } oberes Voigtland, zwischen Auerbach und Johann-
tirz — ihr. } georgenstadt.

Mĕr — wir (Würschnitz).

dio — ihr (Leheſten).

Mär — man (Würschnitz).

Statt des Fürworts „ihr" wird auch ans Prädikat oder an das Bindewort „wenn" ein „s" angehängt; z. B. „geht's rei", d. h. geht (ihr) hinein; „wenn's häm get, nemmts enkere Sachen mit", d. h. wenn ihr nach Hause geht, so nehmt eure Sachen mit (Leubetha).

Artikel.

Ne — den, dem; z. B. ne König sei Rock, d. h. dem König sein Rock = die Soldatenuniform (Würschnitz).

Zahlwörter.

Sehrer — mehr.

tüchtig — viel, sehr viel; z. B. er hat tüchtig getanzt (Eichigt).

peinlich — viel; z. B. es waren peinliche Menschen dort (Reichenfelser Pflege). Vielleicht schreibt sich diese Bedeutung davon her, daß peinlich auch für ängstlich, bange, gebraucht wird; „es waren peinliche Menschen dort," d. h. dann: es waren Menschen dort, daß Einem bange, ängstlich unter ihnen wird.

nix — nichts (bei Plauen, Adorf und Lehesten); das Ahd. neowiht, niwiht, niht, Gen. nihtes wird in der Hennebergischen Mundart selbst zu nis; im Voigtlande hat sich an die Stelle des ht das x eingedrängt.
zwanner, zu zweien (dann und wann noch im Reichenbach gebräuchlich).

Präpositionen.

affi — auf (über Adorf, Schwarzenbach a/S.).
zenst — längs (allgemein); vielleicht mit den slavischen czenu, dehnen, in die Länge ziehen, verwandt.
rinter oder ninter — hinter (in der Gegend von Oelsnitz fast allgemein).

Adverbien.

Alleriet — immer (oberes Voigtland); — in Kreuzstätten bei Neu-Arad in Ungarn kommt die Form allerüd vor;
allert, nachher (Schwarzenbach a/S.).
aläng — überall (Reichenbach).
derweil — einstweilen (über Morgenröthe);
ebig — links (damit zusammenhängend wohl auch: eine Ebige, d. h. eine Ohrfeige). Hohenleubener Gegend;
ebes oder öser, eher;
eini — herein (über Adorf);
epper — etwa (Oelsnitzer und Auerbacher Gegend); z. B. hast du ihm epper etwas zuwider gethan? (Im temescher Banat in Ungarn: epper, epps — etwas; eppa — etwa. Lauf. Mag. 42. B. S. 312.);
entzoot — herbei (Reichenfelser Pflege);
fei — gewiß (allgemein); z. B. komm fei bald wieder. (In Oberbayern sagt man „feil“);
flugs — schnell (Reichenbach); ist jetzt sehr abgekommen;
glätzen — dann und wann, periodisch (Gegend von Hohenleuben);
hott — rechts; vom Bauer gebraucht, wenn er das Zugvieh lenkt (alemannisch: hotte; in Oberungarn hotto; im temescher Banat: hatt); hotten ist noch ein in den niedrigen Sprecharten übliches Zeitwort für gehen, fortgehen. Es will mit der Sache nicht hotten, es will nicht mit ihr fort. Es scheint, sowie das slavonische choditi, gehen, ein Frequentativum von gehen zu sein (Adelung);

itz oder itze — jetzt (Planschwitz, Oelsnitz, Pößneck, Lehesten);
itzenune (jetztnun) — jetzt (Saalfeld);
ibi — hinüber (Dörfer oberhalb Adorf);
kli — vollständig, ganz und gar (Oelsnitz);
mechen — links; die Mechenseite — die linke Seite (oberhalb Oelsnitz und Adorf, z. B. in Leubetha). Das Wort „mechen" wird auch = verkehrt oder falsch gebraucht; z. B. ich bin mechen angekommen, d. h. ich bin falsch angekommen;
morng — morgen (Oelsnitz);
nächten — gestern (allgemein); von nahe, nächst;
nogert oder nog — hernach; z. B. nogert will ich hutzen gieh (über Auerbach und Oelsnitzer Gegend);
oſt oder oſtig — sogleich (Oelsnitz, Altensalza, Auerbach);
otter — aber (oberes Voigtland);
piſt — sonst (Oelsnitz);
ro — herunter (Dörfer über Adorf);
sitte oder sette — solche (Reichenbach, Plauen, Saalfeld, Lehesten, Willersdorf bei Tanna); „zu setten muß mer gieh, die's net verstennä", d. h. zu solchen muß man gehn, die's nicht verstehen (Würschnitz);
satt, „soot", genug (Reichenbach, Plauen). „De Ardäbbel sein soot", d. h. sie sind genug gekocht (Pöhl);
schier — beinahe; früher in Reichenbach im Gebrauche;
undi — herunter (über Adorf);
völlig — immer; völlig betrunken, d. h. immer betrunken (Gegend von Hohenleuben);
vornöh — zuerst (Oelsnitz, oberes Voigtland);
wiste — links; wie „hott" ein Kommandowort fürs Zugvieh; der Zuruf: „o!" heißt „halt!" (Im Wallisischen chwith — links; davon hat Mathesius das Zeitwort schwoden, schwuden, sich im Ziehen linker Hand wenden. Adelung.)
zwieslich — doppelt (Gegend von Hohenleuben).

Begriffswörter.

a. Dingwörter.

Auswärts, der Frühling. Es geht auswärts, d. h. es kommt der Frühling (Reichenbach).

Aschkuchen, ein Gebäck, das man anderwärts auch Bäbe nennt (allgemein).

Adelhetsche oder Agelhätsche — die Elster (der Vogel nämlich). In Oberdeutschland heißt der Vogel Aglaster, Algaster, Agerst; bei den Angelsachsen lautete der Name Agu (Adelung); in Preßburg sagt man Aglster; ahd. agelastra.

Bartel = Mütze (bei Saalfeld).

Bornkinnel, d. h. gebornes Kindchen, das Christkind (allgemein).

Büschel, ein Gebund Reißholz (Reichenbach).

Büchele, die Buchecken (Reichenbach).

Bockstelzer, ein Purzelbaum (Reichenbach). Hierbei ist daran zu erinnern, daß man von einem Schiffe, wenn es mit dem Vordertheile bald in das Wasser fällt, bald sich wieder erhebt, und dann hinterwärts fällt, sagt: es bockt; das Wort scheint hier so viel wie stoßen zu bedeuten (Adelung).

Basch, das Schwein (Reichenbach). — Im temescher Banat heißt Barsch der Eber, in Oberungarn paschen, der verschnittene Eber; ahd. paruh.

Döbes, Lärm (Oelsnitz). In andern Gegenden sagt man Tebs und tebsen, lärmen. Damit verwandt: toben, einen ungestümen Lärm verursachen; im Altenglischen to taven; niedersächsisch heißt klopfen: dubben (Adelung).

Drischel, der Dreschflegel (Oelsnitz).

Donnerblume, Scabiosa arvensis (Reichenbach). Der Name bezieht sich auf einen Aberglauben.

Eit, fem., die Egge (Oelsnitz, Reichenbach). Im Dithmarsischen sagt man ebenfalls statt Egge: Eide. — Eule, Schlichteule, die Egge (oberes sächsisches Voigtland).

Ebige, fem., die Ohrfeige (Reichenfels).

Fäsele, ein kleiner Theil, ein Bischen (Oelsnitz).

Foßnĕt oder Fosend, die Fastnacht (Oelsnitz, Klingenthal).

Frieserich, Schnittlauch (Reichenbach).

Futter nennt man den untern weichen Theil der Hutpilze und auch das Innere einer unreifen Haselnuß (Schöneck).

Franzmadam, die Wasserjungfer, Libelle (Reichenbach).

Fäustlinge, Handschuhe (Reichenbach).

Fräsel, Krämpfe (Reichenfelser Pflege).

Gevulkig, liederliche Gesellschaft, Sippschaft (Reichenbach).
Gehlicht, Inseltlicht, Talglicht (Oelsnitzer Gegend).
Geteesch, Brühe (Reichenbach).
Gelatsch, unnütze Rederei (Reichenbach).
Gutermuth, der Kindtaufschmaus (Reichenbach).
Gelte, ein Kübel (Reichenbach).
Giker, auf dem Giker, d. h. auf dem Zuge haben, recht auf Jemanden sehen, Acht haben. Die Form bekiken für besehen kommt in Niederdeutschland vor; niederländisch kijken, bei Luther und Göthe kuken = schauen.
Gacht, der Habicht.
Grashitschen, Grashüpfer, Arten aus der Gattung Gomphocerus (Reichenbach).
Hasenbrot, die Hainsimse, Luzula campestris (Reichenbach). (Hasenbrot wird auch das Brot, welches man über Feld getragen hat, genannt.)
Hühnerschädlich, der Vogelmeier, Alsine media (Reichenbach).
Hosen, ursprünglich wol Hafen, die Ofenblase (Eichigt, Würschnitz).
Hampfel, eine Hand voll, eine kleine Menge. „De brengt o a Hampfel A, d. h. die bringt auch eine kleine Menge Eier (Willersdorf bei Tanna).
Herzgespann, „Herzgespoah“, eine Geschwulst über dem Magen (Reichenbach, Oelsnitz).
Hetsche, die Wiege (Reichenbach). (Schweizerisch Gütsche, niederes Bettgestell, Gütschi, Wiege; im temescher Banat: Gauntsch oder Gluntsch = Schaukel. S. auch Hütsche, ein niedriges Fußbänkchen.)
Hundsblume, der Löwenzahn (Leontodon taraxacum) Reichenbach.
Kopfkättel (Knopfkättel), ein Tuch, das die Frauen um den Kopf schlingen und am Nacken in eine Schleife binden (über Adorf).
Kuckschen, Hülsen (Reichenfelser Pflege).
Kinnel, die Pupille (Reichenfelser Pflege).
Kannelholz, das Topfbrett (Eichigt).
Kutter, die Rinde (Reichenbach). Die Wurzel dieses Wortes ist vielleicht noch in dem hebräischen kasah (כסה) bedecken, vorhanden; verwandt damit würde das deutsche Kutte, das englische coat, der Rock, sowie das wendische koža (die Haut, das Fell), sein. Adelung.

Kuhhase, Kaninchen (allgemein).
Küchlä, die Pfannenkuchen (Würschnitz).
Kland, ein kleines Hausgärtchen mit Blumen (Reichenbacher Gegend). (Siehe darüber: die Dorfanlage, das Haus ꝛc.)
Koller („Goller"), die Jacke (Oelsnitzer Gegend, bei Saalfeld und Lehesten).
Kies wird von den Steinbrechern fast allgemein der Quarz oder Kiesel genannt.
Krummbein („Krummbah"), das Schweinschlachten, oder vielmehr das darauf folgende Familienfest (wol allgemein).
Knotten, die Samenkapseln am Flachs (Planschwitz).
Kunele, Feldkümmel, wilder Thymian (Thymus serpyllum). Reichenbach.
Ketterle, die Brüste (Schwarzenbach a/S.). — Hierzu: Katze, ein sehr altes Wort, bedeutete eine Erhöhung, ist aber jetzt nur im Festungsbau gebräuchlich; nun ist aber das Wort Katze in anderer Bedeutung mit Kette verwandt. Oder: in oberdeutscher Mundart bezeichnet ketsch soviel wie weich (Adelung).
Kettenblume, der Löwenzahn (Leontodon taraxacum). Reichenbach. Die Kinder machen aus den Schaften Ketten.
Lih, die Drahtpfanne zur Kienbeleuchtung (Würschnitz und oberhalb Auerbach).
Lihhut, der Schlott über dem Kienfeuer (daselbst).
Lummel, ein kleines Messer, ursprünglich ein solches, wie deren früher viel aus Böhmen ins Voigtland gebracht wurden (Reichenbach).
Lux, Lakrizen (Reichenbach).
Laune, eine Krankheit (Reichenfelser Pflege).
Möckerchen, ein Maß — eine Viertelmetze, welches früher in Meerane beim Schütten des Getreides an die Geistlichkeit im Gebrauche war. Das Wort stammt von dem slavischen mierka, ein Mäßchen (Leopold, Chronik von Meerane S. 92).
Mockel oder Rinnel, junges Rind beiderlei Geschlechts bis zu anderthalb Jahren (um Oelsnitz).
Mäßel bezeichnet in Reichenbach noch vielfach $^1/_2$ Metze.
Mißerobligkeet, das Elend.

Nächterle = $^1/_4$ Kanne (Reichenbach).
Nößel = $^1/_2$ Kanne (Reichenbach).
Nägele, die Nelken (Würschnitz).
Olme, der Brotschrank (Oelsnitzer Gegend). (Im temescher Banat in Ungarn heißt ein Wandschrank oder Kasten: Olmer; spanisch nennt man ihn almario, magyarisch almariom und in der Schweiz und in Schlesien sagt man Almer. Zeyneck im Laus. Mag. 42. B. S. 306.)
Oerte, ein Fest gegen bestimmte Einlage, das die Gastwirthe geben. (Meerane.) Eigentlich Irte, die Zeche, der Antheil, den Jemand bei einem gemeinschaftlichen Schmause zu bezahlen hat.
Oberreichenbacher, eine O., bezeichnet in Reichenbach ziemlich allgemein Butter, Brot und Käse.
Pinks, die Glocke (Gegend von Hohenleuben).
Pampel, die Quaste (bei Saalfeld).
Pampeln, die Kartoffelfrüchte.
Pampus, ein Gebäck (allgemein im untern Theile des sächsischen Voigtlands).
Polse, ein in der Pfanne hergestelltes Gebäck aus Mehl und Wasser (Reichenfelser Pflege). (Ist Polse vielleicht mit Polenta (ein Gebäck aus Maismehl und Lieblingsgericht der Italiener) verwandt?)
Pimpelmutter, die Hebamme (Reichenfelser Pflege).
Pferdanel, ein dummer, einfältiger Mensch (vereinzelt).
Röckel (Rögglinge), eine Art Semmeln von schwärzerem Mehl (Reichenbach).
Reitschmerl, die Reitpeitsche (Reichenbach).
Röschen, das Tausendschönchen, Masliebchen (Bellis perennis). Reichenbach.
Rankbeere, die Erdbeere (Reichenbach).
Ruhpopel, ein Schreckgespenst für die Kinder (Reichenbach).
Ruschel, die Zschinder, eine glatte Eisbahn (allgemein).
Radewell, ein Kästelkarren (Reichenbach). Im Orlagau sagt man statt dessen auch Radeperchte, ein Wort, das jedenfalls von Perchtha (=Holle) und ihrer Beaufsichtigung des Ackerbaues herrührt (Börner, Sagen aus dem Orlagau S. 157).
Rentsch, die Unruhe (Reichenfelser Pflege).

Schärbänk (Scherbebank?), ein Topf- oder Tellerschrank in der Stube (über Adorf).
Schänkbank, das Topfbrett (Würschnitz).
Sutt, die Pfütze (über Adorf). Adelung führt ein Wort „Sudel" an, das in einigen Gegenden üblich ist und ebenfalls eine Pfütze bezeichnet.
Spritzbüchse, eine Handspritze (Reichenbach).
Schotten, die Molken (Gegend von Hohenleuben).
Schluderixel, die Froschlarve, Kaulquappe (vereinzelt im obern Voigtlande).
Schrong, die Stangen am Ofen, an welche die nassen Kleider zum Trocknen gehängt werden (Eichigt).
Stütze, die Wasserkanne (Reichenbach).
Sprengstütze, die Gießkanne (Reichenbach).
Scheffel, ein Faß, Kübel (Reichenbach).
Sommerhaufen, die Bezeichnung für den Sammelplatz des jungen Volkes auf dem Anger im Sommer (Würschnitz).
Spuk, der Lärm (Reichenbach).
Schälle, ein Schälchen, eine Kaffeetasse (Reichenbach). Bemerkenswerth ist, daß auch die Wenden in der Oberlausitz für Kaffeetasse das Wort Schalca haben, während die niederlausitzer Wenden Tossa sprechen.
Schälm, Schellen, beim Kartenspiele (Ebersbach).
Schafplerr, die Zeit nach der Schafschur. Wenn nämlich die Schafe ihre Wolle verloren haben, so frieren sie und plerren, d. h. schreien (Reichenbacher Gegend).
Spinnkankel, das Spinngewebe (Reichenbach). Adelung führt an, daß „Kanker" der Name einer Spinne, aber jedenfalls nicht von dem lateinischen cancer, der Krebs, abzuleiten sei.
Semmelmilch, der körnige Steinbrech (Saxifraga granulata) Reichenbach.
Schießengel, die Eidechse (Reichenbach).
Schnappauf, der Schnellkäfer (Elater). Reichenbach.
Schnelzhaul, die Kartoffelfrucht.
Truhe, eine Kiste oder Lade, wie sie auf den Dörfern noch sehr gebräuchlich (oberes Voigtland).
Trutenfuß, der Bärlapp (Lycopodium clavatum) Reichenfelser Pflege.

Tschunk, das Schwein (Reichenbach).
Untaderle, nichts Unrechtes, etwas Fehlerloses. Reichenbach.
Wasserblume, das Windröschen (Anemone nemorosa). Reichenbach.
Weitschaft, die Entfernung (Reichenbach).
Wesen, die Kleidung (Wohlbach und die obern Dörfer bei Adorf).
Zeschel, der Zapfen der Nadelbäume (allgemein in der Reichenbacher Gegend).

Zemmede, ein Gebäck aus Mehl, Milch und Wasser, welches in der Pfanne hergestellt wird (Orlagau).

Zahnpein, „Zoapeih", Zahnschmerz (Reichenbach).
Ziegenpeter, anderwärts auch „Bauernwenzel" genannt, eine Krankheit, besonders bei Kindern, die darin besteht, daß nach Erkältung die Halsdrüsen anschwellen (Reichenbach).
Zweifelsfalter, Schmetterling, noch vereinzelt bei Reichenbach im Gebrauche. Der Name ist von Zweifalter entstanden. So nennt man in andern Gegenden die Schmetterlinge, weil sie zweifältige, d. h. doppelte Flügel haben (Adelung).

b. Zeit- und Eigenschaftswörter.

Anschüren, Feuer in dem Ofen machen (Reichenbach).
Albern, „herumalbern", wie unsinnig thun, ausgelassen lustig sein (Saalfeld, Lehesten).

Aussacken, mit dem Löffel Speisen aus der Schüssel thun; das Gegentheil davon heißt „einsacken" (Reichenbach).

Abreißen, „aoreißen", abbilden, aufnehmen (vereinzelt in Reichenbach).
Arzen, sich sehnen (Reichenfelser Pflege).

Akuhlen („oakuhlen"), verderben, zu Schanden machen (im oberen Voigtlande sehr gebräuchlich).
Ausbleien, schlagen (Oelsnitzer Gegend).
Akulig, stumpf, besonders von den Zähnen gebraucht (Reichenfelser Pflege).

Berathen, bereiten, zu Stande bringen (Reichenbach). In der Gegend von Löbau in der Oberlausitz hörte ich sagen: Ich bereits nicht, d. h. ich kann es nicht machen.
Bläken, böse aussehen (Reichenbach

Buschen, klopfen, z. B. ans Fenster buschen (Ebersbach, Eichigt). Das Wort kommt z. B. in dem Volksliede vor:

Loßt mich nit su lang buschen,
Ih so leinerne Huasen
gieht der Wind a su nei,
U (o), stät auf, loßt mich nei! (Eichigt.)

Böhreln, laut weinen (Reichenfelser Pflege).
Bohlen, herumbohlen, d. h. angestrengt im Hause arbeiten (Reichenbach). Vielleicht von dem alten bolen = bauen.
Buseln, kollern (Hohenleuben, Klingenthal).
Bußwierig, kränklich.
Döbsen, lärmen (Auerbacher und Oelsnitzer Gegend).
Erhöschen, erstaunen. Ich war erhöscht, d. h. erstaunt, erschrocken, in Furcht gesetzt (Dörfer über Adorf).
Flecken, schnell gehen. Es fleckt („flackt"), d. h. die Arbeit geht vom Flecke, sie wird schnell zu Stande gebracht (Reichenbach).
Fürplatzen, vorkommen (Reichenfelser Pflege).
Greinen, weinen (allgemein); mhd. grine.
Geführlich, zierlich (Reichenbach).
Geeignet, angezeigt; z. B. ein Todesfall hat sich geeignet, d. h. er ist durch ein Zeichen vorhergesagt, angezeigt worden (Oelsnitzer Gegend). Ob das Wort auch in der reinen Form „eignen" vorkommt, ist mir nicht bekannt.
Hetschen, wiegen; vereinzelt noch in der Reichenbacher Gegend gebraucht.
Hutzen gehen, einen kurzen Besuch beim Nachbar in Alltagskleidern machen (allgemein). Die Wenden sagen: huzku hicż.
Huchstüß'g, hochmüthig.
Husten, Jemandem Etwas husten, d. h. sich hüten, auf seinen Wunsch einzugehen (Reichenbach, Oelsnitz).
Halb-Abend machen, das Vesperbrod essen (allgemein).
Herzen, schleudern (Reichenfelser Pflege).
Kressen, kresten, d. h. stönen, also mit „kreisen" verwandt (Reichenfelser Pflege); mhd. krizen; damit zusammenhängend: kreischen = laut schreien.
Meiern, anführen, zum Besten haben. Man sagt: der ist aber gemeiert (Reichenbach).
Meirent, volljährig (Reichenbacher Gegend). Entstanden aus majorénn.

Mantschen, mit den Händen in Nassem oder Schmuzigem herumarbeiten (Reichenbach). In andern Gegenden sagt man pantschen.

Pröpeln, versprechen, durch Sympathie heilen (allgemein).

Schwefeln, lüderlich leben. Er hat die ganze Nacht geschwefelt (Dörfer bei Adorf).

Schlichten, eggen (Oelsnitz).

Schuppen, stoßen (Reichenbach).

Zutschen, an den Fingern saugen; wahrscheinlich von dem slavischen zyczacz, saugen.

Zscherln, rieseln.

IX.

Volkslieder.

„Die Dichtung eines Volkes ist das Sich-aussprechen seines Geistes; in diese Bibel trägt es das ein, wovon es stark und nachhaltig bewegt wurde, und der erschütterte Mensch spricht wahr."
Heinrich Wuttke in: das deutsche Volkslied.
(Album fürs Erzgebirge.)

Wie eine Blume am Wege ist das Volkslied. Viele sehen darüber hinweg nach den schöngepflegten Gärten mit den purpurnen Rosen und den buntgestreiften Tulipanen, und wenn ihr Auge sich niedersenkt zu dem staubigen Straßenrande, da verschmähen sie die Blümchen, welche in tiefster Bescheidenheit unter dem Grase stehen. Lange, sehr lange hatte man die einfachen Dichtungen des Volkes unbeachtet gelassen, und doch lebt in vielen der kunstlosen Reime auf Straßen und Gassen, und in den Liedern des Landvolks, gesungen bei Tanz und Spiel, ein Reichthum an Poesie. Wenn einige in ihrer jetzigen Fassung beinahe Unsinn enthalten, so ist doch zu vermuthen, daß sie ursprünglich einen guten Sinn gehabt haben. Ich habe die Lieder des Volks ganz wie ich sie hörte, ohne fremden Schmuck und Zuthat und auch hinsichtlich der Mundart möglichst treu gesammelt. Unter ihnen sind einige wenige, welche nicht allein dem Voigtlande angehören; das Volk hat sie gelassen, wie es sie empfing; es hat die Lieder, welche seinem heimathlichen Leben nicht entsprangen, auch nicht in seine Mundart zu übersetzen versucht; nur dann und wann hat sich ein Wort derselben eingeschlichen.

Damit soll aber durchaus nicht behauptet werden, als seien diese Lieder nicht auch ins Fleisch und Blut des Volkes übergegangen. Auch muß darauf hingewiesen werden, daß nicht alle Volkslieder im Dialekte gedichtet worden sind, da das Volk, wie es in der Ausschmückung die Alltäglichkeit zurückschiebt, auch oft die reine Schriftsprache der Mundart vorzieht. Hoffmann von Fallersleben sagt z. B., daß das Volk in Schlesien, wie überall in Deutschland, mit wenigen Ausnahmen hochdeutsch singt. Unter dreihundert Volksliedern, welche derselbe in Schlesien aus dem Munde von Grasemädchen und Bauerburschen sammelte, sind nur fünf in der schlesischen Mundart gehalten. Im Voigtlande ist allerdings das Verhältniß ein wesentlich anderes. — Ich konnte und wollte, einige Bemerkungen ausgenommen, das bereits Bekannte von dem Unbekannten nicht sichten, da ich alle die kunstlosen Poesien zusammenzutragen beschlossen hatte, welche noch gegenwärtig im voigtländischen Volke leben, aber leider immer mehr ins Vergessen kommen. Eine kritische Sichtung dessen, was wirklich dem Voigtlande eigenthümlich ist, mag Anderen überlassen bleiben. — Selbstverständlich habe ich auch meiner Sammlung nicht den Maßstab des Schicklichen untergelegt; das Volk ist eben derb in seiner Ausdrucksweise; es spricht offen sein Empfinden aus, und wir sollen, wenn wir die Ausdrücke seines Fühlens und Denkens wiedergeben, keinen Schleier darüber decken. — Die größte Zahl der Lieder ist vierzeilig; und diese kurzen Lieder, die sogenannten Runda's, leben beinahe nur noch in der Erinnerung, da das Rundasingen auf den Dörfern fast gänzlich abgekommen ist. — Viele Kinderlieder wurden bei den Spielen bereits angeführt, andere sollen auch hier als Anhang noch eine Stelle finden.

1. Abendst, wenn der Manden scheint,
Trummelts aff der Brücken,
Führt der Fuchs sei Weibel ham
Mit der Ofenkrücken.

Kimmt der Müller oben rei
Sagt er: „Mädel, du bist mei!“
„„Na, Müller, na,
Bist mer viel ze kla!

Die bist ä oller Kleiedieb,
Du host de schwarzbraun Mädel lieb,
Na, Müller, na,
Die Gretel is dei Fra!""

Wenns Korn reif is
Und der Haber steif is,
Geht de Mühl knicknack,
O, du oller Pfaffersack.
(Reichenbach.)

2. Hoab mei Weiz'n aff'n Berg gesä't, Berg gesä't,
Hoat mer'n der behmische Wind verweht, Wind verweht;
Behmischer Wind, ich bitt dich schö, bitt dich schö,
Loaß mer mei Weiz'n aff'n Bergle steh, Bergle steh!

Hoab mei Weiz'n aff'n Berg gesä't, Berg gesä't,
Hoat mer'n der behmische Wind verweht, Wind verweht,
Behmischer Wind, ich bitt dich drum, bitt dich drum,
Bring mer mei Weiz'n aff'n Bergle net um, Bergle net um!

(Dieses Lied, welches auch in Reichenbach bekannt ist, hörte der 70jährige Schneider Wolf in Waltersdorf in seiner Jugend von Fuhrleuten singen, die Eisensteine von Heinsdorf nach Morgenröthe fuhren.)

3. Drüb'n aff dem Eichelebaum
Do sitzt ä Fink;
War mer mei Schotzele nimmt,
Dar thut a Sind;

Mer is e su gange,
Mich hob'n se drum brocht,
Dos kränkt mich halt immer
De ganze Zeit noch. (Lengenfeld.)

4. Do drob'n und do drunten,
Do steht ä schen's Haus,
Do langt mer mei Voter
'n Kammerwog'n 'raus;
Ae scheckets Paar Ochsen
Und ä blumete Kuh,

Dos giebt mer mei Voter,
Wenn ich heirathen thu.
Heirath ich gor net,
So giebt er mer's net,
So zieh ich zum Schotzel
Und sog ihms gor net.
(Reichenbach. Oelsnitz. Höfer Gegend.)

5. Dort drühm kimmt ä Fuhrmah rei,
Fuhrmah halt still, Fuhrmah halt still!
Wer wird der Fuhrmah sei,
Der mich doch hoben will?

Kein Fuhrmah mog ich net,
Fährt zu weit aus;
Ich möcht' än Schneider hoh'm
Der bleibt zu Haus.

Kein Schneider mog ich net,
Schneidt zu viel zu,
Ich möcht' än Schuster hoh'm,
Der macht mer die Schuh.

Kein Schuster mog ich net,
Hot pichigte Händ';
Ich möcht än Weber hoh'm,
Der wirkt mer's Hemd.

Kein Weber mog ich net,
Riecht sehr von der Schlicht';
Ich möcht' än Kaufmah hoh'm,
Der wegt nach G'wicht.

Kein Kaufmah mog ich net,
Wegt zu viel aus;
Ich möcht än Bauersbuh'm
Mit än schänn Haus! (Ebersbach.)

6. Mädchen, heirath' mich,
Ich bin ä Zimmermoah,
Ich will dir ä Häusel baun
Und ä Scheunel no,

Will dir ä Wiegel baun
Und ä Kindel nei,
Mädchen heirath mich,
Noch bi ich dei.
(Reichenbach. Oelsnitz.)

7. Wenn mei Schotz Hochzeit hot,
Hob ich ä traurig Tog,
Geh ich in mei Kämmerlei,
Wein mich recht sot.

Unter dem Ofen steht ä Tipfel,
'Sist Wasser drin,
Do hob ich schon oft
Um mei Schotz gegrinn.
(Reichenbach.)

8. In meinen jungen Jahren
Da will ich allzeit lustig sei,
Kein'n Kreuzer will ich sparen,
Versoffen muß er sei.
Was hilft mir's, daß ich sparen thu,
Hob weder Weib noch Kind dazu,
Was hilft mirs, daß ich spar',
Ich leb niet tausend Jahr.

Du denkst, du bist die Schänste
Wol auf der weiten, breiten Welt,
Und auch die Angenehmste,
Ist oba weit gefehlt.
Geh du nur hin, du host dein Theil,
Ich hob dich g'liebt aus Narrethei;
Ohn dich ka ich schu leben,
Ohn dich ka ich schu sein.

Host g'sagt, du willst mich nehmen,
Noch eh der Somma kommt;
Der Somma, der is komma,
Du host mich niet genomma,
Ach nimm, ach nimm, ach nimm, ach nimm,
Ach nimm mich nür sei bald.

In meines Vaters Garten,
Do wächst ein schöner Blum, Blum, Blum;
Drei Jahr soll ich noch warten,
Drei Jahr sind bald herum.
Geh du nur hin, du host dein Theil,
Ich hab dich g'liebt aus Narrethei,
Ohn dich ka ich schu leben,
Ohn dich ka ich schu sein!
(Willitzgrün.)

9. Mein Schatz ist rosenroth,
Ich lieb ihn bis in den Tod;
Mein Schatz sieht schwarzbraunschwarz,
Er ist und bleibt mein Schatz.

Mein Schatz sieht kreideweiß,
Ich lieb ihn mit allem Fleiß;
Auf seinem Grabe wird liegen ein Stein,
Da wird mein Nam drin sein.
(Reichenbach.)

10. Ich weiß 'ne schöne Müllerin,
Ein wunderschönes Weib,
Möchte gerne bei ihr mahlen,
Meine Körnlein zu ihr tragen,
Möchte selbst ihr Mahlgast sein.
„Guten Abend, guten Abend, Frau Müllerin,
Wo setz' ich hin meinen Sack?"
„„Setz' ihn hin an jene Ecke,
Wo andre Bauersäcke,
Kannst mahlen, wenn du willst, ja willst,
Kannst mahlen, wenn du willst.""
Und als der Müller vom Holze kam,
Vom Regen war er naß.
„Steh auf, Frau Müllerin, stolze,
Mach mir ein Feuer von Holze,
Vom Regen bin ich naß."
„„Ich steh nicht auf, laß dich nicht 'rein,""
Sprach sie, die Müllerin fein,
„„Ich hab die ganze Nacht gemahlen
Für Bäcker und für Knaben,
Daß ich nicht aufstehn mag.""
„Stehst du nicht auf, läßt mich nicht 'rein,"
Sprach er, der Müller fein,
„Thu ich die Mühl verkaufen
Das Geld thu ich versaufen
In Bier und kühlem Wein,
Wo schöne Damen sein."
„„Thust du die Mühl verkaufen
Und thust das Geld versaufen
In Bier und kühlem Wein,
Wo schöne Damen sein,
Thu ich mir ein' andre bauen
Drüben auf jenen Auen,
Wo frisches Wasser quillt,
Ja quillt.""

(Reichenbach.)

11. Es stand eine Lind in jenem Thal,
War oben breit und unten schmal
Darunter zwei Liebeleut saßen,
Vor Leid sie Alles vergaßen.

Sie sagten zu einander:
Sieben Jahr müssen wir auseinander.
Und als die sieben Jahr um waren,
Feins Liebelein nicht wiederkam.

Da ging sie 'naus in Garten,
Ihr feins Liebchen zu erwarten,
Da ging sie in das grüne Holz,
Da kam ein Reiter geritten stolz.

„Was suchst du, du Hübsche, du Feine,
Was machst du hier so alleine?
Ist dir dein Vater oder Mutter gram,
Oder hast du heimlich einen Mann?"

„„Mir sind Vater und Mutter nicht gram,
Ich hab' auch heimlich keinen Mann;

Nächten ists gewesen sieben Jahr,
Da mein feins Liebchen gewandert war.""

„Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Da dein fein's Liebchen Hochzeit hatt',
Was läßt du ihm wünschen vor großer Freud,
Wenn ich gleich wieder zurücke reit'?"

„„Ich lasse ihm wünschen gute Zeit,
So viel als Sand am Meere leit;
Ich lasse ihm wünschen das Beste,
So viel der Wald trägt Aeste;
Ich lasse ihm wünschen eine schöne gute Nacht,
Daß er nicht wieder an mich gedacht.""

Was zog er von seinem Fingerlein?
Von Gold und Silber ein Ringelein, —
Er warf das Ringlein auf ihren Schoß;
Sie weint, daß ihr das Ringlein floß.
Was zog er aus seiner Taschen?
Ein Tuch, schneeweiß gewaschen.

„Trock'n ab, trock'n ab dein Aeugelein,
Du sollst fürwahr mein Eigen sein;
Ich that dich nur versuchen,
Ob du thätst schwören oder fluchen.
Hättst du einen Schwur oder Fluch gethan,
Von Stund an wär ich geritten davon. (Reichenbach.)

Etwas abweichend wird dasselbe Lied von Kriebitzsch in der Euterpe, 1865 Nr. 4 mitgetheilt; und ebenso lauten auch die von Heinrich Wuttke im Album fürs Erzgebirge S. 81 angeführten ersten Verse theilweise anders.

12. Do hinter mein Voter sei Ochsenstall,
Do kribbelt und krabbelt ä Höf', —
No is mer denn Käne von Gott beschеert,
Ei, thun se denn Olle su groß?

Dort hinter mei Voter seiner Gartenthür,
Do ho ich mei Madel gesah,
Do reicht se ihr liebes Handel mir,
Do wußt ich net, wie mer geschah!" (Reichenbach.)

13. 'Sis ne wahre Freid,
Wenn früh de Sunn affgiht,
Wenn im Frühgohr Olles
Wieder grü dostiht,
Und de Tauben girren,
Und de Bienen schwirren,
Do such ich ä holdes Liebchen mir.
(Reichenbach.)

14. Mei Schotz, den ich net mog,
Den seh ich olle Tog,
Der mir mei Herz erfreit,
Der is su weit.
Wär er net su weit von mir,
Käm' er ä Bissel rei zu mir, —
Is ober su weit, su weit,
Hot au kane Zeit! (Reichenbach.)

15. Heute scheint der Mond so schö,
Wulln mer net zum Dirndel geh,
Wulln mer net zum Dirndel geh,
Weils is su schö bei der Nacht?

Ols ich vor's Fenster kam,
Dreht sich mei Schatz gleich um,
Fragt: „wo gehst rum bei der Nacht?"

„„Wo sull ich ruma geh, —
Dos sullst du längst versteh!""
„Ich ko net aufsteh,
Mer thut mei Kopf so weh."
„„Host de än Annern drin,
Sog mer's sei geschwind.""

„Und dos wär a net racht;
Wenn ich än Annern möcht',
So heißt es raus mit dir,
Du kommst herein bei der Nacht."

Wer hat das Lied erdacht?
Grenzjäger auf der Jagd,
Die habens erdacht
Bei der Nacht.
(Reichenbach.)

16. Dreimal, dreimal um das Haus,
Mädel, bist de drinne?
Lang mer deinen Rocken raus,
Ich will der helfen spinne.

„All mei Werg und all mei Flachs,
Hob ich wohl gesponne:
Mutter, gieb mer a än Moh,
Ich taug zu kaner Nonne.

Zu kaner Nonne taug ich net,
Dos werd't ihr auch wohl wissen,
Und wenn ich ämol verheir'th't bi,
So losst's euch net verdrießen."
(Reichenbach.)

17. Dos oberlosner Milchmädel, dos hot mich oa gern,
Se hot schon oft g'sogt, mei Weib'l will se wer'n:
Ihre Mutter will hoben än reichen Schwiegersoh, —
Und do ich kee Geld hob, kumm ich oa net dozu!

Ich weeß äne schöne Wittfrau, ihr Moh wor ä Schmied,
Die hot äne schēne Werkstatt und oa noch Crediet;
Se hot ä schön's Häusel, se konn halten a Kuh: —
Und do ich kee Schmied bi, kumm ich oa net derzu!

Und do ich nu emol zum Unglück bi bestimmt,
Und dos Molär ke End mit mer nimmt,
So thu ich mich erschießen, — ihr werd'ts seh, doß ich's thu: —
Und do ich kee Flint hob', kumm ich oa net derzu! (Reichenbach.)

18. Bi ich net ä schö gebirgisches Muadel,
Bi hübsch, bi hübsch, bi munter und a gut;
Wie dreh ich mei Klippel und mei Fuadel,
|: Sua arm ich bi, hob ich doch Muth. :|

Erdäpfel, die hob ich auf mei Tischel,
Kua Schminkele Butter dobei,
Do leb ich gesund wie a Fischel
|: Und brauche kän Docter dabei. :|

Dozu hob ich a ei naus Haubel,
Dos is noch ganz neumodisch un schil,
Dos Hemmel, Karschettel und Leibel,
|: Dos hob ich gemangelt erscht früh :|

Den Sunntog, do thu ich mich putzen,
Noch hör ich die Predigt mit a,
Dann geh ich zum Schotzele hutzen
|: Und schau mer änander schö a. |:

Kua ich gleich net singe und beten,
Wies halter im Predigbuch stieht,
So kua ich doch singe und beten
|: So mennig gebirgisches Lied. :|

Den Sunntog do gehn mer spazieren
Und drehen uns muthig hinaus,
Do thun mer änanner schö führen —
|: Nur dumme Leut lachen uns aus. :|

Es scheint dieses Lied ursprünglich dem Erzgebirge anzugehören; doch wird es vollständig in Planschwitz und zwar in obigem Dialekte, und bruchstückweise auch in der Auerbacher Gegend gesungen.

19. Mädel, heiz ei,
Koch Milchbrei, Milchbrei!
Host de kee Holz,
Kriech selber nei, selber nei!

Mädel, heiz ei,
Back Röggele, Röggele!
Host de kee Holz,
Nimm Klöppele, Klöppele! (Klöppel = Aeste).
(Schnarrtanne und Schönheide.)

20. Weil ich früh von der Freit kam,
Hackt mei Voter Strah, (Streu, Reißig)
Do kriegt mei Voter än Reißigast har
Un haut mich na an de Bah (Beine).
Ach guter Voter, zanke net,
Ich breng äne reiche Fra,
Se hot ka Hem, se hot ka Bett,
Ach guter Voter, zank ner net,
Ich breng äne reiche Fra.
(Pausaer Gegend.)

In der Oelsnitzer Gegend heißt das Lied:

Wenn iech früh vom Frei heimkomm',
Hackt mei Voter Streu,
Hackt er sich ä Knittele,
Wirft mirs a mei Bei.
Do sog iech: Voter, zank nehr net,
Jech breng ä reiche Frau,
Aen Kammerwog'n, ä Federbett
Un tausend Thaler au.

21. Jetzt sein mer all' beisamm'
Bis auf den Bruder Fritz;
Er sagt, er könnt nicht kommen,
Er hätt' noch keine Mütz.
Greif ich an mein Schibel-Schabel, (= Kopf)
Juchhe, Juchhe,
Tanz' ich mit der Judenschickfel, (= Judenmädchen)
Achhe, Achhe,
I nu, bleibe Du —
Ei, da mach' mer mal än Hulalala, Hulalala 2c.
Wenn Bruder Fritz nur käm'
Und Antheil mit uns nähm',
Da wollt mer ihm Eins singen,
Ein Hulala daneben.
Greif ich an mein Schibel-Schabel 2c.
Jetzt kommt der Bruder Fritz
Mit seiner grünen Mütz',
Von Schnaps ist er noch leer,
Ei holt ihn gleich hierher.
Greif ich an mein Schiebel-Schabel 2c.
(Waltersdorf b. Greiz.)

22. Wos nutzt mich ä schöner Aepfel,
Der inne ist faul?
Wos nutzt mich ä schön's Mädel,
Wenn's hot ä los Maul?
Wos nutzt mich ä schöner Aepfel,
Der hoch am Baum hängt?
Wos nutzt mich ä schöns Mädel,
Dos net an mich denkt?
(Oelsnitzer u. Reichenbacher Gegend.)

23. Es wollt ein Mädchen früh aufstehn,
Wollt gehen in den Wald,
Wollt gehen in den grünen Wald,
Wo Brombeersträuchlein stehn.
Und als sie in den Wald nein kam,
Da kam des Jägers Knecht.
„Feins Liebchen, mach dich aus dem Wald,
Mein Herrn ists heut nicht recht."
Und als sie weiter ging im Wald,
Da kam der Jäger selbst.
„„Feins Liebchen setz' dich nieder,
Pflück dir dein Körbchen voll.""
„Ein Körbchen voll gebrauch ich nicht,
Ein Handvoll hab ich genug;
In meines Vaters Garten,
Da stehen Brombeere genug."

Und als dreiviertel Jahr um war'n,
Da war die Brombeer groß,
Ein Kindlein hatte sie im Schooß.
Sie rüttelte es, sie schüttelte es
Und sah's so traurig an.
Ei, sollte dies die Brombeer sein,
Die ich gegessen hab?
Und wer ein schönes Kind will hab'n,
Die gehe in den Wald:
Da draußen ist die Jägerei,
Verführt die Mädchen bald.
(Oelsnitz.)

24. Es war'n der Schwestern drei, ja drei,
Die kleinste und die schönste, die ließ den Freier nei;
Sie steckt ihn hinter die Thür, ja Thür,
Bis Vater und Mutter zu Bette sein,
Dann zog sie ihn wieder herfür,
Zur Treppe führt sie'n hinauf, hinauf.
Er denkt, sie will ihn schlafen führ'n:
Zum Fenster schmiß sie'n hinaus, hinaus.
Er fiel nur auf einen Stein, ja Stein,
Schlug sich zwei Riem (Rippen) in den Leib hinein,
Und brach das linke Bein.
Auf einem hutscht er heim, ja heim.
„Ach Mutter mach' geschwind ein Licht,
Ich komm auf einem Bein."
„Mein Sohn, dir geschieht schon recht, schon recht,
Wärst du geblieben zu Hauf',
Wie andre Bauersknecht."
(Oelsnitz.)

25. Wenn ich gleich kein Schatz mehr hab',
Wird sich schon einer finden,
Ich ging das Gäßlein auf und ab,
Bis ich kam zur Linden.
Als ich zu der Linde kam,
Stand mein Schatz darneben.
„Grüß dich Gott, herztausender Schatz,
Wo bist du gewesen?"
„„Bin gewesen im fremden Land,
Und habe was erfahren, —
Hab' erfahren, was Lieben heißt, Lieben heißt,
Eine Nacht bei dir zu schlafen.""
„Bei mir schlafen darfst du wohl,
Aber nur in Ehren."
(Oelsnitz.)

26. Zwischen Berg und tiefem Thal
Saßen einst zwei Hasen,
Die fraßen ab das grüne Gras
Bis auf den nackten Rasen.
Da kam der Jäger mit der Flint
Und schoß sie gleich darnieder.
Zwischen Berg und tiefem Thal
Saßen einst zwei Tauben, —
Wenn ich eine lieben soll, —
Die mit schwarzbraun Augen.
(Oelsnitz.)

27. Bih ich net ä schöner Rußbuttenbub?
Hob ich net an schöns Mützel auf
Und än schöns Tröllerle drauf?
Also, bih ich net ä schöner Rußbuttenbub?
Schauts mich emol a!

Bih ich net ä schöner Rußbuttenbub?
Hob ich net ä schöns Röckel a
Und ä schöns Knöpfel dra?
Ae Röckel hob ich a, ä Knöpfel hob ich dra —
Schauts mich emol a!

Bih ich net ä schöner Rußbuttenbub?
Hob ich net ä schöns Westel a
Und ä schöns Schnälle dra?
Ae Westel hob ich a, ä Schnälle hob ich dra —
Schauts mich emol a!

Bih ich net ä schöner Rußbuttenbub?
Hob ich net ä schöns Paar Hösle a
Und ä schöns Schlitzel dra?
Hösle hob ich a, ä Schlitzel hob ich dra —
Schauts mich emol a!

Bih ich net ä schöner Rußbuttenbub?
Hob ich net ä schöns Paar Stiefel a?
Oder ich hob keine Sohlen dra!
Stiefel hob ich a, oder ich hob keine Sohlen dra!
Schauts mich emol a! (Lauterbach. Schleizer Gegend.)

Wahrscheinlich hat man sich ursprünglich dieses Liedes in den Rockenstuben bedient, um den Wetteifer anzuregen. In der Zeit, welche zum Vortrage einer Reimzeile erforderlich ist, mußte ein Faden abgesponnen werden, und die Fäden wurden dann nach den Reimzeilen abgezählt. Das angeführte Lied ist dem schwäbischen: „Ei, wie bin i a lustiger Bua!“ ähnlich. (Kriebitzsch in der Euterpe, 1865. Nr. 5.)

28. O du mei liebes Dirndel,
Ich will dirs nur sog'n,
Ich hob dir schu ollmol
Gethon den Gefoll'n.

Heut mußt du mol zohl'n,
Wie andre junge Herrn,
Und leckst mich bei Tog am A...,
So brauchst kan Latern.

Du denkst, du bist schö,
's ist ober net wohr,
Du thust ä bissel schiegeln (schielen)
Und trägst ä roths Hoar.
(Waltersdorf, zum Theil in Reichenbach und Oelsnitz.)

29. Zwei kohlschwarze Rappen
Und zwei weiße Schimmel,
Wers Mädel net liebt,
Der kimmt net in Himmel.
's ist Aner gewesen,
Der hot's Mädel net g'liebt,
Drum is er gesturben
Und hot'n Himmel net kriegt.
(Reichenbach.)

Das Lied: „Zum heiling Ohmd“, welches Dr. Moritz Spieß in seiner Arbeit: „Ueber Aberglauben, Sitten und Gebräuche des sächsischen Obererzgebirges“ anführt, fand ich im Voigtlande nur bruchstückweise und zum Theil verändert; es fehlt ihm auch in unserer Provinz ein eigentlicher Schluß.

30. „Heut hob'n mer heilig Obend,
Ihr Mädel kummt ner rei,
Geht naus und sogts der Hanne-Christ,
Se sull bei Zeiten rei.
:| Tra, Dribeldiderum dei dei |:

Mir hob'n den Leuchter ogebrannt,
's ist doch ä wohre Pracht,
Do drüb'n bei Euch is au recht schö,
Wir hob'n ne Sau geschlacht.
:| Tra, Dribeldiderum dei dei |:

Mir hob'n uns ä Licht gekoft
Für zweiunzwanzig Pfeng,
Mir hob'ns in den Topf gesteckt,
Der Leuchter war ze eng.

Mir hob'n sieben Butterstoll'n,
So lang wie de Ofenbank,
Ihr Kinder, eßt mer net ze viel,
Ihr werd't mer olle krank.

Wos krabbelt aff dem Feuerheerd?
Es prägelt gar su sehr,
Der Bräckelklos is angebrannt,
Des is ne gute Schmär.

Wer war denn über'n Schwammetopf?
Gewiß die kleine Gett;
Ei wos, mir wull'ns dem Vater sog'n,
Do mußt de gleich ze Bett.

Do drob'n in Eurer Feueress',
Do kanns net richtig sei,
Do zanken sich de Leberwürst
Und kimmt doch kane rei.

Verfluchter Gung, der Schiebock schreit,
Er is ja net geschmiert,
Und wenn uns der Förster kreit, (kriegt)
So wer'n mer rei geführt.

Ei, Christel mach den Thorweg zu,
Do draußen steht ä Knecht,
Ei laßt mer doch den Karl net rei,
De Welt is gar ze schlecht.

Wos macht Ihr mit dem Tannebaum?
Ihr bringt mern'n schö herei,

Ihr stoßt mer'n a mei Vogelhaus
Und macht mer'n Krienitz scheu.

Am heil'gen Ohmd um Mitternacht,
Do fließt statt Wasser Wein.
Und wenn ich mich net fürchten thät,
Da holt ich mer än Topf vull rein.
(Waltersdorf bei Greiz.)

Im Obererzgebirge folgen noch drei Verse, die ich nach Dr. Spieß im dortigen Dialekte anfüge:

Denn drühm an Nachbar'sch Wassertrug
Do stieht ä grußer Mah,
Und wär nett rächte Tohzen hat,
Dän läßt er gar nett na.

Lob hul derweil ben Hanne Lieb
'n Voter ä Kännel Bier,
Noch, wenn de kümmst, do singe mer:
„Ich freue mich in dir."

Ihr Kinner, gieht ins Bett nu nuff,
Der Seeger zeigt schu ens.
Ob mer ä Weihnacht wieder erle'm?
Wie Gutt will, su gescheh's.

31. Schö rund is mei Hut,
Schö gung is mei Blut,
Korasch, wie ä Teifel,
Drei Federn aff'n Hut,
Drei Federn aff'n Hut,
Zwei blaue drunter,
Mei Schätzel schläft ei, —
Wird wieder munter. (Cunsdorf.)

32. Es wor mol Aner mit än großen runden Hut,
Er docht', er hätt' dos Rittergut,
Und dozu ä silberne Pfeif;
Er docht', er hätt' dos Königreich:
Die Welt is lauter Wind, Wind, Wind. (Cunsdorf.)

33. Es ging ein Jäger jagen
Dreiviertel Stund vor Tagen,
Wol in den grünen Wald, ja ja,
Wol in den grünen Wald.

Was begegnet ihm auf der Haide?
Ein Mädchen im weißen Kleide;
Sie war so wunderschön, ja ja,
Sie war so wunderschön.

Er thate das Mädchen wol fragen,
Ob sie nicht wollt helfen mit jagen
Ein Hirschlein oder ein Reh, ja ja,
Ein Hirschlein oder ein Reh.

Sie sagte: „Das Jagen verstehe ich nicht,
Ein andres Vergnügen versage ich nicht,
Es sei auch, was es sei, ja ja,
Es sei auch, was es sei.

Sie setzten sich beide zusammen
Mit ausgestreckten Armen,
Bis daß der Tag anbrach, ja ja,
Bis daß der Tag anbrach.

„Steh auf, du fauler Jäger,
Die Sonne scheint über die Berge,
Eine Jungfrau bin ich ja noch, ja ja,
Eine Jungfrau bin ich ja noch.

Dies thate den Jäger verdrießen,
Und wollte das Mädchen erschießen,
Wol um das einz'ge Wort, ja ja,
Wol um das einz'ge Wort.

Er thate sich aber bedenken,
Er wollte das Leben ihr schenken
Bis auf ein ander Mal, ja ja,
Bis auf ein ander Mal.
(Reichenbach.)

34. Ich ging emol noch Lichtena,
Tunketi und tunketa,
Begegnet mir äne olte Fra,
Tunketi und ta.

He olte Fra, wo wollt ir hi?
Tunketi und tunketa,
Ich will heut no aff Ruppertsgrü,
Tunketi und ta.

He olte Fra, geht jo net no,
Es is ä scharfer Wächter do.

De olte Fra horcht gar net hi,
Se ging den Tag aff Ruppertsgrü.

Und als se kam ins Mittel, (Mitteldorf)
Do kam er unten rogenittelt (langsam entgegen).

„He, olte Fra, wo's macht ir do?"
Er reißt ir'n Korb vom Buckel ro.

He, Olter, steckt mer'n Spieß in O . sch,
Tunketi und tunketa,
De olte Fra von Renne worsch,
Tunketi und ta. (Reichenbach.)

35. So herzig wie mei Liesel
Giebts halt nix auf der Welt,
Vom Köpfel bis zum Füßel
Ist sie gar wohl bestellt.
Ihr Wänglein weiß und roth,
Ihr Mund wie Zuckerbrot.

So herzig wie mei Liesel
Giebts halt nix auf der Welt;
Im Winter dreht sie's Rädel,
Im Sommer bestellt sie's Feld.
So herzig wie mei Liesel
Giebts halt nix auf der Welt.
(Oelsnitz.)

36. Wenns draußen regnen thut,
Gehts Grasen a net gut,
Wirds Madel tropfenaß
Und bringt kei Gras
Bei der Nacht,
Tralala, tralala ꝛc. (Reichenbach. Waltersdorf.
Mit geringen Veränderungen auch in Zaulsdorf und Würschnitz.)

37. Wenn ich Abends zu Bett geh,
Diteldeidum,
Klopft was an die Hausthür,
Diteldeididum;
Und weil ich aufgemacht,
Diteldeidum,

Wars mei schöner Schatz
Dideldeididum.

Er bot mir än gut'n Abend,
Nahm mich in seinen Arm;
„Komm rein mit in die Stub',
Ich bin dir so gut." (Waltersdorf.)

38. In der Sorg hob' ich mei Niederlag,
Und in Roderſch (Rodewiſch) mei Freit,
Und in Lengefeld mei Schatzel,
Und in Waltersdorf mei Weib.
Und ich thu ſo gern tanzen,
Und mei Strümpf hob'n Franzen,
Und meine Stiefel hob'n ä Loch,
Und derwegen tanz' ich doch.
(Waltersdorf.)

39. Blaue Augen, ſchwarze Haare
Haben mich verliebt gemacht,
Sie haben mich um mein Alles,
Sogar um mein Herze gebracht. (Reichenbach.)

40. Mei Frau, die is von guter Art,
Sie is net gar zu fleißig;
Wenn ſie Kaffee kochen will,
Gieht ſe erſt nach Reißig.
Wenn ich hämm kumm,
Gieh ig ums Haus 'rum,
Bei dem hintern Thürle klopf ig a,
Und wenn mei Frau freckt,
Wer draußen is,
Sag ig: Lumpentourl bei Moa.
Itze gieh ig häm zu meiner Alten,
Bügel ihr die Falken, (Falten)
Bügele recht aus, —
Ho ig Ruh in män Haus!
(Planſchwitz.)

41. Alle weil ſenn die Bauern luſtig,
Alle weil ſenn ſie toll und voll,
Aber wenn ſie ſolln Steuer geb'n,
Danken ſie fürs Bauerleb'n.
(Planſchwitz.)

42. Lang und ſchlank
Iſt Edelmanns Gang,
Kurz und dick
Iſt Bauern Geſchick.
(Reußiſches Voigtland.)

Im Mecklenburgiſchen findet ſich ein ähnliches Lied:

Lang und ſchmall
Hat keen Gefall,
Kort und dick
Giwt keenen Schick.
Aewer ſo van meiner Maat
Ach, das ziert de ganze Straat,
(13. Jahresb. v. Hohenleuben S. 19.)

43. Wenn ich ämol heirathen thu, muß Eine ſei,
Sie darf net viel eſſen und trinken kein Wei —
Riettie, rättie, ritti run,
Vor Bier muß ihrs grauſen,
Brav Geld muß ſie hohm und ä Haus,
Sonſt wird aus der Heirath nichts draus.

Wenn ich ein Rausch ho', muß sie mir entgeg'n gieh,
Der Stiefelknecht muß in der Bereitschaft schon stieh,
Riettie, rättie, ritti run,
Sie muß mich nehmen bei der Hand,
Muß mir auszichn mei Gewand;
Ei, lieber Mann, muß sie zu mir sog'n,
Ich will dich ins Bett eintrog'n.

Und wenn ich ihr schaffe nach der Mode ein Gewand,
Dafür muß sie nehmen den Besen in die Hand,
Auf die Wirthschaft muß sie schauen,
Das gehört für die Frauen,
Denn dadurch kommt Geld in das Haus, —
Durch den Mann kommts sogleich wieder naus.

Kaffee, wenn sie tränk, ich schlüg sie gleich tuadt, —
Dafür muß sie essen ä schwarz Stückel Bruad;
Das Geld stehlen aus den Taschen,
Im Zucker vernaschen,
Suä wenn mirs thät machen mei Weib,
Die schlüg ich gleich tuadt mit än Scheit.

Von Mitnehmen do is gleich gar keine Red,
Sie fiel wol unterwegens gar in die Spreed;
Thät ich sie mitnähme,
So müßt ich mich ja schäme,
Thät sie ämol sog'n: woll'n wir gehn heim, —
Viel lieber da geh ich allein! (Planschwitz. Reichenbach.)

44. Und wie jetzt die Mode und so der Welt Lauf,
So richten die modischen Weiber sich auf;
Ihre Kleider soll'n weiß sein, das Hemd ist nicht rein,
Das muß ein verteufeltes Putzwerk wol sein.

Sie schnür'n sich beengt und schö blank woll'n sie sein,
Keine Haken (Fersen) in Strümpfen, die Schuh kurz und klein;
Do ruft der Nachbar: „Ach schaut amol her,
Was kommen fer schmuzige Weiber doher.

Die Weiber, sie thuen und gehen so stolz
Den Sunntag spazieren, den Montag ins Holz,
Sie ziehen die modischsten Kleider oft an
Und haben einen schmuzigen Unterrock an.

Ein modisches Weib ist ein komisches Ding,
Zum Tanz ist sie fertig, zur Arbeit net flink,
Und wenn halt der Beutel mit Geld stets voll wär,
So kämen sie noch öfter und geputzter doher.

Ein modisches Weib ist ein komisches Ding,
Zum Bettgehn ist sie hurtig, zum Aufstehn net flink
Und kann sie net schlafen, so quält sie den Mann,
Er muß mit zu Bett gehn, obgleich er net kann.

Ach Jüngling, so merk es und nimm dich in Acht,
Heirathe kein Weibchen, die Mode mitmacht,
Erst prüfe sie innig und forsche sie aus; —
Hiermit ist der modische Weibertanz aus. (Planschwitz.)

45. Weil ich von mein Schotzel ho Obschied genumme,
Do senn mir die Zähr'n von Augen gedrunge,
Die Zährle von Aug'n, die Seufzer von Mund.
Adieu, mei lieb's Schotzel, leb tausendmol g'sund.
G'sund sollst du leh'm und wohl solls dir gehn,
So oft du mich g'liebt host, bedank ich mich schön. (Zaulsdorf.)

46. Ei des is ober wörklich schlimm,
Wenn die Lieb sue kränkt
Und der Schotz net kimmt;
Wenn mer Tog und Nocht
Net schlofen ka,
Das greift innewendig zu sehr a.
(Zaulsdorf.)

47. Mein Schatz is schwarzäuget,
Hot rothe Backen,
Den thu ich mir pflanzen
In'n Rosengarten.
(Schönbrunn b. Oelsnitz.)

48. Dort drüben auf'm Bäumel
Sitzt a Vogel auf'n Ast,
Hat a Blätt'l im Schnabel
Und an Gruß von mein Schatz.
(Schönbrunn.)

49. Abends, wenns finster is,
Wackeln die Tannebüsch,
Daß du mei Liebchen bist,
Das ist gewiß.
(Reichenbach.)

50. Traute liebe Lehne,
Hob'n mers Häus'l verkauft,
Derf'n mer nimmer fröhne,
Hob'n mer freien Lauft.
(Schönbrunn.)

51. Wos hilft mir mei Grasen,
Wenn die Sichel net schneid't;
Wos hilft mir mei Schotzel,
Wenns net bei mir bleibt?
(Zaulsdorf.)

52. Fahr ich hüb'm naus, fahr ich
 drüb'm naus,
Aufs Wirthshaus fahr ich zu;
Is es gleich mit mei Geld aus,
Bi ich doch ä lust'ger Buh.
(Oelsnitzer Gegend.)

53. Fahr ich hüben naus, fahr ich drü-
 ben naus,
Fahr ich auf der Chaussee,
Und die schlechten Wirthshäuser
Laß ich linker Hand steh!
(Reichenbach.)

54. Mädchen, glaube mir,
Was ich sage dir:
Glaube, liebes Kind,
Daß die Burschen sind
Auf der ganzen Erd
Keinen Batzen werth,
Daß sie untreu sind
Wie der Wind. (Zaulsdorf.)

55. Spielt auf, ihr Musikanten,
Macht mir än schön Walzer!
Ich möcht noch Eins tanzen
Mit dieser Neusalzer.
Spielt auf, ihr Musikanten,
Ich zahl' euch baar aus!
Ich gieb euch mein'n Beutel
Unds Geld thu ich raus.
(Zaulsdorf.)

56. Drei Dutzend alte Weiber —
Gott verzeih mir die Sünd! —
Zum Arbeiten sei sie langsam,
Zum Fressen oder geschwind.
(Zaulsdorf.)

57. Drei rüber, drei nüber,
Drei Federn auf'n Hut,
Sei unner drei Brüder,
Thut keiner kei gut.
(Zaulsdorf.)

58. Ich ho mei Tog net gut gethon,
Ho's a noch net im Sinn, im Sinn,
Ma sieht mer'sch gleich an Federn
 on,
Wos ich für ä Vogel bin.
(Gegend von Reichenbach.)

59. Schöne Kügle muß ma gießen,
Wenn ma Vögle will schießen;
Schöne Kügle ho ich gossen,
Und schöne Vögle ho ich schossen.
(Gegend von Reichenbach.)

60. Traut Schätzele um danetwillen
Is 's noch net aus, net aus,
Du bist de schönste net,
Host a kei Haus!
(Gegend von Reichenbach.)

61. Alles, was das Herz erfreut,
Hat der Wirth im Keller,
Schenkt er uns kei Bier mehr ei,
Hol'n mer unser selber.
(Bei Reichenbach.)

62. Du liederlichs Luder,
Du mußt dich bekehren,
Aus liederlichen Leuten
Kann a noch was wer'n.
(Bei Reichenbach.)

63. Wos sull'n mer denn traurig sei?
Sein ja net krank, net krank;
Unser paar leding Gohr
Dauern net long!
(Waldkirchen.)

64. Ei, wenn doch mei Schotzel
Ae Rosenstock wär',
So setzt ich'n vors Fenster,
Bis er aufgeblüht wär'! (Cunsdorf.)

Vergleiche damit:

„Wenn mein Schatz ein Nelkenstock wär',
Setzt ich ihn vor's Fenster, daß ihn Jedermann säh!"
(Nork, Sitten und Gebräuche, S. 285.)

65. Uebermorgen, übermorgen
Geht der Has' ins Kraut,
Zupft die schönsten Blättel ab,
Giebt se seiner Braut. (Reichenbach.)

66. Mei Schotz is mer lieber als Rosmari,
Vor tausend Ducaten gieb ich ihn a net hi,
Tausend Ducaten is ä schenes Geld, —
Mei Schotzel is mer lieber ols wos andres af der Welt.
(Cunsdorf.)

67. Bi halt mei Lebtag net traurig gewest,
Bi allzeit ä lustiger Bu,
Und ho halt mei Lebtag schöne Mädel geliebt,
Und große und klene darzu.
(Auerbacher und Schönecker Gegend.)

In mehrern kleinen Städten des Voigtlandes und des angrenzenden Orlgaues existirt unter dem Volke ein Spottreim, der also lautet:

68. Durch Adams Fall ist Tript's verderbt,
Und Auma liegt daneben,
In Weida ist kein Heller Geld,
Und Neustadt kann nichts geben.
In Ziegenrück ist große Noth,
In Ranis ist kein Bissen Brot,
Und Pausa ist die Schwester:
Sind das nicht leere Nester?

(Gräße, der Sagenschatz d. K. Sachsen. S. 415.)

Hierhin gehören auch:

69. Myle, Netzschge, Alsterberg
Sein drei klane Nester,
Graz, dos is de Residenz
Und Liebe is de Schwester. (Liebe = Schloß Liebau an der Elster.) (Reichenbach.)

70. In Lengenfeld
Ha'n se gor kei Geld,
Koch'n se Lumpen aus,
Machen Kaffee draus,
Kimmt der Schwefelmah,
Setzt sich a mit dra,
Will ä Schälchen Kaffee ha'n.
(Reichenbach.)

71. Weißt du denn, wo Plauen liegt?
Plauen liegt im Grunde,
Wo die hübschen Mädchen spielen,
Spielen wie die Hunde.
Abends, wenn zu Bett sie gehn,
Bleib'n sie auf der Treppe stehn,
Warten bis ihr Liebster kimmt,
Der sie mit zu Bette nimmt.
(Oelsnitz.)

72. Da droben in der Juchhe
Da koch'n se Kaffee,
Da thunne se wos nei,
Säll zuckersieß sei.

Mädchen muß laufen,
Muß Strähnle verkaufen,
Muß schreien: O weh,
Kei Geld zu Kaffee! (Oelsnitz.)

Folgendes Lied nennt Orte, welche gleichzeitig Kirmeß haben:

73. Oeber-Neumark,
Inter-Neumark,
Schinbach und Brunn, Brunn, Brunn,
Rotzdorf und Erlmühl,
Dos is ä Kirchspiel. (Reichenbach.)

74. Rewünzele, Rewünzele,
Sei Sommer und Winter grü,
Und wenn die Madel Weiber wer'n,
Do sein se nimmer schie. (Reichenbach.)

Oder:

Rawinzele, Rawinzele,
Die wachsen unterm Schnee,
Und wenn die Madle Börschle krieg'n,
Noch senn se nimmer sche. (Plauen.)

75. Weil ich bi ledig g'west,
Is mer'sch am liebsten g'west,
Geht mer'sch mei Lebelang
Nimmer so wohl!
(Reichenbach.)

76. Uebern Teich, untern Teich,
Wer net freit, wird net reich,
Die net recht tanzen ka,
Die kriegt kan' Mah.
(Reichenbach u. Würschnitz.)

77. Du Grürock, du Saupflock,
Du Eseltreiwar,
Du denkst, de scheen Madle
Sein deine Weibar.
(Waldkirchen.)

78. Ich wäß ä schee Madel, —
Wenns net su weit wär'; —
Se hot ä scheen's Häusel, —
Wenns ausgebaut wär!
(Reichenbach.)

79. Hob manches Beet geackert,
Hob manches Beet gesät,
Und manches scheene Madel
Af'n Tanzbod'n rimgedreht.
(Reichenbach.)

80. Dreimol um de Schen herum,
Dreimol ums Haus, ums Haus,
Dreimol um 'n Fliederbusch, —
Schwarze, guck 'raus!
(Waldkirchen.)

81. Drei Rosen im Garten,
Drei Lilien im Wald,
Mei allerliebst Schotzel
Is zwanzig Gohr alt.
(Waldkirchen.)

Oder: Drei Rosen im Garten,
Drei Lilien im Wald,
Der Sommer ist hitzig,
Der Winter ist kalt.
(Reichenbach.)

82. Wenn ich ausfohren thu,
Bi ich ä lustiger Bu,
Hob ich Stroh oder Heu,
Bi ich lustig dabei.
(Waldkirchen.)

83. Alles, was de Leut verdreußt,
Treib ich;
Wo se mich net gerne seh',
Bleib ich;
Heißen se mich föder geh,
Bleib ich desto länger steh!
(Reichenbach.)

84. Wenn die Hühner gatzen (gackern)
Und die Kälber schmatzen,
Und der Kukuk schreit,
Hat der Bauer gute Zeit. (Reichenbach.)

(Die Kälber schmatzen, wenn sie abgewöhnt werden, also die Kuh neumelkend ist und wieder viel Milch giebt. Wenn der Kukuk schreit, sind die Wiesen wieder grün.)

85. Wer beim Heu nit gabelt
Und in der Ernt nit zabelt,
Und im Herbst nit früh aufsteht,
Der mag sehn, wie's ihm im Winter geht.
(Schwarzenbach a/S.)

86. Mei Schotz hot de Gäns' austrieben,
Ist über Nacht draußen geblieben;
Wenn ich nur mei Gäns' wieder hätt',
'S Madel mog ich net. (Reichenbach.)

87. Ach traute liebe Lene,
Was sull'n mer denn weene (weinen)?
Dos Häusel hob'n mer verkauft,
Die Buben hob'n freien Lauft. (Waldkirchen.)

88. Unter dem Birlebaum (Birnbaum)
Mach mer's net aus, net aus,
Sei so viel Birle dron,
Die reden mer's aus. (Waldkirchen.)

89. Mädle, putz dich, kämm dich, wasch dich schö,
Woll'n ä Bissel af de Kirbe, Kirbe (Kirmeß),
Woll'n ä Bissel af de Kirbe geh. (Waldkirchen.)

90. Reit mer net über mei Aeckerle,
Reit mer net über mei Wies',
Geh mer net na zu mei Schotzele,
Dos thut mer a so bis (böse). (Cunsdorf.)

91. Meine Lieb und deine Lieb
Is wie ä Bündel Heu, juchhei!
Und wenn dos von anander fährt,
So is de Lieb vorbei! (Cunsdorf.)

Oder:

— — — —
— — — —
Und wenn der Wind vorüber geht,
So ist die Lieb vorbei.
(Lauterbach.)

Meine Lieb und deine Lieb,
De g'mahnt mich grad wie Zunder,
Und kommt ä Bissel Feuer dazu,
So brennt der ganze Plunder.
(Schwarzbach a/S.)

92. Du host gesogt, du mögst mich net
Du sollst mich a net kriegen, net kriegen;
Du siehst mer a net schö genug,
Ich ka noch schönre kriegen. (Cunsdorf.)

93. Solches Bürschel, wie du bist,
Giebts noch viel mehr,
Sie wachsen in Sachsen
Wie Mist vor der Hausthür.
(Cunsdorf.)

94. Drüben af der Spitzen,
Wo Krienitze sitzen,
Wo Krienitze her fliegen,
Wer ich a noch Aene kriegen.
(Cunsdorf. Oelsnitz.)

95. Sauerkraut, Süßkraut,
Schöne rothe Ruben;
Soll ich mer än Wittmoah nehme?
Es giebt ja gunge Buben.
(Cunsdorf.)

96. Ich ho mer's scho längst geredt,
Heirathen thu ich net,
Weil ich Kän' leiden koa
Drin in mei Bett.
(Cunsdorf.)

Oder: Heirathen thu ich net,
Dos ho ich längst verredt;
Ich ka das Kinderg'schrei
Net leiden in mei Bett.
(Reichenbach.)

97. Ich und mei Voter
Sei ordlichs Paar Narr'n,
Fahr'n Sommer mit Schlieten
Und im Winter mit Karr'n.
(Cunsdorf.)

98. Mei Voter hot g'sogt,
Ich soll mich net so plog'n,
Soll's Häusel verkaufen,
Soll Rußbutten trog'n.
(Cunsdorf.)

99. Wenn ich gleich kä Haus net ho,
Gogt mer der Wind ka Schindel ro,
Ho ich käne nauf geschlog'n,
Konn'r mer käne runter gog'n.'
(Cunsdorf.)

100. Mei Vater sei Häusle
Gehört ämol mei,
'Sis hinten und vorn zerrissen,
Geht der Wind aus und ei.
(Reichenbach.)

101. Dos ho ich net gesogt,
Dos ich dich gor net mog;
Ober zu dir ins Bett
Leg ich mich net.

Kimmst hime reigestiegen,
Steig ich dri'm naus, dri'm naus;
Kimmst du mer wieder ins Haus,
Lach ich dich aus. (Cunsdorf.)

102. Ich ho mer's oft docht,
Ich ho mer's oft denkt:
Wenn de Lieb zu groß wird,
So nimmt se än End'.
(Cunsdorf.)

103. Wie höher der Thurm,
Wie schöner 's Geläut,
Je weiter mei Schotzel,
Je größer die Freud. (Wenn er heimkommt.) (Cunsdorf.)

104. Im untern Busch, im öbern Busch,
Do schreit de Wachtel raus:
Ho ich kan Schatz, host du kan Schatz,
So lachen mer änan'er aus. (Cunsdorf.)

Oder:

Hinterm Busch, vor dem Busch,
Do guckt die Wachtel raus,
Hob ich kein Schotz, host du kein Schotz,
So lach' mer einander aus. (Schwarzenbach a/S.)

105. Es hot net längst geregn't,
Die Bäume tropfen immer noch, —
Ich ho ämol än Schotz geho't,
Der reu't mich immer noch.
(Cunsdorf.)

106. Schotzele, Schotzele bi gut,
Ich kauf dir än Hut
Und än Federbusch drauf,
Den setz' ich dir auf.
(Cunsdorf.)

107. Ae schön's Mädel bi ich,
Schön tanzen koa ich,
Koa waschen, koa backen,
Koa melken mei Zieg.
(Cunsdorf.)

Oder:
A schien's Madle bi ich,
Rothe Bäckle hob' ich,
Ko' waschen, ko' backen,
Ko' melken mei Zieg'.
(Schwarzenbach a/S.)

108. Olles, Olles poaret sich
Und ich olleen blieb überig;
Was nutzt mer meine Ungeduld?
Ich bi on Ollen salber schuld! (Reichenbach.)

109. Du olbers dummes Luder,
Thu ner net so groß,
Host au ner ä Röckel
Und au ner ä Hof'.

Du olbers dummes Luder,
Thu ner net so g'schei, (gescheit)
Host au ner ä Röckel, —
Is net ämol dei! (Reichenbach.)

110. Wenn ich an den Polka denk,
Wackeln alle Tisch' und Bänk',
Wackeln alle Fensterscheiben,
Wo mag denn mei Schätzel bleiben?
Da kommt se ja, da kommt se ja,
Nun tanzen wir den Polka. (Reichenbach.)

111. Frisch 'rüber, frisch 'nüber,
Zum Bauerhof nei,
Der Hof is dem Bauer,
'S Mädel is mei!
(Reichenbach.)

112. Der König streit't ums Ländel
Und der Bauer ums Geld,
Und der Bub um sei Dirndel,
So gehts in der Welt.
(Reichenbach.)

113. 'Sis mer Alles ei Ding,
Ob ich pfeif oder ob ich sing',
Ob ich lutherisch, katholisch,
Oder gor ä Jud bin!
(Reichenbach.)

Oder: 'Sis mir Alles ei Ding,
Ob ich pfeif oder sing',
Ob ich lustig, vergnügt,
Oder aufgeheitert bi.
(Eichigt.)

114. Wenn d' Leut von mir reden
Und reißen mich ro,
Da schüttl i mei Röck'l,
Fallt Alles wieder ro.
(Adorf.)

115. Dort üben ufm Bergl
Wo der Fink a so singt,
Da tanzt der Herr Pfarrer,
Doß's Käppel ro springt.
(Schönbrunn b. Oelsnitz.)

Oder:

Do drüb'n is ä Häusel,
Do is es su hell,
Do tanzt der Herr Pastor
Mit seiner Mamsell.
(Waldkirchen.)

Do drin un do draußen,
Do steht ä Kapell,
Do tanzt der Herr Pastor
Mit seiner Mamsell.
(Reichenbach.)

116. Maurer und Zimmerleut
Essen viel Brot, —
Mutter -thu's Lab'l weg,
Essen sich todt. (Schönbrunn.)

117. Ham soll ich gieh,
Da soll ich bleib'n,
Soll meiner Mutter
Die Erdäpfel reib'n.

Ham gieh ich net,
Da bleib ich net,
Meiner Mutter reib ich
Die Erdäpfel net.
(Schönbrunn.)

118. Wirthshaus is ä los Haus,
Wer Geld hat, der kommt draus,
Wer keins hat, muß derheim bleib'n
Muß Spinnräd'l treib'n. (Schönbrunn.)

119. Ich und du und noch ä Bu
Und der Vetter Seidel,
Hab'n zerrissne Hosen a
Und kei Geld im Beutel.
(Oelsnitz. Reichenbach.)

120. Mei Schöz is im Himmel
Und ich auf der Welt,
Der könnt mer wos schicken,
Ich brauchet wos Geld.
(Oelsnitz. Würschnitz.)

121. Ho alleweil denkt, ich kreg än Student,
Itze hot mi der Teufel an Wirkstuhl na g'hängt;
Muß alle Tog laufen, muß Strähnle verkaufen,
Muß schreie: Juchhe, gebt mer Geld zu Kaffee! (Adorf.)

122. Wos muß mer denn machen,
Deß d' Mädle schö blei'm?
Mit Milch owaschen,
Mit Zucker orei'm. (Oelsnitz.)

123. Heut iß ich net, heut trink ich net,
Heut freu ich mich auf die Nacht,
Heut freu ich mich auf den neue Schatz,
Der alte wird ausgelacht. (Oelsnitz.)

Oder:

Heut iß ich net, heut trink ich net,
Heut freu ich mich auf die Nacht,
Und wenn ich zu mein Schätzel komm,
So ist das Bett gemacht. (Reichenbach.)

124. Luischen, hast du's Bett gemacht?
Nein, ich habs vergessen.
Bist gewiß die ganze Nacht
Bei dein Schatz gesessen.

Wenn du einen Schatz willst hab'n,
Mußt du blaue Bänder trag'n, —
Blaue Bänder, Schnallenschuh,
Juchsasa Tyrolersbu!

(Oelsnitz. Die vier letzten Zeilen werden auch häufig in Reichenbach gesungen.)

125. Madel, steh' auf, 's wird lichter Tag, lichter Tag,
's kümmt der kla Bu mit 'n Dudelsack, Dudelsack,
's kümmt der kla Bu mit 'n Dudelsack. (Oelsnitz.)

126. In Lauterbach hob ich mei Strumpf verlor'n,
Ahne Strumpf gieh ich net heim;
Gieh ich halt wieder nach Lauterbach,
Hul mir den Strumpf zu mein Ein'.

(Lauterbacher Bauern versichern, dieses Lied rühre von einem sächsischen Sergeanten her und beziehe sich auf einen Vorfall in einem Dorfe der Rheingegenden im Jahre 1816 ungefähr, als sächsische Krieger dort standen. Zurückkehrende Soldaten hätten das Lied mitgebracht.)

127. In Lauterbach hahm se än Pummer (Stier) geschlacht,
Das Pummerfleisch iß iech so gērn;
Gieh iech halt wieder nōch Lauterbach,
Lōß mir ä Stück Pummerfleisch geh'm.

(Erzählt wird, daß ein Lauterbacher Bauer, welcher solches Fleisch gern aß, durch obiges Verschen geärgert werden sollte.)

128. In Lauterbach hab'm se kein Pfarrer mehr,
Der Schulmeister is gestor'm,
Der Nachtwächter bläst a net schö,
Er hot än krumme Orm.

129. Heirathen thu ich net,
Drauf geh ich net ei;
Mei Herz soll länger fort
Ae Lockvogel sei.
(Zaulsdorf.)

130. Heirathen thät ich gern,
Kann nehr net Meister wēr'n,
Und mei Schotzel hot kei Geld —
Weiß scho, wu's fehlt.
(Zaulsdorf.)

131. Mei Hansadel hat ä Zieg kaft,
Möcht ner wisse, was er damit wet: (will)
Führt sie auf'n Buden, laßt sie runter gucken,
Is des net ä schöne Rarität? (Schönbrunn b. Oelsnitz.)

132. Ich bi ver (von) Waldsachsen,
Verm (von) schwarzen Papier,
Geht weg ihr schön Mädle,
Werd rußig von mir.
(Planschwitz, Eichigt, Reichenbach.)

133. Backe, backe Küchele,
Thun mer's Mehl ins Tiegele,
Thun mer's Mehl ins Topfele,
Haun mer'n Bub'n an's Kopfele.
(Reichenbach.)

134. Da drin und da draußen,
Da geht es so zu:
Da tanzen die Bauern,
Da klappern die Schuh;
Da pfeift die Maus,
Da tanzt die Laus,
Hupft der Floh zum Fenster 'naus,
Hupft er sich ä Bännel aus,
Kommt der Alte und macht sich ä Pfeifel draus,
Pfeift er alle Morgen 'nein in's Niederland,
Niederland is weggebrannt;
Schneits nei, rengts nei,
Morg'n soll schön's Wetter sei.
(Reichenbach. Die ersten vier Zeilen auch in Würschnitz.)

135. O, du liebe Fassen du,
Kimmst de denn scho wieder?
Vor'm Gohr wor ich überlei,
Heuer betriffts mich wieder!

So sagt das Mädchen, welches im Laufe des Jahres noch keinen Mann bekommen hat. (Reichenbach.)

136. Gieb mer ä Kussel
Auf mei Backel,
Daß mei Herze
Lachen thut.
(Reichenbach.)

137. Mei Voter hots g'sogt,
Und mei Mutter sogts a,
Ich soll noch net freien,
Ich wär noch zu kla.
(Reichenbach. Würschnitz.)

138. Drei schneeweiße Gäns
Und ä bäurisches Mensch,
Und ä Beutel vuller Geld
Is mei Leben af der Welt.
(Reichenbach.)

139. Heb auf! hot's Dirndel g'sogt,
Heb auf, ins Bett, ins Bett,
Und wer net recht Hehauf kann,
Den mog ich net.
(Reichenbach.)

140. Mädchen, nur zum Zeitvertreib,
Mädchen, lieb' ich dich;
Eh' ich nehme dich zum Weib,
Lieber häng' ich mich.
(Reichenbach.)

141. Alleweil lustig, alleweil frisch,
Weil mei Schotzel bayrisch is;
Bayrisch Schotzel muß ich hob'n,
Sollt' ichs aus der Erde grob'n, —
Aus der Erde grob ichs net,
Lieber mag ichs Schotzel net.
(Reichenbach.)

142. Mei Herz is verschlossen,
'Sis ä Doppelschloß droa,
Mei Schatz hot än Schlüssel,
Ders aufschließen koa.
(Reichenbach.)

143. Traut Schatzel, stoß dich net,
Dort liegt ä Stah, — (Stein)
Doß du kei Annern liebst,
Als mich allah!
(Reichenbach.)

144. Drüben auf dem grünen Platz,
Da sitzt die schneeweiß Katz', —
Darf ich denn gar nicht sagen:
Du bist mei Schatz?
(Reichenbach.)

145. Schotzel, daner Schēnhit holber
Dorfst de mer gor net gefoll'n;
Ner bei schēn Tanz'n holber
Thust de mer g'foll'n!
(Reichenbach.)

146. Schotzel, dane Mucken
Hob' ich lange weg, —
Thust nach Annern gucken,
Schier dich vo mer weg. (Schier dich weg = Hebe dich weg.)
(Reichenbach.)

147. Mei Schotzel is bös mit mir,
Waß net, wofür, wofür; —
Wird sich scho wieder
Veranigen (vereinigen) mit mir.
(Reichenbach.)

148. Es wird gespielt zum Zeitvertreib „Solo",
Und wenn der liebe Sonntag kommt,
Sein alle Spieler froh;
Verkaufen sie das Federbett
Und legen sich aufs Stroh.
(Reichenbach.)

(Jedenfalls blos Bruchstück.)

149. Ich muß fort bei der Nacht,
Ich muß gehn bei der Nacht,
Denn heut laß ich Alles wieder liegen und stehen
Bei der Nacht.
Ueberm Hexentanz bin ich
Auch schon öfters gefallen
Bei der Nacht,
Und die Schimmel hob'n
Die Trommel dort verlor'n
Bei der Nacht.
Und ich gehe bei der Nacht
Ja so gerne bei der Nacht
Und so leucht't der ganze Himmel
Voller Sterne bei der Nacht.

Mir wird wohl bei der Nacht,
Mir wird weh bei der Nacht,
Und ich thät gleich nach meinem Beutel seh'n
Bei der Nacht;
Und da sah es halt
Ganz miserabel aus
Bei der Nacht;
Und da kam der Wirth
Und schmiß mich haltig 'naus
Bei der Nacht.
Und ich gehe bei der Nacht
Ja so gerne bei der Nacht
Und so leucht't der ganze Himmel
Voller Sterne bei der Nacht.

Freut's dich net bei der Nacht,
Wenn ich komm' bei der Nacht;
Wenn dirs net recht ist, da kehr ich wieder um
Bei der Nacht.
Und sie ließ mich auch
'Nein bei der Thüre
Bei der Nacht,

Und auf einmal stund
Der Bauer hinter mir
Bei der Nacht.
Und ich gehe bei der Nacht
Ja so gerne bei der Nacht,
Und so leucht't der ganze Himmel
Voller Sterne bei der Nacht.
(Reichenbach.)

150. Mädel, bei Heirathsgut
Geht nei in'n Fingerhut,
Nix host mer mietgebracht,
Als äne lustige Nacht.
(Plauensche Gegend.)

151. Denkst du denn, du Nasenweis',
Daß ich mich um dich zerreiß?
Dreh mich um und lach dich aus
Und such' mer ä anders Dirndel aus. (Reichenbach.)

152. Droh'm af dem Hübele
Wibelt mei Zwibele,
Rief ich: Putt hei, Putt hei,
Wo wird mei Zwibele sei?
(Waldkirchen.)

153. Drei Wochen vor Ostern,
Do geht der Schnee weg,
Do heirath' mei Schätzel,
Noch ho ich än Dreck.
(Cunsdorf.)

154. Lustig bei Branntewei,
Lustig bei Bier, bei Bier,
Lustig sein ledig Leut,
Lustig sein mir.
(Cunsdorf.)

155. Stak das Mädel hinterm Busch,
Soget immer: Husch, husch, husch!
Sogt der Alte: Daß Gott erborm,
Wirds denn heuer gor net worm?
(Cunsdorf.)

Ein Wiegenlied, welches ich in Reichenbach hörte, heißt:

156. 1, 2, 3, 4, 5, 6, sieben,
Muß ich an dem Schiebbock schieben,
Muß ich singe: Husch, husch, husch,
Kleiner Würgel, halt' de Gusch!

Von den Mädchen wird gesungen:

157. Do drüb'n und do drunten,
Do stieht ä weiß Haus,'
Do gucken drei Bürschlä
Zum Fenster hinaus.
Der Erst' is ä Müller,
Der Anrä is ä Bäck,
Der Dritt' is mei Schotzel,
Der führt mich ze Bett.
(Würschnitz.)

158. Drei Schuster, drei Schneider, drei Leinweber,
Die geb'n alle Neune kän Todtengräber. (Würschnitz.)

159. Dreimol ums Kämmerle,
Dreimol ums Haus,
Drei ruothe Nägele (Nelken)
Geb'n än schiön Strauß. (Würschnitz.)

Von den Burschen wird gesungen:

160. Af'n Frei bin i gengä den ganzen Summä, (Sommer)
Von Aener zer Annern, ho Käne g'nummä,
Zu setten muß mer gieh, die's net verstennä,
Von der Aen zu der Annern, darf Käne nemmä. (Würschnitz.)

161. Bist ä schiö Mädel, bist ä fei Mädel,
Ober mei Mädel bist de net;
I wer's ä su machen, wer' dich auslachen,
Ober häm führ'n thu ich dich net. (Würschnitz.)

162. Af'n Frei bin ich gangä,
Ho ne Weg vergess'n;
Do sei de schiön Mädle
Af'n Zau gesess'n.

Do ruckt ich mei Hüt'l,
Gieh staatlich vorbei,
Do sog'n de schiön Mädle:
Kumm 'rei af'n Frei!
(Würschnitz.)

163. Nix Schänners im Wald,
As wenn de Hack a sue knallt,
Wenn de Sög a sue klingt,
Und der Zimmerma singt. (Würschnitz.)

164. Ich und mei Fritze
Sen ä lustig Poar Leut,
Han de Suppen ausgessen
Und de Schüssel zamkäut.
(Würschnitz.)

165. Ich ho allemol g'ackert
Mit män Voter sän Pflug;
Itze muß ich aufsetzen
Ne König sän Hut.
(Würschnitz.)

166 Af der Welt
Uohne Geld
Is mer net wohl;
Wenn mer när ämol wär,
Wie mer sei soll.

Af der Welt
Uohne Geld
Hot mer's net g'fiehlt;
Itz in män alten Tong (Tagen)
Muß ich mich sue plong (plagen).
(Würschnitz.)

167. Aen Schotz ho ich g'hatt—n,
Ka'n net vergess—n,
Der fällt mer oft ei,
Uebern Suppeness—n,

Uebern Suppeness—n,
Uebern Kaffeekoch—n;
Wos giehts de Leut a,
'S hot mich betroff—n.
(Würschnitz.)

168. Schmätzle geb'n, Schmätzle geb'n
Is doch kä Sünd;
Hot mer mei Mutter geb'n
As ä kläs Kind. (Würschnitz.)

169. Schiös Bierle, guts Bierle
Gieh rei in män Mong'n (Magen),
Du kast mer nix schoden,
Dich ka ich vertrong'n (vertragen). (Würschnitz.)

170. Schwarzäugete, ruothbackete,
Wie glatt is dei Gesicht!
Ich ka dir net feid sei,
Wenn d' gleich suo falsch bist. (Würschnitz.)

171. Ich ho mei Tog kä gut getha,
Und thu ä noch kä gut;
Wenn mich mei Voter betteln schickt,
Verkäf ich Sack und Bruod. (Würschnitz.)

172. De Leut, de hob'n schu oft gefreckt,
Ei wos ich denn fer ä Schotzel hätt'?
Ich schier mich im de Leut net viel,
Ka lieb'n, wen ich will. (Würschnitz.)

173. Ei Alles is veränderlich,
Ei Alles is verkehrt;
Ei kehr du ner vor deiner Thür,
Vor meiner is gekehrt. (Würschnitz.)

174. Du denkst, du bist schiö,
Du bildst dirs ner ei;
Do käf dir än Spiegel
Und reck de Nos nei!

Du denkst, du bist schiö,
Wi'st mich veracht'n;
Du därfst ner dei 'Schiöheit
Ben Tog betracht'n!
(Würschnitz.)

175. Mei Schatz is bies mit mir,
Ich weiß schu worum, worum;
J' sollt hob'm än andern g'liebt,
J schier mi nix drum. (Eichigt bei Oelsnitz.)

176. Wer in Himmel, sakt er,
Will nei kumme, sakt er,
Der muß Händschich, sakt er,
Mit nei nemme, sakt er;
Denn in Himmel, sakt er,
Do is kalt, sakt er,
Weil der Schnee, sakt er,
Runter fallt.

In Wien, sakt er,
War a Spaß, sakt er,
Kam a Schneider, sakt er,
Auf der Geis, sakt er,
Und a Schuster, sakt er,
Auf der Kuh, sakt er,
Musikanten, sakt er,
Spiel'n dazu.

Und in Wien, sakt er,
Is a Haus, sakt er,
Gucken Mädel, sakt er,
Immer raus, sakt er,
Und die woll'n halt, sakt er,
Immer sehn, sakt er,
Ei auch werdens, sakt er,
Wohl verstehn.
(Eichigt bei Oelsnitz.)

177. 'S Bier is gut, 's Bier is gut,
Wenns der Wirth niat fälscheln thut.
Wenn der Wirth das Bier thut fälscheln,
Soll'n der Teufel in der Höll rum wälzeln,
'S Bier is gut, 's Bier is gut,
Wenns der Wirth niat fälscheln thut. (Eichigt.)

178. Frisch nüber, frisch rüber,
Wo's kaiserlich is,
Und mei Schatz is mer lieber,
Als Geld auf dem Tisch.
(Eichigt.)

179. Meine Mühle steht still
Und kein Mohler is drauf,
Ei herzigs trauts Dernderl,
Komm, schütt mir amol auf,
Ei herzigs trauts Dernderl,
Schütt mir amol auf!
(Eichigt bei Oelsnitz.)

180. Mer sei lust'ge Leut,
Und mer sei voller Fax'n,
Und mer losse uns die Schnurrbart stehn,
Wenn se uns wachs'n.
(Bösenbrunn.)

181. Mei Vater thut zanken,
Mei Mutter brumme,
's werd se nix nutzen,
Se werd genumme.
(Bösenbrunn.)

182. Seit daß ich g'heiert ho,
Und ho än Ma, än Ma,
Schaut mich kä einzigs
Schö's Börsch'l mehr a.
(Bösenbrunn.)

183. Ich ho mei Schatz schö treu g'liebt,
Ich ho g'dacht, ich hätt 'ne scha,
Und itze gieht 'r auf und derva
Und schaut mich nimmer a.
(Bösenbrunn.)

184. Mei Schatz is von der Zwote,
Hot Zwickelstrümpf a,
Er gieht net noch der Mode,
Er stieht mer net a.
(Bösenbrunn.)

185. Ich ho mei Wirthschaft gut bestellt,
Ho alle meine Feller zu gesät,
Anerthalbs Niesel uffs grüßte Stück,
Wenns geröth, is au mei Glück.

Nu hat ich ä Haus, dos hat kanne Giebel,
Und wenn ichs a'sah, do wur' mersch übel;
Ich dacht', es wollt' mer geleich einfall'n,
Do ließ ich mir holt ä paar Seil'n na mal'n.
(Bruchstück eines alten Liedes aus dem obern sächsischen Voigtlande.)

186. Ae Häus'l ha i baut,
Mit Haberstroh deckt,
Wenn i 's Mädel net krieg,
Reiß i's Häus'l wieder weg.
(Adorf.)

187. Do ih'm (da hüben, drüben) af derer Leiten
Do geiht mei Schotzerl hei und her,
Ich sieh'r ne scho von Weiten,
Ich mog ne nimmermehr;
Do fängt er a ze streiten und sogt,
Er will mich wieder hob'n,
Er ka kä Ann're leiden,
Er mog kä Ann're hob'n.
(Adorf.)

188. Af'n Frei bi ich gange,
Bi der Läter (Leiter) na g'stieg'n,
Is ä Sprißel zerbrochen,
Bi hänge geblieb'n. (Würschnitz; Reichenbach.)

189. Drei-, viermol ging ich um das Haus:
„Ei, Schotzerl, bist du drin?"
Zum Kammerfenster schaut se raus:
„„Mit mir und dir ist Alles aus,
Darfst net mehr' rei' zu mir, zu mir,
Darfst net mehr' rei' zu mir!""

Do ging ich ä mol af Buch, Buch, Buch (Name eines Dorfes)
Und wollt' das Bierl' versuch';
Do sauf' ich vierzehn Seidel aus,
Do zieht mer d'r Wirth mei Röckle aus;
Do schrei ich immer: „Juch, Juch, Juch!
Mei Röckle hängt in Buch!" (Schwarzenbach a/S.)

190. Wenns regnet und wenns schneit,
Und wenns glüheisen thut,
So geh' ich zu mein Dirndel
Und setz' affi mein Hut.
Und wenns regnet, so ist's naß,
Und wenns schneit, so ist's weiß,
Und was andre Leut ärgert,
Das thu ich mit Fleiß.
(Schwarzenbach a/S.)

191. Wenn ich erzählen müßte,
Wie oft ich herzt' und küßte,
O, so würd mir der Oden schwer,
Bis ich mit Zählen fertig wär.'
In meinem zwölften Jahre
Liebt' ich die schönste Waare,
Und mit der Lieb hott' ich mei Plog'! (Schwarzenbach a/S.)

192. Ich tanze so gern
Und tanz' auch nit schlecht,
Und setze meine Füße
Nach Regel und Recht;
Und wenn mich so Aner
Beim Tanzen ließ steh',
So müßt' ich vor Scham
Und Herzeleid geh'.
(Schwarzenbach a/S.)

193. Wenn's meine Leut' nit leiden woll'n,
Und deine woll'n's nit hoben,
So trägst dei Bett in'n Boden 'nauf,
Und schlofen halt dort droben. (Schwarzenbach a/S.)

194. Mei Mutter is ä Wiesle,
Mei Voter is ä Bär:
Da hupft der Bär vom Ofen ro,
Und übers Wiesele her.
(Schwarzenbach a/S.)

195. Wenn mei Voter ä Stieglitz wär,
Und mei Mutter ä Zeisle,
So möcht' ich den Spektakel seh'
In dem Vogelhäusle.
(Schwarzenbach a/S.)

196. Hab' die ganze Nacht
Vor deiner Hütten g'wacht,
Hab' d' Sterne alle g'zählt,
Hat mer net Aner g'fehlt,
Als die Aeuglein dein
Ganz allein.
(Schwarzenbach a/S.)

197. |: Geh mit der Durnl,
Tanz mit der Durnl :|
|: Bis auf Schweinau, Schweinau; :| (ein Ort bei Nürnberg)
Wie mer nach Schweinau sin kumme,
Hob'n se mer mei Durnl weggenumme;
Geh mit der Durnl,
Tanz mit der Durnl
Bis auf Schweinau, Schweinau; —
Und sie will net,
Und sie mog net, —
Und sie muß. (Schwarzenberg a/S.)

198. Der Pfarrer von Dittelboch, (Dittelbach)
Der hot vom Teufel Plog,
Weil er af Weibersleut
Hot so ä Schneid.
(Münchberg.)

199. Herzig Schätzele,
Gieb mir ä Schmätzele,
Rück dei Schnäbele her zu mir;
Drück das Herzele
An mei Herzele,
Nachher meinst Du's gut mit mir.
(Schwarzenbach a/S.)

Die Erinnerung an das Treiben der Schweden im 30jährigen Kriege spricht das Volkslied aus:

200. Der Schwed is komma,
Hat Alles mitg'nomma,
Hat Fenster nei g'schlag'n,
Unds Blei davon getrag'n,
Hat Kugeln draus gossen,
Und Bauern todt g'schossen.

(Hübsch, Geschichte d. Stadt u. des Bezirks Naila. Helmbrechts 1863. S. 121.)

Nürnberg und einige mit ihm verbundene Reichsstädte führten im Jahre 1444 eine blutige Fehde mit den Brüdern Hanns und Fritz von Waldenfels, weil dieselben auf der durch das Lichtenbergische nach Lobenstein führenden Straße Kaufleute geplündert hatten. In dieser Fehde hatten auch Naila, Steben und andere Orte der Umgegend, weil sie die Raubritter unterstützt haben sollten, hart zu leiden. Die Bundestruppen mußten aber endlich abziehen und noch den Spott hinnehmen, als ob die Nürnberger vor Lichtenberg ihren halben Adler eingebüßt hätten. Folgendes, leider nur zum Theil erhaltene Volkslied bezieht sich auf jene Fehde.

201. Als tausendvierhundert, vierzig und vier Jahr
Nach Christi Geburt man schreibend war,
Da schlossen die Herrn von Nürnberg rund,
Mit etlichen Städten zu machen einen Bund.

Sie nahmen auf siebentausend Mann,
Und thäten die Sach bald greifen an,
Sie schlugen viel der schönen Gezelt
Vor Lichtenberg ins weite Feld.

Auch schossen sie heftig ins werthe Schloß
Bei 590 der Kugeln groß,
Doch konnten sie erschrecken sobald
Keinen Menschen mit ihres Geschützes Gewalt.

Der große rund Thurm stund ihnen im Licht,
Ließ ihres Geschützes bewegen sich nicht,
Schickt ihnen wieder viel Kugeln zum Lohn,
Daß gelleten Manchem die Ohren davon.

Herr Hanns von Waldenfels der Ritter so vest
Tröstet in dem Schloß seine werthen Gäst,
Vom Adel einundzwanzig Mann,
Und sonst noch hundertundfünfzig Person.

Zu seinem Bruder Fritz eilend er sandt'
Sollt wohl ziehen in das Böhmerland,
Der eilet, nahm redliches Kriegsvolk an
Zu Roß und Fuß manch kühnen Mann.

Indessen fielen etliche Mal tapfer vom Haus
Die Lichtenberger in die Schanz hinaus;
Sie grüßten manchen Nürnberger Knaben,
Er möchts ihnen übel gedanket haben.

Bald stund, sieh da ein kühner Held*),
Als die Nürnberger nun hatten gestellt
Ihr grobes Geschoß auf einen Kirchthurm,
Daß sie mit Schießen ihr Glück erfuhr'n.

Der nagelt ihnen das große Stück zu
Und schlug auch ab das Haupt darzu
Dem Büchsenmeister hart und geschwind,
Das war ein unverzagtes Kind.

Bald sah man auf dem Kirchthurm stahn
Der Waldenfelser behende Fahn
Der halbe Adler mußt weichen zurück,
Das Einhorn erhielt den Sieg und das Glück.

Der Fritz von Waldenfels der — Herr —
Bracht auch aus Böhmen ein großes Heer
Und lagerte sich vor Eger die Stadt,
Welches er dem Bruder Hansen zu wissen that.

(Hübsch, Gesch. der Stadt und des Bezirks Naila, S. 79.)

---

*) Soll der Hammermeister Dittmar gewesen sein, dessen Nachkommen auf Oberklingensporn sitzen und in ihrem Siegel den halben Adler und eine Rose führen.

Nachtrag von Kinderliedern und Reimen.

1. Sechs mal sechs ist sechsunddreißig,
Ist die Mutter noch so fleißig.
Ist der Vater liederlich,
Geht die Wirthschaft hinter sich.

Wenn ein Kind geschimpft wird, so sagt es:

2. Schimpfen thut nicht weh,
Wer mich schimpft kriegt Läus' und Flöh!

3. Die erste Bank darf gehn,
Die zweite Bank muß stehn,
Die dritte Bank kann gar nicht lesen,
Sie ist gewiß recht faul gewesen;
Die vierte Bank kann gar nicht schreiben,
Drum muß sie in der Schule bleiben.

4. Heia Puppeia, (Eia popeia)
Was raschelt im Stroh?
Die jungen Gänsle laufen barfuß
Und haben keine Schuh;
Der Schuster hat Leder und keine Leisten dazu,
Drum laufen die Gänsle barfuß und haben keine Schuh.

(Etwas verändert findet sich dieses Lied in: Alte und neue Lieder mit Bildern und Singweisen von F. Pocci und K. v. Raumer. — Ist heia vielleicht von dem slavischen hajati = schlafen abzuleiten? Puppeia ist das dem Reime nachgebildete pupe, ein Schmeichelwort für kleine Kinder. (Laus. Mag. 42. B. S. 315.) Zu heia auch das in der Kindersprache gebräuchliche heizen = schlafen.

5. Liebe Mutter, 's wird Winter,
Mach's Stübchen schön warm,
Komm setz' dich hinter'n Ofen
Und nimm mich in'n Arm.

6. Ich ging einmal nach Engeland,
Begegnete mir ein Elephant;
Elephant mir Gras gab,
Gras ich der Kuh gab,
Kuh mir Milch gab,
Milch ich der Mutter gab,
Mutter mir 'nen Dreier gab
Dreier ich dem Bäcker gab,

Bäcker mir ein Brötchen gab,
Brötchen ich dem Fleischer gab,
Fleischer mir ein Würstel gab,
Würstel ich dem Hundel gab,
Hundel mir Pfötel gab,
Pfötel ich der Magd gab,
Magd mir einen Klitsch gab.

7. (Hans, Hans, Hans,
Was hast in deinem Köberlein?)
Nichts, nichts, nichts,
Als ein gebratnes Täubelein
Hab ich in meinem Köberlein,
Und weiter nichts.
(Ach du armer Hans, du armer Hans!)

Das Eingeklammerte wird im Chor, das Uebrige aber nur von Einem gesungen. — Das Lied ist einem andern sehr ähnlich, welches in: Alte und neue Kinderlieder von Pocci und v. Raumer mitgetheilt wird und also lautet:

Mann, Mann, Mann,
Was hast in deinem Köberchen!
Nichts, nichts, nichts,
Als ein'n gebacknen Fisch!

8. Wenn Kirmeß ist,
Wenn Kirmeß ist,
Da schlacht't mein Vater ein'n Bock;
Da tanzt meine Mutter,
Da tanzt meine Mutter,
Und wackelt ihr der Rock!

9. A, b, c, die Katze läuft im Schnee,
Der Hund hinterdrei,
Fall'n alle beede
'Nein in'n Erdäppelbrei.

10. So 'rum
Rührt meine Mutter die Klöß' um.

11. Bauer häng dein Pudel a,
Daß er mich net beißen ka;
Beißt er mich, verklag ich dich,
Tausend Thaler kostets dich.
Tausend Thaler ist ka Geld,
Wenn mir när mei Pudel g'fällt.

12. Essenkehrer, schwarzer Ma,
Host mei Tog net gut getha;
Wenn mer denkt, er ist zu Haus,
Guckt er oben zum Schornstein 'naus.

Wenn ein Kind weint, so singen die andern:

13. Leiere, leiere, zick, zick, zick,
Morgen werd'n die Trauben gepflückt,
Uebermorgen die Hühner, —
Gehorsamer Diener!

14. Eins, 2, 3, 4, 5, 6, sieben,
Muß ich an dem Schiebbock schieben;
Wo denn hin?
Nach Berlin,
Wo die schönen Mädchen blühn.
Mädchen tragen goldne Kränze,
Buben tragen Rattenschwänze.

15. Kinkelekank,
Mein Fritz ist krank;
Wo liegt er denn?
Auf der Ofenbank.
Was fehlt ihm denn? —
Er ist verbrannt.

16. Enige, denige Tintenfaß,
Geh in die Schul' und lerne was,
Wenn du heimkommst, sag mir auf,
Kannst du nichts, so schlag ich drauf!

17. Busche, Busche, Benne,
Der Fuchs, der fraß de Henne,
Gab er mir den Magen,
Sollt' ichs Niemand sagen,
Soit (sagt) ichs, schlug er mich,
Grinn' ich; (weinte ich)
Ging er naus in sei Kämmerle,
Holt er mir ä Semmele;
Schwieg ich wieder stille
Und setzt mich' af mei Stelle,
Da kam de Katz', wollt naschen,
Soit ich: Katz aus!
Da sprang de Katz zum Fenster 'naus,
Sprang se nauf in Birnbaum,
Fing der Birnbaum a zu brenne.

(Hierzu fehlt jedenfalls der Schluß.)

Sämmtliche angeführte Kinderreime und Liedchen wurden in Reichenbach gesammelt. Unter ihnen ist mir nur von Nr. 1 und 11 bekannt, daß sie auch in Oelsnitz vorkommen.

Aus Würschnitz erhielt ich folgendes Kinderlied:

18. Ringe, ringe, reihe,
Morgen früh um dreie,
Wirds ä Schneele schneie,
Steig'n mer nauf'n Hollabusch,
Singe mer Alle: husch, husch, husch!

Es ist bedeutsam, daß das Steigen auf den Hollabusch in Verbindung mit dem Schneien gebracht wird. Frau Holle ist die Frigga, welche am Fest der Wintersonnenwende umherzog. Wenn Frau Holle die Bettfedern schüttelt, schneit es, so erzählt uns das deutsche Volksmärchen. Vergl. damit:

Ringa, ringa raje,
Sai m'r unser traje,
Sitzt m'r alla uf te hollerbusch
Schrei m'r alle, kusch, kusch, kusch.

(Im temeschen Banat.)

Ringle Ringla Reiha,
Semmer kinnerli dreia — —
Steig'n mer afm hollerbusch,
Schreia alla: husch, husch,
husch.
(Windsheimer Dialect.)

(Lauſ. Mag. 42. B. S. 334.) Auch in Reichenbach kommt das Lied ohne die Worte: „Wirds ein Schneele ſchneie“ in Verbindung mit einem Ringeltanze kleiner Mädchen vor.

Im Orlagau rufen die Kinder, wenn ſich Zank unter ihnen entſpinnt, einander zu:

19. „Schimpſt mich immer wie ihr wollt,
Schimpſt mich nur nicht Heringsnaſe!“

W. Börner (Volksſagen aus dem Orlagau S. 156) weiſt dabei darauf hin, daß die Heringe (ſowie die Klöſe) ehedem als Faſtenſpeiſe gegolten haben, und daß die Thüringer, welche eher Chriſten wurden als die Bewohner des Orlagaus, von dieſen deshalb gehaßt waren und, da das Heringeſſen ihnen fremdartig und lächerlich vorkam, „Heringsnaſen“ geſchimpft wurden. Dieſes Schimpfzeichen, die Heringsnaſe, ſoll noch an der Nordſeite der alten Stadtkirche zu Saalfeld nach Thüringen zu in Stein gehauen zu ſehen ſein. —

20. Bibele, Babele, Gänſeſchnabele,
Wenn ich dich im Himmel habe,
Reiß ich dir ä Beinel 'raus,
Mach' ich mir ä Pfeifel draus,
Kommen die jungen Staaren,
Fliegen 'nein ins Wirthshaus,
Trinken än Krug Bier aus,
Werfen 'n Krug zum Fenſter 'naus. (Reichenbach.)

(Vergl. Nr. 134, das vielleicht auch den Kinderliedern beizuzählen iſt.)

Den Maikäfern wird zugerufen, wenn ſie fortfliegen ſollen:

21. „Maikäfer flieg!
Dein Vater iſt im Krieg,
Dein' Mutter iſt in Pommerland,
Pommerland iſt abgebrannt:
Maikäfer flieg!“ (Reichenbach.)

(Hierzu auch die schon mitgetheilten Liedchen unter den Kinderspielen.)

Anmerk. In Bautzen, so erinnere ich mich noch aus meiner Jugendzeit, sangen wir Kinder:

Maikäfer Mai,
Deine Mutter Lei,
Dein Vater ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt,
Deine Brüder weinen,
Sitzen hinter'n Steinen,
Haben keine Messer und Gabel,
Fressen mit dem Schnabel.

Ein Heidelbeerlied der Kinder lautet:

22. Zuckersüße schwarze Beer!
Wer kann mir denn das Ding verwehren,
Wenn ich schreie: schwarze Beeren,
Zuckersüße schwarze Beer! (Reichenbach.)

(Hierher auch das Heidelbeerlied unter den Kindervergnügungen.)

23. One, done, dickmadam
Wollte fünf Kaninchen ha'm, (haben)
Fünf Kaninchen, Bäckenbrot,
Schießt die alten Bauern todt,
Weht der Wind,
Wo die alte Hexe spinnt. (Reichenbach.)

24. Es regnet auf der Brücke und ist sehr naß,
Kommt Jedermann, kommt rein zu mir,
Ich hab' ein schönes Kleid bei mir, ja ja, —
Freilich, wo ich bin, da bleib ich, —
Bleib ich, wo ich bin,
Adieu mein Schatz, leb' wohl! (Reichenbach.)

Es scheint auch dieses Lied bei einem Spiele gesungen zu werden, wenigstens erhielt ich dasselbe aus Waldkirchen etwas abgeändert mit dem Bemerken, daß dabei ein Ringeltanz um einen in der Mitte Stehenden aufgeführt werde. Das waldkirchner Lied lautet:

Es regnet auf der Brücke
Und es war ein Naß,
Ich hatte was vergessen
Und weiß doch nicht mehr was:
Schönster Schatz, komm rein zu mir,
Sein keine schöner Leut als wir, —
Ja, ja, freilich,
Wer ich bin, der bleib' ich,
Bleib' ich, wer ich bin,
Adieu mein Kind!

25. Ihr Diener, meine Herrn,
Aepfel sind keine Bern,
Bern sind keine Aepfel,
Die Wurst hat zwei Zepfel,
Zwei Zepfel hat die Wurst,
Der Bauer hat viel Durst,
Viel Durst hat der Bauer,
Sein Leben wird ihm sauer,
Sauer wird ihm sein Leben,
Der Weinstock hat viel Reben,
Viel Reben hat der Weinstock,
Ein Kalb ist kein Ziegenbock,
Ein Ziegenbock ist kein Kalb,
Meine Predigt ist halb,
Halb ist meine Predigt,
Der Brotschrank steht ledig,
Ledig steht der Brotschrank,
Ein Tisch ist keine Ofenbank,
Eine Ofenbank ist kein Tisch,
In der See leben viel Fisch,
Viel Fisch leben in der See,
Der Hund hat viel Flöh',
Viel Flöh hat der Hund,
Eine Laus ist kein Pfund,
Ein Pfund ist keine Laus,
Meine Predigt ist aus.
(Reichenbach. — Auch in der Lausitz.)

X.

Bauernregeln, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, Räthsel.

„Was die Leute in ihrer Jugend, etwa von ihrer Großmutter gehört haben, dabei bleiben sie, es mag wahr oder falsch sein, und was sie nicht mit den Händen greifen können, das glauben sie auch nicht, sobald es vernünftig ist."
(Steinbeck, Der aufrichtige Kalendermann II. S. 2.)

A. Bauernregeln.

Ich schließe mich hierbei der bereits früher genannten Schrift von Dr. Spieß über das sächsische Obererzgebirge an, und stelle deshalb zunächst die Bauernregeln, welche sich auf eine bestimmte Zeit beziehen, zusammen. Es beziehen sich auf die Monate und bestimmte Tage und zwar auf den

Januar: Ein schöner Januar bringt ein gutes Jahr (Oelsnitz, Schwarzenbach a/S.). — Wächst das Gras im Januar, so wächst es schlecht im ganzen Jahr (Oelsnitz). — Wenn der Januar gelind ist, so folgt ein rauher Frühling und ein heißer Sommer (Oelsnitz). —

Februar mit Lichtmeß, Fastnachten u. s. w.: Wie der Februar, so der August (Oelsnitz). — Spielen die Mücken im Februar, friert Schaf und Bien durchs ganze Jahr (Oelsnitz, Schwarzenbach a/S.). — Wenn im Hornung die Mücken schwärmen, muß man im März den Ofen wärmen (Oelsnitz, Schwarzenbach a/S.). — Wenn die Mücken spielen im Horn, müssen die Bauern das Heu zusammenkehren wie das Korn (Reichenbach,

Raschau bei Oelsnitz). — Wenn im Februar die Lerchen singen, wirds uns Frost und Kälte bringen (Oelsnitz, Schwarzenbach a/S.). — Die weiße Gans (d. h. der Schnee) im Februar, brütet Segen fürs ganze Jahr (Oelsnitz). — Der kleine Horn sagt zum großen Horn: Wenn ich die Macht hätte wie du, ich ließ das Kalb erfrieren in der Kuh (Reichenbach). — Strenge Herrn (d. h. kalte Tage) regieren nicht lange (Schwarzenbach a/S.). — Dunkle Lichtmessen bringt reichlich Essen; Lichtmeß helle, bringt Mangel zur Stelle (Oelsnitz). — Wenn an Lichtmeß die Sonne scheint, dauert der Winter noch lang (Oelsnitz), oder es kommt noch vier Wochen Kälte (Raschau bei Oelsnitz). — Wenn die Sonne an Lichtmeß scheint, so sieht der Bär seinen Schatten und kriecht wieder in seine Höhle (Reichenbach), oder er geht noch auf vier Wochen in seine Hütte (Planschwitz). Das Zeichen für einen Nachwinter. In Schwarzenbach an der Saale hat man dieselbe Regel, nur sagt man statt Bär: Dachs. — Lichtmeß hell und klar, bringt ein gutes Kornjahr (Irchwitz). — Der Schäfer sieht zu Lichtmeß lieber den Wolf (d. h. den Hauch bei der Kälte) in den Stall kommen, als die liebe Sonne (Reichenbach, Irchwitz). — Wenn es zu Lichtmeß trüb ist, so kann der Schäfer vier Wochen eher austreiben; scheint aber die Sonne, so muß er vier Wochen länger zu Hause bleiben (Oelsnitz, Schwarzenbach a/S.). — Ist es an Petri Stuhlfeier kalt, so bleibt es noch vierzig Tage lang kalt; diese kalten Tage müssen aber nicht unmittelbar auf einander folgen (Oelsnitz). — Mattheis brichts Eis (Reichenbach); hat er keins, so macht er eins (Schwarzenbach a/S.). — Trockne Fasten, gutes Jahr (Oelsnitz, Schwarzenbach a/S.). — Wenn zu Fastnacht die Sonne am Vormittage scheint, so sät man den Flachs zeitig, scheint sie aber am Nachmittage, später (Oelsnitz). — Wenn zu Fastnacht die Sonne scheint, so geräth der Flachs nicht (Reichenbach, Münchberg).

März und Frühling: Märzenschnee thut der Saat weh, d. h. wenn er von der Sonne wieder weggeschmolzen wird

(allgemein). — Kann man im März pflügen, so muß man im April wieder aufhören (Oelsnitz). — Wenns zu „40 Ritter" (im März) kalt, so bleibt es vierzig Tage lang kalt (Schwarzenbach a/S.). — Giebts im März viel Nebel, so giebt es im Sommer viel Gewitter (Mühlhausen, Gegend von Hof). — Jeder Märznebel kommt nach 100 Tagen als Regen wieder (Reichenbach, Hof, Oelsnitz). — Märzgrn (= grün) ist nicht gut für die Kuh (Reichenbach). — Märzenstaub bringt Gras und Laub (Oelsnitz, Schwarzenbach a/S.). — Jedes Körnchen Märzenstaub ist einen Ducaten werth (Münchberg). — Wer im Frühling den Pflug trocken hinausfährt, bringt ihn naß im Herbste herein (Oelsnitz).

April und Ostern &c.: Sei der April auch noch so gut, er schickt dem Schäfer den Schnee auf den Hut (Oelsnitz, Hof). — Nasser Charfreitag und Osterregen stehlen weg den Erntesegen (Oelsnitz). — Wenn zu Walpurgis der Schleedorn blüht, wird zu Jacobi der Kornschnitt (Reichenbach). — Regnet es zu Mariä Verkündigung, so regnet es vier Wochen lang (Oelsnitz, Schwarzenbach a/S.). — Scheint Aschermittwoch die Sonne, so geht der Schnee von der Sonne; ists trübe, so geht der Schnee vom Regen (Selbitz).

Mai und Pfingsten &c.: So lange der Frosch vor dem ersten Mai schreit, so lange schweigt er nach demselben, d. h. so lange dauert nach demselben die Kälte (Reichenbach). — Mai kalt und naß, füllt dem Bauer Scheune und Faß (Oelsnitz, Reichenbach). — Besorg dein Holz zu rechter Zeit, im Mai, wenn der Kukuk schreit (Reichenbach). — Hau dein Holz, wenn der Kukuk schreit, so hast du im Winter dürre Scheit (Schwarzenbach a/S.). — Sä't man den Lein zu Petronelle, so wächst er schnelle (Hohenleuben). — Nach Pankraz und Servaz schaden die Nachtfröste den Früchten nicht mehr (allgemein). — Pfingstregen bringt reichen Erntesegen (Oelsnitz). — Wenn es am ersten Pfingstfeiertage regnet, so regnet es Vogelwicken, d. h. auf dem Acker wachsen dann viel Vogelwicken

(Reudnitz bei Greiz). — Pfingstregen kommt ungelegen, bringt Vogelwicken (Schwarzenbach a/S.).

Juni, Sommer ꝛc.: Juni naß, leert Scheun und Faß (Oelsnitz, Schwarzenbach a/S.). — Wenn kalt und naß der Juni war, verdirbt er meist das ganze Jahr (Oelsnitz). — Wenns unter der Sichel aufschlägt, so schlägts nach der Sichel wieder ab (Reichenbach). — Wenns unter der Sichel abschlägt, so schlägt es unter der Drischel auf (Schwarzenbach a/S.). — Wenn im Juni der Nordwind weht, das Korn zur Ernte trefflich steht (Schwarzenbach a/S.). — Wenn es am Tage der Siebenschläfer regnet, so hat man 7 Wochen (oder vier Wochen — Planschwitz) lang Regen zu erwarten (allgemein). — Das Kraut muß man vor Johanni pflanzen (allgemein). — Peter Paul bricht dem Korn die Wurzel, da ist in vier Wochen die Ernte (Reichenbach).

Juli, Hundstage u. s. w.: Hundstage hell und klar, zeugen ein gutes Jahr (Oelsnitz, Schwarzenbach a/S.). — Treten die Hundstage gut ein, so wird vier Wochen lang gutes, treten sie aber schlecht ein, ebenso lange schlechtes Wetter (Oelsnitz). — Oder: Wenn es beim Anfange der Hundstage regnet, so regnet es 14 Tage lang (Reichenbach). — Wenn es zu Jacobi regnet, so regnet es den Weibern in den Backtrog (Planschwitz, Markneukirchen). — Am Jacobitage blüht der Schnee; giebts an diesem Tage viel Wolken, namentlich weißliche, so folgt ein schneereicher Winter (Reichenbach, Oelsnitz). — St. Paulus klar, ein gutes Jahr (Oelsnitz).

August ꝛc.: Giebts im August Sonnenschein, so wird die Ernte besser sein (Oelsnitz). — Zu Laurentius müssen die ersten Kartoffeln gegessen werden (Schöneck, Markneukirchen); dasselbe thut man auch am Jacobitage (Reichenbach). — Bartholomäi Bauer säe, und wenn du Grummet hast, so mähe (Reichenbach, Oelsnitz, Markneukirchen). — Wenn es am Os-

wald (5. Aug.) regnet, und alle Zäune voll Getreide hängen, so wird das Getreide doch theuer (Schwarzenbach a/S.).

September und Herbst: Septemberregen ist der Saat gelegen (Oelsnitz). Fallen die Blätter im Herbste spät ab, so folgt ein strenger Winter (allgemein). — Egide Sonnenschein, tritt ein schöner Herbst ein (Oelsnitz). — Wenn es zu Michaelis regnet, so soll der Bauer den Rock verkaufen, um Samen kaufen zu können (Reichenbach). — Die schönsten Kornsaaten sind 14 Tage vor und 14 Tage nach Michaeli (Schwarzenbach a/S.). — Wenn der Michaelistag in den zunehmenden Mond fällt, so wächst im nächsten Jahre viel Futter (Oelsnitz). — Wenn der Holzapfel im Herbste wieder blüht, so tritt Regenwetter ein (Schöneck).

October: Viele Nebel im October geben viel Schnee im Winter (Oelsnitz). — Im October sind die Pferde pober (Oelsnitz). — Urschel (Ursula, 21. October) fei, hockts Kraut rei (Oelsnitz).

November: Wenn die Gans zu Martini auf dem Eise geht, so geht sie zu Weihnachten auf dem Dreck (Reichenbach, Oelsnitz, Planschwitz). — Geht die Gans zu Martini auf Dreck, so geht sie zu Weihnachten auf Eis (Oelsnitz).

December, Weihnachten: Grüne Weihnachten, weiße Ostern; weiße Weihnachten, grüne Ostern (allgemein). — Wenn der Wind in den Weihnachtsfeiertagen die Bäume recht schüttelt, so giebt es viel Obst (Friesen bei Reichenbach). Eine Erinnerung an die Friggasage.

Auf andere Zeitbestimmungen beziehen sich folgende Bauernregeln:

Wie das Wetter am Quatember ist, so bleibt es in dem folgenden Vierteljahre (Oelsnitz). — Oder: Wenn 3 Tage lang vom Quatember an Trockenheit herrscht, so kommt ein trockenes und im Gegentheile ein nasses Vierteljahr (Lauterbach). — Wenn am Quatember Morgenluft weht, so bekommt man einen Nach-

winter (Friesen). — Wie das Wetter am Freitage, so ist es auch am Sonntage (Reichenbach). — Wenn Sonntags die Kirchleute naß werden, so regnet es die ganze Woche (Reichenbach). — Wenn es in der Mitte des Vormittags zu regnen anfängt, so regnet es den ganzen Tag (Reichenbach). — Morgenroth bringt Wind oder Koth (Oelsnitz). — Bildet sich bei Sonnenuntergang im Westen eine Wolkenwand, so tritt den nächsten Tag schlecht Wetter ein (Reichenbach).

Bauernregeln, welche sich auf Erscheinungen an Naturdingen beziehen, sind:

Wenn die Sonne Wasser zieht, so kommt am folgenden Tage Regen (allgemein). — Scheint die Sonne auf den nassen Busch, so kommt bald ein andrer Husch, d. h. Regenschauer (Oelsnitz). — Bilden die auf Wasser fallenden Regentropfen Blasen, so regnet es eine Zeit lang fort (Oelsnitz). — Der Regen, welcher bei Sonnenschein fällt, schadet den Blüthen (Oelsnitz). — Hat es in der Nacht stark gethaut, so wird schönes Wetter (Oelsnitz). — Wenn der Nebel Häusele baut, wird trocken Wetter (Hohenleuben). — Man giebt Acht, woher das erste Gewitter kommt und prophezeit darnach die Stärke der Gewitter im Jahre. Kommt es z. B. von Böhmen her, so giebt es viel schwere Gewitter (Reichenbach). — Wenn es in die leeren Stauden (in den leeren Busch) donnert, so wird Theuerung (Reichenbach), oder es kommen viel Gewitter (Oelsnitz). — Wenn es in den kahlen Busch donnert, schneit es in den grünen (Hohenleuben). — Wenns Korn unter der Sichel aufschlägt, so schlägts nach der Sichel wieder ab (Reichenbach). — Blühen die Bäume im zunehmenden Monde, so ist ein gutes Obstjahr zu erwarten, und umgekehrt (Oelsnitz). — Wenn der Schleedorn zeitig blüht, so wird eine zeitige Ernte (Reichenbach). — Wenn viel Rauchfrost an den Bäumen ist, so wird viel Obst (Plauen). — Wenn das Heidekraut bis oben ausblüht, so folgt ein strenger Winter (Reichenbach), aber ein guter Herbst (Lauterbach).

— Wenn die Erlen spitzen wie die Mäuseöhrlein, säe Gerste; wenn deren Triebe aber sind wie die Sauohren, ist es zu spät (Hohenleuben). — Wenn die Buchen ausschlagen und die Erlen Blättle haben wie die Mausohren, dann säe man Gerste (Schwarzenbach a/S.). — Wenn die Pflaumenbäume langstielig blühn, so hat man für das Jahr wenig Pflaumen zu erwarten (Reudnitz). — Wenn die Haselnüsse da, wo sie in den Hülsen stecken, weiß aussehen, dann halten sie sich jahrelang (Schöneck). — Wenn der Hund oder die Katze Gras frißt, wird schlechtes Wetter (Oelsnitz). — Wenn es regnet und die Hühner treten unter, so regnet es fort; bleiben sie aber im Freien, so hört es bald wieder auf (Oelsnitz). — Wenn die Hähne oft krähen, so wird schönes oder Regenwetter (Oelsnitz). — Ein scherzhafter Spruch lautet: Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, so ändert sichs Wetter, oder es bleibt wie es ist (Reichenbach). — Wenn sich die Tauben baden, wird schlechtes Wetter (Oelsnitz). — Wenn die Schwalbe hoch fliegt, wird gutes Wettes, fliegt sie aber niedrig, so tritt schlechtes Wetter ein (allgemein). — Wenn die Krähen in die Dörfer, oder überhaupt in die Nähe der Wohnungen kommen, so hat man bald Regen zu erwarten (Reichenbach, Oelsnitz). — Wenn die Hühner hoch fliegen, so behält man schönes Wetter (Reichenbach). — Wenn die Mücken spielen, so wird schönes Wetter (allgemein). — Wenn die Hühner ihr Futter auffressen, so kommt theure Zeit (Reichenbach). — Wenn sich die Sperlinge im Staube baden, wird schlechtes Wetter (Oelsnitz). — Steigt der gefangene Laubfrosch im Glase auf, so wird schönes Wetter, und es tritt schlechtes Wetter ein, wenn er im Grase sitzt (Reichenbach). — Wenn die Frösche naß sind, regnet es nicht; sind sie aber trocken, so kommt Regen (Oelsnitz). — Wenn die Spinne in ihr Netz geht, so wird schönes Wetter, zieht sie sich aber in ihren Schlupfwinkel zurück, so wird schlechtes Wetter (Oelsnitz). — Wenn die Hasen viel Fett haben, so wird ein strenger Winter (Reichenbach). — Wenn

die Schneegänse tief fliegen oder bald kommen, so wird bald Winter (Reichenbach). — Wenn der Kater miaut, wird ein heißer Sommer (Plauen).

B. Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten.

Die Zahl derselben ist natürlich nicht groß, da ich nur solche anführe, welche augenscheinlich local oder mir aus gedruckten allgemeinen Sammlungen nicht bekannt geworden sind.

Wenn von Jemandem, dem viel Uebles widerfahren ist, gesprochen wird, so sagt man: „Es ist ihm noch lange nicht so schlecht gegangen, wie Pfützenern." (Geraische Gegend.) Michael Pfützner war nämlich ein Verbrecher, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer Räuberbande bei Gera sein Unwesen trieb. (Hahn, Geschichte von Gera II. S. 874 2c.)

Rund macht Pfund, heißt es beim Schweinekauf (Planschwitz).

Wer mit Hinkenden umgeht, lernt Hinken (Planschwitz).

„Eine kluge Maus hat mehr als Ein Loch" (Planschwitz). Es ist dies eine Abänderung des Sprichwortes: Es ist eine arme Maus, die nur Ein Loch hat.

„Er stellt sich wie der Esel zum Lautenschlagen" (Planschwitz).

„Wenn der Pfarrer gestorben ist, hat der Schulmeister Feiertag" (Planschwitz).

„Wer dem Pfarrer nach dem Maul red't, bekommt eine gute Leichenpredigt" (Planschwitz).

„Sie bleiben aus wie's Röhrwasser" (nämlich Freunde in der Noth. Planschwitz).

„Da sitzen die Musikanten!" oder: „Da liegt der Hund begraben!" sagt man allgemein, wenn man an eine kritische Stelle kommt.

„Hier gehts wie bei Kindermanns Pudel" (Marienei). Die Erklärung dieses Localsprichwortes ergiebt sich aus der Veranlassung seiner Entstehung. Der Schullehrer Kindermann hatte einen abgerichteten Pudel, welcher öfters vom Rathswirthe in

Schöneck Fleisch holte. Es war ihm dazu allemal ein Tuch mit einem Zettel um den Hals gebunden worden, und sehr oft brachte er das Fleisch glücklich nach Hause. Als er aber eines Tages mit ein paar großen Jagdhunden zusammenkam, fielen dieselben über ihn her und zerrissen ihm das Tuch. Er wehrte sich mit allen Kräften; als er aber Nichts ausrichten konnte, und die Gegner schon begierig über das Fleisch herfielen, so fraß er auch so lange mit, bis Alles aufgezehrt war.

Aus der Zeit, oder in Erinnerung an die Zeit, da das Voigtland von italienischen Glücksrittern nach Gold durchsucht wurde, schreibt sich wahrscheinlich das Sprichwort her: „Es wirft ein voigtländischer Hirte oft einen Stein nach der Kuh, der mehr als die Kuh selbst werth ist.“

„Es ist nur ein kleiner Uebergang, hat der Fuchs gesagt“, so spricht man, wenn nach einem heftigen Regengusse noch ein kleiner Nachregen kommt (Cunsdorf).

Wenn eine unangenehme Arbeit gemacht werden muß, gebraucht man die Redensart: „Da hilft kein Zittern gegen den Frost“ (Reichenbach).

„Die läßt sichs Stühlchen polstern“ (Reichenbach) sagt man von einer alten Jungfer, wenn man meint, daß sie noch einen Wittwer heirathen werde. Es wird ihr dann das Stühlchen von der ersten Frau gepolstert; d. h. die erste Frau muß arbeiten und die zweite macht sich dann gute Tage.

„Der Geber hat den Hals gebrochen, der Schenker ist gestorben!“ sagt man, wenn man nicht gewillt ist, Jemandem Etwas zu geben (Reichenbach. — Auch in der Lausitz).

Wenn man in Reichenbach die Butter als schlechte bezeichnen will, so sagt man: „Das ist Weißbächer.“

Wenn ein Kind elend aussieht, so spricht man: „Es liegt da wie ein Jesusel“ (Reichenbach).

„Zwei Weiber vor einem Ofenloch taugt nicht“ (Gegend von Hohenleuben).

Ich bin ein Mann bei der Stadt, ich schlacht' alle Jahr' einen Ziegenbock (Schwarzenbach a/S.).

„Es ist ein Weg zum Blutspeien" sagt man von einem steilen und steinigen Wege (Gegend von Hohenleuben).

Vorwitzige Leute beschwichtigt man damit, daß man ihnen sagt: „Ihr seid noch lange nicht so alt wie der Kühnberg" (ein altes verkrüppeltes Holz) (Gegend von Hohenleuben).

Wer auf dem Anger war und sah kein Kind, und in der Herrengasse und spürte keinen Wind, der darf nicht sagen, er sei in Hohenleuben gewesen.

Wenn den Kühjungen in Dörtendorf und Hohenleuben durch die Nässe der Hut von den Köpfen fault, so ist es für diese Orte (die sehr trocken liegen) ein fruchtbar Jahr.

Märzengrune sollte man mit Knüppeln erschlagen oder mit Stecknadeln ausgraben (Hohenleuben).

Lange Haare, kurzer Verstand (Reichenbach). Auch in der Lausitz bei den Wenden. Gustav Klemm führt in „Vor fünfzig Jahren" I. S. 60 ein russisches Sprichwort an, das auch in Deutschland bereits im 14. Jahrhunderte vorkommt; es heißt: Die Weiber haben langes Haar und kurzen Verstand.

C. Räthsel.

Von Göhren sagt man: es sei daselbst ein Bauer, welcher sich nur zweimal des Jahres rasiren lasse, und dessen Bart ungeachtet nicht lang genug wachse; er sei auch niemals in die Schule oder Kirche gegangen. Der Berg, worauf das Dorf liegt, heißt nämlich der Bauer.

„Es rumpelt und pumpelt mit eisernen Ketten, Soldaten, Kroaten, die können's nicht räthen." (Die Wäschmangel. Nach Anderen die Mühle).

Vorne Fleisch und hinten Fleisch, und in der Mitte ein Eisen. (Der Ackerpflug).

Erst zwei Stangen, dann ein Kästel und wieder zwei Stangen,

dann ein Weg und ein Teich, und zuletzt ein Wald, in dem laufen Hirsche und Rehe herum. (Der menschliche Körper.)

Erst weiß, dann grün, dann roth wie Blut, — so schmeckt es gut. (Die Kirsche.)

Wenn sie hinunter geht, lacht sie; wenn sie hinauf geht, weint sie. (Die Wasserkanne.)

Wenn ist der Himmel vierecket? (Wenn man zur Feueresse hinausguckt.)

Wenn ist der Müller ohne Kopf in der Mühl'? (Wenn er zum Fenster hinaussieht.)

Warum wackelt der Hund mit dem Schwanze? (Weil der Schwanz kleiner ist als der Hund; wäre der Schwanz größer, so würde er mit dem Hunde wackeln.)

Warum schabt man den Käs'? (Wenn er Federn hätte, rupfte man ihn.)

Was geht über die Weisheit? (Die Laus geht oben auf dem Haupte, die Weisheit steckt im Haupte.)

Was geht richtiger als die Sonne? (Die Laus, — die geht aufs Haar.)

Wann hat der Fuchs Zahnschmerzen? (Wenn ihn der Hund gebissen hat.)

Auf welche Seite fällt der Haase? (Auf die rauhe.)

Es hängt Etwas an der Wand und klingt wie Mariä Gesang. (Die Geige.)

Warum drückt der Hahn die Augen zu, wenn er kräht? (Daß die Hühner denken sollen, er kanns auswendig.)

Wie schreibt man 101 mit zwei Strichen? (Wenn man den Mund aufsperrt und macht an jeder Seite einen Strich.)

Wie schreibt man gefrornes Wasser und dürres Gras mit drei Buchstaben. (Eis. Heu.)

Wie 3 von 4 aufgeht? (Man schreibt auf den Deckel des Bierglases eine 3, auf das Glas die 4, und macht den Deckel auf.)

Was ist weniger als Nichts? (Noch einmal so viel.)

Was hat man in seinem Leben noch nicht gesehen? (Man spaltet ein Holz und läßt die Spaltflächen ansehen.)

Wenn Einer hat die ganze Welt,
Gesundheit, Glück und alles Geld,
Und die Ewigkeit ganz gewiß,
So weiß ich doch, was besser ist.

(Wenn dies Alle haben; es ist nicht gut, wenn es nur Einer hat.)

XI.

Volksheilmittel.

„Hilft's nichts, so schadet's nicht".
Sprichwort.

Es kommt noch häufig vor, daß man bei Krankheiten erst dann die Hülfe des Arztes in Anspruch nimmt, wenn alle Hausmittel, deren Anwendung sich von den Aeltern auf die Kinder forterbte, ohne Erfolg erschöpft worden sind. Da die Ursachen vieler Krankheiten in der Hexerei gesucht werden, so greift das Volk gern zu sympathetischen Mitteln und wendet sich, zuversichtlich Hülfe erwartend, an die Pröpelfrauen. Doch führt es auch rationelle Kuren durch, und besonders legt es, wenn die Krankheit noch nicht vollständig zum Ausbruche gekommen ist, einen großen Werth aufs Schwitzen. Als schweißtreibendes Mittel wird allgemein die Blüthe des schwarzen Hollunders angewendet. — Ich theile in dem Folgenden eine Anzahl von Hausmitteln, die zum Theil jedoch auch in außervoigtländischen Gegenden vorkommen mögen, mit.

1. Gegen offene Wunden: Der Saft aus den Blättern vom Spitz-Wegerich (Plantago lanceolata) (Reichenbach, Greiz); ferner Ohrenschmalz (Cunsdorf) und Tausendgüldenkraut (Heinsdorf). Eine alte handschriftliche Ueberlieferung sagt, daß letzteres Kraut sogar die kleinen Fleischstücken, mit denen es in einem Topfe gekocht wird, in ein Stück zusammenbringen soll. — Man macht auch eine Salbe von Wegerichsaft und Gerstenmehl, oder legt all=

gemein eine Verdünnung von Arnikatinktur auf. — Aeußere Schäden werden auch mit einer Abkochung des Labkrautes (Galium) geheilt.

2. Als blutstillend wird das Tausendgüldenkraut angesehen. Gegen starkes Nasenbluten wendet man ziemlich allgemein Wasser mit Essig an, oder man unterbindet mit einem Zwirnsfaden den kleinen Finger der linken Hand (Reichenbach).

3. Aeußere Entzündungen sollen dadurch gehoben werden, daß man Essig und Lehm auflegt (Pflege Reichenfels).

4. Gegen Grinder auf der Haut wird Lilienöl gebraucht (Reichenbach).

5. Den Ansprung, eine Art Ausschlag bei kleinen Kindern, will man dadurch heben, daß man die Kinder in Osterwasser badet (Reichenbach).

6. Blutreinigende und zum Theil zugleich Mittel gegen Ausschlag sind: Wienerbalsam (zugleich eine Art Universalmittel — Reichenbach); „Prinzdeputat", d. i. rothes Quecksilberpräcipitat, mit Terpentin und Rosenpomade vermischt, als Einreibungsmittel (Reichenbach); Merkurialspiritus (Ol. lign. junip.), blutreinigend und gegen Hautausschläge (Reichenbach). Brunnenkresse (Nasturtium off.); dieselbe wird auch gegen Augengeschwüre und Augenentzündungen gebraucht (Reichenbach). Als Präservativ gegen Hautausschläge wird Nießwurzel (Rad. Helleb. albi) an einem Bande auf dem Leibe getragen.

7. Gegen Brandwunden wird „Katzenfett" angewendet (Reichenbach).

8. Von Frost aufgesprungene Hände heilen von Hirschtalg; erfrorne Glieder, z. B. Ohren, werden, wenn der Schaden nicht alt ist, mit Gänsefett bestrichen (allgemein). Frostballen heilt man hier wie in der Lausitz mit Steinöl.

9. Gegen Beschädigungen, z. B. Geschwulst und Quetschungen, wendet man „Altöl", „Petriöl", „Regenwürmeröl", „Johannisöl", „Durchwachsöl", Terpentin, Tannenzapfenöl, „Ziegelöl", „Spiköl", Wachholderöl und Kampferspiritus in verschiedenen Zusammenstellungen an. Als heilsam werden auch Salmiakgeist, blaue Salviate und weiße Arkebusade angesehen (Reichen=

bach). — Man räuchert ferner gegen die Geschwulst mit Schwefel. Besonders wird dies Mittel bei der Gesichtsgeschwulst, der sogenannten „Rose“ angewendet (Reichenbach). Allgemein herrscht der Glaube, daß die Rose neun Tage dauere. Bei den Wenden in der Lausitz glaubt man, daß diese Geschwulst zweimal neun Tage bleibe, wenn man so unbedachtsam sei, ein rothes Tuch über das Gesicht zu binden.

10. Zu heilsamen Umschlägen verwendet man in der Gegend von Meerane Kalksinter.

11. Gegen Leberflecke auf der Haut werden Abkochungen von Nießwurzelpulver angewendet.

12. Warzen bestreicht man mit dem Milchsafte des Schöllkrautes (Chelidonium majus) (allgemein), oder mit dem Regenwasser, das sich auf Grabsteinen sammelt (Heinsdorf). Gebraucht wird auch „Spießglanzbutter“ oder Spir. vitri (Reichenbach).

13. Hühneraugen sucht man durch dickgekochtes Bier (Gegend von Hohenleuben) oder durch Fichtenharz zu vertreiben; es werden auch die fleischigen Zwiebelschalen aufgelegt (Reichenbach).

14. Als Milchverzehrendes Pflaster wird das „Minutenpflaster“ (Empl. Meliloti) angewendet (Meerane).

15. Gegen die sogenannten Mitesser (in der Regel erkrankte Haarbälge) bei kleinen Kindern werden Pflaster von Roggenmehl und Hefen angewendet (allgemein).

16. Gegen dicke Hälse und den Kropf giebt man „Kropfstein“ und Kropfschwamm (Spongia marina) (Reichenbach).

17. Flüsse sucht man dadurch zu heilen, daß man in der Wohnstube Kreuzschnäbel oder Meerschweinchen hält (verbreitet); auch wendet man „Meerbohnen“ (Umbilici marini) an (Reichenbach).

18. Gegen Rheumatismus, Gliederreißen und Zahnschmerz werden Kampfer, Schwarzkümmel und „Elephantenläuse“ gebraucht (Reichenbach); ebenso räuchert man speciell bei Rheumatismus mit Bernstein (Meerane). Die Blätter der schwarzen Johannisbeere, als Thee getrunken, sollen gut gegen die Gicht sein (Reichenbach). Gegen Zahnschmerz wendet man allgemein scharfe Sachen, z. B. mit Kreosot getränkte Watte in den hohlen Zahn gesteckt, ferner ein Pflaster von Senf hinter die Ohren

gelegt, an. Auch reibt man auf den kranken Zahn und das Zahnfleisch etwas Kochsalz (Reichenbach), oder man steckt die Wurzel des Spitzwegerich ins Ohr (Greiz).

19. Gegen beschwerliches Zahnen bei kleinen Kindern sollen umgehängte „Zahnperlen“ oder Päonienkörner helfen (Reichenbach).

20. Bei Magenbeschwerden wird „Goldtinktur“ oder Essentia dulcis (Reichenbach) oder Welttinktur (Tct. amara) gebraucht (Meerane).

21. Als Universalmittel gegen Unterleibskrankheiten, insbesondere Hämorrhoiden, gilt folgendes: Aloe, Myrrhen, Rhabarber, Jalappen, Safran und Lärchenschwamm werden in Kornbranntwein aufgesetzt und eingenommen (Reichenbach). Gegen Unterleibsbeschwerden hilft auch Kümmelthee (Thymus serpyllum) (allgemein).

22. Ein Universalmittel überhaupt ist die Wurzel der Tormentille (Tormentilla erecta), auf Branntwein gesetzt (Reichenbach).

23. Brüche und Verrenkungen sucht man durch „Bruchpflaster“, Terpentin, „Ochsenrucius (Ricinus?) pflaster“ und Drachenblut zu heilen (Reichenbach).

24. Gegen Lungenleiden wird „Lungenmoos“ gebraucht (Reichenbach).

25. Gegen „Herzgespann“, worunter man eine Auftreibung des Unterleibs kleiner Kinder oder eine Art Geschwulst in der Magengegend versteht, wird „Hasenfett“ gebraucht. Man zieht und drückt auch mit den Daumen gegen die Brust abwärts (Reichenbach).

26. Von Kopfschmerz befreit das Waschen mit Osterwasser (allgemein); man legt auch Essig (Hohenleubener Gegend) oder Scheibchen von rohen Kartoffeln, oder Krausemünze und Safran auf (Reichenbach).

27. Heiserkeit wird durch Crocus und Eidotter gehoben (allgemein); oder man trinkt Rum, welcher längere Zeit in einem ausgehöhlten Rettige eingeschlossen war (Reichenfelser Pflege).

28. Bei Halsentzündungen gurgelt man mit Brunellenthee (Meerane).

29. Bei Augenkrankheiten wird „Augenstein" (Cuprum aluminatum) oder „Nichts", „Augennichts" (Zinkoxyd) angewendet. In Bezug des letztern Mittels gilt auch im Voigtlande die Redensart: „Nichts ist gut für die Augen". Ein Augenwasser setzt man sich aus Rosenwasser, Herzkarfunkelwasser, Lindenblüthen- und Fenchelwasser nebst Mutternelken und Zinkvitriol zusammen (Reichenbach). Ein Augenmittel ist auch Aalraupenfett (=Leberthran) (Meerane).

30. Bei Schnupfen trinkt man heißes Zuckerbier oder ißt saure Gurken; auch bindet man sich einen wollenen Strumpf um den Hals (Reichenbach).

31. Gegen kaltes Fieber werden die gedörrten und zu Pulver zerriebenen Blätter des Spitzwegerich eingegeben (Heinsdorf).

32. Bei Durchfall nimmt man die Wurzel der Tormentille ein (Reichenbach), oder man ißt getrocknete Heidelbeeren (ziemlich verbreitet); ein Mittel dagegen ist auch „Stopsloch" (Herb. Trifol. arvense) (Meerane). Bei Kolik wird mit Bibergeil oder mit Pech geräuchert, auch von Ersterem etwas eingenommen (Heinsdorf). Es wird sogar das Wasser aus „Pferdeäpfeln" gedrückt und eingenommen; ferner werden Ohrenschmalz, Pfeifenschmergel oder eine kleine Menge Messingspähne eingegeben. Endlich kocht man gebackene Pflaumen und giebt sie zugleich mit dem Urinsteine aus Nachtgeschirren dem Kranken ein (Cunsdorf).

33. Als gelindes Abführungsmittel gilt die Ackerwinde (Convolvulus arv.) als Thee; es werden gebackene und gekochte Pflaumen gegessen (ziemlich allgemein). Die Rinde des Faulbaums (Rhamnus frangula) wird gebraucht, um abzuführen oder Erbrechen hervorzurufen. Man glaubt, daß die abwärts geschabte Rinde nach dem Einnehmen Durchfall, die aufwärts geschabte dagegen Erbrechen hervorrufe (Reichenbach. Diese Meinung ist auch bei den Wenden in der Lausitz verbreitet). Wie in der Lausitz wird auch die Aloe gegen Verstopfung gebraucht (Meerane). Ein Abführmittel ist Stockdumm (Elix. proprietat. acid.) (Meerane).

34. Um den Harn fortzutreiben, trinkt man Brunnenkresse als Thee oder thut sie in die Suppe (Heinsdorf). Als harntreibende Mittel werden auch die „Heilandsdistel" (Mariendistel, Silybum marianum) und das Hirtentäschelkraut angewendet

(Reichenbach). Man gebraucht ferner Allermannsharnisch, weiblich (Rad. victorial. rotund.) (Meerane).

35. Bei anhaltendem Schlucken wird gewöhnlich ein Stück Zucker gegessen (verbreitet).

36. Gegen die sogenannte englische Krankheit der Kinder ist Folgendes empfohlen worden: Man hole auf dem Schindanger einen Pferdekopf, koche denselben, und in dem Wasser bade man das Kind zwei= bis dreimal (Reichenbach).

37. Gegen Schlaflosigkeit kleiner Kinder wird „Neuner=leiluft" (Syrup. rhei) eingegeben (Reichenbach). Dasselbe Mittel soll auch gegen die Krämpfe der Kinder helfen, und es findet sich der Glaube, daß ein neugebornes Kind vor „Zufällen" bewahrt bleibe, wenn man ihm davon eingebe (Reichenbach).

38. Gegen Krämpfe giebt man den Kindern das Wasser ein, von dem ein Kreuzschnabel getrunken hat (Reichenbach). Auch thut man den kleinen Kindern einige zerdrückte Blätter vom Hauslaub (Sempervivum tectorum) in den Zulp. Dem Hauslaub werden überhaupt sehr heilsame Kräfte zugeschrieben; es gilt z. B. auch als Mittel gegen Leibschneiden (Reichenbach). Gegen Epilepsie werden „Elensklauen" (ungulae alcis) gebraucht (Reichenbach).

39. Haben die kleinen Kinder Magenkrämpfe, so wendet man „Hirschhorn" (Cornu cervi ustum) an (Reichenbach). Als Mittel gegen die Magenkrämpfe gelten ferner Judenkirschen (Baccae Alkekengi) (Meerane).

40. Mittel gegen den Husten sind: „Fuchslungensaft" (Syrup. althaeae), „Gottvergessen" (Scabiosa als Thee), Raps= und Huflattigblüthen und ebenso der Spitzwegerich (Reichenbach). Sehr verbreitet ist auch der Gebrauch, Syrup oder eine dicke Auflösung von Zucker in einem Blechlöffel zu kochen und dem Kinde, welches den Husten hat, so heiß wie möglich einzugeben. Volksheilmittel gegen den Husten sind auch: Weißer Andorn (Hb. Marrub. albi), Jungfernleder (Past. Althaeae) und Vielgut (Herb. Oreoselini, Bergpetersilie) (Meerane). Gegen Keuchhusten wird in der Gegend von Schleiz ein gewisser Quarz glühend gemacht und in die Milch, welche man dem Kinde zu trinken geben will, gehalten. (7. Jahresber. d. Gesellschaft von Freunden der Naturwiss. in Gera, S. 12.)

41. Gegen Schwindsucht soll eine Abkochung der Weißdornblüthen helfen (Reichenbach).

42. Gegen Wassersucht trinkt man Thee vom Besenginster (Spartium scoparium) in der Oelsnitzer Gegend.

43. Gegen epidemisch auftretende Krankheiten im Allgemeinen gelten als heilsam: Alant, Angelica, Betonie, Bibernell, Baldrian, Diptam, Ehrenpreis, Enzian, Tormentille, Scabiose, Sauerampfer, Wermuth, Wachholder, Osterluzei und Schafgarbe. Die meisten derselben müssen als Thee getrunken werden, mit anderen, z. B. mit Wachholder, wird geräuchert (Reichenbach). Bemerkt mag werden, daß der Wachholdersaft als besonders heilsam gilt; es gehen deshalb nicht selten Händler damit von Haus zu Haus, um ihn feil zu bieten.

44. Gegen die Ansteckung schützt man sich auch, wenn man früh, noch ehe die Sonne aufgeht, Knoblauch ißt (Heinsdorf). Auch hilft das Kauen der „Wolfswurzel“ (?) (Reichenbach).

45. Gegen das Beschreien gebraucht man bei kleinen Kindern „Schreckſteine“ (Serpentin), oder es werden „Meerbohnen“ eingegeben (Reichenbach).

Unter den Mitteln gegen Krankheiten des Viehs mögen folgende genannt werden:

46. Bei Augenübeln wird „Aschenfett“ (Leberthran) angewendet (Reichenbach).

47. Als Aphrodisiaca gebraucht man „Stänzemarien“, d. i. der Stinz oder Meerhecht, Stincus marinus (Reichenbach).

48. Auch wird als gleiches Reizmittel insbesondere bei Schafen die „Hirschbrunst“, ein, wie es scheint, mit den Bovisten verwandter Pilz, welcher in Fichtenwaldungen unter dem Moose wächst, angewendet (Ebendaselbst).

49. Gegen das Behexen des Viehs wird „Allermannsharnisch“ (Rad. victor. long.) gegeben, oder man räuchert in den heiligen 12 Nächten mit „Teufelsdreck“ (Asa foetida), Ehrenpreis, Kampfer, weißem Andorn und Dosten (Reichenbach, Hohenleuben).

50. Als ein universelles Mittel gilt die Schafgarbe. Sie soll besonders den Pferden, welche sie auch gern fressen, sehr heilsam sein (Netzschkau). Gute Viehmittel sind ferner die Sumpfgarbe (Achillea Ptarmica), Dorant und Dosten (Reichenbach).

XII.

Aberglauben.

„Ich glaube, es würde eine artige Untersuchung sein, wenn Jemand eine ansehnliche Sammlung von allerlei Aberglauben machen und zeigen wollte, woher jeder zuerst entsprungen sei."
(Linne's Reise durch Oeland und Gothland, deutsch von Schreber, S. 331.)

Ein Theil des Aberglaubens ist mit bestimmten Zeiten und Zeichen verknüpft, an denen und durch welche das künftige Schicksal zu erkennen ist; ein anderer giebt die Mittel an, durch welche Schaden und Unglück ferne gehalten wird, oder durch welche gewisse Glücksgüter erworben werden können. Wir unterscheiden demnach in dem Abschnitte, welcher von dem Erkennen des Zukünftigen handelt, Schicksalszeiten und Schicksalszeichen. Die Angabe der Mittel aber, durch welche Unglück vermieden und Glück auf übernatürliche Weise erworben werden kann, läßt sich in dem Abschnitte über Zauberei vereinigen. (Dr. Moritz Spieß, Aberglaube, Sitten u. Gebräuche des sächs. Obererzgebirges.) Um die Darstellung der abergläubischen Meinungen nicht zu zerreißen, wird unter den Schicksalszeiten Manches aufgenommen werden, was in den Abschnitt über Wahrsagungskunst gehört; an letzterm Orte wird es demnach nur kurz berührt werden.

Es wäre interessant, wenn gleichzeitig mit darauf hingewiesen werden könnte, welche Art des Aberglaubens auch anderwärts zu finden ist. Dazu gehört aber eine umfassende Kenntniß der

dahin einschlagenden Literatur, die zu erwerben mir die Zeit mangelt. Nur hin und wieder habe ich mir eine kurze Bemerkung gestattet, und ganz besonders wurden die abergläubischen Meinungen, welche sich auch in der Lausitz vorfinden, durch ein † bezeichnet. Es muß schließlich noch darauf hingewiesen werden, daß der Aberglaube im Voigtlande fast durchgängig nur als ein Vermächtniß festgehalten wird und daß man nur vereinzelt an die Bedeutsamkeit der Schicksalzeiten und Zeichen, sowie an alles das, was zur Zauberei gehört, wirklich glaubt.

1. Vom Erkennen des künftigen Schicksals.

A. Schicksalszeiten.

Auf Grund der abergläubischen Vorstellungen dürfen gewisse Verrichtungen nur zu bestimmten Zeiten stattfinden; diese Zeiten, seien es nun Tagesstunden oder Wochentage, oder gewisse Jahrestage und Festzeiten, bezeichnen wir als Schicksalszeiten.

Hinsichtlich der einzelnen Tageszeiten scheint der Morgen und Vormittag eine gute Vorbedeutung zu haben, nach dem Ausspruche: Wenn man früh nüchtern dreimal nießt, so bekommt man an diesem Tage Etwas geschenkt († Reichenbach), oder man erfährt etwas Neues (Schwarzenbach a/S.); und eine Spinne am Morgen und Vormittage bedeutet Glück († Reichenbach). Jedoch findet man auch das Entgegengesetzte: „Niesen (oder Spinne) am Morgen, viel Unglück und Sorgen". Es scheint sich dieser Spruch ursprünglich nur auf das Niesen bezogen zu haben, da es weiter heißt: „Niesen am Abend, beglückend und labend" (Reichenbach). Früh beim Aufstehen muß man den rechten Fuß zuerst bekleiden, sonst begegnet Einem am Tage lauter Unangenehmes (Oelsnitz). — Als eine bedeutsame Zeit gilt wol auch die Mittagsstunde. Beim ersten Lauten mittags eilf Uhr kehrt man hinterrücks die Stube aus und wirft das Kehricht in den Zaun; dies soll gegen die Flöhe helfen (Pflege Reichen-

fels). — Die Nacht ist Niemandes Freund; in ihr herrschen geheimnißvolle Kräfte. Man darf über Nacht keine Wäsche im Freien liegen lassen; denn wer solche Wäsche anzieht, bekommt den „Nachtschatten", d. h. er kann des Abends bei Licht nicht sehen (Oelsnitz).

Ein Theil der Wochentage besteht aus Unglücks-, der andere aus Glückstagen. Es herrscht jedoch darin keine vollständige Uebereinstimmung, indem z. B. der Sonnabend unheil- und auch heilbringend auf den Menschen einwirkt. Sonnabends zieht kein Mädchen zu Dienste, weil es dann ein Jahr über viel zerbricht (Reichenbach). Bei Schwarzenbach an der Saale zieht kein Dienstbote gern des Freitags an, weil er glaubt, er bleibe dann nicht lange. — Dagegen hebt man am liebsten Sonnabends ein neugebautes Haus (Reichenbach). — Als Glückstage gelten im Allgemeinen Dinstag, Donnerstag und Sonnabend, auch der Sonntag; die Sonntagskinder, d. h. die an einem Sonntage gebornen Kinder, haben Glück († Reichenbach). Am Dinstage und Donnerstage läßt man sich im Altenburgischen am liebsten trauen. Dieselbe Sitte findet sich auch in der Altmark. — Im Erzgebirge und der Lausitz gilt der Donnerstag dagegen als Unglückstag (Spieß, Sitten ꝛc. S. 6. — Haupt, Sagenbuch d. Lausitz S. 65); in der Lausitz wird Niemand am Donnerstage Hochzeit machen. Der Donnerstag war dem Thor geheiligt; der Thor, als die Gewittergottheit, war der bescheerende und verheerende; am Donnerstage sind auch die Elfen und Zwerge am thätigsten. Im Voigtlande wird am liebsten Montag, Donnerstag und Sonnabend ausgezogen (Reichenbach). — Mittwoch und Freitag sind Unglückstage; und jedenfalls liegt bei dem letztern die christliche Anschauung, nach welcher er der Todestag Jesu ist, zu Grunde. Im Erzgebirge ist der Freitag auch zuweilen Glückstag, wobei die Erinnerung an die germanische Freyja, die erfreuende, gnädige Göttin unbewußt festgehalten wurde. Am Freitage unternimmt man im Voigtlande nichts Wichtiges, z. B. keinen Ein-

zug; es würde mißlingen (Oelsnitz). Man schneidet sich auch Freitags in bestimmter Weise die Nägel ab, um von Zahnschmerz frei zu bleiben (Oelsnitz). Am liebsten wird auch an diesem Tage nicht gebacken (Oberpferd). — Am Freitage darf man das Heumachen oder Getreidemähen nicht beginnen (Dörfer bei Oelsnitz). Ebenso fängt man Mittwochs keine neue Arbeit an (Reichenbach); an diesem Tage pflanzt man auch kein Kraut, weil sich dann an den Wurzeln „kleine Knötel" bilden würden (Cunsdorf, Hohenleuben). Beim Pflanzen des Krautes aß man früher allgemein Semmelmilch und bespritzte sich mit Wasser. Als besondere Unglückstage gelten Aschermittwoch (Reichenbach), der Charfreitag und erste April (Heinsdorf).

Der Montag ist für die ganze Woche vorbedeutend. Am Montage darf man kein neugewaschenes Kleid anziehen, sonst geht einem die ganze Woche hindurch Alles verkehrt (Oelsnitz). Es wird auch aus der Viehwirthschaft an diesem Tage ohne Geld nichts weggegeben, weil man von der Kuh dann nur wenig Milch erhalten würde (Dörfer bei Adorf).

Außer diesen Wochentagen, welche auf Grund der abergläubischen Ueberlieferungen von Einfluß auf den Ausgang einer Sache sind, werden ganz besonders Festzeiten und eine Reihe von bestimmten Tagen des Jahres für bedeutsam gehalten und es wird ihnen in Folge dessen eine besondere Wichtigkeit beigelegt. Der Ursprung dieser abergläubischen, an gewisse Jahrestage geknüpften Meinungen ist wie bei den Wochentagen in der Regel in dem germanischen oder slavischen Heidenthume zu suchen.

An die Stelle des altgermanischen Festes der Wintersonnenwende, welches vom 6. December bis zum 6. Januar, dem heiligen Dreikönigstage dauerte, verlegten die Christen ihr Weihnachtsfest. Wie letzteres als das fröhlichste Fest gefeiert wird, da an ihm der Gottmensch nieder auf die Erde kam, so zog auch beim Herannahen der Wintersonnenwende Freude und Hoffnung in das Leben der germanischen, unter dem

rauhen nordischen Himmel wohnenden Völker ein. Wuotan und Frigga, die höchsten Gottheiten, welche das Menschenleben und das Leben der Natur regierten, stiegen nieder auf die Erde; und besonders war es der Zug der Frigga, welcher in die genannte Zeit verlegt wurde, durch den der Festjubel bei den Germanen hervorgerufen ward. Wenn die Göttin kam, da war das Haus festlich gerüstet, der Flachs war abgesponnen und alle Arbeit ruhte. Es ist früher schon darauf hingewiesen worden, so daß ich mit Bezug auf diese germanisch-heidnischen Gebräuche den Aberglauben, welcher in der Weihnachtszeit, d. h. während der Tage vom Heiligenabende des Christtags bis zum Dreikönigstage herrschend ist, folgen lasse. Was die Speisen anbelangt, so wurde schon bemerkt, daß am Weihnachts-Heiligenabende am Liebsten neun Gerichte und darunter Hering (allgemein), aber keine Suppe (weil davon im neuen Jahre die Nase tropft — Reichenbach) aufgetragen werden; Sauerkraut und Hirsebrei und ganz besonders Semmelmilch sind für Klingenthal charakteristisch. Am Neujahrstage kommt Hirse auf den Tisch, damit man reich werde (Reichenbach, Oelsnitz u. s. w.); überhaupt essen die, welche den Drachen haben, Hirse; der Drache wird mit Hirsebrei gefüttert (Oelsnitzer Gegend). In andern Orten fehlt die Suppe nicht; die Mahlzeit besteht dann aus folgenden neun Speisen: Suppe, Hering, Fleisch, Wurst, Sauerkraut, Klöse, Brot, Kuchen und Stockfische (Eichigt, Bergen). Nach dem Abendessen, als der Hauptmahlzeit des Tages, wird ein Gesangbuchlied gesungen (ebendaselbst). Die sogenannte Seele des Herings wirft man überall wie in der Lausitz an die Decke, wobei in Reichenbach der Vers gesprochen wird: „Die Seele schwingt sich in die Höh, der Leib bleibt auf dem Kanapee.“ Nach hundert Jahren wird aus den aufgeworfenen Heringsseelen ein Pferd († Reichenbach); es ist dies vielleicht eine Hindeutung auf Wuotans geheiligte Rosse. Die Heringsseele fällt herunter, wenn man am Tage gesündigt hatte (Reichen-

bach). Die Heringsköpfe werden durch die Augen an der Decke aufgespießt und später bei Krankheiten des Viehs demselben zu fressen gegeben (allgemein). — Menschen und Thiere müssen sich an jedem der drei heiligen Abende während der Weihnachtszeit satt essen; es wird deshalb für diese Zeit viel gekocht (Reichenbach); auch das Vieh bekommt neunerlei Futter (Adorfer Gegend). Man setzt auch am Weihnachtsheiligenabende den Hund auf den Tisch und giebt ihm hier zu fressen (Eunsdorf).

Auf die germanisch-heidnische Sitte, daß mit Eintritt des Festes der Wintersonnenwende alle Arbeit vollendet wurde, weist der Brauch, an den heiligen Abenden der Weihnachtszeit Nichts zu verkaufen, hin (allgemein). Während der zwölf heiligen oder sogenannten „Unternächte", d. h. der Zeit von Weihnachten bis zum hohen Neujahr, darf auch zu Hause nicht Brot gebacken werden; lieber, als daß sie dieses thun, kaufen die Leute Brot (Reichenbach, Oelsnitz); sie würden sonst Unglück haben. Die Kühe werden am Weihnachtsheiligenabende sehr zeitig gefüttert; gesagt wird, daß man kein Licht in den Stall bringen dürfe, um die Hexen nicht anzulocken (Reichenbach); doch hängt dieser Brauch jedenfalls mit dem alten Gebote der Ruhezeit, die eintrat, wenn die Götter nieder auf die Erde stiegen, zusammen. — Während der Unternächte darf Nichts, am Wenigsten aber Bettwäsche, gewaschen werden (Plauen); wer Wäsche auf den Boden hängt, den trifft im Laufe des Jahres Unglück (Oelsnitz). Man darf auch nicht mangeln (mandeln), weil es sonst an Allem mangeln würde (ein Wortwitz); Kleider und Wäsche dürfen nicht aufgehangen werden, denn das bringt Geldverlegenheit (Schönbrunn). — Am Weihnachtsheiligenabende darf man kein Wasser in die Gosse oder Traufe schütten (Reichenbach). — Auf die heidnische Vorstellung von der Götternähe während der Wintersonnenwende sind die verschiedenen Vorkehrungen, Vorbedeutungen und die Anzeigen der Zukunft zurückzuführen. —

Wer am Sylvester Etwas zerbricht, zerbricht das ganze Jahr viel (Oelsnitz). Wer aus Versehen das Licht auslöscht, stirbt, oder es stirbt wenigstens Jemand in der Familie (Reichenbach). — Drei Lichter zufällig auf den Tisch gesetzt, zeigen eine Braut im Hause an; dies gilt auch allgemein von jedem Tage (Reichenbach). — Am ersten Weihnachtsfeiertage früh dürfen die Kohlen vom letzten Abende her noch nicht ausgegangen sein (es werden deshalb knorrige Stöcke verbrannt); der Ofentopf darf nicht leer und der Tisch nicht unabgeräumt bleiben; auch soll man kein schmutziges Wasser die Christnacht über stehen lassen, da dies mancherlei Unglück bringt (Chamer). — Auf dem Christbaume darf keine ungerade Zahl Lichter brennen (Zwickau). — Die Holzasche der zwölf Unternächte wird aufgespart und seiner Zeit zur Vertilgung schädlicher Insecten auf die Pflanzen gestreut (Ebersbach). — Wenn man am Weihnachtsheiligenabende mit einem Lichte zur Stubenthüre hinausgeht und dasselbe verlöscht dabei, so muß man im neuen Jahre sterben (Oelsnitz). — Ebenso stirbt der Hausvater im nächsten Jahre, wenn der Teig zum Weihnachtsstollen nicht „geht", d. h. in der Gährung zurückbleibt (Reichenbach).

Was Einem während der zwölf Unternächte träumt, muß man sich merken; es trifft dies im Laufe des Jahres ein, und zwar entsprechen die zwölf Nächte den zwölf Monaten (Reichenbach, Oelsnitz). — Sind während der zwölf Nächte große Stürme, so bedeutet dieses Krieg im folgenden Jahre (Reichenbach). — Man bindet am ersten Weihnachtsfeiertage Strohseile um die Obstbäume, damit sie viel Frucht tragen (allgemein; auch in der Lausitz, in Hinterpommern und Schweden). Manche umbinden auch die Bäume schon am Tage vor den Feiertagen und zwar mit den noch nicht abgewaschenen Händen, mit denen sie den Kuchenteig zurecht machten (Cunsdorf). — Zu Weihnachten und Neujahr werden Obstbäume beschenkt, d. h. man gräbt an ihrer Wurzel ein Loch, in welches ein Stück Geld

geworfen wird; die Bäume tragen dann viel (Reichenbach). Dieser Brauch erinnert an den innigen geistigen Zusammenhang, in welchem sich unsere germanischen und slavischen Vorfahren mit der Natur, hauptsächlich mit der Pflanzenwelt, gefühlt haben. — Hühner werden am Neujahrstage mit Hirse gefüttert, daß sie gut Eier legen (Oelsnitz); am Sylvesterabende verbrennt man auch die Halme verschiedener Getreidearten, um die Asche bei Krankheiten dem Vieh zu geben (Hohenleuben). — Wenn Jemand am Abende vor Neujahr im Stalle horcht, so hört er die Rinder mit einander sprechen; aber sie erzählen niemals vom Glück, sondern nur vom Unglück, welches im nächsten Jahre bevorsteht (Hof). (Ein Beispiel dazu in „Kloster" VII, S. 765.) — In den böhmischen Grenzbezirken bei Klingenthal macht man am heiligen Dreikönigstage gegen das Behexen des Viehs drei Kreuze über die Stallthüre, fügt auch wol die Buchstaben C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar, nach der Legende die Namen der heiligen drei Könige) hinzu. — An den drei heiligen Abenden zu Weihnachten, Neujahr und hohes Neujahr wird nach dem Abendessen bei vielen Landleuten der Ofentopf so voll Wasser getragen, daß nur noch ungefähr zwei Zoll an der vollständigen Füllung fehlen. Am folgenden Morgen ist das Wasser entweder einen bis zwei Zoll gestiegen oder gefallen. Man sieht daraus, ob der Getreidepreis im Laufe der folgenden Vierteljahre steigen oder fallen wird. Es bezieht sich nämlich der Weihnachtsheiligenabend auf das erste, der Sylvester auf das zweite und der Abend vor dem hohen Neujahr auf das dritte und letzte Vierteljahr (Ebersbach). Der Zauberkessel ist hier zum Ofentopfe geworden, ebenso wie in den Fällen, wo sich Mädchen nackend ausziehen, um an ihm am Weihnachtsabende auf ein Orakel zu lauschen. In Gera und Umgegend steckten früher Mädchen in der Sylvesternacht (bei Kirchenlamitz in der Christnacht) den Kopf in die Ofenblase, um die Zukunft zu erfahren. — In und bei Zwickau setzt das Mäd-

chen am Christabende neunerlei auf den Tisch: helles Wasser, trübes Wasser, eine Trauerschleife, Brot, Geld, einen Ring, eine Puppe, einen Blumenstrauß und einen Gevatterbrief. Dann geht es dreimal mit verbundenen Augen um den Tisch und greift nach einem der Gegenstände. Durch das, was ergriffen wird, wird angedeutet, was im nächsten Jahre geschieht. (Spieß, a. a. O. S. 24.) Helles Wasser bedeutet Freude, trübes Wasser: Verdruß, die Trauerschleife einen Todesfall in der Familie, der Ring: Verlobung, der Blumenstrauß: Trauung, die Puppe: ein Kind, der Gevatterbrief eine Gevatterschaft, und Brot und Geld sind selbstverständlich. — Am Weihnachtsheiligenabende kauft der Bursche, ohne zu handeln, einen Apfel und trägt ihn bis zum nächsten Morgen bei sich. Wenn er dann zur Frühmette geht, ißt er ihn vor der Kirchthüre. Das erste Mädchen, welches kommt, ist seine künftige Frau (Reichenbach). (Der Apfel ist das heidnische Symbol der sinnlichen Liebe, und es werden deshalb auch die Liebesgöttinnen mit einem Apfel in der Hand abgebildet; einen goldenen Apfel trägt auch die slavische Siba, die Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit. Haupt im laus. Mag. 41. B. S. 75. — Vielleicht galt der Apfel als Zauber, der unwiderstehlich zur Liebe reizte. Deshalb wird bei den Slavoniern der Braut nach dem Ringewechseln ein Apfel überreicht, und nach einer schlesischen Volkssage warf der Nix einen Apfel in den Schooß eines Weibes, damit dasselbe zu ihm zurückkehre. Nork, Sitten u. Gebräuche, S. 198.) — Wenn das Mädchen am Neujahrstage Milchhirse gekocht hat, so tritt es mit dem Quirl und Rührlöffel vor die Thür und sieht zu, weß' Standes der zukünftige Mann sein wird. Kommt nämlich zuerst ein Tischler oder Schneider u. s. w. vorbei, so wird sein zukünftiger Mann ein Tischler, Schneider u. s. w. sein (Reichenbach). — Am Weihnachtsheiligenabende wird von den Mädchen mit einer Stange in den Hühnerstall gestoßen und Acht gegeben, ob der Hahn oder eine Henne Töne hören lassen: „Gackert der Hoah,

krieg ich än Moa; gackert die Henn', krieg ich kenn'!" (Cunsdorf. — Derselbe Reim auch in der Lausitz. Laus. Mag. 41. B. 1. H. S. 76.) — (Wahrscheinlich standen der Hahn und die Henne in Beziehung zu den Gottheiten der Ehe und Fruchtbarkeit. Bei einigen slavischen Stämmen läßt die Mutter der Braut, während diese in der Kirche ist, eine Henne in den Hof des Bräutigams fliegen. Nork, Sitten u. Gebräuche, S. 201.) An demselben Abende raffen auch die Mädchen im Schuppen Holzscheite zusammen und tragen sie in die Stube. Paaren sich die Scheite, so bekommt das Mädchen im nächsten Jahre einen Mann; paaren sie sich nicht, so bleibt es ledig (Cunsdorf). — Am Sylvesterabende setzen sich die jungen Leute mit dem Rücken gegen die Stubenthüre auf die Diehlen, um „Schüchel" zu werfen, d. h. sie werfen einen Schuh mit dem Fuße über den Kopf. Wenn dann der Schuh mit der Spitze gegen die Stubenthüre zu liegt, so kommt der Betreffende im nächsten Jahre aus dem Hause; das Mädchen verheirathet sich. Steht der Schuh mit dem Absatze gegen die Stubenthüre gekehrt, so findet das Gegentheil statt. Dabei wird der Vers gesprochen: „Schüchel aus, Schüchel ei, wo werd' ich übers Jahr sei?" (Allgemein †) — Im Landgerichtsbezirke Kirchenlamitz, wo man in der Christnacht Schüchel wirft, wird gesagt, daß derjenige, dessen Schuh mit der Spitze nach der Thür zu stehen kommt, im folgenden Jahre sterben muß. (Spengler, a. a. O. S. 24.) — Der Gebrauch des Schuhwerfens findet sich auch bei den Krainern, aber dort bei den Hochzeitsfesten. Der Schuh muß dem Bräutigam angehören; steht er mit der Spitze gegen die Wand des Schlafgemachs, so stirbt der Mann zuerst; hat aber die Spitze die Richtung gegen das Bett, so stirbt die Frau. (Steinhard, Deutschl. u. sein Volk, 2. B. S. 616.) — Am Sylvester gießt man Blei. Man muß dazu einen Erbschlüssel, eine Erbschüssel und einen Erblöffel, Gegenstände, die von der Familie geerbt worden sind, haben. Es wird dann das Blei in dem Erblöffel geschmolzen

und durch den Griff des Erbschlüssels in die mit Wasser gefüllte Erbschüssel gegossen. Aus den sich bildenden Bleifiguren wird gewahrsagt (Reichenbach †). In Olsnitz nimmt man dieses Bleigießen am Andreasabende vor, und das Mädchen erfährt dabei auch, welchem Stande sein künftiger Mann angehören wird. — Am Sylvester ebenso wie am Andreasabende werden mittelst eines Fingerhutes so viel Salzhäufchen auf den Tisch gesetzt, als die Familie Glieder zählt; hierauf wird jeder Person unter Beifügung des Namens ein solches Häufchen zugetheilt. Diejenige Person nun, deren Häufchen am ersten Januar eingefallen ist, muß im neuen Jahre sterben. Die Hausfrau verschweigt natürlich, wenn irgend möglich, der betreffenden Person das böse Omen (Oelsnitz. Reichenbach; hier am Andreasabende. †) — Das Salz galt im Alterthume als sinnbildliches Gegenmittel für den geistigen Tod, daher es von Homer „göttlich", und „den Göttern lieb" von Plato genannt wird; als Bild der Reinheit gebrauchen es Ovid und Catull (Nork, die Sitten u. Gebräuche d. Deutschen, S. 137). — Zwischen 11 und 12 Uhr geht man an einem der drei heiligen Abende in der Weihnachtszeit, oder auch nur in der Nacht zum ersten Januar auf einen Kreuzweg horchen, d. h. man stellt sich an diesem Platze nach geschehener Bekreuzung und Anrufung der heiligen Dreieinigkeit auf, um irgend einen Ton, der dann gedeutet wird, zu vernehmen (allgemein, †) oder um irgend Etwas zu sehen. Man erfährt z. B. den Tod gewisser Personen, indem man einen Leichenzug aus dem Hause des Betreffenden kommen sieht; ferner erhält man Kenntniß eintretender Verheirathungen, Kriege u. s. w. (Oelsnitz). — Am Christ- und Neujahrheiligenabende stellt man verschiedene Schüsseln mit Wasser auf; jede wird mit einer Getreideart bezeichnet. Man sieht dann nach, in welcher Schüssel sich die meisten Luftperlen gebildet haben. Die Getreideart, welche zur Bezeichnung dieser Schüssel gewählt wurde, geräth im nächsten Jahre am besten. (Selbitz.) — Wenn man am Sylvester

ein Licht anzündet und der Kopf wirft keinen Schatten an die Wand, so stirbt der Betreffende im neuen Jahre (Oelsnitz). — Am Weihnachtsheiligenabende werden auch so viel Bündel Heu auf den Düngerhaufen gelegt, als man Stück Vieh im Stalle hat. Diese Bündel bleiben bis zum Morgen des ersten Feiertages liegen und werden dann dem Viehe vorgelegt. Die Rinder oder Pferde, welche davon fressen, bleiben das ganze Jahr hindurch gesund (Reichenbach).

Während in dem Feste der Wintersonnenwende die Rückkehr der segnenden Gottheiten Odhin und Frigga gefeiert wurde, begann im Februar die Vorfeier des altgermanischen Frühlingsfestes. Dieselbe wurde theils in der ersten, theils in der zweiten Hälfte des genannten Monats, je nach der südlichern oder nördlicheren Lage der Orte abgehalten. Hertha, die nordische Jörth, kam aus der Umgebung ihres heiligen See's, um unter der Begleitung ihrer Priester in einem von weißen Kühen gezogenen und verdeckten Wagen die Lande zu durchziehen. Von ihr wurde Segen für Früchte und Vieh erbeten, und in ihrer Nähe herrschte Freude und Lust und aller Kampf hatte ein Ende. Aus diesem Feste der Hertha entstand durch das Christenthum die Fastnacht. Geblieben ist derselben die Ausgelassenheit, die Vorliebe für gewisse Speisen, welche an das Weihnachtsfest erinnert; geblieben sind auch noch die Umzüge in mancherlei Verkleidungen als eine Hindeutung auf jene Priesterzüge, denen von dem Volke mancherlei Gaben als Opfer entgegengetragen wurden. An das Sonnenrad mit den Radspeichen erinnern uns die Bretzeln; die Sonnenscheibe kann vielleicht durch die Pfannkuchen gedeutet werden, obschon die christliche Symbolik diese Gegenstände zu der Fessel, womit Christus gebunden wurde und dem Schwamme, womit man ihn am Kreuze tränkte, macht. (Spieß, a. a. O. S. 9.) An jenes altgermanische Fest der Segen spendenden Hertha, vielleicht auch der slavischen Ziwa, der Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit, erinnert uns endlich mancher Aberglaube, der sich

auf Glück und Segen in Haus- und Feldwirthschaft bezieht, und den wir hier besonders ins Auge zu fassen haben.

Wie an dem Weihnachtsfeste besteht auch an der Fastnacht der Gebrauch, vielerlei, sieben- bis neunerlei Speisen zu genießen, unter denen Sauerkraut (Unterwürschnitz, Pflege Reichenfels) nicht fehlen darf. Glück verheißend scheint es auch an diesem Feste, wie zu Weihnachten, zu sein, wenn Hering, oder im Allgemeinen Fisch, Hirsebrei oder auch Reis auf den Tisch kommt. (Unterwürschnitz.) Besonders gilt der Hirse bei allen slavischen Nationen für Glück bringend; die in Mähren ansäßigen Podluzaken beschließen ihr Hochzeitsmahl mit Hirse; den Brautleuten bringt Hirse Wohlstand und der Genuß desselben am Fastnachtstage galt schon in ältesten Zeiten als Vorbedingung eines guten Jahres. (Nork, a. a. O. S. 187 u. 206.) — Am Fastnachtsabende (oder auch am Weihnachts- oder Neujahrs-Heiligenabende) werden neun verschiedene Dinge von den Speisen in die Ecke des Tischtuches gewickelt. Jemand nimmt das Tuch unter den Arm und geht zum Nachbarhause, klopft an den Laden und horcht, was eben in der Stube gesprochen wird; was er hört, ist oder wird wahr (Unterwürschnitz). Auch legen die Mädchen Leinsamen unter das Kopfkissen; darauf kommt des Nachts im Traume ihr Schatz. Zwei Mädchen haben das gemacht; da sah das eine im Traume, wie ein Soldat mit klapperndem Seitengewehre und Sporen die Treppe herauf und in die Kammer kam; das andere Mädchen sah ein graues Männchen mit betrübter Miene zu sich kommen. Die Eine heirathete einen ehemaligen Soldaten, die Andere starb in demselben Jahre (Unterwürschnitz.) — Die Hausfrau muß des Nachts 12 Uhr, oder früh vor Sonnenaufgang (Unterwürschnitz) nackend vom Tische springen. Thut sie einen recht weiten Sprung, so macht der Flachs auf dem Felde, sobald die blaue Blüthe an der Spitze sich zeigt, bis zum Erscheinen der „Knotten“ oder der Samenkapseln, auch einen weiten Sprung, d. h. er wird recht lang. Springt die Frau aber nicht

weit, so bleibt der Flachs kurz. (Planschwitz.) Vor Sonnenaufgang muß man auch den Hühnern die Schwänze abschneiden, dann legen sie viel Eier (Oelsnitz, Würschnitz, Planschwitz, Wohlbach) und brüten nicht (Eichigt). Auch legt man ihnen die abgeschnittenen Schwanzfedern ins Nest, dann können sie die Eier blos in dieses Nest legen (Cunsdorf). — Die Tauben sind in einem durch die Hemmkette gebildeten Kreise zu füttern, damit sie der Habicht nicht wegfängt (Eichigt, Unterwürschnitz). — Die Hausfrau muß auch früh vor Sonnenaufgang einige Faden Garn spinnen und ein wenig Flachs hecheln (Unterwürschnitz); sie darf am Tage Nichts nähen, sonst flickt sie den Hühnern die Löcher zu, d. h. dieselben legen schlecht oder gar nicht (Unterwürschnitz). — Die Frau oder Magd kehrt, ehe die Sonne aufgeht, die Stube und das ganze Haus nackend aus und schüttet das Kehricht vor die Thür eines Andern. Dadurch werden alle Flöhe ausgekehrt und derjenige, vor dessen Thür das Kehricht geschüttet wird, bekommt sie (Cunsdorf, Eichigt, Oelsnitz, Planschwitz, Würschnitz, Hof). (Ein ähnliches Uebertragen eines Uebels in das Gehöfte eines Andern fand sich in Smaland. Daselbst gruben die Leute, wenn das Sterben unter das Vieh kam, ein todtes Stück in ihres Nachbars Acker oder Misthaufen ein, damit die Seuche von ihrer Heerde in die des Nachbars weichen möchte. Linné, Reise durch Oeland und Gothland, deutsch v. Schreber, S. 53). Es wird am Fastnachtstage nicht gesponnen, sonst mißräth der Flachs; dagegen muß Wäsche gewaschen werden (Pflege Reichenfels). — Die jungen Ochsen müssen aus dem Stalle gelassen werden, daß sie gut ziehen lernen (Planschwitz). — Auf den Dörfern bindet man Strohseile für die nächste Ernte, damit die Garben gegen den Mäusefraß geschützt bleiben. Die Arbeit beginnt schon in den frühesten Morgenstunden, und Alle, selbst kleine Kinder, müssen dabei thätig sein (Reichenbach, Reichenfelser Pflege, Planschwitz, Eichigt, Unterwürschnitz). Damit die Mäuse dem Korn keinen Schaden thun, muß man an Fastnacht vor Sonnen-

aufgang Fleisch kochen und die Knochen davon in die Scheune werfen; davor fliehen sie. (Kirchenlamitz. S. Spengler a. a. O. S. 24.)

An der auf den Fastnachtsdinstag folgenden Aschermittwoch darf durchaus kein Vieh aus dem Stalle, wenn es nicht unglücklich werden soll; denn an diesem Tage wurde der Teufel aus dem Himmel geworfen (Planschwitz). Aschermittwoch ist überhaupt ein Unglückstag (Reichenbach).

Die von germanischen Völkern verehrte Göttin des aufsteigenden, zur Herrschaft gelangenden Lichtes und des strahlenden Morgens war die Ostara oder Eastre. Ihr Hauptfest, an dessen Stelle das christliche Osterfest getreten ist, wurde im April gefeiert, und von mancherlei Gebräuchen, welche sich erhalten haben, ist der Ursprung in dem germanischen Heidenthume zu suchen.

Die Ostereier, mit den Farben der Sonne roth und gelb bemahlt, sind die Sinnbilder der Fruchtbarkeit. Das Osterwasser hat besondere Kraft und Wirkung, wenn man es in vorgeschriebener Zeit und Weise, vor Sonnenaufgang am Charfreitage oder ersten Osterfeiertage, aus fließendem Wasser (das sich in der Nähe eines Kreuzweges befindet — setzt man bei Hof dazu) und ohne dabei zu sprechen, holt. Es geht nicht in Fäulniß über (allgemein), heilt Augenkrankheiten (Eichigt), vertreibt den Kopfschmerz (Eunsdorf), hilft dem Vieh, welches dasselbe trinkt (ebendaselbst), und wenn sich Jemand am Charfreitage früh vor Sonnenaufgang damit wäscht, so bekommt er keinen Ausschlag (Hof, Eichigt). Man wäscht sich auch mit dem Osterwasser zur Verschönerung des Angesichts (Oelsnitz). Kinder, welche den „Ansprung", eine Art von Ausschlag haben, werden darin gebadet, indem man dabei Ceremonien beobachtet und gewisse Worte spricht (Reichenbach). Es ist bemerkenswerth, daß die von allem Bösen reinigende Kraft des Wassers auch von den Indern festgehalten wird, und in Griechenland schrieb man dem Elemente sogar die Macht zu, unwillkürlichen Mord abzuwaschen (Nork, a. a. O. S. 131).

Die Ostara hatte einen verbreiteten Quellenkultus, und darauf sind jedenfalls die Gebräuche mit dem Osterwasser bei uns zurückzuführen. Vielleicht war es auch eine Concession an das Heidenthum, daß man den allgemeinen Tauftermin auf das Osterfest verlegte, und weiter mag sich daraus ergeben, daß man in späterer Zeit die Confirmation, d. h. die Bestätigung des Taufactes auf dieselbe Zeit ansetzte. Im Mittelalter wusch man in den katholischen Kirchen zu Ostern, am grünen Donnerstage die Altäre, und ebenso gossen an dem mit Ostern im Zusammenhange stehenden Himmelfahrtsfeste die Priester Wasser über die versammelte Gemeinde. (Haupt, Sagenbuch, S. 243.)

Die Charwoche (vom altdeutschen Kara, die Trauer, so genannt) oder Marterwoche wurde für Unglück vorbedeutend. In derselben zieht man nicht um, weil man sonst in der neuen Wohnung das ganze Jahr hindurch Unglück hätte (Reichenbach); auch wird in dieser Zeit nicht gern gewaschen, weil diejenigen, welche solches thun, im Laufe des Jahres Krankheit und Noth ertragen müssen (ebendaselbst).

Der Name des grünen Donnerstages rührt von der altdeutschen Sitte her, an diesem Tage einen Muß aus neunerlei frischen Kräutern, nämlich aus Bachbungen (Veronica Beccabunga), Brunnenkresse (Nasturtium officinale), Schlüsselblumen (Primula veris oder elatior), Hollundersprossen (Sambucus nigra), Merk (Sium sisarum), Frauenmantel (Alchemilla vulgaris), Lauch (Allium), Nessel (Urtica) und Sauerklee (Oxalis) zu essen. (Spieß a. a. O. S. 12.)

In der Nacht vom grünen Donnerstage zum Charfreitage werden von dem Schmied nackend eiserne Ringe aus Sargnägeln („Krampfringe") gegen Krämpfe, Fieber u. dergl. geschmiedet (Reichenbach, Werdau, Eichigt). Diese Ringe werden auch aus gefundenen Hufeisen hergestellt (Dörfer bei Adorf). — Am Charfreitage wird der Zweig von einem Baume, an welchen sich ein Bienenschwarm angesetzt hatte, abgeschnitten und aufgehoben.

Beim Markttreiben wird das Vieh damit gepeitscht, dann stellen sich viel Käufer ein (Eichigt, Bergen). Gegen Zahnschmerz hilft, wenn man am Charfreitage früh ein Stück Rasen aus der Erde schneidet, in das Loch haucht und dasselbe schnell mit dem Rasen wieder zudeckt (Markneukirchen). — Erlenzweige an diesem Tage abgeschnitten, biegen sich am Besten zu Reifen (Cunsdorf). — In der Mittagsstunde sammelt man die Wurzeln des Adlerfarren, um sie dem Viehe gegen das Behexen einzugeben (Cunsdorf). — Man schüttelt die Bäume, das hilft gegen die Raupen (Pflege Reichenfels). — Ein leinener Sack mit Futter wird am Charfreitage in die Erde vergraben und bis zum ersten Osterfeiertage darin gelassen. Vor Sonnenaufgang nimmt man ihn heraus und füttert mit den Körnern die Hühner; dann vermag sie kein Raubvogel zu fangen (Cunsdorf). — Am Charfreitage, sowie am ersten April, verkauft die Bäuerin keine Milch, thut sie es, so stirbt die Kuh, von der die Milch verkauft wurde, oder es geschieht sonst ein Unglück (Heinsdorf).

Ein Ueberrest des altgermanischen Frühlingsfestes ist auch die Feier der Walpurgisnacht vor dem ersten Mai. (Anmerk. Walpurgis, welche in der Mitte des achten Jahrhunderts lebte, und eine Tochter des Königs Richard von England war, wurde später heilig gesprochen und als Beschützerin gegen den Bosheitszauber verehrt.) Die angezündeten Feuer sind die Opferflammen für die Frühlingsgöttin Ostara; die Hexen, welche in dieser Nacht eine so große Rolle spielen, sind die „weisen Frauen“, welche Kräuter kochten und, mit dem Priesteramt bekleidet, als „Alrunen“ in dem germanischen Götterkultus auftreten. Sie versammelten sich in der ersten Mainacht auf dem Horsel- und Inselberge in Thüringen, auf dem Staffelsteine bei Bamberg und an vielen andern Orten, besonders aber auf dem Blocksberge im Harz. In Schweden war ihr Sammelplatz die kleine Felseninsel Blakulla, zwischen Oeland und Smaland gelegen; dorthin reisten sie am grünen Donnerstage (Linne, Reise

durch Oeland und Gothland. S. 141). Blakulla, wörtlich übersetzt: der schwarze Berg, erinnert uns daran, daß vielleicht auch dem Namen Blocksberg, welcher in Deutschland vorzugsweise mit den Hexentänzen in der Walpurgisnacht in Verbindung gebracht wird, das englische black, d. h. schwarz, oder vielmehr ein ähnliches Wort der sächsischen Mundart zu Grunde liegt. (Nork, a. a. O. S. 568.)

In der Walpurgisnacht horcht man auf dem grünen Korne nach einem Zeichen, um die Zukunft zu erfahren (Pflege Reichenfels). Es wird mit Peitschen geknallt (Unterwürschnitz, Höfer Gegend); man sagt dabei auch wol: Die Hexen werden ausgeklatscht (Oberpferd). — Die Kinder springen über die auf den Höhen angezündeten Feuer, sie schwenken die brennenden Besen oder werfen sie hoch in die Luft (allgemein), und so weit der Schein des Feuers sich verbreitet, soll auch der Segen über die Felder kommen. Das Anzünden der Walpurgisfeuer nennt man das „Hexenaustreiben" (Eichigt und an andern Orten †). — Gegen die Hexen legt man Rasenstücke vor die Stall- und Hausthüre (Wohlbach); man macht Kreuzeszeichen an die Stallthüren († allgemein), und steckt frische Birkenreiser auf die Düngerstätten († Reichenbach), damit Vieh und Milch nicht behext werden; behexte Kühe geben Blut statt Milch (Reichenbach). — Zum Schutze gegen den Bilmschnitter wird kreuzweise über die Felder geschossen (Reichenbach). Man denkt sich unter dem Bilmschnitter oder Binsenschneider eine Person, welche auf den Erntesegen eines Nachbars neidisch ist, sich deshalb Sicheln an die Füße bindet und damit am frühen Morgen durch die Getreidefelder geht. Was von dem Getreide abgeschnitten wird, das kommt dem Bilmschnitter im nächsten Jahre zu Gute; dem Eigenthümer des Feldes aber geht es verloren. Anderwärts glaubte man, daß dem Bilmschnitter die Hälfte des Ertrages zufalle (Pflege Reichenfels), obwol er das abgeschnittene Getreide nicht mitnimmt (Würschnitz). In der Pfingstnacht geht er be-

sonders durch die Winter-, in der Johannisnacht aber durch die Sommersaat (Würschnitz). Kommt der Feldbesitzer zufällig dazu, wenn der Bilmschnitter durch sein Getreide geht, und bietet er ihm zuerst einen guten Morgen, so muß der gefährliche Gast verderben (Reichenbach). Wenn man Halme, die der Bilmschnitter abgemäht hat, in die Esse hängt, so muß derselbe verdorren (Hohenleuben). — In Thüringen sagt man: Wer ihn erblickt, muß sogleich nach Hause eilen, ohne sich von ihm sehen zu lassen, dann holt der Teufel den Zauberer noch an demselben Tage. Wer aber von dem Bilmschnitter zuerst gesehen wird, muß sterben. Ein Mittel, um sich vor dem Bilmschnitter zu schützen, ist in Thüringen folgendes: Man belegt die Tenne mit sieben Reißigbündeln und bearbeitet dieselben mit dem Flegel; die Person nun, welche während dieses Dreschens an das Scheunenthor tritt, wird für den Bilmschnitter gehalten (B. Sigismund in „Aus der Heimath", 1862 Nr. 13). Im bayrischen Voigtlande denkt man sich den Bilmschnitter („Billmetschnider") als einen Mann, der in Folge eines Bundes mit dem Teufel die Frucht des Feldes, das er umschreitet, in seine Scheune zaubert (Moritz Spieß, a. a. O. S. 15). — In Süddeutschland heißt der Bilmschnitter „Bilwitzschneider", und dieser Name erinnert an den slavischen Pilwitz oder Plon, den Gott des Reichthums und zugleich des Todes. Auch die „Pilweisen" der schlesischen und lausitzer Sagen sind Kobolde oder von Koboldeu besessene Menschen, die Andern Schaden zufügen. In einer Sage von den Pilweisen zu Lauban tritt ein schwarzer Bock auf; da derselbe auf den Teufel hinweist, so verbindet sich mit den weiblichen Pilweisen (und mit dem Bilmschnitter?) der Begriff der Hexen. (Haupt, Sagenbuch der Lausitz, S. 25.) — Zu Walpurgis wird aus der Wirthschaft nichts weggegeben, sonst kommt man zu Nichts (Würschnitz, Eichigt). Nimmt man vom Misthaufen eines Bauers etwas Kuhdünger heimlich mit, so bringt es Glück im eigenen Stalle; daher haben Hexen von ihren Kühen viel Milch (ebendaselbst). Fremde,

namentlich Frauen, werden unter allen Umständen nicht in den Stall gelassen (Unterwürschnitz). — Besonders Frauen zeigen eine starke Begierde, am Walpurgisabende Etwas aus fremder Wirthschaft, und wenn es auch nur eine Schürze voll Erde oder ein Hälmchen Stroh ist, zu erlangen, in der Hoffnung, sie bekämen dann auf übernatürliche Weise Antheil an dem Ertrage dieser Wirthschaft. Am liebsten borgen sich solche Frauen Salz, oder sie suchen sich in einer fremden Familie das Licht anzuzünden; letzteres thun sie auch an gewöhnlichen Abenden (Unterwürschnitz).

Am Himmelfahrtstage soll man nicht an einem Kleide nähen, sonst ziehen demjenigen, der das Kleid anhat, die Gewitter nach (Reichenbach, Oelsnitz).

Am Morgen des ersten Pfingstfeiertages wird über die Saat geschossen, damit ein fruchtbares Jahr werde (Gegend von Oelsnitz). — Am ersten Pfingstfeiertage kann man auch in der Kirche die Hexen mit Milchgelten auf den Köpfen sehen, wenn man ein Stückchen Erde mitgenommen hat, das man aufhob, als man die erste Schwalbe sah (Reichenbach). (Das Melken ist ein göttliches Geschäft [Laus. Mag. 41. B. S. 90]; die Hexen aber sind ursprünglich Priesterinnen. In der Altmark sieht man die Hexen mit Butterfässern in der Kirche.)

Der Johannistag bezeichnet das Fest der Sommersonnenwende. In jener Zeit, da das religiöse Leben viel inniger als jetzt von den großen periodisch wiederkehrenden Erscheinungen des Naturlebens berührt wurde, mußte auch der Tag, von welchem an die Sonne kürzere und kürzere Bahnen am Himmelsbogen beschreibt, ebenso wie die Tage der Wintersonnenwende von den germanischen (und slavischen) Völkern ausgezeichnet werden. Die schöne Sitte, an dem Johannistage die Todtenhügel mit frischen Blumen, den Gaben des Sommers, zu schmücken, ergänzt die Weihnachtssitte, welche vorschreibt, die Lebenden mit Gaben zu erfreuen. Früher wurden auch am Johannistage allgemein auf den Höhen Feuer wie zur Zeit des alten Frühlingsfestes ange-

zündet; im Voigtlande scheint dieser Brauch, der sich in der südlichen Lausitz noch erhalten hat, verschwunden zu sein. — Die Kinder, am Johannistage abgewöhnt, haben später Glück (Reichenbach), eine Meinung, die man auch bei den Wenden in der Lausitz findet; diese sagen: das Abgewöhnen zu Johannis sei mehr wie tausend Thaler werth. — Am Johannistage sucht das Volk wie an keinem andern Tage in den verschiedensten Kräutern wirksame Heilkräfte oder es erwartet von ihnen Zauberhilfe. — Die Johannisblumen (Arnica montana) werden besonders an diesem Tage eingesammelt, oder die Wurzeln der Pflanzen werden auf Spiritus gesetzt, um eine heilsame Tinctur für offene Wunden zu erhalten (allgemein). Die am Johannisabende gepflückte Arnika, auf die Felder gesteckt, unter das Dach gelegt, oder in der Stube aufgehängt, schützt gegen Blitz und Hagelschlag (Hof). — Mittags um 12 Uhr holt man sich einen Strauß von neunerlei Blumen; man darf denselben aber nicht durch eine Thür ins Haus tragen, sondern muß ihn durchs Fenster hineinstecken oder durch die Thüre werfen, wenn man in der Nacht den zukünftigen Bräutigam oder die Braut im Traume sehen will (Unterwürschnitz). — Auch werden in der Mittagsstunde von 11 bis 12 Uhr von den ledigen Frauenzimmern neunerlei Blumen gepflückt; darunter dürfen Weide, Storchschnabel und Feldraute nicht fehlen. Diese Blumen werden alsdann zu einem Kranze gewunden, wozu aber der Faden von der Binderin in derselben Stunde gesponnen sein muß. Ist der Kranz vollendet, so wird er noch in dieser Stunde von der Verfertigerin rückwärts auf einen Baum geworfen; so oft nun dieses Werfen stattfindet, ohne daß der Kranz hängen bleibt, so viele Jahre währt es bis zur Verheirathung. Alles dies muß jedoch stillschweigend geschehen. (Pflege Reichenfels. Dr. J. Schmidt, Topographie ꝛc. S. 119.) — In der Mittagsstunde wird auch die Wurzel des Adlerfarren gesammelt und dann dem Viehe unter das Futter gemengt; dies schützt gegen das Behexen (Cunsdorf). In Hinterpommern wird zu demselben

Zwecke die am Johannistage zwischen 11 und 12 Uhr ausgegrabene Farrenkrautwurzel unter die Schwelle der Stallthüre gelegt (Die Natur, Zeitschrift ꝛc. von Ule und Müller, 1866 Nr. 2 und 4), und Jacob Grimm schreibt in seiner deutschen Mythologie unter dem Kräuteraberglauben von dem Samen des Farrenkrautes, daß derjenige, welcher ihn holen will, keck sein und den Teufel zwingen können muß. „Man geht ihm auf Johannisnacht nach, vor Tagesanbruch, zündet ein Feuer an und legt Tücher und breite Blätter unter das Farrenkraut, dann kann man seinen Samen aufheben.“ Ebenso wie das Farrenkraut ist in besonderer Weise das Knabenkraut oder die Kukuksblume (Orchis maculata) bedeutsam. Ihrer gedenkt auch Jacob Grimm als Mittel gegen Bruchleiden der Kinder. Am Johannistage zwischen 11 und 12 Uhr oder am Abende sammelt man die Wurzelknollen (die „Händle“); doch dürfen sie nicht mit bloßen Fingern angegriffen werden (Hof); wer sie bei sich trägt, hat Glück beim Spiele und immer Geld im Beutel (Reichenbach, Raschau, Unterwürschnitz). In Hinterpommern findet man an diesem Knabenkraute eine Gottes- und eine Teufelshand. — Mittags um 12 Uhr wird auch Feldkümmel (Thymus serpyllum) gesammelt, um denselben als Thee bei der Niederkunft der Frauen zu verwenden (Pflege Reichenfels). Der Gebrauch des Feldkümmels, abgesehen von dem am Johannistage eingetragenen, ist zu dem angegebenen Zwecke allgemein. — Vor Sonnenaufgang wird die Wurzel des Fünffingerkrautes (Potentilla) ausgegraben; man trägt sie bei sich; da sie gegen Mancherlei hilft; Personen, die man liebt, können z. B. nicht widerstehen (Pflege Reichenfels). — Am Johannistage muß man auch um drei der gesteckten Krautpflanzen Land aufhäufeln („Kraut hacken“); dann bekommt man viel Krauthäuptchen (Oelsnitz).

Durch Aberglauben ausgezeichnet sind noch folgende Kalendertage:

Beim Tage der Siebenschläfer (27. Juni) sagt man,

daß derjenige, welcher an ihm bis früh 7 Uhr schläft, dasselbe das ganze Jahr hindurch thun werde (Zwickau).

Am Tage Petronella sä't man am liebsten Leinsamen aus, und zwar des Mittags bei Südwind. Zum Säetuche nimmt man schöne Leinwand; man läßt es auch lang hängen, damit der Flachs recht lang werde (Gegend von Hohenleuben).

Am Bartholomäustage darf man nicht ins Kraut gehen, weil da der „Barthel" die Häuptchen einsetzt; geht der Eigenthümer hinein, so geht Barthel hinaus und es entstehen keine Häuptchen (Oelsnitz).

An Petri Stuhlfeier muß gesät werden; dann kann nichts erfrieren (Schönbrunn bei Oelsnitz).

Am Burkarditage soll man nicht säen (Zwickau).

Zahlreicher Aberglaube ist mit dem Andreastage verknüpft. Da sich dieser Aberglaube fast durchgängig auf die Erforschung der Zukunft bezüglich zu schließender Ehebündnisse bezieht, so ist anzunehmen, daß die heidnischen Germanen an demselben Tage ein Fest zu Ehren Frigga's, der Göttin der Ehen und des häuslichen Lebens, feierten. Nach Anderen soll der Grund dafür, daß der Andreastag der große Orakeltag aller Heirathslustigen ist, in der Bedeutung des Namens liegen: Andreas stammt von dem griechischen ἀνήρ, der Mann (Laus. Mag. 41. B. S. 78.). Unter dem besonderen Schutze Frigga's standen die Bäume und Sträucher, welche in den Gärten, also innerhalb der das Haus umgebenden Einfriedigung gepflanzt waren (Spieß, a. a. O. S. 15), und darauf ist dann vielleicht auch der Gebrauch, am Andreastage Zweige von Kirschbäumen einzutragen und im Wasser bis zum Weihnachtsfeste zum Blühen zu bringen († Reichenbach), zurückzuführen. Auch das Gebell des Hundes, der von den alten Deutschen den Thieren beigezählt wurde, welche die Gabe der Weissagung besaßen, ist bedeutsam (Spieß, a. a. O.).

Wie am Sylvester wird am Andreasabende Blei gegossen

(Oelsnitz). Ebenso ist auch das „Schüchelwerfen“ im Gebrauche (Reichenbach); steht die Spitze des Schuhes nach der Thüre, so stirbt die werfende Person im nächsten Jahre (Oelsnitz). — Die Mädchen nehmen einen Gänserich in ihren Kreis; das Mädchen, nach welchem sich der Gänserich zuerst dreht, bekommt am ersten einen Mann (Pflege Reichenfels †). In Oelsnitz geschieht dies am Sylvester Nachts 12 Uhr; diejenige, welche zuerst gebissen wird, heirathet im laufenden Jahre. — Gänse sind weissagende Vögel. Eine Gans, der winterliche Fettvogel, dem die Zeit angehört, wo das Nachtbewußtsein, die Traumthätigkeit der Seele erhöht wird, war ein Attribut des Traum- und Schlafgottes Zeus Trophonius, und in Norddeutschland wird aus dem hellen oder dunkeln Brustbeine der Martins- (in England der Michaelis-)gans helles oder dunkles Winterwetter prophezeit. (Lauf. Mag. 41. B. 1. H. S. 78.) — Vielleicht ist auch die Gans wegen ihrer großen Fruchtbarkeit ein Symbol der sinnlichen Liebe. — Das erwachsene Mädchen füllt eine Schüssel mit Wasser und legt einen kleinen Stroh- oder Myrthenkranz, einen Ring und eine kleine Puppe hinein. Ergreift es bei weggewandten oder geschlossenen Augen den Kranz, so wird es im nächsten Jahre Braut; ergreift es den Ring, so erfolgt die Trauung; ergreift es die Puppe, so bekommt es ein uneheliches Kind; wird aber ins Wasser gegriffen, ohne einen Gegenstand zu erfassen, so muß die Person im nächsten Jahre sterben (Oelsnitz). — Ein ähnliches Orakel war oder ist noch jetzt in der Hofer Gegend anzutreffen. Man trug neunerlei verschiedene, mit irgend einer Thätigkeit des Menschen in Beziehung stehende Gegenstände zusammen, z. B. einen Kranz, eine Reisetasche, Puppe u. dgl. Jedes der anwesenden Mädchen mußte mit verbundenen Augen nach einem dieser Gegenstände greifen, durfte ihn jedoch nicht wegnehmen. Man schloß dann aus dem blindlings ausgewählten Gegenstande auf die Zukunft der Betreffenden. War der Kranz ergriffen worden, so war baldige Hoch-

zeit zu erwarten; die Reisetasche bedeutete, daß der Geliebte das Weite suchen müsse; als das Unerfreulichste wurde das Ergreifen der Puppe angesehen. (Ernst, Gesch. v. Hof, S. 39.) — Am Abende vor dem Andreastage wählten heirathslustige Mädchen in Hof auch das Semmelbeißen, um sich Gewißheit über die Stellung und die Persönlichkeit ihres künftigen Mannes zu verschaffen. Man aß auf der Straße, und zwar noch in der Dämmerung, so lange der Verkehr noch nicht ganz erstorben war, auf drei Bissen eine halbe Kreuzer-Semmel; dann ging man lautlos auf der Straße hin. Der erste Mann, welchem das Mädchen nun begegnete, mußte aufmerksam betrachtet werden, denn ganz nach seinen Verhältnissen im bürgerlichen Leben gestalteten sich auch die des künftigen Ehemannes. (Ernst, a. a. O. S. 38.) — Mehr Ueberwindung kostete das Heringsessen, denn dabei mußte das Mädchen kurz vor dem Schlafengehen einen Hering, wie er aus der Tonne kam, essen, ohne einen Schluck darauf zu trinken. Wenn dann in der Nacht der Durst recht heftig quälte, so kam im Traume der Zukünftige, um einen Trunk zu bieten. (Hof. — S. Ernst a. a. O. S. 39.) — Mädchen, welche das Glück hatten, mehrere Freier zu besitzen, ohne daß sie sich für Einen entscheiden konnten, nahmen Papierzettel und schrieben darauf die Namen ihrer Anbeter. Dann steckten sie die Zettel in kleine Thonkugeln und warfen dieselben in eine mit Wasser gefüllte Schüssel. In dieser platzten die Kügelchen gar bald, so daß die Zettel aufstiegen und oben schwammen. Der zuerst auftauchende Zettel enthielt den Namen des zu wählenden Mannes. (Hof. — S. Ernst, a. a. O. S. 39.) — Man nimmt drei „Schwertpfengel", d. h. alte silberne Pfennige mit den sächsischen Kurschwertern, und wirft sie in eine Schüssel mit Wasser. Schwimmen die Pfennige zusammen, so bedeutet es eine Hochzeit; zwei Pfennige bedeuten nämlich die Eheleute, und der dritte den Priester (Reichenbach). In Oelsnitz werden von zwei Personen zwei Silberpfennige auf

das Wasser in einer Schüssel gelegt; diejenige Person, deren Pfennig zuerst untersinkt, muß zuerst sterben. In Hof fragt eine Person dies Orakel auch für sich allein, und die leichte Münze entscheidet ebenfalls durch ihr schnelleres oder verzögertes Untersinken zwischen Tod und Leben. — Am Andreasabende wird auch Salz in Obertassen gedrückt und die Tassen werden dann umgestürzt. Die Person, bei welcher das Salzhäufchen beim Abheben der Tasse auseinanderfällt (oder bei der es sich in Wasser aufgelöst hatte — Hof), stirbt im nächsten Jahre (Reichenbach). — Man legt neunerlei Gegenstände auf den Tisch und bedeckt sie mit neun Obertassen. Unter einer der Obertassen muß sich ein Salzhäufchen, das man folgendermaßen herstellt, befinden: Salz wird in eine Obertasse gedrückt und dieselbe dann umgestürzt und weggenommen. Hierauf setzt man auf den Salzhaufen einen Fingerhut und schneidet das Salz ringsum ab; der Fingerhut wird dann weggenommen und das stehengebliebene Salzhäufchen mit der Obertasse zugedeckt. Jedes der anwesenden Mädchen muß sich darauf, ohne daß es gesehen hat, wie die Gegenstände liegen, eine Tasse aussuchen. Sie wird weggenommen. Lag unter ihr vielleicht ein Stückchen Werg, so bekommt das Mädchen einen Seiler, lag ein Stückchen Dünger darunter, einen Bauer, bei einem Tuchstückchen einen Schneider, bei einem Nagel einen Nagelschmied u. s. w. Bezeichnet das Mädchen aber die Tasse, unter welcher das Salzhäufchen liegt, so entscheidet dies zwischen Leben und Sterben. Ist das Salzhäufchen umgefallen, so stirbt die Betreffende im nächsten Jahre; steht es noch, so bleibt sie am Leben (Reichenbach). — Abends in der sechsten Stunde ißt das Mädchen vor der Hausthür einen Hering; der Bursche, welcher darauf zuerst vorbeikommt, ist der künftige Mann (Reichenbach). — Wenn ein Mädchen Freier bekommen will, so geht es am Andreasabende an einen Bienenstock und schneidet sich von dem Gesichte, das man gewöhnlich am Bienenstocke da, wo die Fluglöcher sind, eingeschnitten findet, ein Spähn-

chen Holz ab. Dieses Spähnchen trägt das Mädchen dann immer bei sich, besonders beim Tanze, und die Freier kommen (Reichenbach). Man nennt das an den Bienenstöcken eingeschnittene Gesicht gewöhnlich „Mühlgesicht“, weil man es auch häufig in Mühlen an dem Mehlbeutel findet.

Am Andreasabende schüttelt das Mädchen einen Erbzaun, d. h. einen Zaun, der sich an einem geerbten Grundstücke befindet, und spricht dazu:

„Erbzaun, ich rüttle dich,
Feines Liebchen, ich bitte dich,
Du wollest mir lassen ein Hündlein bein (bellen),
Wo mein Herzallerliebster wird sein!“

Oder:

„Erbzaun, ich schüttle dich,
Heiliger Andreas, dich bitt' ich,
Laß meinem Herzallerliebsten
Sein Hündlein bellen.“

Dann horcht man auf Hundegebell; in jene Gegend, woher dasselbe erschallt, heirathet das Mädchen (Lengenfeld, oberhalb Auerbach, Hof). In Oelsnitz heißt das Lied:

„Erbzaun, ich schüttle dich,
Lieber Andreas, ich bitte dich,
Laß mir erscheinen
Den Herzallerliebsten, meinen,
Wie er geht, wie er steht,
Wie er mit mir zum Altar geht.“

Der zukünftige Mann erscheint dann. — Das Mädchen schüttelt auch eine Wäschstange und spricht:

„Des mes (d. i. Deus meus),
Lieber San Andres,
Ich wollte dich bitten,
Du wollest mir lassen erscheinen
Den Herzallerliebsten, meinen,
In seiner Gestalt, in seinem Habit,
Wie er Sonntags in die Kirche gibt!“ (Reichenbach.)

Es wird erzählt, daß sich ein Knecht das Gesicht schwarz gemacht habe und so dem Mädchen erschienen sei. Das Mädchen starb in Folge des Schrecks. In der Lausitz heißt das Lied etwas anders (Haupt, Sagenbuch, S. 196.). — Am Andreasabende geht man auch an einen Kreuzweg horchen. Wenn der Träger (Deckenbalken) nach der Mitte der Stubenthüre oder nach einem Fensterkreuze zuläuft, dann kann auch an der Stubenthüre oder an dem betreffenden Fenster gehorcht werden (Reichenbach). — In oder bei Zwickau schließt sich das Mädchen in der zwölften Nachtstunde in ihre Kammer ein, kehrt dieselbe aus, deckt den Tisch, trägt dann verschiedene (neunerlei) Speisen auf und stellt einen Stuhl an den Tisch. Schlag 12 Uhr spricht es folgenden Vers:

„Deus meus, heiliger Andreas,
Laß mir erscheinen den Herzallerliebsten, meinen,
In seiner Gestalt, in meiner Gewalt,
Wie er stieht, wie er mit mir vor'n Altar kniet.
Soll er mit mir in Freuden sein,
So laß ihn erscheinen bei Bier und Wein.
Soll er mit mir leiden Noth,
So laß ihn erscheinen bei Wasser und Brot.
Soll er mit mir ziehen über Land,
So gieb ihm den Stab in die rechte Hand."

(Spieß, a. a. O. S. 16.) — In Hof war früher und ist vielleicht noch jetzt das **Betttreten** üblich. Das Mädchen stellte sich in der Mitternachtsstunde nackend auf die scharfe Kante der schmalen Bretterwand des Bettes und sprach die Worte:

„Bettbrett, ich tret' dich,
Heiliger Andreas, dich bitt' ich,
Laß diese Nacht mir erscheinen
Den Herz-Allerliebsten, meinen."

Darauf mußte sich das Mädchen zur Ruhe legen, und es sollte ihm dann der zukünftige Mann im Traume erscheinen. (Ernst, a. a. O. S. 38.)

Wie die Festzeiten und verschiedene andere Tage für das künftige Schicksal von Bedeutung sind, so ist dies auch bei gewissen Himmelszeichen und ganz besonders bei dem Mondwechsel der Fall.

Bei der Geburt eines Kindes sieht man in den Kalender, um zu sehen, ob das Kind in einem guten oder schlechten Zeichen geboren worden ist (Oelsnitzer Gegend). Ein gutes Zeichen sind die Fische, ein schlechtes die Krebse; der Mensch, in dem einen geboren, hat Glück in allen seinen Unternehmungen; im andern geboren, geht es mit seinen Verhältnissen rückwärts (allgemein). — Auch für die Thiere sind die Himmelszeichen von Einfluß. So darf man z. B. ein im Schützen geborenes Kalb nicht zur Zucht absetzen (Oelsnitz). — Der zunehmende Mond ist Glück bringend. Es wird daher sehr Vieles in dieser Zeit gemacht; nur bei gewissen Krankheiten, z. B. gegen die Würmer, wird im abnehmenden Monde eingegeben (Reichenbach). — Wie in der Lausitz werden die Trauungen am Liebsten im zunehmenden Monde, kurz vor dem Vollmonde vorgenommen; eine Ehe, im abnehmenden Monde geschlossen, wird nicht glücklich (Reichenbach, Oelsnitz). — Man säet und pflanzt gern bei zunehmendem und vollem Monde; doch ist hier wieder ein Unterschied zwischen den Früchten, welche über, und solchen, welche unter der Erde wachsen. Erstere werden nämlich im Neumonde, letztere im Vollmonde gesäet (Pflege Reichenfels). — Was man im abnehmenden Monde pflanzt, gedeiht nicht (Oelsnitz). In der Zeit des abnehmenden Mondes wird auch nicht ausgezogen (Reichenbach). Der Tod eines Familienvaters im abnehmenden Monde ist für die Familie unheilbringend; wohlthätig im zunehmenden Monde (Pflege Reichenfels).

B. Schicksalszeichen.

Aus ihnen läßt sich das Geschick erkennen, und zwar bieten sie sich entweder von selbst im Natur- und Menschenleben dar,

und brauchen blos gedeutet zu werden, „oder sie sind durch Anwendung geheimer, angeblich überlieferter Weisheit zu erkennen und auszulegen." Das Letztere ist die Wahrsagekunst (Dr. Spieß, a. a. O. S. 17.)

a. Von selbst sich darbietende Schicksalszeichen.

Dieselben sind entweder zu jeder Zeit und unter allen Verhältnissen, oder auch nur zu bestimmten Zeiten und Umständen von Bedeutung.

1. Naturerscheinungen.

Ein Komet bedeutet allgemein Unglück, insbesondere Krieg und Theurung.

Nordlichter bedeuten Krieg (Zwickau). Selbst bei Gelehrten des vorigen Jahrhunderts galten Kometen und Nordlichter als Unglücksboten. Ein Lehrer des geraischen Gymnasiums schrieb z. B. bei Erwähnung der starken Durchzüge der Ungarn und Kroaten, ferner bei der Einnahme von Leipzig, Dresden und Meißen im November und December 1745 wörtlich: „Und kurz vorher ließen sich, auch zu Leipzig, da ich gleich studirte, große Heere Kraniche in der Luft streitend sehen, die sehr fürchterlich schrieen, und Abends wurde man, gegen Mitternacht zu, entsetzlich krachende Feuerstrahlen (jedenfalls ein Nordlicht), schießend aufeinander, in den Wolken gewahr." (Hahn, Gesch. v. Gera II. S. 857.)

Wer eine Sternschnuppe fallen sieht, hat eine Lüge gemacht (Reichenbach).

Tritt der abnehmende Mond ins neue Jahr ein, so sterben im neuen Jahre viele erwachsene Personen (Oelsnitz).

Regnet es der Braut in den Kranz, so ist die Ehe gesegnet (Reichenbach). Der Regen ist eine Gabe Donars. — Regnet es bei einem Umzuge, so werden die Leute reich (Reichenbach, Oelsnitz). — Trägt man ein Kind, welches noch nicht ein Jahr

alt ist, in den Sommerregen, so bekommt es Sommersprossen (Reichenbach). — Stehen Kinder im Mairegen, so wachsen sie (allgemein). — Wenn es die Kirchleute anregnet, so regnet es die ganze Woche (Reichenbach †). — Wenn der Wind recht stark geht, es sei am Tage oder in der Nacht, so sagt man: Es hat sich Einer gehängt (Reichenbach, Oelsnitz). In der Lausitz und in Schlesien meint man, daß der Teufel mit der Seele des Erhängten im Sturme davon fahre. — Wenn es am Hochzeittage stürmisch ist, so bedeutet dies eine unglückliche Ehe; man sagt: Der Scorpion kommt ins Haus, d. h. es giebt Zank und Streit (Reichenbach). — Westwind beim Säen hat man nicht gern (Heinsdorf).

2. Thiere und Pflanzen.

Der Hund hat die Gabe der Weissagung; er wurde der Frigga als Sinnbild der Häuslichkeit beigegeben. Wenn der Hund mit emporgehobenem Kopfe heult, so bricht Feuer aus; senkt er beim Heulen den Kopf, so stirbt Jemand, und zwar in dem Hause, vor welchem er steht (Reichenbach); ruft man ihn aber beim Namen, so wird das Unglück abgewendet (Zwickau). — Wenn Kettenhunde ungestüm Löcher in die Erde scharren, so werden dadurch Todesfälle angezeigt; die Zahl der Löcher giebt die Zahl der Todesfälle an (Oelsnitz).

Ebenso wie der Hund galt auch das Pferd bei den alten Deutschen als weissagendes Thier; weiße Rosse werden dem Odhin, aber auch dem slavischen Swantewit geheiligt. — Wenn die Pferde stehen (d. h. gesund bleiben) und die Frauen gehen (d. h. sterben, natürlich wenn sie reich sind), so hat der Mann Glück (Reichenbach). — Kommt einem Leichenzuge ein Fuhrwerk mit zwei Pferden entgegen, so stirbt in dem Orte oder in der Nachbarschaft, woher die Leiche ist, ein Ehepaar (Reichenbach).

Die Katze war der Frigga heilig; sie ist zur Begleiterin und auch zur Lieblingsmaske der Hexen geworden. Es läßt sich

dies aus ihrem Verhältnisse zu der Frigga, aber auch aus der lichtscheuen, nächtlichen Thätigkeit des Thieres und aus der electrischen Natur des Balgs erklären. (Nork, a. a. O. S. 560.) — Wenn eine Katze, besonders eine schwarze, Jemandem über den Weg läuft, so bedeutet dies Verdruß und Widerwärtigkeit (Reichenbach, Oelsnitz). — Wenn Katzen heulen, so stirbt bald eine Person in dem betreffenden Hause (Oelsnitz). — Streckt die Katze die Hinterpfoten aus, so kommt Jemand mit einem Stecken (von der Reise oder um zu schlagen?) (Reichenbach). — Wenn sich die Katze putzt, so kommt Besuch (Oelsnitz). — Wenn die Katze mit den Pfoten über ihre Ohren fährt, so kommt was „Hochgeschornes" (d. h. ein Vornehmer); man sagt:

„Putz' dich, Kätzel,
Kommt mein Schätzel,
Fahr' über die Ohren,
Kommt was Hochgeschoren!"

und setzt hinzu:

„Siehts Kätzel mich an,
Gehts mich an." (Reichenbach.)

Auch der Hahn ist ein Hexenthier. In der Lausitz glaubt man, daß ein Hahn, der bei lichtem Tage durch das Dorf läuft, sicher eine Hexe ist. (Haupt, a. a. O. S. 190.) Der Hahn war dem Odhin geweiht (Bönisch, die Götter Deutschlands, S. 10). Unter den durch das mosaische Gesetz für unrein erklärten Thieren befindet sich außer Pferd, Esel, Schwein u. s. w. auch der Hase; und es ist bemerkenswerth, daß dieselben von den alten Aegyptern als weissagende oder die Zukunft anzeigende Thiere angesehen wurden (Nork, a. a. O. S. 561). — Begegnet Jemandem beim ersten Ausgange zuerst ein Hase, so ist den Tag über viel Unangenehmes durchzumachen (Reichenbach).

Schafe zur Rechten, versieh dich was Schlechten; Schafe zur Linken, wird Freude dir winken (Reichenbach). Auch bei Weimar.

Geben die Kühe Blut, so sind sie behext (Reichenbach), oder der Bilmschnitter geht durch eine Viehheerde (Pflege Reichenfels).

Meerschweinchen in der Stube ziehen die „Flüsse“ an (Reichenbach).

Der Rabe war der Vogel Wuotans und in Folge dessen bei den alten Deutschen gar bedeutsam. An seine Stelle ist die Krähe, hier und da auch die Dohle und überhaupt jeder Vogel mit schwarzem Gefieder getreten. — In dem Hause, auf das sich eine Krähe setzt, stirbt bald Jemand (Reichenbach). — Das Geschrei des Raben gilt als Unglück, zeigt z. B. Tod an (Reichenbach). — Wenn auf dem Felde gesät wird und es zeigt sich dabei auf demselben ein schwarzer Vogel, so geräth das Getreide nicht (Zaulsdorf). — In der Edda werden dem Odhin zwei kluge Raben, Nuginn und Muninn beigelegt, die sich auf seine Schultern niederlassen und ihm Meldungen ins Ohr sagen. (Jac. Grimm, deutsche Mythologie, S. 108.)

Alle in das Geschlecht der Eulen gehörigen Vögel, besonders der Uhu, galten bei den alten Deutschen als Schicksalsvögel. Ein gefangener Deutscher weissagt dem Herodes Agrippa, als derselbe muthlos und traurig im Festanzuge und mit Ketten an Hand und Fuß im Burghofe des Kaisers Tiberius zu Tusculanum stand und ein Uhu sich auf den Baum setzte, an dem Herodes lehnte: „Der du hier in der Nähe dieses Schicksalsvogels stehst, sei getrost, bald wirst du befreit werden und zu den höchsten Ehren gelangen; aber merke wohl auf, wenn du diesen Vogel wieder siehst, wirst du nach fünf Tagen sterben.“ (Gelzer, protest. Monatsblätter, 26. B. 2. H. S. 104.) — Das Geschrei eines Käuzchens zeigt den innerhalb dreier Nächte erfolgenden Tod eines Verwandten oder Freundes an (Reichenbach, Zwickau).

Der Kreuzschnabel schützt gegen Gewitter (Grimm, deutsche Mythologie). Ob man ihn aus diesem Grunde im obe-

ren sächsischen Voigtlande so häufig hält? In der Stube gehalten, soll er wie das Meerschweinchen „Flüsse" anziehen (Reichenbach). Man sagt: Ein Kreuzschnabel links, für die Frauen, rechts für die Männer. Derjenige, welcher das „Reißen" hat, muß früh nüchtern, acht Tage nach einander in des Vogels Näpfchen spucken (Reichenbach).

Die Schwalbe bringt Glück, wo sie nistet. Wo die Schwalben im Haus, kommt kein Feuer raus (Reichenbach).

Wenn Hennen krähen, so bedeutet es Unglück (Reihenbach). Eine krähende Henne war auch bereits bei den alten Römern Unglück weissagend (Nork, a. a. O. S. 755), und wir finden diesen Glauben noch bei vielen andern Volksstämmen, z. B. bei den Wenden in der Oberlausitz. — Zu den deutschen Göttervögeln, welche die Gabe der Weissagung besaßen, gehörte auch der Kukuk. — Wenn man den Kukuk das erste Mal rufen hört, so giebt die Zahl seiner Rufe die Jahre an, welche man noch zu leben hat (Reichenbach), oder wie lange man noch ledig bleibt. Die Frage im Munde des Volks lautet:

„Kukuk, Kukuk, gahre,
Zähl mir meine Jahre,
Zähl sie auf der Messerspitz,
Wie lang als ich noch ledig sitz!"

(Jahn, Gesch. d. sächs. Voigtl. S. 17.) — Hört Jemand den Kukuk das erste Mal rufen, so soll er das Geld in der Tasche umwenden, da vermehrt sichs (Reichenbach). (Im Böhmerwalde thun das die Hochzeitsgäste, wenn sie zum ersten Male den Kukuk rufen hören, um so den Wohlstand der jungen Hausfrau zu vermehren. (Nork, a. a. O. S. 186.) — Der erste Kukukruf zeigt eine Verlobung an (Roschau). — Wer barfuß ist, wenn er den Kukuk das erste Mal rufen hört, der bekommt böse Füße (Reichenbach).

Die Spinnen gehören als Hausbewohner zum Gefolge der Frigga (Spieß, a. a. O. S. 19). Im Allgemeinen gilt, daß das Erscheinen einer Spinne zur Nachtzeit oder im Momente

einer besonders wichtigen Handlung von übler Vorbedeutung ist (Nork, a. a. O. S. 755.). Es wird jedoch auch gesagt: Spinne am Morgen: viel Kummer und Sorgen (Reichenbach). — Wenn am Vormittage eine Spinne auf Jemanden zuläuft und sitzen bleibt, wenn man ihr zuruft: „Bringst du Glück, bleib' stehn; bringst du keins, lauf fort!" so ist dieses ein gutes Zeichen, das Glück bedeutet (Reichenbach). — Vormittags soll man keine Spinne tödten, wol aber am Nachmittage, weil sie zu dieser Zeit Unglück bringt (Reichenbach). — Spinnen, besonders Kreuzspinnen, früh in der siebenten Stunde bedeuten Glück; in der zehnten Vormittagsstunde zeigen sie Unglück, wenigstens Verdruß an (Zwickau. Spieß, a. a. O. S. 19.).

Wenn man im Frühlinge zuerst einen gelben Schmetterling sieht, so bedeutet es Glück, oder man steht bald Gevatter (Reichenbach). (Der weiße Schmetterling gilt in der Lausitz als Todesvorbote, und viele weiße Schmetterlinge auf einmal bedeuten Theurung oder Seuchen. Haupt, a. a. O. S. 190.)

Das Picken der Todtenuhr oder des Klopfkäfers (Anobium pertinax L. und striatum Oliv.) wird noch ziemlich allgemein als Anzeichen eines nahen Todesfalles im Hause angesehen. — Man zählt die Punkte auf den Flügeldecken des ersten Kugelkäfers (Coccinella), welchen man erblickt; so viel Punkte, so viel Thaler kostet das Getreide nach der Ernte, sagt man, unbekannt damit, daß die verschiedenen Arten auch eine verschiedene Zahl von Punkten haben (Reichenbach †).

Wie einzelne Thiere, so genossen auch verschiedene Pflanzen bei den alten Deutschen eine ausgezeichnete Verehrung; es hat dies nichts Befremdliches, da nach Ansicht des Heidenthums die ganze Natur lebendig ist. Jacob Grimm setzt dieser Auffassung noch hinzu, daß die Verehrung von Thieren und Bäumen nur dann roh geworden ist, wenn im Bewußtsein der Menschen das höhere Wesen hinter der angenommenen Form schwand und diese nun allein es zu vertreten hatte. (Deutsche Mythologie, S. 371.)

Unter den Bäumen und Sträuchern wurde die Eiche und der Hollunder (Sambucus nigra) verehrt. Letzterer stand wahrscheinlich in Beziehung zu den Todten, weshalb man ihn auch im Voigtlande wie anderwärts häufig auf den Kirchhöfen angepflanzt findet. (Spieß, a. a. O. S. 19.) — Der Name des Hollunders ist vielleicht von der Todtenfrau Holle, in deren weihnächtlichem Gefolge sich die Seelen der im letzten Jahre Verstorbenen befinden, abzuleiten. Unter den Elfen, welche bekanntlich auf Friedhöfen ihre Mondscheintänze abhalten, wird auch ein Geist Holler genannt. In Verbindung mit dieser Bedeutsamkeit des Hollunders für den Tod und die Todesgöttin steht jedenfalls auch der Gebrauch, daß im Hildesheimischen der Todtengräber das Maß der Leiche mit einer Stange vom Hollunder nimmt, und der Knecht, der sie zu Grabe fährt, bedient sich ihrer statt der gewöhnlichen Peitsche. (Nork, Sitten und Gebräuche, S. 288.) — Im Februar untersucht man die Galläpfel der Eichen; findet man in ihnen eine Fliege, so bedeutet es Pest; ist ein Wurm darin, so tritt Theurung, bei einer Spinne aber Krieg ein (Reichenbach). — Geheiligt war auch den Göttern der alten Deutschen überhaupt der Haselstrauch, dessen gabelig getheilten Aeste später von den Schatzgräbern zu Wünschelruthen verwendet wurden. Die Nuß, welche man den Todten mitgab, wie eine Ausgrabung bei Tuttlingen im Würtembergischen beweist, war das Symbol der Wiedergeburt, des wieder erwachenden Lebens. In Gestalt einer Nuß war Idhuna, die Göttin der Jugend, aus der Gewalt der Frostriesen im Frühlinge den Göttern zurückgebracht worden. (Nork, a. a. O. S. 197.) In ganz Deutschland haben die Haselnüsse, und die Nüsse überhaupt, eine besondere Beziehung zur Liebe und Ehe (Wuttke, der deutsche Volksaberglaube). Für „liebeln“ sagt man hie und da: „in die Haseln gehen“; auch den alten Römern, welche den Neuvermählten Nüsse gaben, mochte dies Symbol bekannt sein. (Nork, a. a. O. S. 197.) In dem Jahre, in welchem viele

Haselnüsse reifen, giebt es auch viel uneheliche Kinder (Reichenbach). Doch zeigt die Nuß auch den bevorstehenden Tod an. Wenn die erste Nuß, die man im neuen Jahre aufmacht, schwarz ist, so muß man im nächsten Jahre sterben (Reichenbach und Oelsnitz). — Auch der Baum überhaupt gilt als bedeutungsvoll. Wenn ein Baum im Garten oder ein einzelner Ast plötzlich dürr wird, so stirbt bald Jemand in der Familie (Reichenbach). — Wenn im Winter viel Holz „ohne Köpfe liegt", d. h. umgeknickte Wipfel hat, so kommt im nächsten Jahre Krieg (Reichenbach).

Daß der Genuß des Hirse am Neujahrstage Geld bringe, wurde schon gesagt. Der Hirse muß als das Symbol des Segens und insbesondere auch der Fruchtbarkeit angesehen werden. Daher erklärt es sich, daß bei einigen slavischen Stämmen der Gebrauch zu finden ist, den Hochzeitgästen Hirse auszutheilen. Vielleicht beruht die Bedeutung des Hirsekornes auf seiner Aehnlichkeit mit dem Thautropfen, welcher als eine Hauptbedingung zur Fruchtbarkeit anzusehen ist. (Nork, a. a. O. S. 206.)

Wie man die Punkte auf den Flügeldecken der Coccinella zählt, so zählt man auch die linsenähnlichen Sporenhüllchen des Schmelztiegelpilzes (Cyathus crucibulum); die Pilze müssen aber noch geschlossen sein. So viel Sporenhüllchen in dem Pilze („Brote in dem Brotkörbchen", sagt man im Erzgebirge) liegen, so viel Groschen kostet nach der Ernte das Getreide (Reichenbach). — Zu kräftig und reichlich blühende Kartoffeln bringen Unglück (Reichenbach).

3. Zeichen von Menschen.

Wenn Jemand etwas sagt und er nießt darauf, so kann man es glauben; das Nießen gilt als Bestätigung der Wahrheit (Reichenbach). — Sagen zwei Menschen in demselben Augenblicke dasselbe, so werden sie an diesem Tage etwas Neues erfahren (Reichenbach); in Zwickau sagt man: da kommt ein Schneider in den Himmel. — „Die Kinder gelten als besonders wichtige

Weissagungsorgane“ (Spieß a. a. O. S. 20). Wenn kleine Kinder in Gesellschaft im Hause singen, so wird bald Jemand in diesem Hause sterben; ebenso auch, wenn sie „Begräbniß spielen“ (Reichenbach †). — Wenn ein kleines Kind als erstes Wort Papa sprechen lernt, so wird das nachfolgende Kind in der Familie ein Knabe sein; spricht es zuerst Mama aus, so folgt ein Mädchen (Reichenbach). — Begegnet Jemandem bei seinem ersten Ausgange eine alte Frau, so hat er Unglück (allgemein); das alte Weib vertritt hier die deutsche Alrune mit all ihren Zauberkünsten und Wahrsagereien. — Kommt eine Leichenfrau in ein Haus, in das sie nicht gerufen wurde, so stirbt bald Jemand in diesem Hause (Reichenbach und Zwickau). — Wohin die Wöchnerin ihren ersten Ausgang macht, dorthin trägt sie das Nest, d. h. dort wird im Laufe des nächsten Jahres Kindtaufe sein (Brunn bei Reichenbach). — Wenn einem Manne die Frau gestorben ist, so wird die Wittfrau oder das Mädchen, welches zuerst kommt, um ihn zu trösten, seine zweite Frau (Reichenbach). — Kommt der Säemann auf Jemanden zu, so bedeutet es Glück, oder man hat vollständig Brot (Reichenbach). — Wenn Zwei an einem Tage einander öfter begegnen, so sagen sie: Wir müssen einander etwas schuldig sein (Reichenbach †). — Begegnet Jemandem eine Frau mit leeren Händen, so bedeutet dies Unangenehmes, man trifft z. B. die zu besuchende Person nicht zu Hause an; begegnet man einer Frau, die Etwas trägt, so ist dies eine gute Vorbedeutung (Oelsnitz, Reichenbach).

4. Zeichen aus dem Familien- und Geschäftsleben.

Wenn Zimmerleute zu einem Hause Balken behauen und es springt beim ersten Hiebe Feuer aus dem Beile oder Balken, so wird das Haus abbrennen (Cunsdorf). — Das Glas, welches beim Heben eines Hauses oder beim Einzuge der Braut in das Haus ihres angetrauten Gatten von ihr weggeworfen wird, muß zerbrechen; bleibt es ganz, so ist dies eine üble Vorbedeutung

(Reichenbach, Oelsnitz, Planschwitz). — Bekommen die Verkäufer an Markttagen zeitig Handgeld, d. h. wird von ihnen bald Etwas verkauft, so machen sie an demselben Tage gute Geschäfte (allgemein). — Fängt irgend ein Unternehmen schlecht an, so hat es auch einen üblen Verlauf (Reichenbach). — Ein starkes Klirren in der Stube, als ob das Geschirr herabfalle, zeigt einen plötzlichen, ein Poltern, Klopfen und Sandwerfen im Hause aber einen baldigen Todesfall an (Oelsnitz). — Wenn beim Tischler eine Säge klirrt, so wird ein Sarg bestellt (Oelsnitz). — Wenn das Licht „Rosen", d. h. den Rosen ähnliche Gebilde, runde Schnuppen hat, so nimmt man am folgenden Tage Geld ein (Oelsnitz). — Wenn man ein Hufeisen findet, in welchem die acht Nägel stecken, so bedeutet dies großes Glück (Reichenbach). Man nagelt auch gefundene Hufeisen über die Stubenthüre oder ans Scheunenthor. Es ist dies jedenfalls ein Ueberrest des Odhinskultus. An der Thür des Haupteinganges der Kirche zu Friesau waren früher große und kleine Hufeisen angenagelt. Dieser Gebrauch, Hufeisen an die Kirchthüren zu nageln, war nicht nur im Mittelalter an der Tagesordnung, sondern wird noch gegenwärtig in katholischen Ländern angetroffen. Es wird z. B. erzählt, daß zwischen Ingolstadt und Augsburg eine dem heil. Sebastian gewidmete Kapelle steht, welche bis zur Giebelspitze mit einer Anzahl großer und kleiner Hufeisen benagelt war. Dieselben rührten von Landleuten her, welche sie dem genannten Heiligen aus Dankbarkeit für die an ihrem kranken Viehe verrichteten Wunder nach dessen Genesung widmeten. (14. Jahresb. d. alterthumsforsch. V. zu Hohenleuben S. 98.) — Lernt ein Kind vor Erfüllung des ersten Jahres laufen, so läuft es dem Tode entgegen (Oelsnitz). — Muß man bei einem Ausgange umkehren, so bedeutet es etwas Unangenehmes; man schießt vielleicht Nichts, wenn man eben auf die Jagd geht (allgemein). Besonders bedeutet es etwas Unangenehmes, wenn man Etwas vergessen hat und deshalb umkehren muß (allgemein). — Läßt

sich ein Kind nicht waschen, so sagt man, seine Pathen müßten sich vor der Taufe auch nicht gern gewaschen haben (Reichenbach †). — Tritt ein junger Mann unversehens über einen Kehrichthaufen, so sagt man von ihm, er werde keine Geliebte bekommen (Reichenbach), oder es begegnet ihm etwas Unangenehmes (Oelsnitz). In der Lausitz sagt man in diesem Falle, er werde im Laufe des Tages ausgezankt werden. — Wenn Jemand viel Geld hat, so sagt man von ihm, er habe den Drachen, der ihm das Geld zuträgt. Unter dem Drachen aber denkt man sich gewöhnlich den Teufel (Reichenbach). — Sitzen dreizehn Personen an einem Tische, so wird eine von ihnen in demselben Jahre sterben (allgemein). Vielleicht ist dieser Aberglaube darauf zurückzuführen, daß nach dem nordischen Mythus Loki, der dreizehnte der Asen, diesen verderblich wird, und weil die den Tod bestimmenden und bringenden Nornen und Walkyren, Odhins Dienerinnen, dreizehn der Zahl nach sind. (Nork a. a. O. S. 771.) — Es kommt Besuch, wenn man etwas Spitziges fallen läßt und es spießt sich in den Boden ein (Reichenbach). — Wenn ein Teller zu viel auf den Tisch gesetzt worden ist, so bekommt man einen Hungrigen, wenn man aber in Gedanken versunken aus einer leeren Tasse trinken will, einen durstigen Gast (Reichenbach). — Wenn man Salz verschüttet, so giebts Verdruß (Reichenbach, Oelsnitz). — Wenn Jemandem ein Stück Brot auf die Erde fällt, so sagt man: Es muß Einer in der Stube sein, der mirs nicht gönnt (Reichenbach †). — Wenn man gekochte Kartoffeln aus dem Topfe schüttet und es bleiben etliche in dem Topfe hängen, so kommt Besuch (Oelsnitz). — Läßt der Besuch das vorgesetzte Essen stehen, so wird schlecht Wetter (Reichenbach, Oelsnitz). — Fährt das Messer aus dem Brote, so hat man keinen Hunger (Reichenbach). — Wenn beim Brotabschneiden eine Kerbe entsteht, so hat man vorher eine Lüge gesagt (Reichenbach). — Liegt ein Messer mit der Schärfe nach oben, so reitet der Teufel darauf (Reichenbach †). — Wenn von einem

Baume die erste Frucht gestohlen wird, so trägt der Baum sieben Jahre lang nicht (Pflege Reichenfels, †). — Eine Braut ist im Hause, wenn zufällig drei Lichter auf dem Tische brennen (Reichenbach). — Wer viel Suppe ißt, lebt lange (Reichenbach). — Wenn zwei Geschwister in einem Jahre heirathen, so geht das eine von ihnen zu Grunde oder hat in der Ehe Unglück (Reichenbach, Oelsnitz †). — Je stärker am Polterabende an die Thüre geworfen wird, um so glücklicher wird die Ehe (Reichenbach). — Wird Jemand für todt angesagt, so lebt er desto länger (Reichenbach).

5. Zeichen von kirchlichen Dingen.

Wenn es auf zwei Thürmen zugleich schlägt, so bricht in der Stadt bald ein Feuer aus (Gera, Reichenbach †). — Schlägt die Uhr Viertel, während bei einer Beerdigung der Trauerzug auf dem Wege nach dem Gottesacker ist, so sterben im laufenden Jahre viele Kinder; schlägt die Uhr in demselben Falle die abgelaufene Stunde an, so sterben viele Erwachsene (Oelsnitz). — Ein Kommunikant, bei welchem der Kelch von Neuem gefüllt wird, steht bald Gevatter (Reichenbach, Zwickau). — Ist einem Kranken das heilige Abendmahl gereicht worden, so giebt man Acht, wohin der Rauch der ausgelöschten Lichter zieht. Zieht er zur Thüre hinaus, so muß der Kranke sterben; senkt er sich, so bleibt er am Leben (Selbitz). Die Wenden in der Lausitz sagen, daß nach dem Genusse des Abendmahls bei dem Kranken eine Aenderung eintritt, und sie sind der Ueberzeugung, daß es der Geistliche an dem Kelche sehen könne, ob der Kranke sterben werde oder nicht. — Regnet es am Sonntage auf die Kirchleute, so folgt eine Regenwoche (Reichenbach). — Zerreißt einer Braut am Hochzeittage das Kleid, so ist dies für die Ehe eine üble Vorbedeutung; ebenso auch, wenn bei der Trauung der Ring herunterfällt (Reichenbach).

6. Zeichen bei dem Menschen selbst, dem sie gelten.

Wenn das Ohr klingt, so hängt in demselben ein Blutstropfen an einem Haare; fällt derselbe herunter, so trifft Einen der Schlag; man muß deshalb beim Klingen des Ohres ein Vaterunser beten (Reichenbach). — (Blutstropfen sind Symbole für die Seele. Drei frische auf die Hand fallende Blutstropfen zeigen einer jüdischen Mutter den Tod ihres gemordeten Kindes an. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 353.) — Wem die Ohren klingen, an den denkt (Reichenbach), oder von dem spricht Jemand (Oelsnitz). Schon Plinius berichtet, daß das Klingen des linken Ohres üble Nachrede bedeutet (Nork a. a. O. S. 758). — Wenn die Nase juckt, so erfährt man etwas Neues (Reichenbach). Oder ein Jucken auf der linken Seite der Nase bedeutet etwas Unangenehmes, auf der rechten Seite etwas Angenehmes (Oelsnitz). — Wenn man früh nüchtern dreimal nach einander nießt, so bekommt man an diesem Tage Etwas geschenkt (Reichenbach), oder man erfährt eine Neuigkeit (Zwickau). — „Nüchterne Nieß, setzt Geld oder Stieß", d. h. Stöße (Zwickau). — Hat Jemand den Schlucken, so spricht man Schlechtes von ihm (Reichenbach). — Schauerts Einem, so sagt man, es trete Jemand über des Betreffenden Grab (Reichenbach †). — Wenn Jemandem die Zähne weit auseinander stehen, so kommt derselbe weit fort (Reichenbach). — Macht sich ein Mädchen beim Waschen die Schürze naß, so bekommt es einen versoffenen Mann (Reichenbach). — Haben kleine Kinder die sogenannte „Todtenscheibe", d. h. bleibt beim Runzeln der Stirn oben eine glatte Fläche, so sterben sie bald (Reichenbach). — Wenn die Kinder Mitesser (d. h. erkrankte Haarbälge) haben, so werden sie nicht über 12 Jahre alt (Reichenbach, Zwickau). — Bilden sich bei kleinen Kindern Haargewirre, so werden dieselben glücklich. Jemehr solche dem Kamm widerstrebende Haarknoten vorhanden sind, desto lieber ist es der Mutter (Reichenbach). (Aus den ein Jahr lang nicht gekämmten Haaren der Frau Holle fielen Perlen und

Edelsteine. Sonst aber bringt das Kämmen Segen. Haupt, Sagenbuch der Lausitz S. 49.) — Wenn ein Wochenkind im Schlafe den Mund verzieht, so daß es aussieht, als ob es lächele, so sagt man: 's Hüttel spielt mit ihm (Reichenbach). Es erinnert dies an die später mitgetheilte Sage vom „Gütel“ oder dem „Hütchen“, einem guten, hülfreichen Hausgeiste. (Deutsche Sagen der Brüder Grimm, I. Nr. 75.) — Wenn man während des Gesprächs vergißt, was man eben sagen wollte, so war es eine Lüge (Reichenbach). — Wer viel Salz ißt, ist verliebt (Reichenbach). — Sieht sich Eins von den Brautleuten auf dem Wege zur Kirche oder in der Kirche um, so wird die Ehe gelöst (Reichenbach), oder die zu hoffenden Kinder bekommen, wenn es die Braut thut, schiefe Hälse (Zwickau).

7. Träume.

Die Träume während der zwölf Unternächte sind besonders bedeutungsvoll; doch achtet man auch auf die Träume in den gewöhnlichen Nächten. — Sieht man im Traume helles Feuer, so bedeutet dies Glück, träumt man von Rauch, so bedeutet es Unglück (Reichenbach, Oelsnitz, Zwickau). — Sieht Jemand im Traume trübes Wasser, so erwartet ihn Mißgeschick (Reichenbach). — Träumt man von großen Fischen, so erhält man Geld; kleine Fische oder auch Eier im Traume bedeutet Zank (Reichenbach). — Verdruß und Zank bedeuten auch kleine Läuse und Geistlichkeit; Glück hat man, wenn man von großen Läusen träumt (Reichenbach). — Wenn man von Geld träumt, so erhält man Schläge (Reichenbach). — Sieht Jemand im Traume Wäsche hängen oder liegen, so wird er beklatscht (Oelsnitz). — Man erzähle auch die Träume nicht nüchtern, weil ein guter Traum dann nicht in Erfüllung geht (Reichenbach).

b. Wahrsagungskunst.

Es wird hierbei entweder durch das Loos eine bejahende oder verneinende Antwort geholt, oder man sucht durch andere Mittel

und Vorkehrungen eine bestimmte, ins Spezielle eingehende Antwort auf die Frage nach der Zukunft zu erfahren.

In der geraer Gegend machten früher die Frauen ungezählt eine Reihe Striche in die Asche und zählten sie dann. Kam eine gerade Zahl heraus, so bedeutete es Glück, eine ungerade: Unglück. Ebendaselbst wurden auch drei Stäbchen, von denen die eine Seite schwarz, die andere weiß war, geschüttelt und dann aufgelegt. War bei der Mehrzahl die weiße Seite oben, so galt es Glück, das Gegentheil: Unglück. (Hahn, Gesch. v. Gera I. S. 65.) Diese schwarz und weißen Stäbchen erinnern jedenfalls an die Runenstäbe, d. h. die Stäbe, auf welche Odhins Dienerinnen, die Nornen, die Beschlüsse des Schicksals schnitten.

Bei den Festzeiten wurden das Schüchelwerfen am Sylvester- und Andreasabende, das Ergreifen und Abzählen von Holzscheiten, das Orakel in dem Hühnerstalle am Weihnachtsheiligenabende schon besprochen. Durch die genannten abergläubischen Gebräuche erhält das Mädchen darüber Aufschluß, ob es im Laufe des Jahres heirathen wird oder nicht. Der Gänserich, welcher am Sylvesterabende in einem Kreise von Mädchen dasjenige heraussucht, welches zuerst heirathen wird, verkündigt einen gleichen Schicksalsspruch. Hierher gehört auch das Orakel mit dem Gänseblümchen oder der großen Wucherblume. Die Kinder zupfen die Strahlenblüthen einzeln ab, indem sie bei jedem sprechen: „Glück, Unglück!" und die größern Mädchen sagen dafür: „Er liebt mich, er liebt mich nicht!" Das Letzte gilt. (Allgemein; auch in der Lausitz und in Hinterpommern.) Das Gänseblümchen (Bellis perennis) war der Ostara geweiht, die vielleicht an die Stelle der Frigga, der Göttin der Ehen, trat; möglicher Weise war es auch Sinnbild der Sonne. — Bei der Ernte werden die ersten drei Garben auf dem Felde niedergelegt, und wenn dann aufgeladen wird, nimmt man sie weg. Findet sich viel Ungeziefer darunter, so tritt Theuerung ein (Selbitz). — Das Kranzwerfen am

Johannistage zeigt die Anzahl der Jahre an, welche das Mädchen bis zu seiner Verheirathung noch warten muß, während das Straußwerfen an demselben Tage den Anblick des Geliebten verschafft. Das Letztere geschieht auch durch das Schütteln des Erbzauns am Andreastage; oder das Mädchen kann dadurch doch wenigstens die Gegend erfahren, woher der Bräutigam kommen wird. — Ein baldiges Ehepaar wird unter den Versammelten durch das Zusammenschwimmen der silbernen Schwertpfennige am Andreasabende angezeigt. — Bestimmtere Antwort darüber, weß Standes der Zukünftige sein wird, erhält das Mädchen am Andreasabende durch das Orakel mit den neunerlei Gegenständen unter den Obertassen. — Salzhäufchen entscheiden über Tod und Leben. — Verlobung, Trauung oder ein Fehltritt im nächsten Jahre wird dem Mädchen am Andreasabende durch das Ergreifen des Ringes, Kranzes oder der Puppe in einer Schüssel mit Wasser angezeigt. — Ein weites Feld der Deutung eröffnet sich beim Kartenlegen und dem Bleigießen. Ersteres, jedenfalls aus dem Loosen mit Runenstäben entstanden, hat noch gegenwärtig bei Hoch und Niedrig viele Anhänger; doch läßt man sich auch häufig nur zum Scherze die Bedeutung der gezogenen und neben einander gelegten Karten sagen. — Wie der Erbzaun am Andreasabende zum Orakelfragen nöthig ist, so spielen beim Bleigießen am Sylvesterabende der Erbschlüssel, die Erbschüssel und ein Erblöffel wichtige Rollen. Dr. Moritz Spieß bemerkt dazu (a. a. O. S. 25), daß solch ein Erbstück nach dem deutschen Sinne, welcher diesem Aberglauben zu Grunde liegt, Interesse für das Haus habe, gleichsam Träger oder Organ der das Haus schützenden Ahnengeister sei. Wie der Erbzaun den Besitz des ganzen Gehöftes, so vertritt der Erbschlüssel das Recht des Hausbesitzes. Der Erbschlüssel und das Erbbuch werden auch angewendet, um den Namen eines Diebes zu erfahren. Ist nämlich Jemandem Etwas gestohlen worden, so nimmt er

einen Erbschlüssel und steckt ihn mit dem Barte in ein Erbbuch, welches dann mit einer Schnure fest zusammen gebunden wird. Hierauf wird der Schlüsselgriff an den Finger gehängt und der Name der Person genannt, welche im Verdachte des Diebstahls steht. Dreht sich das Buch, so ist der Genannte der Dieb (Reichenbach). — Die Zukunft erfährt man auch, wenn man auf einem Kreuzwege, wo besonders die Hexen ihre Zusammenkünfte halten, am Sylvesterabende horchen geht. Ebenso horcht man am Fenster oder an der Thüre, wenn der Träger an der Decke mit dem einen Ende darüber ruht, oder man horcht in der Walpurgisnacht auf dem grünen Korne. In der geraischen Gegend gingen sonst Viele in Gesellschaft horchen, nachdem sie sich vorher durch Singen und Beten darauf vorbereitet hatten. — Dasselbe geschah in der Hofer Gegend. Es vereinigten sich meist mehrere Personen, weil man allein zu gehen nicht den Muth hatte, und auf dem Kreuzwege angekommen, gingen sie in einem Kreise herum und fielen dann innerhalb desselben auf die Kniee. In dieser Stellung verweilten sie, bis Mitternacht vorüber war, und horchten auf Peitschenknall und Wagengerassel, welches eine gute Ernte anzeigte, oder auf Hundegeheul und Glockenklang, was als Vorbedeutung für einen Sterbefall oder Feuersgefahr galt. Zuweilen konnte man auch Leichen- und Wagenzüge, Fußgänger, Viehheerden, Schadenfeuer u. dergl. sehen, von welchen Erscheinungen die Auslegung freilich leichter fiel und zuverlässiger wurde. Sah sich Jemand noch vor dem Schlage der ersten Stunde um, oder unternahm er es, vor diesem Zeitpunkte den Kreis zu verlassen, so war er in der Gewalt des Teufels, der ihm den Hals umdrehte. (Ernst, Gesch. d. Bezirks u. d. Stadt Hof, S. 37.) — Schließlich mag noch daran erinnert werden, daß sich immer noch auf Jahrmärkten dann und wann Leute einfinden, welche durch den Zauberspiegel oder durch den Cartesianischen Taucher leichtgläubigen Landleuten die Zukunft zu enthüllen suchen. — Der Unfug mit

den klopfenden Tischen ist fast so schnell verschwunden, wie er Eingang fand. — Vereinzelt findet man noch ein Punktirbüchlein, mit dessen Hülfe man durch das Punktiren ebenfalls die Zukunft zu erfahren sucht.

2. Die Zauberei

handelt von der übernatürlichen Einwirkung auf das eigene und fremde Geschick.

A. Die Zaubermittel.

Sollen die Zaubermittel wirksam sein, so muß bei ihrer Anwendung die rechte Zeit (eine der Schicksalszeiten, der Mondwechsel, die Mitternacht) und der rechte Ort (ein Kreuzweg, Gottesacker u. dergl.) gewählt werden. Von Wichtigkeit sind auch bei der Zauberei die Zahlen. Den ungeraden Zahlen 3, 5, 7, 9 werden besondere Kräfte vor den geraden zugeschrieben, und hierin ist vielleicht der Ursprung des Aberglaubens, nach welchem gewisse Tage heilbringend, andere aber von übler Vorbedeutung sind, zu suchen. Auch in dem jüdischen Talmud findet sich durch verschiedene Vorschriften eine Scheu vor der geraden Zahl ausgesprochen, und jedenfalls ist auch der Gebrauch, daß man statt 100 gewöhnlich 101 Kanonenschüsse abfeuert, auf die Bedeutung der ungeraden Zahlen zurückzuführen. In dem Sprichworte: Aller guten Dinge sind drei, ist der Begriff der Vollkommenheit, welcher der ungeraden 3 beigelegt wird, ausgesprochen. Auch die 7 genoß schon im Alterthume bei verschiedenen Völkerschaften des Orients eines besondern Vorzugs; diesen Vorzug hat sie im Abendlande beibehalten, wo auch die Redensart: „Die böse Sieben“ gäng und gäbe ist. (Nork, die Sitten und Gebräuche der Deutschen S. 759 ꝛc.) (Vergleiche auch die Gesänge mehrerer Volks- und vorzugsweise Kinderlieder.) — Die Mittel, durch welche die Zauberei geschieht, sind Worte, aufgeschriebene Formeln, Handlungen und Dinge. — Personen,

besonders Frauen, welche „pröpeln", d. h. durch Zauberformeln oder zaubernde Handlungen heilen, giebt es noch hin und wieder.

a. Zauberei durch Worte.

Sie geschieht durch „Beschwörungsformeln", die mit leisem, murmelndem Tone gesprochen werden. Auf ein hohes Alterthum weisen die Formeln hin, welche die Ausdrücke: „Gehen aufs Feld, über Land, in den Wald und Garten" enthalten. Jacob Grimm theilt eine Besprechungsformel mit, welche nach dem Charakter der Sprache, der aus althochdeutschen und altsächsischen Zügen gemischt, also halb ober-, halb niederdeutsch ist, auf die Grenzscheide der beiden Hälften unsers deutschen Vaterlands, als auf das dem Voigtlande benachbarte Thüringen hinweist. Dieses Gedicht, welches im zehnten Jahrhundert niedergeschrieben zu sein scheint und aus einer Merseburger Handschrift stammt, lautet:

„Phol und Wodan fuhren zu Holze,
Da ward dem Füllen Balders sein Fuß verrenkt;
Da besprach ihn Sinthgunt, (und) Sunna, ihre Schwester,
Da besprach ihn Frua, (und) Volla, ihre Schwester,
Da besprach ihn Wodan, so gut ers wußte,
So (ob der) Beinverrenkung, als (ob der) Blutverrenkung, als (ob der) Gliederverrenkung;
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Glied zu Gliedern, als ob sie geleimet seien."

(Jahresbericht des voigtl. alterth. Vereins zu Hohenleuben, 1852—1855 S. 32.)

In den jetzt noch gebräuchlichen Beschwörungsformeln ist an die Stelle der germanischen Götter entweder Gott, Christus, die Maria oder der heilige Petrus getreten. — Folgende Beschwörungsformeln scheinen nach dem oben angeführten Merkmale ein bedeutendes Alter zu besitzen:

Feuersegen.

Jesus Christus ging über Land, begegnet ihm ein Feuerbrand; Brand, du sollst verlöschen, sollst nicht we

das zähl' ich dir zu gute im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes. (Nach mündlicher Mittheilung in Reichenbach.)

Brandsegen.

Maria, unsre liebe Frauen, ging über das Land; was trug sie in ihrer Hand? Einen Feuerbrand; er brennt uns und brennt nicht, das zähl ich dir zur Buße ꝛc. (Nach mündlicher Mittheilung in Reichenbach.)

Oder:

Gott der Herr ging übers Land, hat einen feurigen Brand in seiner Hand; Brand brenn' aus und nicht ein, das soll mein Brand sein, ꝛc. (Nach der schriftlichen Aufzeichnung eines Bewohners von Geilsdorf.)

Gegen das Verbrennen.

Petrus ging über Land, hatte eine verbrannte Hand, das zähl' ich dir zu gute an deinem Fleisch und Blute. (In der Pflege Reichenfels. Jahresbericht des alterthumsforsch. Vereins zu Hohenleuben, 1852—1855.)

Gegen das Reißen.

Gott der Herr ging über das Feld, da kam der Hosti Hostis. Gott der Herr sprach: Wo willst du hin? Ich will in diesen Menschen und will in ihm reißen, wüthen und toben. Gott der Herr sprach: Das sollst du nicht thun und in ihm reißen, wüthen und toben, sondern gehe hin in diesen wilden Wald, daselbst ist ein Brünnlein mit Milch und Honig beflossen, da sollst du hingehen und nicht wieder kommen. (Pflege Reichenfels. Jahresbericht von Hohenleuben, 1852—1855.)

Des Friesels Segen.

Das Friesel ging über das Land, begegnete ihm Christus der Heiland, und sprach: Friesel, wo willst du hin? Ich (Name

des Versprechenden) will hin reisen und des Herrn seine Werke besehen, dich zu vertreiben. Christus der Herr sprach: Du sollst den Herrn meiden, bis ich den Samen selber thu abschneiden, das sei dir zur Buße gezählt. (Nach der Handschrift des als Wunderdoctor in der Volkssage fortlebenden Bauers Gocof (Jacobi) in Heinsdorf.)

Blutsegen.

Ich ging in meines Gottes Garten, darinnen stunden drei Rosen, die eine hieß Blutstropfen, die andere Blutstopfen, die dritte Blutstillestehn. Wenns der liebe Gott will haben. Das zähl ich dir zu gute rc. (Nach einer Niederschrift des Bauers Gocof in Heinsdorf.)

Gegen den kalten Brand.

Unser lieber Herr Jesus Christus ging übers Land, begegnet ihm ein Vieh, das hatte einen kalten hitzigen Brand. Brand du sollst dich legen und nicht mehr regen, du sollst ziehen in eine linkete Stadt oder legt man mich und dich ins Grab rc. (Aufzeichnung eines Bewohners von Geilsdorf.)

Gegen ein blindes Kalb.

Es läuft ein Hirsch durch einen grünen Wald, da begegnet ihm ein blindes Kalb, das Kalb muß vertrakten und die Kröt muß verschmachten, das zähl ich dir zu gut rc. (Aufzeichnung eines Bewohners von Geilsdorf.)

Gegen die Würmer, besonders bei dem Vieh.

Der Herr Christus ging in den Acker, er ackerte drei Würmer aus, der eine sah weiß, der andere schwarz, der dritte roth, das zähl ich dir zu gute an deinem Fleisch und Blute. (Pflege Reichenfels. Jahresbericht des voigtl. alterthumsforsch. Vereins, 1852—1855 S. 30.)

Diebe fest zu machen.

Die Mutter Gottes ging über das Land. Was hat sie in ihrer Hand? Den König aller Könige, den Herrn aller Herren. Sie schrie: Petrus, Petrus, Petrus! Binde, binde, binde diese drei Diebe, sie wollen mir mein liebes Kindlein stehlen. Petrus sprach: Ich habe gebunden diese drei Diebe mit eisernen Ketten und mit Gottes Beistand, daß sie müssen stehen wie Stöcke, blöken wie die Böcke, und sie nicht von dannen weichen, wanken noch zucken, sie haben denn gezählet die Sterne am Himmel, den Sand am Meere, das Laub an den Bäumen, das Gras auf dem Felde, die Bäume in dem Walde, und ihnen der größte Baum müßte sein wie ein Sandkörnlein und sie nicht können von dannen bis ich komme und sie mit Gottes Bande wieder losbinde. (Pflege Reichenfels. Jahresbericht von Hohenleuben, 1852—55.) — Nach einer mündlichen Mittheilung aus Reichenbach lautet der Anfang dieser Beschwörungsformel auch: Maria ging übers Land, sie führet ihr liebes Kind bei der Hand, da kamen drei Diebe und wollten stehlen ihr liebes Kind, da sprach Maria zu Petro: Binde, binde, binde ꝛc.

Oder:

Unser Herr Christus ging in den Garten, wollte allda die heiligen Engel erwarten und die Jungfrau Maria Wedna (?). Da kam ein Dieb und wollte das . . . stehlen, das wollten ihm die 72 heiligen Engel nicht gestehen. Ich gebiete dir durch des Vaters Hand, daß du mußt stehen wie ein Stock und mußt sehen wie ein Bock und mußt zählen alle Stücken, so auf Erden liegen, und mußt zählen allen Sand am Meer, so wenig magst du von dieser Stelle gehen, bis daß dich meine leiblichen Augen sehen, dir meine leibliche Zunge wird Urlaub geben, das verhelfe Gott Vater. (Aufzeichnung des Bauers Gocof (Jacobi) in Heinsdorf.)

Ich theile noch eine Anzahl Beschwörungsformeln, welche

nicht die Worte: „ging in den Wald, auf das Feld u. s. w.“ enthalten, mit. Die meisten derselben sind Aufzeichnungen eines Bewohners von Geilsdorf, die andern erhielt ich aus Reichenbach.

Feuer zu löschen.

Feuer, du heißest Flamme, dir gebietet Jesus Christus, der werthe Mann, daß du sollst stille stehn und nicht weiter gehn; im Namen Gottes des Vaters ꝛc. (Reichenbach.)

Gegen die Rose.

Sprich, alle Glocken werden geklungen, alle Messen werden gesungen, alle Evangelien werden gelesen; damit segne ich die Rose und das Wesen. (Reichenbach.)

Gegen das Beschreien.

Da drüben in dem Wassergrund hab ich verloren meine Gesundheit. Hat mirs gethan ein Knecht oder Mann, so komm es ihn selber an; hat mirs gethan eine Magd oder Weib, komm es ihr selber an den Leib. Das sei mir (Name) zur Buß gezählt. Im Namen ꝛc. Dies muß dreimal mit drei Vaterunsern vor Sonnenaufgang gebetet werden. (Geilsdorf.)

Gegen Zahnschmerz.

Mond, du spitzst dich, meine Zähne schwitzen mich, spitzst du dich heut oder morgen, meine Zähne soll'n nicht mehr schwitzen ꝛc. (Geilsdorf.)

Blut zu versprechen.

Herr Jesus Christus, dir sind drei Blumen gewachsen unter deinem Herzen; die erste deine Gottheit, die andere deine Gerechtigkeit, die dritte dein göttlicher Wille, Blut stehe stille ꝛc. (Geilsdorf.)

Oder:

Am Himmel stehen drei Blumen, die eine heißt Wohlgemuth, die andere heißt Demuth, die dritte heißt Gottes Wille, Blut stehe stille. (Geilsdorf.)

Daß Jemanden kein Hund beißt.

Hund beißt dein Maul im Zaum, unsre lieben Frau schlug ihren rechten ein, das zähl ich dir zur Buß im rc. (Geilsdorf.)

Gegen die Würmer im Menschen.

Ich beschwör dich Speckwurm, ich beschwör dich Reitwurm, ich beschwör dich Freß- und liegender Wurm, an diesen (Name), daß du mußt sterben und in deinem Lager verderben. Das zähl ich dir rc. (Geilsdorf.)

Gegen hitzige und blöde Augen.

Die Rose und der Drache, die zogen mit einander zu Bache, Drache, Drache, Drache; im Namen Gottes rc. (Geilsdorf.)

Gegen Zahngeschwüre.

Der neue Mond am Himmel, der grüne Baum in der Erde, Gott gebe, daß mir kein Zahn mehr schwillt noch schwiert, so lange bis kein neu Licht mehr am Himmel werde, das zähl' ich mir zur Buß rc. (Geilsdorf.)

Gegen den Krampf.

Ich greif dich an mit meiner rechten Hand, du reißender Krampfen, du Krampf, du sollst stille stehn, du sollst nicht weiter, du sollst vergehn; geschwind wie der Rauch vom Wind, wie der Nebel von der Sonne sollst du gehn von dannen. (Geilsdorf.)

Das Herzgeblüt zu versprechen.

Es stehen drei Rosen auf Christi Haupt, die erste ist roth, die zweite ist todt, die dritte heißt Sevilla, Herzgeblüt, steh' stille. (Geilsdorf.)

Gegen den Feind.

Frühmorgens ging ich über ein neu Grab, da begegneten mir drei Knaben; der eine hieß Gott der Vater, der andre hieß Gott der Sohn, der dritte hieß Gott der heilige Geist. Die bewahren mein Leib und Seel, für Hauen, Stechen, Schießen, vor Silber,

Zinn, Erz, Eisen und Blei, machen mich von sichtbaren und unsichtbaren Feinden frei. Im Namen Gottes ꝛc. (Geilsdorf.)

Kriegssegen.

Durch Reiter und Fußknecht, du kommest daher, wohl unter deinen Muth, du bist losgerenkt, mit Jesu Christi Blut, mit den heiligen fünf Wunden, sind deine Rohrflinten, und bist mit offenen gebauten Säbel, Degen, Messer verbunden. Im Namen Gottes ꝛc. (Wörtlich nach der Geilsdorfer Handschrift.)

Gerichtssegen.

Ich gehe ins herrliche Haus, da sehen drei todte Männer heraus; der erste hat keinen Kopf, der zweite hat kein Herz, der dritte hat keine Zungen; helf Gott, daß alle, die wider mich sein, verstummen und verkrummen. Das zähl ich mir zur Buße ꝛc. (Geilsdorf; ähnlich auch aus Reichenbach mitgetheilt.)

Oder:

Gott grüß dich mit deinem schwarzen Hut; damit nehm ich dir Herz, Sinn, Muth und Blut; unten durch seh ich dich, mitten durch bind ich dich, oben über münd' ich dich, das helf Gott ꝛc. (Reichenbach.)

b. Aufgeschriebene Zauberformeln.

Man schreibt diese Formeln entweder an Thüren und Hausgeräthe oder auf Papier und trägt sie dann bei sich.

Hierher gehören zunächst die Kreuze oder die Buchstaben C. M. B. (die schon früher angeführten Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige), womit man das Vieh gegen das Behexen zu schützen sucht. — Von alten Leuten wird auch, wenn ein Gewitter naht, folgender Feuersegen zum Schutze gegen das Einschlagen auf den Tisch geschrieben:

$\frac{A}{L} \Big| \frac{G}{A}$ d. h.: Ach Gott laß ab!

consummatum est

Es ist vollbracht. (Marieney.)

Andere Zauberformeln, welche ich drei handschriftlichen Aufzeichnungen, der schon angeführten aus Geilsdorf, einer, welche im Besitze des Bauers Gocof in Heinsdorf war, und einer Reichenbacher verdanke, sind:

Gegen den Schuß werden folgende Formeln auf Papier geschrieben und als Brief auf der Brust getragen oder dem Pferde, auf dem der sich Schützende sitzt, unter den Sattel gelegt:

Af, Max, Marx (Heinsdorf.)

Oder:

Ale † Ariel, Aclis † Cottui ur,
Aareott. (Geilsdorf.)

Oder:

A, X, A, X, G, O, X, 77 X 77 X 5. (Geilsdorf.)

Um das Blut zu stillen, schreibt man folgende Buchstaben auf ein Papier, und trägt dasselbe am Halse oder nimmt es in die Hand:

O. J. P. V. L. V. (Heinsdorf.)

Damit sich die Feinde vor Jemandem fürchten, trage er folgende auf Papier geschriebene Formel bei sich:

A. b. e. Adonay. x. x. e. p.
sal. n. mespis. in lis mesia.
a. a. n. s. d. e. fendeanum. (Heinsdorf.)

Um immer viel Glück zu haben, trage man folgende Buchstaben bei sich:

x. c. r. i. x. r. C. f. r. s. e.
O. A. a. H. s. i. a. F. tz. x. S.

Damit die Leute hinter dem Tische einschlafen, muß man folgende Worte auf ein Messer schreiben und dasselbe unter das Tischtuch legen:

Zeffat affeo, Kopp. (Geilsdorf.)

Zum Schutze gegen Zahnschmerzen und Fieber muß man Folgendes auf einen Zettel schreiben, denselben 11 Tage

lang am bloßen Halse tragen und den zwölften Tag ins Wasser werfen:

Amacha borum
Amacha boru
Amacha bor
Amacha bo
Amacha b
Amacha
Amach
Ama
Am
A
In † † † (Reichenbach.)

Ist man bestohlen worden und will man die entwendeten Gegenstände wieder haben, so schreibe man Folgendes auf einen Zettel und lege denselben im Bett unter die rechte Seite.

S O ℌ
S E 3
a y zz. (Reichenbach.)

Oder man schreibe das Folgende auf ein Messer und lege es im Bett unters Kopfkissen:

X C B E B A D M. (Reichenbach.)

Zuweilen sind es keine Buchstaben oder Worte, sondern bloße Zeichen, welche, auf ein Stück Papier geschrieben, schützen sollen.

Ein allgemeines Schutzamulett ist z. B.:

X oder: X (Heinsdorf.)

c. Zaubernde Handlungen.

Hierher gehört der Schaden bringende „böse Blick“ gewisser Personen und das „Ausspucken“ und Ausstrecken der Zunge, durch welches ein drohendes Uebel abgehalten wird.

Das Ausspucken und Zungausstrecken zur Abwehr mißgünstigen Zaubers ist allen indogermanischen Völkern gemein; es war schon ein alter Aberglaube, als der Grieche Phidias das Gorgonenhaupt auf den Brustpanzer der Göttin Athene meißelte, es war viele Jahrtausende alt, als über dem Thore des Grimmensteins das Steinbild mit herausgestreckter Zunge eingefügt wurde, welches man vor einigen Jahren zu Gotha unter altem Gerüll auffand. (Grenzboten, 1864 Nr. 19.) Die Heilkraft des Speichels als ein Verscheuchungsmittel der Dämonen, d. h. der Wirkungen des bösen Blicks, wird schon von Plinius erwähnt. (Nork, a. a. O. S. 137.) Wirksam gegen schädlichen Zauber ist auch das Herumgehen oder Herumfahren um einen Gegenstand. Wenn im Frühjahre oder Herbste der Acker bestellt worden ist, darf der Ackersmann den Pflug nicht aus dem Felde heben, sondern muß erst dreimal um dasselbe herumpflügen; geschieht dies nicht, so kommt am Johannistage Mittag 12 Uhr der Bilmschnitter, welcher an der rechten großen Fußzehe eine Sichel hat, und zerschneidet das Getreide (Reichenbach).

Zaubernde Handlungen sind ferner: Man nimmt ein Ei aus einem Schwalbenneste, kocht es, legt es wieder ins Nest, und dann kommt die Schwalbe und bringt ein Hölzchen. Wer dasselbe im Beutel trägt, hat mehr Einnahmen als Ausgaben (Reichenbach). — Legt man ein Stück Luder unter die Schwelle des Stalles, so ist kein Pferd aus demselben zu bringen (Reichenbach). — Wenn einem Kinde ein Zahn ausgerissen wurde, so wirft das Kind denselben hinter sich über den Kopf, indem es dazu spricht: „Da Mäusel, hast du ein Beinel, gieb mir ein neues Zähnel!“ (Reichenbach.) — Von Zahnschmerzen kann man sich befreien, wenn man beim Genusse des Abendmahls hinter dem Altare in eine mitgenommene Semmel beißt (Unterwürschnitz). — Man schlägt die Kuh, welche zum Verkaufe geführt wird, mit einem Reiße, an das sich ein Bienenschwarm gesetzt hatte; es stellen sich dann viele Käufer ein (Reichenbach). — Wenn man

die ersten Schwalben sieht, so hebt man etwas Erde auf, und am ersten Pfingstfeiertage nimmt man dieselbe mit in die Kirche; dann sieht man die Hexen; jede Hexe hat eine Milchgelte auf dem Kopfe (Reichenbach). (In der Lausitz sagt man: Wenn man die erste Schwalbe sieht, so hebe man mit der großen Fußzehe etwas Erde auf; nimmt man dieselbe mit ins Bett, so verlieren sich die Flöhe.) — Hat Jemand ein Leichenmaß (welches die Verwandten zum Tischler tragen) entwendet, so kann er, wenn er es in der Nacht an Jemandes Hausthüre lehnt, die Bewohner bestehlen, ohne daß dieselben aufwachen (Pflege Reichenfels). — Reißt Jemand eine Donnerblume (Scabiosa arvensis) ab, so kommt ein Gewitter (Reichenbach). — Wenn die Kinder Deiche bauen, um das Wasser der Gosse aufzufangen, so kommt an diesem Tage Regen (Reichenbach).

Den zaubernden Handlungen sind endlich die sympathetischen Kuren beizuzählen, wobei durch das „Pröpeln" (Reichenbach) eine Krankheit auf einen andern Gegenstand über- und somit abgeleitet wird. Der siebente Sohn einer Familie, wenn die Reihe durch kein Mädchen unterbrochen worden ist, hat manche besondere Eigenschaften und kann insbesondere sympathetische Kuren ausführen (Reichenbach).

Warzen vertreibt man für immer, wenn man sie mit einem scharfen Messer abschneidet und die blutende Stelle mit Speck oder einem Stück Apfel reibt; diese Gegenstände vergräbt man unter die Traufe (Reichenbach).

Ein Mittel gegen Hühneraugen besteht darin, daß man bei abnehmendem Monde auf einen Kreuzweg geht, ein kleines Steinchen nimmt und es mit den Worten: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes!" kreuzweise auf das Hühnerauge drückt (Reichenbach).

Zahnschmerz und Brüche werden vernagelt. Man macht Holzstifte von Bäumen, in welche der Blitz eingeschlagen hat, und schlägt dieselben unter Beobachtung gewisser

Formeln am liebsten an einem Charfreitage vor Sonnenaufgang in einen Baum. Gleichzeitig werden durch den Holznagel auch Gegenstände, welche von dem Kranken herrühren, z. B. Haare, mit eingeklemmt (Reichenbach †). — Zahnschmerzen vertreibt man ferner dadurch, daß man hinaus ins Freie geht, den Zweig von einem Baume, ohne ihn abzuschneiden, zuspitzt und damit so lange in dem kranken Zahne stochert, bis Blut herauskommt. Das zugespitzte blutige Ende wird hierauf in die Rinde des Baumes festgesteckt, so daß von dem Zweige ein Oehr gebildet wird. Sobald aber Jemand den Zweig herauszieht, soll der Zahnschmerz wiederkommen (Reichenbach). Man kann dergleichen umgebogene Zweige, die zum Theil mit dem Stamme wieder verwachsen sind, vielfach in der Umgegend von Reichenbach sehen. — Ein anderes Mittel gegen Zahnschmerz besteht darin, daß man in einen gelben Weidenstrauch fünfmal spuckt und dann in eine schwache Ruthe fünf Knoten knüpft; wenn die Ruthe verdorrt, hört auch der Zahnschmerz auf (Planschwitz). — Gegen das Reißen wird von den Pröpelfrauen ein Geheimmittel gegeben. Dasselbe besteht aus einem zusammengewickelten, hin und hergebogenen und fest zusammengebundenen Papiere, das an einem Faden auf der bloßen Brust getragen wird. Auf dem Papiere steht irgend eine geheimnißvolle Formel, auch ist in dasselbe ein starkriechender Stoff (jedenfalls Kampfer, der überhaupt als Volksheilmittel gegen das Reißen gilt) eingewickelt worden. Niemand wagt, ein solches Papier aufzumachen, aus Furcht, er möchte blind werden (Reichenbach).

Als Mittel gegen den sogenannten „Ziegenpeter“, eine bei den Kindern nicht selten auftretende Drüsengeschwulst, gebraucht man den Strick von einer Ziege, der eine Nacht hindurch dem Leidenden um den Hals gebunden und an welchen dann die Ziege wieder befestigt wird. (Reichenbach).

Junge Eichenstämmchen werden gespalten, auseinander gebogen, und Kinder, die einen Bruch haben, dreimal stillschwei-

gend durchgezogen. Der Bruch heilt, wenn die beiden Hälften des Stämmchens zusammengebunden worden sind und wieder mit einander verwachsen (Reichenbach). Denselben abergläubischen Gebrauch, bei welchem man trotz der Mystik einen innigen Zusammenhang mit der Natur ahnt, trifft man auch in Hinterpommern an. (Pflanzenmystik in Hinterpommern in: die Natur, Zeitschrift ꝛc. 1866 Nr. 2 u. 4.) — Ein gewisser M... in Lauterbach begab sich in der Nacht des Charfreitags oder am Weihnachtsheiligenabende auf den Oelsnitzer Gottesacker und holte Erde von den drei letzten oder frischesten Gräbern, oder er stach Rasen aus, legte Etwas auf die kahle Stelle und fügte den ausgestochenen Rasen wieder hinein. Dadurch heilte er Brüche und Epilepsie. Die Erde von den Gräbern wurde um den kranken Körper gebunden, und mehrere Bauern versicherten, daß der nun verstorbene M... Viele von Brüchen und von der Epilepsie geheilt habe.

d. Zauberdinge.

Naturerscheinungen und Naturdinge.

Mairegen befördert das Wachsthum der Kinder (allgemein). — Regnet es auf Kinder vor dem vollendeten ersten Lebensjahre, so bekommen sie Sommersprossen (Oelsnitz). — Das Wasser, am Morgen des Charfreitags und ersten Osterfeiertags geholt, hilft gegen verschiedene Uebel (s. Schicksalszeiten). — Durch das Feuer in der Walpurgisnacht werden die Hexen vertrieben. — Die glimmenden Kohlen vom Christabende bis zum Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages halten vielleicht die feindlichen Mächte ab. — Ein Feuerzeug als Hochzeitsgeschenk bringt Segen (Markneukirchen).

Kukuksblumen (Orchideen) im Hause machen, daß die Kühe nicht mehr viel Milch geben (Gegend von Oelsnitz). — Die Wurzelknollen des gefleckten Knabenkrauts (Orchis maculata) zu Johanni ausgegraben und bei sich getragen, brin-

gen Glück im Spiele und machen, daß man immer Geld im Beutel hat (Reichenbach). — Ein Kränzchen von „Siebengezeug“, eigentlich „Siebengezeit“ (blauer Honigklee, Melilotus coerulea Lam.), das Frauen zuweilen auf den Markt und in die Häuser zum Verkauf bringen, über die Stubenthüre gehängt, hält die Hexen und bösen Geister ab (Reichenbach). — Dorant und Dosten hilft den Wöchnerinnen, wenn sie eins der beiden Kräuter bei sich tragen, gegen die bösen Geister (allgemein). — Basilicum unter die Suppenschüssel gelegt, ist ein Mittel, um die Keuschheit zu erproben. Wenn die betreffende Person dann aus dem Teller ißt, so ist sie keusch; wenn nicht, so muß sie unkeusch sein (Reichenbach). — Die Kraft der Adlerswurzel (die Wurzel vom Adlerfarrn?) sollte kalt gewordne Geliebte fesseln (Hahn, Gesch. v. Gera II. 857). — Die Wurzel vom Fünffingerkraute am Morgen des Johannistags gegraben, verschafft die Zuneigung der Personen, die man liebt (Pflege Reichenfels). — Ein vierblättriges Kleeblatt bedeutet Glück (allgemein †). (In Hinterpommern, wo der Glaube an die Glück bringende Kraft des vierblättrigen Kleeblatts ebenfalls verbreitet ist, setzt man noch hinzu, daß ein fünfblättriges Kleeblatt Unglück bedeute.) — Hauslaub (Sempervivum tectorum) auf die Dächer gepflanzt, schützt gegen das Einschlagen des Blitzes. Es wurde aus demselben Grunde schon von Karl dem Großen zur Anpflanzung empfohlen. Früher hatten in der Reichenbacher Gegend viele Bauern in ihren Gehöften die genannte Pflanze, da sie dieselbe zugleich bei kleinen Kindern gegen Leibschmerzen und Krämpfe gebrauchten; jetzt ist sie nur sehr vereinzelt daselbst zu finden. — Schlafäpfel (eine Art Gallen) vom Rosenstrauche werden den Kindern unters Kopfkissen gelegt, damit sie gut schlafen (Reichenbach). (Die Schlafäpfel sollen „Nesteln“, d. h. Geflechte der Frau Holla sein, und in einigen Gegenden Deutschlands sagt man, daß derjenige, welcher sie unter sein Kissen lege, zu Hollas nächtlichen Gelagen

geholt, oder in die Arme der Liebhaberin geführt werde. Nork, a. a. O. S. 620.) — Doppelähren, an den Stubenbalken oder hinter den Spiegel gesteckt, schützen das Haus gegen das Einschlagen des Blitzes (Reichenbach †). — Der erste blühende Roggen, den man sieht, wird abgestreift und die Staubgefäße werden als Schutzmittel gegen das Fieber gegessen (Reichenbach †). Dieser Gebrauch findet sich auch in Hinterpommern (Pflanzenmystik in: die Natur, 1866, Nr. 2 u. 4). Die ersten Roggenblüthen, im Namen der heiligen Dreieinigkeit gegessen, sollen überhaupt vor Schaden bewahren (Reichenbach). — Grüner Rasen auf dem Grabe des Vaters ist für dessen Ruhe gut (Pflege Reichenfels). — Obstpärchen werden von Schwangeren nicht gegessen, damit sie keine Zwillinge bekommen (Pflege Reichenfels). — Das Holz von Bäumen, welche der Blitz zertrümmert hat, nehmen Holzhauer gern zu Keilen und die nennen sie Donnerkeile (Reichenbach). Dies scheint mit der Verehrung des Donar in Verbindung zu stehen. — Das Holz, woran sich ein Bienenschwarm gesetzt hat, wird abgeschnitten und vertheilt. Die Mädchen nehmen Stücke davon mit auf den Tanzboden; sie glauben dann viele Tänzer zu finden (Reichenbach). — Gewisse Blumen, zum Beispiel Fuchsien, an den Fenstern gezogen, gelten zuweilen als Unglücksblumen (Reichenbach und an der obern voigtländischen Grenze gegen das Erzgebirge). — Die zaubernde Kraft des Hirse, sowie die Bedeutung, welche man dem Hollunder beilegt, ist bereits früher angeführt worden.

Wenn man den Rosenkäfer (Cetonia aurata) bei sich trägt, so hat man Glück. In Reichenbach kommt es zuweilen vor, daß Frauen diesen Käfer zum Verkaufe in die Häuser tragen. — Das getrocknete Herz der Fledermaus bei sich getragen, bringt ebenfalls Glück, besonders im Spiele (Reichenbach). — Wespennester getragen, sollen die Neigung der Frauen gewinnen helfen (Pflege Reichenfels). — Spinn-

weben im Stalle bringen Glück (Reichenbach †). — Ein Schwalbennest am Hause schützt dieses vor dem Einschlagen des Blitzes (allgemein †). — Wenn das erste Fleisch, welches ein Kind erhält, Lerchenfleisch ist, so lernt das Kind gut reden und singen (Reichenbach). — Der Zahn von einem Todten in der Tasche hilft gegen Zahnschmerz; man darf ihn aber nicht mit bloßen Händen angreifen (Oelsnitz). — Der die „Flüsse“ wegziehenden Kraft der Kreuzschnäbel und Meerschweinchen wurde gedacht; und ebenso der wehrenden Kraft, welche ein unter eine Stallthürschwelle gelegtes Stück Pferdefleisch hat. Desgleichen hat das Salz übernatürliche Kräfte. — Auch Theile vom menschlichen Körper besitzen eine zaubernde Kraft. Haare dürfen z. B. nicht weggeworfen werden; denn wenn die Vögel dieselben zum Neste nehmen, bekommt der betreffende Mensch Kopfschmerz (Reichenbach †).

Kunstproducte. Der verschiedenen Erbgegenstände wurde schon gedacht. — Der Besen, womit man die Stube, in welcher Jemand gestorben ist, ausgekehrt hat, wird auf den Gottesacker geworfen (Reichenfels). Auf Besen reiten auch die Hexen. — Das Säetuch muß rein und lang sein. — Der Knoten in einem Strohseile muß aufgeknüpft werden; er darf besonders nicht auf den Mist geworfen werden (natürlicher Grund: weil er weniger schnell verfault); knüpft Jemand den Knoten auf und er sticht sich dabei, so heilt die Wunde nicht (Reichenbach). — Strohseile am Fastnachtstage gefertigt, helfen auch gegen Mäusefraß; zu Weihnachten um die Bäume gebunden, machen sie, daß die Bäume viel tragen. — Geschenkte Stecknadeln ziehen Tänzer herbei; die Mädchen, welche die Nadeln hergeben, bekommen keine Tänzer (Reichenbach). — In der geraischen Gegend wurden früher Wunderpulver (wozu?) aus den Knochen hingerichteter Verbrecher zubereitet. (Hahn, Gesch. v. Gera II. S. 857.) Auch das Blut der Hingerichteten soll gegen die fallende Sucht helfen (allgemein). (Der

Glaube an die Heilkraft von Blut und Knochen der Hingerichteten beruht vielleicht auf der heidnischen Vorstellung, daß ein freiwilliger Tod verdienstlich sei, ja sogar den unmittelbaren Uebergang in den Zustand der Seligen ermögliche. Später verschob man die Hinrichtung von Verbrechern bis zu einem Feste, weil an solchem vorzugsweise der Gottheit Sühnopfer dargebracht wurden. Bei den Kelten wurde der Verbrecher fünf Jahre lang zum Opfer aufgespart. Mußte man da nicht auf den Gedanken kommen, daß den Ueberresten eines solchen Opfers eine besondere Wirksamkeit innewohne? S. darüber Nork, Sitten u. Gebräuche, S. 318—320.) — Ringe aus Sargnägeln, in der Nacht vom grünen Donnerstage bis Charfreitage geschmiedet, helfen gegen Krämpfe und Fieber (Werdau, Adorf). — Hufeisen, welche gefunden werden, bringen Glück. Glück bringen auch die im Jahre 1777 geschlagenen sächsischen Pfennige, von denen man sagt, daß sie Gold enthalten (allgemein). — Ein Lauskamm unter dem Butterfasse schützt gegen das Behexen (Heinsdorf). — Geld, von den Wöchnerinnen in den Brunnen geworfen, macht, daß das Wasser nicht wegbleibt; ebenso werden Bäume Weihnachten mit Geld beschenkt, daß sie viel tragen (Heinsdorf, Cunsdorf). — Die Wöchnerinnen tragen, wenn sie zum ersten Male in den Keller gehen, neunerlei Band in ein Papier gewickelt bei sich, um vor dem Einflusse böser Geister geschützt zu sein (Reichenbach).

Christlich-kirchliche Dinge. Man wäscht sich mit Taufwasser, so kommt man Gott näher (Markneukirchen). — Man sucht sich Wachs von Altarkerzen zu verschaffen, und bestreicht damit die Schnäbel und Flügel junger Gänse, damit sie besser gedeihen (Mißlareuth). Auch in der Lausitz wurde das Wachs, welches am heiligen Christtage von den Altarkerzen abtropft, als Zaubermittel benutzt. (Haupt, Sagenbuch, S. 195.) — Damit das zu backende Brot gesegnet werde, macht man mit dem Finger drei Kreuze auf den Teig; auch wird mit dem Messer

das Kreuzeszeichen dreimal auf die Unterseite des Brotes gemacht, wenn man dasselbe anschneiden will (Reichenbach †). Das dreifache Kreuzeszeichen macht man ebenfalls einem Kinde über den Mund, wenn es gähnt (Reichenbach, Oelsnitz †).

B. Arten der Zauberei.

a. Die Bosheitszauberei.

Die Bosheitszauberei, welche Böses aus Lust am Bösen anstiftet, beruht auf einem Bündnisse mit dem Teufel. Aus dieser Ueberzeugung von der Ausführung böser Thaten mit Hülfe der Macht des Teufels entspringt aber der Glaube an Hexen, Drachen, den Alp und Bilmschnitter.

Hörte man das Geschrei der Bekassine, einer Schnepfengattung, so meinte man, es seien Hexen, welche durch die Luft ritten. (Hahn, Gesch. v. Gera, II. S. 850.) In die Häuser der Hexen fuhr der Teufel in feuriger Gestalt durch den Schornstein und brachte ihnen Reichthümer. Mit den Hexen aber mochte Niemand umgehen, da jeder von ihnen durch Kauf oder Handel erlangte Gegenstand von Geldeswerth wieder in ihre Hände zurückging. Für thöricht hielt man es, das von einer Hexe empfangene Geld mit dem eigenen zu vermischen, da letzteres zugleich mit dem Teufelsgelde wieder verschwand. (Ernst, Gesch. u. Beschr. d. Bezirks u. d. Stadt Hof, S. 36.) Menschen, denen die Augenbrauen auf der Stirn zusammengewachsen sind, sind Hexen (Reichenbach). Nach Prätorius stoßen die Augenbrauen des Alp in gleichen Linien zusammen; und Andere erzählen, daß Leute, denen die Augenbrauen auf der Stirn zusammengewachsen sind, wenn sie Zorn oder Haß auf Jemanden haben, den Alp mit bloßen Gedanken zuschicken können. (Deutsche Sagen der Brüder Grimm, 1. B. S. 114.) — Wem die Augenbrauen über der Nasenwurzel verwachsen sind, der kann

„beschreien", aber nicht selbst beschrieen werden (Reichenbach). Das „Beschreien" ist nämlich die gewöhnlichste Art des Behexens, die darin besteht, daß man einen Menschen oder ein Hausthier seines guten Aussehns, seiner Gesundheit und anderer Eigenschaften wegen lobt; es wird dadurch aber das Entgegengesetzte des Ausgesprochenen bewirkt. Auch braucht das Beschreien nicht immer aus böser Absicht zu geschehen. Deshalb darf man kein Kind bewundern, ohne hinzuzusetzen: „Gott behüte es!" sonst stirbt es oder es gedeiht nicht mehr (Reichenbach, Gera, Oelsnitz). Auch das Vieh darf man nur in dieser Weise bewundern oder loben (Oelsnitz). — Jedenfalls geschieht es auch zum Schutze gegen das Beschreien, daß man beim Nießen eines Andern „Gott helf dir!" oder: „Zur Gesundheit!" sagt (allgemein). Nach Hahn (Geschichte von Gera I. S. 287) kam dagegen das Glückwünschen beim Nießen im 6. Jahrhunderte durch eine Pest, welche mit Nießen begann und bald darauf mit dem Tode endete, auf. Demjenigen, welcher zu nießen anfing, rief man daher zu: „Nun helf' dir Gott!" — Ob ein Kind beschrieen worden ist, erkennt man an dem salzigen Geschmacke, den man empfindet, wenn die Stirne des Kindes mit der Zunge berührt wird (Oelsnitz). — Von den Schutzmitteln gegen das Behexen ist bei den Schicksalszeiten schon gesprochen worden; andere Schutzmittel werden später folgen. Ebenso wurde bei dem Pfingstfeste angegeben, wie man Hexen erkennen kann. Hierzu noch der Ausspruch: „Wer sich beim Segensprechen in der Kirche umsieht, ist entweder eine Hexe oder kann die Hexen sehen", den man in der Reichenfelser Pflege (wie in Mecklenburg) antrifft. — Auch das Alpdrücken wird den Hexen zur Last gelegt. Den Schlafenden befällt ein unterdrücktes Athemholen, die Sinne sind gelähmt und es wandelt ihn das Gefühl von Erstickung an. Es kommt ihm vor, als ob sich Jemand über ihn lege und ihm den Mund zuhielte, um das Aufschreien zu verhindern. (Nork, Sitten u. Gebräuche der Deutschen, S. 684.) Wenn man den Alp zum

Kaffee für den andern Morgen einladet, so geht er fort (Zwickau). Dr. Adolph Wuttke fügt noch hinzu, daß er dann meist in Gestalt eines Bettlers oder Bettelweibes komme, um das Versprochene in Empfang zu nehmen (Dr. Spieß, a. a. O. S. 30). — Unter dem Drachen stellt man sich den Teufel vor (Reichenbach). Er trägt den Leuten Geld ins Haus. Das Hirseessen am Neujahrstage steht damit im Zusammenhange, da es die Bedingung dazu ist, im nächsten Jahre reich zu werden; denn der Drache wird mit Hirse gefüttert (Spieß, a. a. O. S. 30). Der Drache trägt auch den Mist fort und bringt ihn seinen Freunden (Pflege Reichenfels). — In seiner Geschichte von Gera erzählt Hahn (II. S. 855), daß man das große Feuer in Schleiz, welches am 24. März 1637 außer Kirche, Schul- und Pfarrgebäude, drei Gassen einäscherte, dem Drachen Schuld gab. Von zwei Weibern, die beide den Drachen hatten, war die Eine von der Andern bestohlen worden, worauf der Drache der Ersteren das Haus der Diebin in Brand setzte und dadurch das weit um sich greifende Feuer veranlaßte. Man war damals so fest von der Wahrheit des Gesagten überzeugt, daß die stehen gebliebenen Mauern des erwähnten Hauses in der Absicht, an dieser Stelle nie wieder aufzubauen, vollends niedergerissen wurden. — Zur Bosheitszauberei gehört endlich die Sage von dem Bilmschnitter, von dem bereits früher gesprochen wurde.

b. Die Schutz- und Glückszauberei.

Es steht dieselbe mit der Bosheitszauberei insofern im Zusammenhange, als durch sie nicht blos irdische Glücksgüter zugewendet, sondern auch mögliche oder schon vorhandene Uebel, welche durch das Behexen oder andere Zauberkünste zugefügt wurden, abgewendet und vernichtet werden sollen.

1. Der schützende Zauber gegen mögliche Uebel.

Derselbe besteht entweder in dem Unterlassen, oder in dem Thun bestimmter Handlungen.

α. Das Unterlassen bestimmter Handlungen.

Man darf keine Schwalbe tödten oder ein Schwalbennest zerstören, weil sonst das Haus dessen, der dies thut, abbrennt (Reichenbach). — Man soll auch keine Spinne tödten, weil dies Unglück bringt (Reichenbach). — Spinnweben bringt man nicht aus dem Stalle; sie bringen Glück (Reichenbach). — Man darf an dem Kleide, welches man eben angezogen hat, nichts nähen, sonst bellen den Betreffenden die Hunde auf der Straße an (Reichenbach †). — Man lasse sich nicht malen, sonst muß man sterben (Zwickau). — Wenn Jemand die „Rose" im Gesicht hat, so darf er nicht in den Spiegel sehen, sonst wird die Krankheit „süchtig", d. h. wahrscheinlich, sie kehrt wieder, wird zu einem stehenden Uebel (Reichenbach †). — Ueber ein noch nicht einjähriges Kind darf man nicht wegsteigen, weil es sonst nicht wachsen würde (Reichenbach, Oelsnitz †). — Ein noch nicht einjähriges Kind darf man nicht auf den Abtritt tragen, weil es einen übelriechenden Athem bekommen würde (Oelsnitz). — Man darf nicht mit einem noch nicht einjährigen Kinde auf den Gottesacker gehen, weil es sonst sterben würde (Oelsnitz). — Ein noch nicht einjähriges Kind darf nicht rothe Schuhe tragen, weil es in der Folge kein Blut sehen könnte (Conradsreuth). — Kinder dürfen nicht in der Zeit der Baumblüthe abgewöhnt werden, sonst erhalten sie bald graue Haare (Conradsreuth). Bei den Wenden in der Lausitz darf dies aus demselben Grunde nicht geschehen, so lange der Schnee liegt. — Ein in der Wiege liegendes Kind darf sich mit dem Leibe nicht ganz zurückbeugen, sonst bekommt es Herzgespann (eine Geschwulst oder Auftreibung über dem Magen) (Reichenbach). — Ein nicht einjähriges Kind darf man nicht in den Mond sehen lassen, sonst wird es mondsüchtig (Oelsnitz). — Zwei noch nicht ein Jahr alte Kinder dürfen nicht miteinander spielen und verkehren, sonst lernt eins von ihnen schwer reden (Oelsnitz). — Kinder unter

einem Jahre dürfen nicht Eier essen, weil sie sonst geschwätzig werden (Planschwitz). — Kinder unter einem Jahre dürfen nicht Hirse essen, weil sie sonst Hirsekörner im Gesicht und Gerstenkörner in die Augen bekommen (Planschwitz). — Sie dürfen auch nicht vom Regen getroffen werden, sonst bekommen sie Sommersprossen (Planschwitz). — Kinder darf man nicht, bevor sie ein Jahr alt sind, in den Spiegel sehen lassen, sonst werden sie eitel (allgemein †). — Man darf ihnen auch während des ersten Lebensjahres nicht die Fingernägel abschneiden, sonst lernen sie stehlen (Conradsreuth, Planschwitz). Man findet im Voigtlande (wie in der Lausitz) häufig, daß den kleinen Kindern die zu lang gewordenen Fingernägel von der Mutter abgebissen werden. — Unter einem Jahre darf man einem Kinde Nichts abschneiden, z. B. auch keinen Heftel vom Kleide, sonst schneidet man ihm von seinem Glücke etwas ab (Reichenbach). — Man darf auch dem Kinde unter einem Jahre kein Kleidchen anmessen (Reichenbach). — Wochenkinder dürfen vor der Taufe nicht allein gelassen werden, sonst kommt der Wechselbalg und tauscht sie um (Reichenbach). — Eine leere Wiege darf nicht gewiegt werden, sonst hat das Kind keine Ruhe (Reichenbach †). — Kinder dürnicht „gokeln", d. h. mit Feuer spielen, sonst nässen sie das Bett (allgemein †). — Kleidungsstücke lasse man nicht über Nacht draußen, sonst kommt der Nachtschatten hinein, und wer sie anzieht, wird mondsüchtig (Reichenbach). — Man muß sich hüten, früh ein Kleidungsstück verkehrt anzuziehen, weil am Tage sonst Alles verkehrt gehen würde (Reichenbach). — Mit dem linken Fuße darf man nicht zuerst aus dem Bette steigen, weil man sonst den Tag über verdrießlich sein würde und alles, was man anfinge, verkehrt ginge (Reichenbach †). — Wenn ein Besuch sich nicht niedersetzt, so nimmt er die Ruhe mit (allgemein †). — Es hütet sich der Begleiter, zuerst hinaus zu kommen, weil dann der Besuch nicht wieder käme (Pflege Reichenfels). — Mit einem Lichte soll man nicht unter den Tisch leuchten, sonst

entsteht an demselben Abende noch Zank (Oelsnitz). — Man darf nicht über einen Kehrichthaufen schreiten, weil dem Betreffenden sonst Unangenehmes begegnet (Oelsnitz, Reichenbach). — Man darf nicht das letzte Stück Brot aus dem Hause ins Freie tragen, weil man sonst das Glück mit forttragen würde (Oelsnitz). — Das Brot darf nicht verkehrt auf den Tisch gelegt werden, weil böse Leute dann über das Haus Macht haben würden (Reichenbach); auch darf man die angeschnittene Seite eines Brotes nicht der Thür zukehren, weil der Segen aus dem Hause ginge (Reichenbach, Zwickau). — Bei der Mittags- und Abendmahlzeit darf man Nichts übrig lassen, sonst wird schlechtes Wetter (Reichenbach). — Man darf ein Messer nicht mit der Schneide nach oben liegen lassen, weil dann der Teufel darauf reitet (Reichenbach); ebenso darf man auch einen Rechen nicht so hinlegen, daß die Zinken nach oben stehen (Reichenbach). — Ein Frauenzimmer lasse sich Niemanden an seiner Schürze abtrocknen, sonst wird ihm diese Person gram (Conradsreuth). — Zwei Personen dürfen sich nicht gleichzeitig an einem Handtuche abtrocknen, sonst wird die Freundschaft zerstört (Reichenbach). — Auch dürfen sich aus demselben Grunde mehrere Personen beim Abschiede nicht kreuzweise die Hände geben (Reichenbach, Oelsnitz). — Zum Hausrathe darf man nicht Kaffeetassen schenken, weil dann die Frau Schläge bekommen würde (Oelsnitz). — Ebenso giebt man nicht Messer, Gabeln und Löffel als Hausrath, weil diese Gegenstände eine schlechte Ehe bewirken würden (Oelsnitz). — Man darf keine Steine nach Hause tragen, das bringt Unglück (Reichenbach). — Die beim Kämmen ausgehenden oder die abgeschnittenen Haare darf man nicht zum Fenster hinauswerfen; wenn sie die Vögel holen, bekommt man Kopfschmerz (Reichenbach). — Findet man etwas Eingewickeltes, so soll man es nicht aufheben, da in dem Eingewickelten eine Krankheit „verthan“, d. h. durch Zauberei hineingebannt sein könnte, die dann auf den Finder übergehen würde (Zwickau). — Man soll durch

nichts kriechen, ohne auf demselben Wege zurückzukriechen, man würde sonst nicht mehr wachsen (Reichenbach). — Man verkauft vom ersten Buttern nach dem Kalben nichts, damit das Glück nicht weggegeben werde (Dörfer bei Adorf). — Beim Säen wird kein Wort gesprochen, selbst nicht gedankt, wenn Jemand grüßt (Reichenbach). — Es darf auch kein Beet beim Säen ausgelassen werden, sonst stirbt Jemand in der Familie (Reichenbach). — Der Bauer läßt die Milch nicht gern zu fremder in einen und denselben Krug schütten, weil die Kühe dann wenig Milch liefern (Reichenbach). — An den heiligen Abenden darf man nichts verborgen oder verkaufen, weil der Nutzen weggegeben wird (Reichenbach); auch darf man einem Bettler keine Gabe verabreichen, wenn an demselben Tage ein Kalb geboren wurde (Reichenbach, Hohenleuben †). — Kukuksblumen darf man nicht ins Haus bringen; wenn man es thut, so geben die Kühe nicht mehr viel Milch (Oelsnitz). — Man gebe nicht das erste Stück, welches man von einem Brote abgeschnitten hat, aus dem Hause, weil dann der Segen mit weggegeben wird (Reichenbach). — An dem Tage, an welchem ein Kalb geboren wird, darf aus der Wirthschaft keine Milch weggegeben werden, sonst stirbt das Kalb in kurzer Zeit (Reichenbach). — Man darf Niemandem eine Stecknadel schenken, weil dadurch Feindschaft entsteht; es wird gesagt: das zersticht die Freundschaft. Ohne üble Bedeutung ist das Geschenk, wenn derjenige, welcher die Nadel bekommt, den Andern anlacht (Reichenbach). — Auch darf Jemand nicht von einer Frucht essen, von der ein Anderer schon etwas abgebissen hat, weil beide dann einander gram werden (Reichenbach). — Man soll das Bette nicht mit den Füßen gegen die Thüre stellen, weil auch die Todten mit den Füßen gegen die Thüre gelegt werden (Reichenbach). — Geht Jemand in die Fremde, so darf er sich nicht nach seiner Heimath umsehen; er hat sonst kein Glück und kommt bald wieder (Oelsnitz). — Man darf Jemandem, der auf die Jagd geht, nicht Glück wünschen, sonst trifft er nichts

(Oelsnitz). — Eine Jungfrau oder ein lediger Mann darf kein Stückchen Butter anschneiden; wenn sie es thun, so können sie sich vor sieben Jahren nicht verheirathen (allgemein †). — Beim Schlachten darf man das Thier nicht bedauern, sonst stirbt es schwer (Reichenbach). — Während des Sommers darf man im Walde nicht Butter auf dem Brote haben, weil dem Betreffenden sonst die Ottern nachziehen.

Andere Handlungen, welche bei der Geburt eines Kindes, bei Trauungen und Begräbnissen vermieden werden müssen, finden später eine Stelle.

β. Das Thun bestimmter Handlungen.

Das Waschen mit Osterwasser hilft gegen verschiedene Krankheiten. Ißt man die ersten Kornblüthen, so bleibt man vor Fieber verschont. Gegen Zahnschmerz schützt man sich, wenn man an jedem Freitage die Nägel verschneidet und zwar so: das eine Mal die der linken Hand und des rechten Fußes, das andre Mal die der rechten Hand und des linken Fußes (Oelsnitz). Oder wenn man beim Beginnen des Waschens mit dem rechten nassen Daumen hinter das Ohr fährt und beim Abtrocknen zuerst die Handgelenke abtrocknet (Oelsnitz).

Gegen den Bilmschnitter hilft das kreuzweise Schießen über die Felder am Walpurgisabende. Gegen die Hexen werden zu derselben Zeit rothe (oder auch schwarze) Kreuze über die Stallthüre gemalt (allgemein), oder die Düngergruben mit Birkenreißern besteckt (Reichenbach). — Wenn man ein Stück Vieh kauft und dasselbe in den Stall führt, so muß es über eine an die Schwelle gelegte Hacke, ein Beil oder einen Besen gehen, daß es nicht beschrien werde (Reichenbach, †). (Nork erzählt [Sitten und Gebräuche S. 343], daß man in andern Gegenden ein Beil mit einem rothen Weiberstrumpfe überzieht und das Rind an der Stallthüre darüber schreiten läßt, wenn man es

zuerst auf die Weide treibt). Es wird ihm auch gegen das Beschreien wie in der Lausitz ein rothes Bändchen an den Schwanz gebunden (allgemein). — Damit das Rindvieh nicht beschrien werde, was am leichtesten geschieht, wenn die Milch davon in fließendes Wasser getragen wird, thut man drei Körnchen Salz hinein (Pflege Reichenfels). Beim Milchverkaufe wirft man etwas Salz in die Milch (Wohlbach). — Zum Schutze gegen das Beschreien der Kühe und damit sie recht gute Butter geben, legen die Bauersfrauen einen Lauskamm unters Butterfaß; sie thun dies besonders dann, wenn die Milch nicht zusammenlaufen will (Heinsdorf). — Dem neugebornen Kalbe schneidet man oben an einem Wirbel ein Büschel Haare ab und giebt dieselben der alten Kuh mit dem gewöhnlichen Futter zu fressen, damit es ihr nicht „anthut", d. h. nicht bange wird, wenn man das Kalb verkauft (Reichenbach). — Ein Kalb muß beim Verkaufe verkehrt aus dem Stalle getragen werden, wenn die Kuh nicht darnach schreien soll (Wohlbach). — Beim Kalben bekommen die Kühe Butterfladen mit viel Salz und anderen Gewürzen, und die Frau trägt den Fladen unter dem Arme, wenn sie zur Kuh geht (Reichenbach). — Um die Schweine bald an den Stall zu gewöhnen, braucht man nur bei ihrem erstmaligen Auslassen einige Borsten aus ihrem Rücken zu raufen, dieselben unter die Schwelle der Stallthüre zu legen und dabei zu sagen:

„Du Schwein, komm' wieder in deine Stell',
Als wie der Advokat in die Höll'!" (Kirchenlamitz.)

Um im nächsten Jahre eine Wiese mit reichlichem Graswuchse zu erhalten, setzt man sich nach Beendigung der Heuernte auf dieselbe. (Kirchenlamitz. S. Spengler a. a. O. S. 24.) — Frauen, welche säen, ziehen ihre Sonntagskleider an (Reichenbach). — Beim Säen nimmt man lange Tücher und reingewaschenes Leinenzeug (Hohenleuben, Reichenbach). — Wenn das

Dienstmädchen „anzieht“, so muß es zuerst in den Ofen sehen, damit es kein Heimweh bekomme (Reichenbach, †); auch die junge Frau muß bei der Ankunft in dem Hause ihres Mannes zuerst ins Ofenloch sehen (Heinsdorf). — Die anziehenden Dienstboten kommen am Mittage zu ihrer neuen Herrschaft; sie erhalten dabei Klöse, welche sie auf der Ofenbank verzehren. Sauerkraut wird ihnen dabei nicht vorgesetzt, damit ihnen die Arbeit nicht beschwerlich falle (Pflege Reichenfels). Beim Abziehen hütet sich das Gesinde, daß es nicht „überzogen“ wird, d. h. es ziehet ab, ehe das Neugemiethete einzieht, oder schafft wenigstens seine Sachen früher fort (Reichenfelser Pflege). In eine neue Wohnung bringt man zuerst Salz, Brot und einen neuen Besen (in Reichenbach Brot und einen Tisch), damit man darin Glück habe (Conradsreuth). — Ehe der Landmann aussät, wirft er gern eine Handvoll Samen seitwärts, indem er dazu spricht: „Ich werf den Samen aus meiner Hand ins reine Land; Gott behüt' ihn vor Rost und Brand (Pflege Reichenfels). — Wenn man verreist, wird das Brot vom Tische genommen und in den Schrank gelegt (Reichenbach). — Man nimmt ein Stück Brot, trägt es eine Zeit lang unter der Achselhöhle auf dem bloßen Leibe und giebt es dann dem Hunde, welchen man gekauft hat, zu fressen; das Thier bleibt dann treu (Reichenbach). — Ist Jemand von einem Hunde gebissen worden, so schneidet man demselben Haare ab und legt sie auf die Wunde; das hilft gegen den Schreck (Cunsdorf). In der Lausitz werden die Haare des Hundes verbrannt und die Asche wird mit Wasser gegen den Schreck eingegeben. — Vor einem Hunde, der beißen will, schützt man sich durch Einschlagen des Daumens (Oelsnitz). — Kommt eine Frau mit einem leeren Tragkorbe in eine Stube, in welcher ein noch nicht 6 Wochen altes Kind liegt, so muß man drei Spähne vom Tragkorbe schneiden und zu dem Kinde in die Wiege legen; sonst trägt die Frau die Ruhe des Kindes tragkorbweise fort (Oelsnitz und über Auerbach). — Kommt eine

schwarzgekleidete Leichenfrau zufällig in eine Stube, in der ein kleines Kind liegt, so nimmt sie dasselbe aus der Wiege, drückt es an sich und herzt es. Dadurch wird verhütet, daß das Kind sich später fürchtet (Oelsnitz). — Damit ein Kind bald laufen lerne, setzt man es auf einen Esel (Reichenbach). — Sobald ein neugebornes Kind eingebunden worden ist, hält man es in aufrechter Stellung an die Stubenthüre und schneidet unmittelbar über dem Kopfe in die Thüre drei Kreuzeszeichen ein. Sobald das Kind diese Zeichen überwachsen hat, kann es nicht mehr beschrieen werden (Oelsnitz). — Ist ein Kind eingebunden worden, so macht man über dasselbe drei Kreuze, indem man die Hände kreuzförmig übereinander legt; dadurch wird das Kind vor Schaden und Unglück bewahrt (Oelsnitz). — Auch wenn das Kind gähnt, macht man vor dessen Munde mit dem Finger drei Kreuzeszeichen (Reichenbach, †). Wenn ein Kind auf den Kopf fällt, so drückt man mit einem Messer kreuzweise auf die getroffene Stelle, damit keine Beule werde (Reichenbach, †). In Richards „Licht und Schatten", (S. 114) findet sich dazu folgende Notiz: Auf den Jahrmärkten zu Meißen, Bischofswerda und andern Orten hatte man (1546) viele „rothe, geweihte Messerchen mit drei Kreuzen", welche die sogenannten Antoniusbrüder herumtrugen; die Leute glaubten steif und fest, daß die Kinder, wenn sie fielen und mit dergleichen Messern gedrückt würden, keine Beulen bekämen. — Das Eindrücken des Kreuzeszeichens in den Brotteig vor der Gährung verhindert das Umschlagen des Brotes (Reichenbach, Oelsnitz †). — Wenn man ein Brot anschneiden will, macht man auf der Unterseite mit dem Messer drei Kreuze (Reichenbach, †). — Ein gefundenes Hufeisen, in welchem acht Nägel stecken, muß man dem Kinde in die Wiege legen; dann bekommt es keine Krämpfe (Reichenbach). Auch nagelt man gefundene Hufeisen an die Stubenthüre und ans Scheunenthor (s. früher). — Die Köpfe der an heiligen Abenden gegessenen Heringe spießt man über der Stubenthüre auf,

um sie den Kühen zu geben, wenn sie kalben sollen, oder wenn sie nicht gut fressen (Reichenbach u. a. O.). — Bäume, die gut tragen sollen, werden am Weihnachtsheiligenabende mit Strohseilen umwunden. — Man muß zuerst ein Thier, zum Beispiel eine Katze, oder einen Hund in ein neues Haus lassen, ehe man dasselbe bezieht (Oelsnitz). — Am Sonnabende muß das Mädchen zuerst den Boden der Böttchergefäße scheuern; dann bekommt sie beim Sonntagstanze viele Tänzer (Oelsnitz). — Hat Jemand einen neuen Rock an, so wird er in den Aermel gezwickt (Reichenbach, Plauen). — „Schneide das Brot gleich, so wirst du reich" (Reichenbach). — Wenn man Salz umgestoßen hat, so muß man, ehe man dasselbe wieder ins Gefäß rafft, ein wenig davon zum Fenster hinauswerfen, sonst entsteht in dem Hause Zank (Oelsnitz). — Findet man auf dem Bette Gegenstände von fremden Personen, so legt man sie schnell weg, sonst wird Einem die Ruhe genommen (Reichenbach). — Vor Feuersgefahr schützt man das Haus durch „Besprechen". Wie von Zwickau erzählt wird, daß diese Stadt durch den Feuersegen einer alten Zigeunerin so geschützt werde, daß daselbst nie ein größerer Brand entstehen könne (Spieß, a. a. O. S. 32), so erzählt man auch in Reichenbach, daß „Rothen Schmidts" Haus auf dem Anger daselbst ebenfalls nicht vom Brandunglück heimgesucht werden könne, da in ihm einst Zigeuner eine Herberge gefunden und aus Dankbarkeit den Feuersegen über das Haus ausgesprochen hätten. — Steht ein Gewitter am Himmel, so muß man geistliche Lieder singen, um es zu vertreiben. Zum Schutze gegen das Gewitter wurden früher auch die Glocken geläutet. In der Reichenfelser Pflege hatte sich das Gewitterlauten bis in die neuere Zeit erhalten. Der Schullehrer bekam dafür eine Wettergarbe. Auch in Hohendorf im Altenburgischen bezog der Schullehrer ein sogenanntes Wetterkorn, und die Kirchner zu St. Nikolaus und St. Bartholomäus in Altenburg erhielten früher 10 Thaler zu

„vorträngken“, weil sie den Sommer über gegen das Wetter geläutet hatten. (Fliegende Blätter von Dr. Back. XXVII.)

2. Der schützende Zauber gegen vorhandene Uebel.

Es gehören hierher die Beispiele, welche beim Versprechen und den zaubernden Handlungen angeführt wurden. Durch Versprechen werden zum Beispiel Krämpfe und Zahnschmerzen geheilt. Zahnschmerz vertreibt man auch durch Vernageln, oder indem man fünfmal in einen gelben Weidenstrauch spuckt und fünf Knoten in eine Ruthe desselben macht. Gegen Reißen helfen Pröpelfrauen durch Sympathie; um Brüche bei Kindern zu heilen, wird ein junges Eichenstämmchen gespalten und das Kind dreimal durchgezogen. Alle diese und noch andere Zaubermittel sind früher schon eingehend besprochen worden; daher mögen nur noch folgende Einzelheiten hier einen Platz finden:

Warzen vertreibt man dadurch, daß man hinter einer Leichenbegleitung hergeht, mit der einen Hand die andere reibt und dabei spricht: Leiche, nimm meine Warzen auch mit (Oelsnitz). Oder man reibt die Warzen mit Fleisch und rohen Kartoffeln und legt diese Gegenstände dann in eine Rinne (Markneukirchen). — Hat ein Kind Convulsionen, so kehrt man eine Schindel auf dem Dache um; hilft das noch nicht, so wird eine seidene Brautschürze genommen und dem Kinde unter den Kopf gelegt (Pflege Reichenfels). — Wenn ein Kind das Bett näßt, so läßt man den Namen desselben an die Thurmglocke schreiben (Reichenbach). — Ist dem Kinde „die Ruhe genommen worden“, d. h. hat es keine Ruhe, schreit es fortwährend, so kehrt man in der Stube kreuzförmig zusammen, so daß das Kehricht in der Mitte der Stube sich anhäuft; dann bringt man dasselbe dem Kinde unter den Kopf (Oelsnitz). — Hat sich eine Mannsperson verirrt, so kehrt sie die Taschen um; trifft dasselbe Geschick eine Frau, so bindet sie ihre Schürze verkehrt um; dann finden sie den rechten Weg (Pflege Reichenfels). Auch soll man sich darauf

besinnen, mit wem man am letzten grünen Donnerstage harte Eier gegessen hat; gelingt dies, so findet man auch den rechten Weg (Reichenbach †). — Hat Jemand den Schlucken, so denke derselbe an einen Schimmel (?), dann wird der Schlucken vergehen (Zwickau). — Regnet es zu stark, so daß Schaden für Feld und Flur vorauszusehen ist, so spucke man dreimal aus, und der Regen wird aufhören (Zwickau). —

3. Der Zauber für Erwerbung von Glücksgütern.

Auch hier kann ich zum größten Theile Vieles von dem zusammenfassen, was früher bereits angegeben wurde.

So wird das Wohlsein überhaupt durch das Genießen bestimmter Speisen an gewissen Festtagen, z. B. durch das Essen der Ostereier, ferner durch das Waschen mit Osterwasser und Anderem mehr erworben. Andere Mittel bewahren vor gewissen Krankheiten, das Essen der ersten Roggenblüthe schützt z. B. gegen Fieber. Wieder andre Mittel, hauptsächlich das Unterlassen bestimmter Handlungen, tragen zum Wohle des Kindes bei. Hierher gehört auch, daß man die Kinder schimmlig Brot essen läßt, damit sie helle Augen bekommen (Reichenbach, Planschwitz). — Ein langes Leben erreicht der, welcher viel Suppe ißt. — Mairegen trägt zum Wachsthume des Kindes bei. — Hängt man ein neues Kleid zum ersten Male auf, so thut man es so hoch wie möglich; dann wird man in diesem Kleide auch besonders geachtet werden (Oelsnitz). — Dadurch, daß vom Bräutigam oder der Braut das Kleid bei der Rückkehr von der Trauung zu oben aufgehängt wird, erlangt der Eine oder die Andere die Herrschaft im Hause.

Geld glaubt man noch zuweilen durch das Schatzgraben zu erlangen; hierbei mag hie und da die Wünschelruthe eine Rolle spielen. Da, wo der Regenbogen mit seinen beiden Enden aufzuruhen scheint, liegen Schätze (Reichenbach †). — Eine Schatzgräbergeschichte, welche sich vor einigen Jahrzehnten

zutrug, erzählt Hahn in seiner Geschichte von Gera (II. S. 1116); sie spielte an den Braupfannenteichen bei Roben, von denen mancher Teufelsspuk erzählt wird und wo auch eine mit Gold gefüllte Braupfanne liegen soll. Noch 1792 beschäftigten sich im sächsischen Voigtlande Edelleute (z. B. der Herr auf Mühltroff) angelegentlichst mit Schatzheben. Bemerkt mag auch werden, daß der Porzellanerfinder und Alchemist Joh. Fr. Böttcher 1686 in Schleiz geboren wurde. — In der geraischen Gegend glaubte man an Zaubergeldbeutel aus Fledermaushäuten. (Hahn a. a. O. II. 857.) — Der Drache bringt Geld ins Haus; reich wird auch der Bilmschnitter. Bedeutsam ist der erste Kukuksruf, weil man bei demselben das Geld in der Tasche umdrehen muß, um immer genug davon zu haben. — Wenn man das Brot gleiche abschneidet, so wird man reich (Reichenbach). — Ein Schwalbenei gekocht und wieder ins Nest gelegt, bringt in den Besitz eines Hölzchens, durch das man reich wird (Reichenbach). — Das Geld, welches man vom „Handkaufe", d. h. dem ersten Verkaufe an einem Markttage, löst, wird angespuckt, daß es Glück bringe (Reichenbach). Wenn ein Rind zum Verkaufe auf den Markt getrieben wird, so schlägt man es vorher mit einem Reiß, an das sich ein Bienenschwarm gesetzt hatte; dann sollen sich viel Käufer finden (Reichenbach, †).

Eine große Menge von Zaubermitteln giebt es, durch die man Glück in der Landwirthschaft haben will. Es wurde das Hauptsächlichste davon unter den Festzeiten angeführt. Man beschenkt die Obstbäume, umbindet sie mit Strohseilen, giebt dem Viehe besonderes Futter, und ist besonders achtsam darauf, wie man das Behexen des Viehes und der Feldfrüchte verhüten kann, weil dadurch der Ertrag verloren gehen würde. Besonders verschafft das Schießen über den Samen an den heiligen Abenden eine gute Ernte (Raschau). — Treibt in der Reichenfelser Pflege der Hirt im Herbste zum ersten Male die Heerde aus, so begießt man ihn gern mit Wasser, was jedenfalls ein Sinnbild

der Fruchtbarkeit und des Segens ist. — Da nach dem Sprichworte Morgenstunde Gold im Munde hat, so wird das frühe Aufstehen ebenfalls zum Glücke beitragen. Wenn man früh aufstehen will, so stoße man vor dem Einschlafen mit der großen Zehe des rechten Fußes so viel mal an das Bettende, als die Uhr beim Erwachen zeigen soll (Reichenbach, †); einen Strich mit der Zehe macht man, wenn eine halbe Stunde angedeutet werden soll (Zwickau).

4. Der schützende Zauber in Bezug auf Geburt, Hochzeit und Tod des Menschen.

α. Geburt und Taufe. Der Glaube an das Versehen macht den Schwangeren große Angst (allgemein). So darf z. B. eine Frau, welche guter Hoffnung ist, keine Leiche ansehen, weil sonst das Kind blaß bleibt (Reichenbach, †). — Eine schwangere Frau darf nicht zu Gevatter gebeten werden, sonst stirbt entweder ihr oder das Pathenkind (Hohenleuben, Würschnitz); auch darf sie nicht durch einen Zaun oder unter eine Wäschleine kriechen; die Nabelschnur verwirrt sich (Würschnitz). — Eine schwangere Frau soll nicht essend vor dem Brotschranke stehen, sonst bekommt ihr Kind Mitesser (Conradsreuth, Zwickau). — Sie darf ihren Zustand nicht verleugnen, damit das Kind nicht schwer sprechen lerne (Reichenbach). — Einer Frau, die guter Hoffnung ist, darf man nicht eine Tasse oder Kanne vorsetzen, an der ein Stück fehlt; denn wenn sie daraus trinkt, bekommt das Kind eine Hasenscharte (Cunsdorf, †). — Eine schwangere Frau darf nicht allein in der Dämmerung oder des Nachts umhergehen, — böse Geister necken und schrecken sie; sie darf nicht Wäsche aufhängen, — das Kind überschlägt sich oder wird verkehrt geboren; sie darf nicht frevelhafte Reden, z. B. böse Wünsche aussprechen, denn das geht an ihr oder am Kinde in Erfüllung; sie muß sich von jeder Unehrlichkeit fern halten, damit das Kind nicht stehlen lerne (Würschnitz). — Bei der Nie-

derkunft macht man alle Schlösser im Hause auf, reicht der Wöchnerin Kümmel, welcher zu Johannis um die zwölfte Stunde gepflückt worden ist, räuchert mit Zwiebeln, pröpelt und legt den Segen auf die Brust der Mutter (Pflege Reichenfels). — Unters Kopfkissen des neugebornen Kindes legt man ein Gesangbuch zum Schutze gegen böse Geister (Pflege Reichenfels). — Kommt ein Pathenbrief ins Haus, so muß derselbe zwischen einen Balken und die Stubendecke gesteckt werden, damit das Kind gut lerne (Reichenbach). — In die Pathenbriefe legt man ungleiches Geld und auch verschiedene Münzsorten, weil dann das Kind später immer Geld haben wird (Reichenbach, †). — Hat ein Pathe vor der Taufe Ursache abseits zu gehen, so darf er den Pathenbrief nicht bei sich behalten, weil das Kind später das Bett nässen würde (Würschnitz). — Findet an dem Tauftage auch eine Beerdigung statt, so geht man nicht eher zur Taufe, als bis das Grab zugefüllt ist; ein offenes Grab wird dem Kinde den Tod bringen (Würschnitz). — Schlägt die Kirchenuhr, während zur Taufe gelauten wird, so stirbt das Kind bald wieder (Würschnitz). — Neugeborne werden vor der Taufe nicht allein gelassen, damit sie nicht vom Wechselbalge vertauscht werden (allgemein, †). Wenn man mit Kreide einen Strich auf der Fuge zwischen zwei Dielen vor dem Bette der Wöchnerin zieht, so kann der Wechselbalg nicht darüber (Reichenbach). — Das Wochenbett darf nicht verrückt werden, sonst hat das Kind im Leben keine Ruhe (Reichenbach). — Ehe man zur Taufe in die Kirche geht, lege man die Handschuhe auf das Bett des Kindes, dann steht ihm Alles gut; auch esse man ein Stückchen Kuchen, damit das Kind denselben ebenfalls essen lerne (Zwickau). — Die Wöchnerin wird während der Taufe im Hause herumgeführt, damit sie sich während ihrer Wochenzeit nicht fürchte oder krank werde (Oelsnitz, Planschwitz). — Die von der Taufe zurückgebrachten Kinder kugelt man auf dem Bette der Mutter zum Schutze gegen das Behexen (Oelsnitz) oder deshalb, damit das Kind später nicht

gefährlich falle (Planschwitz). — Der erste Kuchen, welcher zum Kindtaufsschmause gebacken wird, muß, wenn das neugeborne Kind ein Mädchen ist, zerrissen werden, damit man sich später um die Jungfrau auf dem Tanzboden reiße (Planschwitz.) — Holt eine Wöchnerin zum ersten Male aus einem Brunnen Wasser, so muß sie den Brunnen versilbern, d. h. ein kleines Geldstück hineinwerfen; thut sie dies nicht, so bleibt das Wasser aus (Heinsdorf). Sie muß auch, wenn sie zum ersten Male wieder in den Keller geht, in einem Papiere neunerlei Band oder Dorant und Dosten zum Schutze gegen Kobolde bei sich tragen (s. auch die deutschen Sagen der Brüder Grimm, 1. B. Nr. 65). — Die Wöchnerin darf während ihrer Wochenzeit nicht allein auf den Boden oder in den Keller gehen; ist sie einmal ohne Begleitung, so soll sie ein Tuch, oder noch besser das Tischtuch um den Kopf binden (Willitzgrün). — Es wird nicht gern gesehen, wenn die Wöchnerin fremden Boden betritt, weil sie denselben unfruchtbar macht (Willitzgrün). — Die Wöchnerin soll kein schwarzes Mieder tragen, sonst wird das Kind furchtsam; auch soll sie im Garten nicht über die Beete treten, weil darauf nichts mehr wachsen würde (Zwickau). — Bei dem S t i l l e n wird beobachtet, daß nicht Kinder verschiedenen Geschlechts und von zweierlei Aeltern von einer Person trinken; es würde dies eine zukünftige Neigung bewirken (Pflege Reichenfels). — Der erste Brei darf dem Kinde nicht geblasen werden, damit es sich nicht später den Mund mit heißer Suppe verbrenne (Zwickau). —

β. T r a u u n g u n d H o c h z e i t. Vielfacher Aberglaube wurde bereits bei den Hochzeitsgebräuchen mitgetheilt. So dürfen z. B. Verlobte nicht mit dem Brautpaare an einem Tische sitzen, sonst hat das eine Paar später Unglück. — Am Traualtare muß das Brautpaar eng beisammen stehen, weil dann die Verbindung um so fester wird. (Die Wenden in der Lausitz sagen: Der Teufel drängt sich dazwischen.) An andern Orten wird dagegen dem Brautpaare „auf die Seele gebunden", sich vor dem Altare

nicht so nahe an einander zu stellen, sondern einen kleinen Zwischenraum zu lassen, weil böse Menschen sonst ungetheilte, ungebundene Gewalt über sie hätten. (Hahn, Gesch. v. Gera II. 853.) — Bei der Trauung giebt man Acht, wessen Fußtapfen in dem Staube, der auf den Steinplatten der Kirche liegt, gesehen werden; der Theil des Brautpaars muß zuerst sterben (Oberpferd). — Ist während einer Trauung zufällig ein Grab auf dem Kirchhofe offen, so muß Eins von dem Paare bald sterben (Oberpferd). — Vor dem Altare ziehen die Brautleute die Handschuhe aus; wem dies zuletzt gelingt, der muß zuerst sterben (Selbitz). — Braut und Bräutigam dürfen sich auf dem Gange zur Kirche und aus derselben nicht umsehen, weil derjenige Theil bald sterben müßte, welcher sich nicht umsieht. Regnet es der Braut in den Kranz, so wird das junge Paar reich. Das Hausrecht erlangt die Braut oder der Bräutigam, wenn es ihnen gelingt, nach der Rückkehr von der Trauung die Kleider über diejenigen des Andern zu hängen. — Um Wiederholungen zu vermeiden, mögen die übrigen Beispiele von Aberglauben in dem Abschnitte über die Hochzeitgebräuche nachgelesen werden; nur Folgendes mag hier noch einen Platz finden: Brautleute schneiden, wenn sie beisammen sind, nicht gern Brot und Butter an, weil sie Zank fürchten (Zwickau). — Der Bräutigam darf der Braut kein Buch schenken, sonst wird die Liebe verblättert. Giebt er ihr eine Scheere oder ein Messer, so wird die Liebe zerschnitten (Conradsreuth). — Vor der Trauung bindet sich die Braut nicht die Strumpfbänder, damit sie leicht gebären kann. (Conradsreuth.) — Eine Braut darf nur bei der Trauung Flachs an den Schenkel binden, damit ihr derselbe immer gerathe. (Spengler, das sociale und wirthsch. Volksleben des Landgerichtsbezirkes Kirchenlamitz, S. 24.) — Gehen die Brautleute zur Trauung in die Kirche, so legen sie Geld in ihre Schuhe, damit es ihnen später nicht an Gelde fehle (Zwickau †). — Auch stecken die Pathen den Brautleuten heimlich Geld in die Schuhe

und Stiefeln, wenn sie zur Trauung gehen, damit sie reich werden (Oberpferd). — Begegnet den Brautleuten ein Leichenzug, so muß Eins von ihnen bald sterben (Reichenbach, Oelsnitz). — Auf dem Wege zum Traualtare dürfen sich Braut und Bräutigam nicht umsehen, weil sie sonst leicht gegen das sechste Gebot sündigen könnten (Willitzgrün). — Vor dem Altare tritt die Braut dem Bräutigam auf den Fuß oder sie sieht darauf, daß sie die Hand oben hin bringt, damit sie das Regiment erhalte (Conradsreuth). — Um sich die Herrschaft im Hause zu sichern, darf die Neugetraute, wenn sie aus der Kirche kommt, nur unter die Thüre treten und, die beiden Füße an die Pfosten stemmend, für sich sprechen:

Ich stehe oben und unten an,
Ich bin der Herr und nicht der Mann!

(Kirchenlamitz. S. Spengler a. a. O. S. 24.) — Wer von Braut und Bräutigam in der Kirche zuerst aufsteht, um an den Traualtar zu treten, muß zuerst sterben (Oelsnitz). — Wer bei der Rückkehr von der Trauung zuerst ins Haus tritt, bekommt das Hausrecht (Oelsnitz). — Setzt die Braut vor dem Altare den Fuß etwas weiter vor, so wird sie Herrin (Zwickau †). — Am Trauungstage darf sich kein Unfall ereignen, sonst wird die Ehe unglücklich (allgemein). — Ist es am Trauungstage sonnig und hell, so wird die Ehe glücklich; ist es stürmisch, so giebt es Zank und Streit (Reichenbach †).

γ. Tod und Begräbniß. Auch hierzu ist Manches unter den Begräbnißgebräuchen mitgetheilt worden; weshalb es an dieser Stelle unberücksichtigt bleibt. — Den Tod sucht man bisweilen durch Wegnehmen des Kopfkissen zu erleichtern, weil man fürchtet, es möchten Federn darin sein, die den Tod erschweren (Gegend von Hohenleuben †). Denselben Gebrauch findet man auch in Meklenburg. — Damit der Todeskampf kürzer und leichter werde, legt man den Sterbenden auf Stroh (Reichenbach †). Das Stroh ist ein Todessymbol. — Wenn der

Todeskampf zu lange dauert, so geht ein Familienglied an den Kleiderschrank, hängt sämmtliche Kleidungsstücke ab und läßt sie gerade niederfallen; dadurch wird das Leiden verkürzt (Raschau, bei Oelsnitz). — Oder man rückt das Bett in gleiche Richtung mit dem Deckenträger (Reichenbach); auch stieg man früher auf das Dach und drehte dort eine Schindel um (Gera). — „Der Todte wird sogleich nach dem Verscheiden aus dem Bett genommen und gewaschen. Der Lappen, mit welchem der Verstorbene abgewaschen wird, muß von einem Kleidungsstücke desselben abgeschnitten und später mit in den Sarg gelegt werden. Ist der Lappen von dem Kleidungsstücke eines noch Lebenden genommen worden, so hat dieser zeitlebens keine Ruhe mehr (Oelsnitz). Von einem Lebenden darf überhaupt nichts in den Sarg kommen (allgemein †), sonst hat der Lebende keine Freude mehr (Oelsnitz, Oberpferd); auch darf dem Verstorbenen von seinen eigenen Kleidungsstücken nichts in den Mund fallen, sonst folgt ihm bald ein Glied der Familie nach (Reichenfels). Alle an dem Todten befindlichen Bänder werden aufgebunden und die Enden aus dem vorigen Grunde mit Nadeln festgesteckt (Würschnitz). Man sagt auch, der Todte würde sonst in der Erde daran kauen und könne nicht ruhen (Gera). Wenn Jemand in der Familie gestorben ist, so öffnet man die Fenster, damit die Seele hinausfliegen kann (Oelsnitz, Planschwitz, Würschnitz †). (Jedenfalls beruht dieser Aberglaube auf der alten Vorstellung, nach welcher die menschliche Seele als ein Vogel gedacht wird. In einem wendischen Liede klagt ein kleines trauerndes Vögelein einem großen Vogel sein Leid, daß der Vater im Kriege gestorben und die Mutter entführt worden sei u. s. w. In Grimms Kindermärchen (Nr. 47) fliegt das geschlachtete Brüderchen als Vogel aus dem Wachholderbaum. In Litthauen heißt die Milchstraße „Vogelstraße“, weil auf ihr die Seelen der Verstorbenen in Vogelgestalt umherflattern sollen, und aus demselben Grunde nennen die Finnen die Milchstraße „den Vogelweg“, denn auf ihr wandern die be-

freiten Geister der Lichtheimath zu. Nork, Sitten und Gebräuche, S. 271. 272.) — — War ein Hausherr gestorben, so zog man früher seine Pferde schleunigst aus dem Stalle, und wenn sie fünf Stunden lang in einem andern Stalle gestanden hatten, wurden sie wieder in den Stall zurückgebracht; doch mußten sie, damit sie nicht krank wurden, sofort ihre Stände wechseln. (Hahn, Gesch. v. Gera II. 852. S. auch die Begräbnißgebräuche.) — Ist ein Mensch im Erdgeschosse gestorben, so darf er nicht ins obere Stockwerk getragen werden, denn das hieße den Verstorbenen dem lieben Gott entgegen tragen; der liebe Gott muß ihn selber holen (Oelsnitz, Reichenbach). — Die Hinterbliebenen sollen nicht zu sehr weinen, sonst kann der Tode nicht ruhen (Oelsnitz). — Auf eine Leiche darf man keine Thräne fallen lassen, sonst hat der Todte im Grabe keine Ruhe (allgemein †). — Ein im ersten Lebensjahre verstorbenes Kind kehrt unter der Schwelle um, d. h. es holt sich im Laufe des Jahres noch ein Familienglied nach (Reichenbach). — Wenn eine Leiche im Hause ist, darf Nichts verborgt werden; auch darf man während dieser Zeit Nichts verschenken (Reichenbach †); selbst den Bettler läßt man leer ausgehen (Pflege Reichenfels). Karl Haupt (Laus. Magazin, 41. B. S. 80) bemerkt zu diesem Aberglauben, daß man deshalb Nichts aus dem Hause giebt, damit nicht mit solchen etwa mit dem Todten in Berührung gekommenen Gaben Zauberei getrieben werde. — Dem Verstorbenen giebt man die Gegenstände mit in das Grab, welche er im Leben am liebsten hatte; so ist es geschehen, daß man selbst Regenschirm und Gummischuhe mitgab (Reichenbach †). Diese Sitte tritt sehr verbreitet auf; in Schweden hat man z. B. dem Todten Tabakspfeife, Tabaksbeutel, Geld und Feuerzeug mitgegeben, damit er nicht spuke (Linné, Reise durch Oeland und Gothland, deutsch von Schreber, S. 330). — Früher muß man im Voigtlande den Todten auch Münzen mitgegeben haben, denn in einem Grabe des Gottesackers zu Elsterberg wurde eine Anzahl Kupfermünzen

gefunden. (15. Jahresbericht d. voigtl. alterth. Vereins, S. 98.) (In Norks Sitten und Gebräuchen der Deutschen (S. 248) wird das Mitgeben von Münzen in das Grab mit dem Odhinskultus in Zusammenhang gebracht. Odhin ist „der Todten Herr“, da alle Sterbende sich ihm zeichnen mußten; also muß er auch der Schatzgott sein, denn die Schätze und die Todten birgt die Erde. Die von jedem Todten geforderte Münze vertritt demnach die Stelle des dem Odhin Zeichnens, es ist die Weihe an dem Todtengott.) — Hat sich das Gesicht eines Leichnams gegen dessen Aussehen bei seinen Lebzeiten wenig geändert, so holt der Verstorbene aus seiner Familie bald Jemanden nach (Oelsnitz, Planschwitz); dasselbe geschieht auch, wenn er im Sarge rothe Backen hat (Reichenbach). — Stürzt eine Person unversehens über ein Grab, so stirbt dieselbe bald (Oelsnitz). — Man läßt nicht gern ein Grab über Nacht offen, macht es demnach erst am Begräbnißtage, damit sich nicht böse Geister darin verbergen können (Wohlbach). — Damit man sich vor einem Todten nicht fürchtet, greift man ihn an der rechten Fußzehe an (Wohlbach †). — Furchtsame Leute sollen beherzt werden, wenn sie sich aufs Leichenbrett oder auf den Sarg setzen (Würschnitz). — So lange die Leiche im Sterbehause liegt, brennt des Nachts ein Licht bei ihr, damit die Seele nicht so lange im Finstern zu wandeln hat (Oelsnitz). — Wenn in der Stube, worin Jemand gestorben ist, ein Vogel gehalten wird, so muß der Käfig mit dem Vogel alsbald an einen andern Platz gehangen werden, sonst stirbt der Vogel auch (Gegend von Oelsnitz). — Wenn ein Vater im zunehmenden Monde stirbt, so werden seine Kinder reich; stirbt er im abnehmenden Monde, so verarmen sie (Oelsnitz). — Wenn beim Forttragen der Leiche die Bahre schwankt, so holt der Todte von seiner Familie bald Jemanden nach (Oelsnitz). Dasselbe geschieht auch, wenn dem Todten nicht Mund und Augen ganz geschlossen wurden, oder wenn man die Thüre nicht zumacht, sobald der Sarg aus dem Hause ist (Gera). — Eine Frau, die

Trauerkleidung trägt, hört es nicht gern aussprechen, daß dieselbe ihr gut stehe; es stirbt ihr Mann, wenn dies gesagt wird (Reichenbach). — Wenn ein Sarg ins Trauerhaus getragen wird, so sieht es der Besitzer eines andern Hauses nicht gern, wenn man den Sarg vor demselben niedersetzt, um auszuruhen; es wird dann Jemand bald in dem betreffenden Hause sterben (Reichenbach). — Das Wiedererscheinen eines Verstorbenen erwartet man gewöhnlich am neunten Tage nach dem Tode. Gut ists, wenn das Grab des Vaters beraset (Pflege Reichenfels).

Nach einem Todesfalle wird das Vieh recht satt gefüttert und stehend erhalten; das Wasser in der Ofenblase wird rein ausgeschöpft, die Stube und das Haus mit einem neuen Besen gekehrt und dieser Besen außer Gebrauch gesetzt und auf den Boden hinter einen Dachsparren gesteckt (Würschnitz). — Man bringt auch gerne Ungezieser, als Kleiderläuse, Läuse am Vieh, Schaben, ferner Speckschnittchen, womit Warzen, Hühneraugen oder Hautausschläge bestrichen worden sind, mit in den Sarg oder wenigstens ins Grab, um diese lästigen Dinge los zu werden (Würschnitz). —

In manchem Aberglauben bei Tod und Begräbniß spricht sich ein milder Vampyrismus aus. Der Vampyrismus tritt besonders bei den slavischen Völkern auf, und eine Vergleichung dieser Seite des voigtländischen Aberglaubens, nach welchem die Verstorbenen Lebende an sich ziehen, mit den Beispielen, welche Haupt in seinen Nachträgen zum Sagenbuche der Lausitz (N. Laus. Magazin, 41. B. S. 79—82) mittheilt, zeigt uns eine vollkommene Uebereinstimmung.

XIII.

Sagen.

„Fern und vergessen von der sogenannten gebildeten Welt wohnt die schöne Sage noch unter den armen Kindern der Natur."
Wolfgang Menzel.

Einen Housttheil der Volksüberlieferungen bilden die Sagen, zu denen ich auch die Märchen gezogen habe. „Das Märchen ist", um mit den Worten der Brüder Grimm (deutsche Sagen, in der Vorrede) zu sprechen, „poetischer, die Sage historischer; jenes stehet beinahe nur in sich selber fest, in seiner angebornen Blüthe und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannichfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem haftet, an einem Orte oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen." Die Sage trägt den Charakter des Geschichtlichen an sich, ja die echte Sage ist das Archiv der Urgeschichte eines Volks, so lange, bis die Geschichtsschreibung an ihre Stelle trat. Aber das natürliche Volk, welches so gern auffällige Erscheinungen mit dem geheimnißvollen Schleier des Wunderbaren umgiebt, welches Räthselhaftes mit besonderer Liebe umfaßt, ließ auch in den Zeiten, da bereits die Geschichtsforschung und die Kritik die Kindlichkeit des Glaubens zu verdrängen anfingen, junge Sagen aufkeimen.

In der folgenden Zusammenstellung voigtländischer Sagen habe ich jede Ausschmückung vermieden und die Sage in ihrer Schlichtheit gegeben, wie sie vom Volke überliefert wurde. Wo ich bereits gedruckte Sagenstoffe in einen nicht volksthümlichen

Sprachschmuck eingekleidet fand, suchte ich das einfache und natürliche Gewand wieder aufzufinden, und ich hoffe, daß sich das Kind des Volks trotzdem darin in seiner vollen Anmuth zeigen wird.

1. Der Roder Schwand.

(Pf. Süß im 15. Jahresber. d. Alterth. Ver. in Hohenleuben, S. 49.)

Südostwärts von dem Dorfe Rodau ist eine Anhöhe auf der Tobertitzer Flur neben einer kleinen Wiese. Dort sieht man in einem Fichtenhaine eine Vertiefung mit etwas verfallenem und vergrabenem Gemäuer, und ein verwachsener Graben zieht sich nordwärts den Berg hinab. Das ist der Roder Schwand. Hier soll einst ein wendischer Götze (der Swantewit) gestanden haben. Später hatte man an der Stelle eine christliche Kapelle, in der sich ein berühmtes Heiligenbild befand, aufgebaut, und noch wird jener Pfad gezeigt, auf dem die Pilger vom Dorfe aus nach der Kapelle wanderten. — Die Sage bringt auch den genannten Graben mit dem Heiligthume in Verbindung, was für das Vorhandensein eines alten Opferplatzes spricht, da fließendes Wasser an einem solchen, wie andere Oertlichkeiten beweisen, nicht fehlen durfte.

2. Der Sonnengott Juel.

(Ed. Krenkel, Blicke in die Vergangenheit der Stadt Adorf, S. 10.)

In Jugelsburg hatte Juel, der Sonnengott der Sorben, eine geweihte Stätte. Es sollen sich auch hier die Reste dieses Volksstammes, gerade wie in Thossen bei Plauen, noch lange nach dem Jahre 1000 erhalten haben. Zum Unterschiede von der jetzigen Jugelsburg weiß man noch von einer alten Jugelsburg, die auf einer Höhe weiter nach Mühlhausen zu stand und von welcher noch zu Anfange dieses Jahrhunderts zerstreute Trümmer zu sehen waren. Man erzählt, daß die Ueberreste dieser Burg zum mehrmaligen Aufbaue des neuern Schlosses Jugelsburg verwendet worden seien.

3. Der Gott Thor in Thossen.

(17. Jahresbericht d. Altherth. Ver. in Hohenleuben, S. 81—83.)

Die Kirche zu Thossen, welche Filial von Rodersdorf ist, wurde auf der Stelle eines heidnischen Opferplatzes erbaut und der Altar unmittelbar über die heilige Quelle gesetzt. Um aber

die heidnischen Slaven mit desto besserem Erfolge zu dieser Kirche zu bekehren, erlaubte man sich den frommen Betrug, die auf dem Altare aufgestellten Heiligenbilder mit slavischen Gottheiten zu verschmelzen. Man schrieb deshalb an das Gewand des heiligen Martin, welchem die Kirche geweiht war: ToR E WoR, d. h. Thor est woster, noster (er ist euer und unser Thor), und auf das Kleid der in der Mitte stehenden Jungfrau Maria schrieb man: MARIA OM WRA EYA NORA E WORRA, welches gelesen werden könnte: Maria Om Wostra est, Yr nostra et wostra (die Maria ist eure Om und unsre und eure Hira).

Anmerk. Das Wort »Om« ist insofern merkwürdig, als »Hom« zu den ältesten Genien des Zend-Avesta in grauer Vorzeit, lange vor Zoroaster gehört, und »Om« noch jetzt der Buddheistische Begriff von der höchsten und heiligsten Intelligenz des Weltalls und über das Ortschillang oder den Kreislauf der Seelenwanderung erhaben ist. (Variscia, IV. S. 57.)

4. Der Gott Hain und der heilige Hain bei Hohenleuben.

(Dr. Jul. Schmidt in der Variscia, IV. S. 23, und in der Topographie der Pflege Reichenfels, S. 7 x.)

Der Name des Dorfes Hain bei Hohenleuben, anfangs zum Neuhain genannt, rührt davon her, daß diese Gegend dem Gotte Hain gewidmet war. Der Glaube wird noch jetzt gefunden, daß eben deswegen das Dorf Hain bis jetzt vor allen bedeutenden Unglücksfällen geschützt geblieben sei.

In der Gegend lag ein heiliger Hain, dessen Grenzen rechts die Elster, links die Weida und im Hintergrunde die Hart und der geraische Pöllwitzer Wald bildeten. Der Bezirk wird von der Leube und Triebes durchflossen. Die im Munde des Volkes lebende Sage erzählt: Auf dem viereckigen, erhöhten Platze bei dem Dorfe Hain, welcher der Tempel heißt, stand die heidnische Gottheit, der Hain, nach Manchen in einem rothen Thürmchen. Auf dem 60 Schritte davon südwestlich liegenden Platze loderten die Opferfeuer für die Gottheit. In Hainsberg und Kühdorf stand das Opfervieh; in ersterem die Ochsen, welche damals Hains hießen, und in Kühdorf die Kühe. Langenwetzendorf lieferte den Opferweizen, und in Göttendorf, sonst Götzendorf genannt, wurden die Götzen geschnitzt. Im Wahlteiche stand ein heidnisches Schloß, im Hegeholze eine heidnische Kapelle (?). Die Spitze

des Felsenblockes auf dem Kauleichigt unfern des Hegeholzes zierte ein Götzenbild, dessen Opferaltar auf dem Tempelplatze war. Auch in Hohenleuben auf der Hainreute stand früher ein Götzenbild.

Anmerk. Die Ueberlieferung von einem „Gotte Hain" enthält jedenfalls eine Tautologie, indem das Wort Hain auch einen Götzen oder doch ein Götzenbild bezeichnet. Auch der Tod heißt noch jetzt „Freund Hain." Hain ist mit Hag, Hagen sprachverwandt. Hegeholz drückt die Heiligkeit des Ortes noch bestimmter aus, denn „hegen" bedeutet abschließen, absondern, und alles Abgesonderte unserer heidnischen Vorfahren galt als heilig.

5. Das Herdabild bei Zwickau.

(Mündlich.)

Nach der Sage soll das Bild der Herda von Rügen in die Zwickauer Gegend gebracht worden sein. In dem Schwanenteiche wusch man den Wagen der Göttin, und es soll sich ihr Dienst daselbst noch lange erhalten haben.

6. Die Herda bei Marianei.

(Mittheilung des Lehrers Schetelich in Willitzgrün und Tirschendorf.)

Am westlichen Ende des Dorfes Marianei ist ein herrschaftliches Feldgrundstück, die „Harth" genannt. Hier soll früher die heidnische Göttin Herda verehrt worden sein.

7. Der Oelgötze bei Leumnitz.

(Hahn, Gesch. von Gera, 1. B. S. 48 u. 49.)

Unweit Leumnitz, am östlichen Ende des sogenannten Zaufensgrabens, liegt ein Stein, etwas über drei Ellen lang und fast ebenso breit. Das Volk nennt ihn den Oelgötzen. Einige Schritte tiefer rinnt ein kleiner Bach das Thal hinab. Der Stein wird von den Umwohnenden für einen alten Opferstein gehalten, auf dem der Göttin Herda geopfert wurde, und man sieht noch auf seiner Oberfläche Furchen, welche zum Ablaufen des Blutes bestimmt gewesen sind. Auch erzählt man von dem Steine, daß derselbe einst weiter oben auf der Höhe gestanden habe. Ein alter heidnischer Priester mit silberweißem Haare habe einst in heiligem Glaubenseifer, weil sein Volk gegen den Rathschluß der Götter gehandelt, den Opferstein von seinem ursprünglichen Standpunkte herabgestürzt, worauf derselbe, so wie man ihn heute sieht, am Abhange des Hügels liegen geblieben sei. In der meißnischen

Landchronik von Albinus findet diese Sage insofern Bestätigung, als der Verfasser nachweist, daß die Germanen in der geraischen Gegend vorzüglich der Herda geopfert haben.

8. Die Göttin Holla Popula.

(Hahn, Gesch. v. Gera I. S. 427 u. II. S. 1159 u. 1160.)

In einer Mauernische der Kirche zu Untermhaus wird noch hinter starkem Eisengitter ein altes Marienbild aufbewahrt, welches vor der Reformation eine große Verehrung genoß, und noch heute im Munde des Volks die „Puppe" oder „Poppe" genannt wird. Es soll den Bewohnern der jetzigen Wüstung Pottendorf bei ihrem Uebertritte zum Christenthume für ein früher von ihnen verehrtes Götzenbild gegeben worden sein. Nach der Sage war es eine Göttin der Jagd, deren Bild in Pottendorf aufgestellt war, und es war dasselbe Wesen, welches bei den Römern unter dem Namen Diana verehrt wurde. Die Irländer nannten ihre Jagdgöttin Hella, die Gothen Yra, die Franken und Thüringer Veleda, später Hira und Hera, bei uns wurde sie Holla und ihr in Pottendorf aufgestelltes Bild Holla Popula genannt. (Siehe die Sage Nr. 283.)

9. Der Götze Crodo bei Meerane.

(Dr. Heinr. Leopold, Chronik von Meerane, S. 9.)

Das Volk bezeichnet den Thalgrund, in welchem die Dörfer Götzenthal, Crotenlaide und Hainichen und Köthel (niedersächs. = Hüttchen) liegen, als einen Ort, wo der wendische Crodo verehrt wurde.

Anmerk. Abgebildet wurde Crodo als ein alter Mann mit entblößtem Haupte, barfuß auf einer Säule stehend und mit einem leinenen Schurze umgürtet; in der linken Hand hielt er ein Rad, in der rechten einen Wassereimer. In Gräßes Merkwürdigkeiten der Ober- und Niederlausitz wird der fragliche Götze Crodo etwas anders dargestellt. Er erscheint daselbst als bekleideter Mann ohne Kopfbedeckung; in der einen Hand trägt er einen Korb mit Früchten (?), in der andern erhobenen ein Rad. Er steht auf einem Fische, der auf einer Säule liegt. Daselbst (II. S. 4) findet sich auch die Bemerkung: „Crodo war sonderlich derselben Slaven Götze, die sich in Sachsen, und sonderlich auf dem Harze eingesetzt hatten, und schien den Saturnum fürzubilden." In Gschwends Eisenbergischer Chronik (1758. S. 200) wird er sogar zu dem ältesten Abgotte der Sachsen gemacht und von ihm das Schimpfwort „Kröte", welches die Leute da und dort im Munde führen, abgeleitet. — S. auch Gräßes Sagenschatz d. K. Sachsen Nr. 8.

Wenn „Krotti" und „Crodo" ein und dasselbe Wesen bezeichnen, so war Crodo nur ein Beiname des Wodan, nach einem Gebete der heidnischen Sachsen, das also anfing: Helli Krotti Wudana etc. (heiliger großer Wodan 2c.); Wodan wurde demnach „der Große" genannt. (Nork, Sitten u. Gebräuche d. Deutschen, S. 615.) — Es ist jedenfalls erwähnenswerth, daß in der Nähe des Ortes, von welchem aus früher bis zum Anfange dieses Jahrhunderts die sogenannten „fahrenden Aerzte" ihre jährlichen, oft sehr weiten Reisen, z. B. nach Schlesien, Polen und selbst den Niederlanden machten, in der Slavenzeit ein Bild des Crodo, des Krankenhelfers, gestanden haben soll. — Bei Crotenleide wurden auch einige Alterthümer, nämlich zwei steinerne Hammer und unter uralten Eichen ein Opfertisch, der jetzt im Wechselburger Parke stehen soll, ausgegraben.

10. Das Götzenbild Geud bei Gera.

(Hahn, Gesch. v. Gera, II. S. 1095.)

Es geht eine dunkle Sage von einem Götzenbilde „Geud", das auf der vordern Höhe des Geyersberges bei Gera gestanden haben soll. Es soll dieses Götzenbild als geharnischter Mann dargestellt gewesen und auch Irmensäule genannt worden sein.

Anmerk. Der Name Geud ist slavisch und bezeichnet vielleicht eine der Localgottheiten, welche man in der Zeit, da der Kampf der Deutschen mit den Sorben bereits begonnen hatte, als eine gewappnete Persönlichkeit verehrte. Noch trägt in Gera eine Straße, sowie die ganze an der Ostseite der Stadt bis an das Greizergatter sich ausdehnende Fläche den Namen „Geite".

11. Der Wahlteich bei Hohenleuben.

(Schmidt, Topogr. d. Pflege Reichenfels, S. 15 ff.)

Zwischen Langenwetzendorf und Hohenleuben liegt im Hegeholze der Wahlteich. Man erzählt, es steige zu gewissen Tagen um Mitternacht aus ihm ein hellerleuchtetes Schloß, das man den Wahlhof nennt. Es stand auf einem Hügel und soll, sogar bis auf die Glocke, von Holz gewesen sein. — Auch steigt nicht selten aus dem Teiche eine weiße Gans; ein weißes Frauenzimmer wäscht und trocknet daselbst ihre Wäsche, und zum Oeftern kommt eine Kutsche mit vier Pferden angefahren und senkt sich in die Fluthen des Teiches. — Zuweilen erhebt sich das Wasser desselben brausend und schäumend bis an die Wipfel der höchsten Bäume. Auch der wilde Jäger treibt dort am meisten sein Wesen und wendet sich nach der Tumella, einem Hügel bei Brückla, hin. Manchen Wanderer hat es in der Nähe des Wahlteichs irre geführt.

Anmerk. Opferte man am Wahlteiche vielleicht der Herda? An dieselbe könnte uns wenigstens die Kutsche mit den vier Pferden erinnern. Die Göttin kam zuweilen aus der Umgebung ihres heiligen Sees und wurde, von Priestern begleitet, in einem verdeckten Wagen durchs Land gefahren. — Bedeutsam ist auch die Gans, als germanischer Göttervogel. Hexen zeigen sich auch in Gestalt von Gänsen (Nork, Sitten u. Gebräuche, S. 562); zu Hexen aber wurden in der Sage die germanischen Priesterinnen. — Das aus den Fluthen aufsteigende hellerleuchtete Schloß könnte vielleicht als Symbol der aufsteigenden Opferflamme gelten.

12. Das Laneckhaus.

(Variscia, I. S. 121.)

Bei Weischlitz unweit Plauen liegt in dem Elsterthale auf einer bedeutenden Anhöhe das sogenannte Laneckhaus. Ohnstreitig war hier ein Opferplatz der Heiden, auch soll später daselbst ein Kloster gestanden haben. Viel Sagen sind von diesem Platze noch im Munde des Volks.

13. Das Geschlecht der Zwerge und Holzweibel.

(Variscia, IV. S. 83. V. Schmidt, Topogr. d. Pfl. Reichenfels.)

Namentlich im reußischen Voigtlande haben die Zwerge und besonders die Berg- oder Holzweibel eine bedeutende Rolle gespielt. So sah man sie am Häsigholze unterhalb Loitsch oft über den Weg hüpfen. In der Gegend von Friesau berichtet die Sage von Holzweibeln, welche ganz klein und von Farbe grau gewesen sind und die Leute öfter beim Holzholen oder auch bei der Heuernte geneckt haben sollen. In der Gegend von Grün bei Lengenfeld erschienen ebenfalls zuweilen kleine Männchen; alte Leute, die sie recht wohl kannten, hatten ihnen den Namen „Ledermännel" gegeben. Von den Holzweibeln, welche sich in der Hart, einem Walde zwischen Comlau und Langenwetzendorf aufgehalten haben, wird erzählt, sie seien von der Größe dreijähriger Kinder gewesen, hätten grau ausgesehen und ältliche Gesichter gehabt. Sie kamen an die Fenster der Häuser, meistens in Göttengrün, und baten um Essen. Am häufigsten kamen sie zu den Holzhauern; sie brachten aber keinen Schaden, denn sie ersetzten das Erhaltene auf andere Art, nicht selten durch Rathschläge und Lebensregeln. Eine ihrer Lebensregeln war:

„Schne id's Brot gleich,
So wirst du reich!"

Auch wird gesagt, die Männchen seien nicht so gut wie die Weibel gewesen, hätten sich tiefer in den Wäldern aufgehalten und schwarze dreieckige Hüte aufgehabt; ihre Kleidung sei grün mit rothen Aufschlägen gewesen. — Vier Holzweibel, welche im Rautenteiche fleißig Wäsche wuschen und daneben trockneten, hatten feuerrothe Arme. Das sah eine Kuhhirtin aus Hohenleuben. — In Forstwolfersdorf fütterten sie das Vieh in den Ställen, ohne daß das Futter alle wurde. — Ueberhaupt zeigten sich die Holzweibchen als thätige und hülfreiche Wesen; sie verstanden gutes Bier zu brauen und liehen den Menschen oft ihre Braupfannen. Die eine Untugend aber hatten sie, daß sie hie und da ein Kind raubten; doch brachten sie es den Aeltern später wieder. Sonst aber waren die Zwerge freundliche und gutmüthige Leutchen; wo sie Einkehr hielten, da war auch Segen. Sie ackerten beim Mondenscheine und draschen im Winter. Wo aber in einem Hause Unfriede herrschte, wo man fluchte und gotteslästerliche Reden führte, wo man den Sonntag durch Arbeit entweihte, wo man sich über sie lustig machte, da hatten sie nimmer ihr Bleibens. Zuweilen forderten sie Brot von den Leuten, und wer das seinige mit ihnen theilte, der konnte darauf rechnen, daß er den andern Tag auf einem Feldraine ein weißes Tuch ausgebreitet fand, auf dem ein weißer wohlschmeckender Kuchen lag. Besonders hatten sie die Bewohner des Dorfes Stublach sehr gern, und eine Familie daselbst, bei der sie besonders verweilten, ist heute noch in großem Wohlstande. — In der Schlee, einem großen Walde bei Teichwolframsdorf lebte ebenfalls ein Holzweibel und Männel in einem von Baumwurzeln erbauten Hause; sie nährten sich von Wurzeln, lebten in freundschaftlichem Umgange mit den Menschen, von denen sie sich blos durch ihre Kleinheit unterschieden, und sprachen oft bei ihnen zu.

Anmerk. Schon Preusker spricht es aus (Blicke in die vaterländische Vorzeit, I. S. 54), daß man unter den Zwergen einen unterdrückten, von der übrigen Bevölkerung größtentheils abgeschlossenen und an einsamen Plätzen lebenden Volksstamm zu denken habe. Die Querxe in der Zittauer Gegend sieht er für Germanen, die Zwerge des Voigtlands aber für Slaven an. Doch möchte in Bezug der Letzteren, wenigstens theilweise, auch an Germanen gedacht werden können. Auffallend ist die Uebereinstimmung vieler voigtländischen mit den lausitzischen Sagen.

Grau ist die Erdfarbe; sie wird den Zwergen beigelegt, die ihre Wohnungen hauptsächlich in der Erde hatten. Die Holzweibel am Rautenteiche haben etwas Nixartiges; wie anderwärts die Wasserfrauen waschen sie ihre Wäsche; sie haben rothe Arme (der Nix trägt gewöhnlich rothe Strümpfe).

Die Braupfannen der Zwerge, welche sowol in den voigtländischen als auch lausitzischen Sagen genannt werden, sind Erinnerungen an die Opferkessel der heidnischen Priester.

14. Holzweibel beschenken einen Holzhauer.

(Schmidt, Topographie d. Pfl. Reichenfels.)

Einem Holzhauer nahmen Holzweibel unvermerkt Brot aus dem Sacke und steckten dafür Spähne hinein. Als er nun diese findet, so wirft er sie verdrießlich weg. Aber wie er zu Hause angekommen ist, findet er an einigen zurückgebliebenen Spähnen, daß sie in Gold verwandelt sind. Er eilt zurück, um die weggeworfenen Spähne wieder aufzulesen, allein sie sind sämmtlich verschwunden.

15. Ein Holzweibchen steckt einem Hirtenmädchen Laub ins Brot.

(Schmidt, Topogr. d. Pfl. Reichenfels.)

Bei Gefell ließen sich die Holzweibel oft Brot von den Viehhirten geben. Da geschah es auch, daß Eins von einem Mädchen ein ganzes Brot verlangte, es dann aushöhlte und mit Laub füllte. Das Mädchen schüttelte die Blätter wieder heraus; aber als es nach Hause kam, fand es einige zurückgebliebene Blätter in Laubthaler verwandelt. Schnell ging es zurück, aber die weggeworfenen Blätter fand es nicht wieder.

16. Der Zwirnknaul ohne Ende.

(Schmidt, a. a. O. S. 146. Zum Th. mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Es geschahe einmal, daß ein Holzweibchen einem Mädchen Brot abbettelte und ihm dafür einen Zwirnknaul gab. Den Knaul sollte das Mädchen in seine Lade legen und das Ende des Fadens zum Schlüsselloche heraushängen lassen, so würde es sein Leben lang Zwirn genug haben. Das Mädchen that also, und der Zwirnknaul nahm nicht ab. Einstens besuchte ein anderes Mädchen die Beschenkte, und letztere erzählte von dem ihr zu Theil gewordenen Glücke. Als darauf die Besuchende etwas von dem Zwirne zu haben wünschte, erlaubte ihr die Besitzerin, sich selbst von dem Knaul abzuwickeln, so viel sie wollte, — und siehe, da war auf einmal die Zwirnquelle erschöpft und der Knaul alle.

Aehnliches geschah bei Oelsnitz. Eine arme alte Frau ging daselbst spazieren, und wie sie von ungefähr an einen Strauch kam, an dem ein graues Männchen saß, stieß sie, ohne dasselbe gewahr zu werden, einen Klageton aus. Das Männchen fragte, warum sie denn so seufze? „Ach", antwortete sie, „ich soll für Jemanden ein Paar Strümpfe stricken und habe kein Garn dazu!" Da gab ihr das Männchen einen Garnknaul, indem es dazu bemerkte, so lange sie von dem Knaul stricken werde, solle derselbe nicht alle werden; wenn sie denselben aber einer andern Person gebe, werde das Garn bald aufgestrickt sein. Lange Zeit hindurch strickte nun die Frau von dem Knaul; endlich aber ließ sie doch eine andere Frau von demselben stricken, um zu sehen, ob das Männchen wahr geredet habe, — und siehe, sehr bald war das Garn verbraucht und neues quoll nicht mehr hervor.

Anmerk. Auch ein lausitzer Holzweiblein beschenkte eine Frau mit einem Knaul Zwirn ohne Ende. „Wickle davon", sprach das Weiblein, „so lange du willst, er wird nie aufhören; aber hüte dich wohl nachzuforschen, ob er ein Ende habe." Eine andere Frau erhielt eine Spille voll Garn geschenkt, und das Ende desselben kam nicht eher zum Vorschein, bis die Frau ungeduldig ausrief: „Der Donner, das hat auch gar kein Ende!" Karl Haupt macht darauf aufmerksam, daß in diesen Sagen das Holzweibchen gerade so erscheint, wie anderweitig Frau Holle. (Haupt, Sagenbuch der Lausitz, S. 49.)

17. Wie Holzweibchen einen Hirtenknaben mit Gold beschenken.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Ein Junge hütete Kühe auf dem Felde. Als er frühstückte, kamen zwei Holzweibchen zu ihm und begehrten ein Stück Brot. Und da der Knabe ihnen ein Stück geben wollte, fragten sie ihn, ob in dem Brote Kümmel enthalten sei. Der Gefragte bejahete es, und die Holzweibchen sagten darauf, er solle, wenn er nach Hause komme, seine Mutter bitten, daß dieselbe für sie ein Brot ohne Kümmel backen möge. So geschah es auch: die Mutter buk ein Brot ohne Kümmel, und als der Knabe mit den Kühen wieder auf die Weide zog, nahm er das Brot, legte es auf einen Stein und ließ es dort liegen. Am folgenden Tage fand er es noch auf demselben Platze, und da er meinte, die Holzweibchen hätten desselben nicht mehr begehrt, nahm er es mit nach Hause. Als aber später das Brot von der Mutter aufgeschnitten wurde, war dasselbe voll eitel Gold.

18. Holzweibchen können das Fluchen nicht vertragen.

(Mündlich vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

In der Mühle zu Markneukirchen waren Holzweibchen lange Zeit hindurch beim Füttern des Viehes behülflich; sie holten in den bereit stehenden Stützen auch Wasser dazu herbei. Als aber einstmals eine neue Magd, welche wacker fluchte, die Fütterung besorgte, blieben sie plötzlich weg, und sind auch nimmer wieder gekommen.

19. Das gefangene Holzweibchen.

(Schmidt, Topogr. d. Pflege Reichenfels.)

Einstmals fing man in Göttendorf ein Holzweibchen ein und behielt es einige Zeit. Da drohte es den Hausleuten: wenn es nicht fortgelassen würde, brächte es ihnen Nachtheil. Hierauf schenkte man ihm die Freiheit.

20. Die Klage der Holzweibchen.

(Schmidt, Topographie d. Pflege Reichenfels, und mündlich.)

Nachdem das Geschlecht der Holzweibchen lange Zeit in der Gegend von Reichenfels gewohnt, fingen sie zuletzt an zu klagen, es sei keine gute Zeit mehr, denn „die Leute zählten die Klöse in die Töpfe, das Brot in den Ofen und die Holzhauer hieben keine drei Kreuze mehr auf die Stöcke". Damit hatte es folgende Bewandtniß: Gezählte Sachen durften sie nicht nehmen, und nur auf solchen Stämmen hatten sie vor dem wilden Jäger Ruhe, auf die während der Zeit, in welcher der Schall des oben abgesägten, fallenden Baumes noch hörbar war, drei Kreuze in einem Zwickel gehauen wurden, wozu auch allemal zwei Menschen erforderlich waren. Die Weibel setzten sich nun in die Mitte des Stammes. Oft haben sie auch die Stockmacher gebeten, solche Stöcke, worauf drei Kreuze gehauen waren, nicht heraus zu thun.

In Cunsdorf bei Reichenbach wird erzählt, daß die „Waldmännel" kleine Leute waren, die zu den Bewohnern der Dörfer kamen und ihnen die Klöse wegaßen. Wenn Holzhauer sie aus ihrer Wohnung, welche sie in den Bäumen hatten, nicht vertreiben wollten, da mußten sie, während der Baum fiel, in der Geschwindigkeit drei Kreuze in den Stamm hauen.

Anmerk. Die Holzweibchen und Waldmännchen sind mit den kleinen Moosleuten identisch. Einige unzusammenhängende dunkle und unbestimmte Sagen von „Moosfräulein" leben noch in der Gegend von Zoppothen (Variscia IV. S. 79.), und die Erinnerung an sie hat sich in Reichenbach in dem Brauche, zu Weihnachten kleine Moosmänner auf den Tisch zu stellen, noch erhalten. — Auch die kleinen Moosweibchen werden von dem wilden Jäger nachmittags und nachts gejagt. (Deutsche Sagen der Brüder Grimm, 2. Aufl. I. Nr. 47 u. 48.) S. folgende Sage. — Die Holzweibchen auf dem Heideberge bei Königshain in der Lausitz finden auf einem Stocke Ruhe, „da der Holzhacker hat gesagt: „Das walte Gott!" ehe er den Baum umgehauen." (Haupt, Sagenbuch, S. 47.)

21. Der wilde Jäger jagt die Moosleute.

(Grimm, deutsche Sagen, Nr. 47 u. 48. Witzschel, Sagen aus Thüringen, S. 207.)

Ein Bauer aus der Gegend von Saalfeld hatte auf der Heide Holz gehauen und zwar nachmittags. Da trat zu ihm ein klein Moosweibchen und sprach: „Vater, wenn Ihr werdet nachher aufhören und Feierabend machen oder den letzten Baum umhauen, so hauet ja in den Stamm drei Kreuze, es wird Euch gut sein". Und damit ging es wieder weg. Der Bauer aber hielt das für Quakelei und das Moosweibchen für ein Gespenst und unterließ das Einhauen der Kreuze, als er gegen Abend nach Hause ging. Des andern Tages um dieselbe Zeit ging der Bauer wieder in den Wald, um seine Arbeit weiter zu thun. Das Weibchen kam wieder und sprach: „Ach, Ihr Mann, warum habt Ihr gestern die drei Kreuze nicht hinein gehauen? Es sollte Euch und mir geholfen haben. Wir werden sehr oft und fast ohne Unterlaß des Nachmittags, sonderlich aber des Nachts von dem wilden Jäger gejagt und haben keine Ruhe, wo wir nicht auf dergleichen behauene Bäume kommen, denn davon kann er uns nicht bringen und wir sind sicher". „Hoho", sprach der Bauer in seiner gewohnten Grobheit, „was soll das sein und was können die drei Kreuze helfen? Dir zu Gefallen will ich noch keine hinmachen." Darauf fiel das Moosweibchen über den groben Bauer her und zerdrückte ihn so sehr, daß er krank davon wurde, obwol er von starker Natur war.

Nachher soll der Bauer niemals unterlassen haben, die drei Kreuze einzuhauen, auch ist ihm dann nichts Widerliches geschehen.

Solche Weibchen und Männchen wohnen in jener Gegend auf der Heide oder im Holze an dunkeln Oertern und in Höhlen

unter der Erde. Sie liegen auf grünem Moose und sind um und um mit Moos bekleidet. Die Sache ist allgemein bekannt; Handwerker, besonders Drechsler, bilden dergleichen Püppchen nach und stellen sie zum Verkaufe aus. Die Moosleute werden aber von dem wilden Jäger oft gejagt, doch zu einer Zeit mehr als zur andern. Die umwohnenden Leute hören es oft mit Verwunderung und sprechen dann Einer zu dem Andern: „Der wilde Jäger hat sich ja nächsten wieder zugejagt, daß es immer knisterte und knasterte.“

Ein Bauer aus Arntschgereute nahe bei Saalfeld war aufs Gebirge gegangen zu holzen, als eben der wilde Jäger jagte, den er zwar nicht sah, aber seine bellenden Hunde hörte. Da gab ihm sein Vorwitz ein, daß er auch wollte mit jagen helfen und hub an zu schreien wie der wilde Jäger. Dabei verrichtete er seine Arbeit und ging dann wieder heim. Des andern Tages will er früh in seinen Pferdestall gehen, da war vor der Thür ein Viertel von einem grünen Wald- oder Moosweibchen aufgehängt, gleichsam als ein Theil oder Lohn der Jagd. Darüber erschrak der Bauer und lief geschwinde nach Wirbach zum Edelmann von Watzdorf und erzählte die Sache. Der hat ihm gerathen, er solle ja um seiner Wohlfahrt willen das Fleisch nicht anrühren, sondern hängen lassen, sonst würde ihn der Jäger hernach drum anfechten. Das hat der Bauer auch gethan und das Wildpret ist nachher von selbst wieder unerwartet weggekommen; auch ist der Bauer ohne weitere Anfechtung geblieben.

22. Der Hirt und das Moosweibchen.

(Thuringia. 1842. S. 271. Witzschel, a. a. O. S. 234.)

Der Hirt von Moderwitz hütete einmal in der Nähe eines Gehölzes seine Heerde. Während er sein Frühstück verzehrte, kommt ein Moosweibchen zu ihm und bittet ihn um etwas Brot. Der Hirt sagt: „Wenn du mir ein Mittel für kranke Schafe lehren willst, sollst du Brot bekommen“. Bereitwillig theilte ihm das Moosweibchen eine Menge Heilmittel für krankes Schafvieh mit. Als der Hirt genug gehört zu haben glaubte, sprach er: „Nun ists gut, deine Heilmittel kenne ich, sieh du nun zu, wer dir das Brot giebt“. Da fing das Moosweibchen an laut zu lachen und rief nach dem Gehölze zu laufend: „Das beste weißt du noch nicht; was wider den Bettel hilft, ist dir noch nicht be-

kannt". Wenige Tage nachher erkrankten die sämmtlichen Schafe des Hirten an jener Krankheit und starben.

Anmerk. Der Bettel ist eine schnelltödtende Krankheit der Schafe, gegen welche es kein Mittel geben soll.

23. Holzweibchen backen Kuchen.

(Schmidt, Topogr. d. Pflege Reichenfels, S. 144.)

Einstens schnitten Loitscher Korn; da hörten sie mit quäkender Stimme ein Holzweibel rufen: „Mäd zerrän!" d. h. Magd, ebne die Kohlen im Backofen; eine Magd rief: „Backt mir auch einen Kuchen mit!" Als sie nun fortgingen, fanden sie auf einem Raine einen ordentlich in vier Theile zerschnittenen Kuchen, welcher in eine weiße Serviette eingeschlagen war. Die Magd stand an, davon zu genießen; jedoch meinten die Andern, sie habe gefrevelt und müsse daher auch davon essen. Sie that es endlich und fand den Kuchen sehr schmackhaft. Darauf ließen sie die Serviette liegen, und als sie wieder hinkamen, war sie weg.

Anmerk. 1. S. auch Nr. 38 in Haupts Sagenbuch der Lausitz; hier finden wir dasselbe: Ein Bauer aus Spitzkunnersdorf sahe, als er ackerte, Holzweibel mit Kuchenbacken beschäftigt; auch er fand auf seine Bitte am nächsten Morgen einen schönen Kuchen auf dem Ackerraine. Ein anderer Bauer mußte später sein Gelüst nach dem Kuchen der Bergmännchen am Stromberge mit dem Leben bezahlen. (Haupt, a. a. O. Nr. 34.) Also auch in der Lausitz die weniger sanftmüthige Natur der männlichen Zwerge im Vergleiche zu den weiblichen, gerade wie dies im Voigtlande erzählt wird. — 2. Zwerge sind Meister im Backen, daher ihre Kuchen- und Brotgeschenke. Der Kuchen ist Symbol der Fruchtbarkeit. Die Zwerge sind Freunde der Ackerbauer.

24. Die Moosweibchen werden von dem Teufel gejagt.

(Mitgetheilt vom Lehrer G. Lange in Planschwitz.)

Seit der Zeit, da der Erzengel Michael den Teufel aus dem Himmel geworfen, jagt letzterer die kleinen guten Moosweibchen umher, bis sie ermüdet auf einem bekreuzten umgefällten Stamme Ruhe finden. Vergißt aber der Holzhacker die fromme Sitte, drei Kreuze in den Stamm zu hauen, während er niederfällt, so gehen die Weibchen mit bis in seine Wohnung und setzen sich auf eine Holzbank, wo sie mit ihren kleinen freundlichen Augen dem Holzhacker zu verstehen geben, daß er es künftig nicht mehr vergessen möge, ihnen draußen in dem Walde ein Ruhebänkchen zu bereiten. Sanft durch die Thüre streichend, verlassen sie die

Wohnung und nicht selten sollen sie einen Segen an Gold zurückgelassen haben.

25. Der wilde Jäger verfolgt ein Holzweibchen.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Als einst in Breitenfeld Einer mit der Egge sein Feld bearbeitete, kam ein Holzweibchen zu ihm und bat, daß es sich unter seine Egge verstecken dürfe, weil es vom wilden Jäger verfolgt werde. Der Bauer hob die Egge auf und das Weibchen verbarg sich darunter. Bald darauf kam der wilde Jäger und fragte den Bauer, ob er das Holzweibchen gesehen habe. Derselbe verneinte es und der wilde Jäger zog ab. Als darauf das Holzweibchen wieder unter der Egge hervorkam, steckte es dem Bauer die Taschen voll birkenes Laub, das sich sehr bald in goldene Blätter verwandelte.

Anmerk. Das Holzweibchen sucht bei einem Pflügenden Schutz, weil sich ihr Geschlecht überhaupt zu den Pflügenden, die als Freunde erscheinen, hingezogen fühlt. Die Holzweibchen erinnern dadurch an die Heimchen im Orlagaue, die gern mit den Landleuten verkehren.

26. Das Holzweibchen im Schönecker Walde.

(Illustrirtes Familien-Journal VI. Nr. 151.)

Da droben im Schönecker Walde lebte vor Zeiten ein Holzhauer, ein braver, stämmiger Bursche, der aber trotz rastloser Thätigkeit kaum so viel verdienen konnte, um eine alte kranke Mutter und ein paar kleinere Geschwister zu ernähren. Es ging immer knapp her, und doch mußte hier und da noch ein Groschen für ein rothes Band oder etwas dergleichen abfallen, womit der Bursche die Tochter des Nachbars beschenkte. Die jungen Leute waren einander gut; aber ans Heirathen durften sie noch lange nicht denken, denn es fehlte ihnen ein eigenes Hüttchen, und die der Aeltern hatten nicht Raum für einen neuen jungen Hausstand. Da entschloß sich der Bursche schweren Herzens, ein paar Jahre hinaus in die Welt zu wandern und sich irgendwo zu vermiethen, bis er sich das Nöthige verdient haben würde. Als er bald darauf durch den grünen Wald zog und trübe Bilder der nächsten Zukunft in seiner Seele auftauchten, da sprang plötzlich vor ihm ein kleines graues Mütterchen mit einem Körbchen Reisig aus dem Gebüsche, und wie gehetzt lief es auf ihn zu und bat

flehendlich, er möge schnell in eine windgebrochene Fichte, die just über den Weg lag, drei Kreuze schneiden, der wilde Jäger sei ihr auf dem Fuße und der sei ihr Feind und werde sie tödten. Das Alles war das Werk eines Augenblicks, und alsbald hatte der Bursche auch mit seinem Messer die drei Kreuze in den Baumstamm geschnitten und war selbst mit dem fremden Weibchen darunter gekrochen, als auch schon das wilde Heer ankam. An den drei Kreuzen aber hatte die Macht des wilden Jägers eine Schranke, er zog fluchend und wetternd zurück und das Holzweibchen war gerettet. Sie gab ihrem Helfer einen grünen Zweig aus ihrem Körbchen, dankte gar geheimnißvoll und — war verschwunden. Dem Burschen wars noch ganz wirblig und drehend im Kopfe vor all dem Spuk, aber so viel war ihm doch klar, daß das graue Mütterchen, wenn sie einmal etwas schenken wollte, sich schon ein wenig mehr hätte angreifen können. Mißmuthig wollte er den Zweig wegwerfen, besann sich aber doch noch und steckte ihn zum Andenken an das sonderbare Erlebniß auf seine Mütze. Wie er nun frisch weiter schritt, da ward ihm sein Mützlein immer schwerer und schwerer, und als er es endlich abnahm, da war der Zweig gewachsen, und was wars überhaupt für ein Zweig geworden? Gelbe glitzernde Blätter waren dran, und wuchsen immer noch mehr, daß ihm schier Sehen und Denken und am Ende die Lust, weiter zu wandern, verging. Er kehrte um, ohne eigentlich zu wissen, warum, und war noch vor Abend wieder daheim. Was die alte Mutter sich wundern mochte! Der Tochter des Nachbars aber wars eben recht, denn:

Wiederkommen bringt Freuden.

Der wilde Jäger hatte wol Ursache, das Holzweibchen zu verfolgen, denn dasselbe hatte in seinem Garten von dem wunderbaren Goldbaume sich ein Körbchen der besten Zweige geholt. Davon hatte denn der Bursche einen bekommen und der trieb immer neue Blätter. Die Blätter schüttelte unser Holzhauer und verkaufte sie in den Städten, wo sie noch heute von den schönen Damen als Schmuck getragen werden. Nun konnte er freilich sein Nachbarskind heirathen, und sie mögen sich wol auch ein gar hübsches Haus gebaut haben. Das Goldbäumchen aber ist mit der Zeit eingegangen, vielleicht hat sichs auch das Holzweibchen wieder geholt, vielleicht auch der wilde Jäger selber.

27. Die Holzweibchen verabscheuen Kümmelbrot.

(Schmidt, Topographie der Pflege Reichenfels.)

Bei Markendorf hielten sich Holzweibel in dem nahen Schallholze auf. Sie halfen den Leuten Heu machen und Brot backen und nahmen auch Klöse aus den Töpfen. Später wurden die Leute unfreundlich gegen sie und buken auch Kümmel ins Brot. Da zogen die Holzweibchen fort, indem sie sagten:

„Kümmelbrot macht Angst und Noth!"

Oder:

„Esset ihr euer Brot,
Und tragt auch allein eure Noth!"

Nach Anderen:

„Wir essen unser Brot
Und tragen unsre Noth!"

Auch an andern Orten hatten geizige Leute, welche die Holzweibchen nicht gern bei sich sahen und ihnen noch viel unlieber Etwas zu essen gaben, Kümmel ins Brot gebacken. Die Holzweibchen bemerkten es, wendeten sich weg und riefen jammernd:

„Kümmelbrot, unser Tod!"

Ein Holzweibel aß einem Holzhauer immer das Brot weg; dieser klagte es seiner Frau und die äußerte: Dagegen will ich schon Rath schaffen. Sie buk Kümmel ins Brot. Als nun das Holzweibchen wieder mitessen wollte, mundete ihm die neue Speise nicht und zornig sprach es:

„Ei, ei, Kümmelbrot,
Das bringt dir Noth,
Es wird dir sauer werden!"

Von dieser Zeit an wurde dem Holzhauer alle Arbeit blutsauer, und war er vorher arm gewesen, so wurde er es nun noch mehr.

28. Zwerge auf der Bauernhochzeit in Stublach.

(R. Fürbringer in der Variscia V.)

In dem Dorfe Stublach hatte ein Bauer Hochzeit, und zu derselben fanden sich auch einige Zwerge ein, natürlich nicht ohne Geschenke. Der Hochzeitgeber war an diesem Feste ein wenig übermüthig und wollte sich mit den kleinen Gästen einen Spaß machen. Da er nun wußte, daß sie einen Abscheu vor dem Kümmel hatten, setzte er ihnen Kümmelbrot vor. Da fingen die Zwerglein an bitterlich zu weinen, es erhob sich ein Getöse im

Hause und beim Weggehen sagten sie, sie müßten nun diese schöne Gegend verlassen und sie würden ferner nicht mehr bei ihm einkehren. Das geschah aber in der Nacht, als der Langenberger Fischer das Pochen um Mitternacht vernahm und er die Zwerge in seinem Kahne über die Elster fahren mußte.

29. Der Zwergkönig Coryllis.

(Hahn, Geschichte von Gera I. S. 168 und 169.)

Unterhalb Thieschitz, der Langenberger Mühle gegenüber, in der Felswand des Berges sieht man eine Höhle, die Zwerghöhle genannt; eine kleinere und weniger bekannte Zwerghöhle mit fast verdecktem Eingange liegt über Milbitz am Rubitzer Fußwege. Vor vielen Jahren lebte in diesen Höhlen ein Volk sehr kleiner Zwerge. Nur zuweilen erschienen sie den Bewohnern der Gegend, weil sie die Kunst verstanden, sich unsichtbar zu machen. Als Oberhaupt hatten die kleinen Wesen einen König, welcher Coryllis hieß, und unter dem sie, ungestört von den Menschen, in ihren dunklen Wohnungen lebten. Dieser König aber besaß viel Weisheit, und wer von den Bewohnern der Gegend eines Rathes bedurfte, wandte sich an ihn. Doch nur ein Mittel gab es, zu ihm zu gelangen, und wer dies nicht kannte, dem erschien er niemals. Es mußte der, welcher seinen Rath begehrte, drei platte Elsterkiesel nehmen, sich dann mit dem Rücken gegen die Höhle unterhalb Thieschitz stellen, und, indem er die Steine über sich hineinwarf, ausrufen: „Coryllis! Coryllis! Coryllis, erscheine!“ Alsdann erschien Coryllis und der Rathsuchende kehrte niemals ohne Belehrung heim. So währte es lange Zeit. Das kleine Volk der Zwerge aber durchwanderte fleißig die Gegend und trug den Bewohnern, namentlich aber denen von Gera, sehr oft frischgebackene Brote und andere Lebensmittel fort. Hatte man auch anfangs dies willig geschehen lassen, so wurde es doch endlich zur Last und man gedachte daran, diese Gäste zu vertreiben. Nach vielen Versuchen fand sich ein Mittel. Man hatte gehört, daß die Zwerge den Fenchel nicht vertragen konnten und begann nun sofort dieses Gewürz unter das Brot zu backen. — Bald nachher fuhr ein Fischer mit seinem Kahne auf der Elster, und als er in die Nähe der Zwerghöhle kam, rief ihn Coryllis und bat, er möge ihn doch mit seinem Volke überfahren, sie müßten diese Gegend nun verlassen, denn man habe Fenchel unter

das Brot gebacken, und: „Fenchelbrot, unser Tod!" schloß er mit wehklagender Stimme. Der Fischer fuhr ans Ufer, sah aber außer Corыllis, dem Könige, keine Spur von den Zwergen. Corыllis aber bedeutete den Fischer, er solle seinen Hut vorn auf den Kahn stellen, damit man das Fährgeld hinein legen könne. Es geschah, und nun hörte der Fischer ein lange anhaltendes leises Klappen oder Klingeln im Hute, gleich dem Klange hineingeworfener kleiner Münzen. Doch sah er die Zwerge nicht, die, wie er wohl gewahrte, in seinen Kahn stiegen. Denn bald senkte derselbe sich tiefer und tiefer und immer noch währte der Klang im Hute fort. Endlich war der Rand des Kahnes nur noch zwei Finger breit über dem Wasser, da stieg Corыllis selbst ein und rief dem Fischer zu, er möge nun überfahren. Am jenseitigen Ufer bemerkte der Fährmann, wie sein Kahn sich langsam wieder hob und am Ende leer wurde. Sein Hut aber war beinahe voll von kleinen Goldblechen, dem sogenannten Zwerggelde. Auf einen Blick waren ihm die Zwerge, als sie von der Elster hinwegzogen, auch sichtbar geworden, und er hatte mit Staunen ihre unzählige Menge gesehen. Die Stelle aber, auf der sie bei ihrem Wegzuge sich ausbreiteten, verödete und ist unfruchtbar geblieben bis auf den heutigen Tag.

30. Das Zwergloch zwischen Marlesreuth und Selbitz.

(Hübsch, Geschichte der Stadt und des Bezirks Naila 1863. S. 101.)

Man erzählt sich, daß zwischen Marlesreuth und Selbitz eine Höhle gewesen sei, die von Bergmännchen bewohnt gewesen, aber von diesen wieder verlassen worden sei, weil sie das Pochen der Hammerwerke und das Fluchen der Menschen nicht vertragen konnten. Von diesem „Zwergloch", das Andere für einen verfallenen Stollen hielten, findet sich heute keine Spur mehr.

31. Der verschmähte Kuchen.

(W. Börner, Volkssagen aus dem Orlagaue. S. 208. Witzschel, Sagen aus Thüringen S. 213.)

Der Fußsteig von Wilhelmsdorf nach Dobian führt an einer einsam gelegenen Bergwand vorüber, „die Eisengruben" genannt. Dort ackerte ein Knecht aus Wilhelmsdorf, und mitten in seiner Arbeit vernahm er ganz in der Nähe, obwohl er Niemand sah, ein Gemunkel von Stimmen. Als er recht aufmerksam hinhorchte, konnte er Folgendes verstehen:

„Na, Trude, flugs den Kehrbesen her!“
„Geduld, was eilt es Euch denn sehr?“
„Will backen.“
„Back' heut eben so,
im Ofen brennts schon lichterloh.“
„Nun gar, was backt ihr denn für Kuchen?“
„Vorbacken“, —
„und ich Käsekuchen.“

So weit hatte der Knecht das Zwiegespräch mit angehört, da rief er vorlaut drein:

„Ei! habt Ihr ausgebacken, bringt mir doch auch von Eurem Vorbacken und von Eurem Käsekuchen.“

Bald darauf legt sich der Knecht zur Mittagsruhe nieder und als er erwacht und weiter ackern will, liegen zwei große Kuchenstücke, das eine Vorbacken, das andere Käsekuchen, auf seinem Ackerpfluge. Ihm graut vor der unheimlichen Mahlzeit und er wirft den Kuchen vom Pfluge herunter, doch sofort liegen beide Stücke wieder darauf. Seine Angst und sein Grauen wächst und zuletzt schleudert er den Kuchen so weit von sich, als er nur vermag. Nun bleibt zwar die verschmähte Gabe weg und der Knecht eilt nach Hause, erkrankt aber und stirbt.

Anmerk. Börner (a. a. O. S. 210) findet in dem Ausgange dieser Sage weniger eine Bestrafung des Vorwitzes und der Lüsternheit des Gaumens, — da ja nach andern Sagen die Zwerge Kuchen ohne üble Folgen für den Empfänger verschenken, — als vielmehr eine Warnung vor Verletzung der Gastfreundschaft. Der Knecht war gewissermaßen Gast der Holzweibchen; er verschmähte die angebotene Gabe und machte sich so nach der Vorstellung unserer heidnischen Vorfahren eines großen Vergehens schuldig. — Dr. Schmidt erzählt in seiner Topographie der Pflege Reichenfels (S. 144) eine ähnliche Sage mit der ausdrücklichen Angabe, daß es Holzweibchen waren, welche den Kuchen verschenkten.

32. Das Waldweibchen im Bauerhause zu Wilhelmsdorf.

(Börner a. a. O. S. 188 ꝛc. Witzschel a. a. O. S. 213 ꝛc.)

Eine geraume Zeit her hatte sich ein Waldweibchen bei einer Bauersfrau zu Wilhelmsdorf eingethan. Die Frau ließ es sich gefallen, denn das kleine Wesen war gar fleißig und arbeitsam, half überall, wo etwas zu thun war, so daß im Hause eine Magd erspart wurde.

Wenn des Morgens die Bäuerin aufstand, war Alles in Stube und Küche gefegt und gekehrt, gescheuert und gewaschen und blank und rein in Ordnung gestellt. Auf den Wiesen und

Feldern ging die Arbeit zur Erntezeit so flink von der Hand, daß Heu und Grummet und jede Feldfrucht gerade in dieser Wirthschaft zuerst in die Scheune kam. Hatte das Waldweibchen treu und fleißig sein Tagewerk verrichtet, so nahm es des Abends seinen Platz hinter dem Ofen ein und gab von da aus den Leuten im Hause allerlei gute Lehren und Rathschläge. Am liebsten aber beschäftigte sich das kleine Wesen vor dem Ofen. Gab es dort zu thun, so trug es Brennholz zu, unterhielt das Feuer, schob und hob die Töpfe, zog die Krücke, wenn es zum Brotbacken kam, und lief und zeigte an, wenn Alles bereit und fertig war. Das Alles war der Bauersfrau ganz recht, nur Eins war ihr zuwider. Sobald sie nämlich den Rücken wendete, war der Kochtopf, zumal wenn Klöse gekocht wurden, wol bis auf die Hälfte ausgeleert, und wenn die gebackenen Brote aus dem Ofen genommen und an Ort und Stelle gebracht werden sollten, so war das Waldweibchen niemals zur Hand, es hockte dann in irgend einem Winkel und ließ sich bereits ein frischgebackenes Brot schmecken. Zwar hatte die Frau schon oft ihren dienstbaren Geist deshalb gescholten und ausgezankt, aber es half nichts, die Klöse und Brote wurden nach wie vor gezehntet. Da kam der Frau ein Sprüchlein in den Sinn, das ihr das Waldweibchen oft als gute Lehre vorgesagt hatte:

„Pip kein Brot,
Schäl keinen Baum,
Erzähl keinen Traum,
Back keinen Kümmel ins Brot,
So hilft dir Gott in aller Noth."

„Ei", dachte die Bäuerin, „hörst du nicht auf meine Worte, so will ich auch von deinem Rath nichts wissen", und buk dem Waldweibchen zum Possen und Aerger das nächste Mal Kümmel in die Brote und pipte sie richtig von dem ersten an bis zur vollen Mandel fort. Besser wäre es gewesen, sie hätte das nicht gethan. Denn als das Waldweibchen von dem neuen Brote gekostet hatte, lief es unwillig aus dem Hause fort zurück in seinen Wald, dabei schreiend:

„Sie haben mir gebacken Kümmelbrot,
Das bringt diesem Hause lauter Noth!"

Und so geschah es. Die Familie kam seit jener Zeit sichtlich von ihrem Wohlstande herab und es gebrach ihr zuletzt an Broten mit Kümmel und ohne Kümmel.

Die Leute in jener Gegend erzählen, daß diese Waldweibchen, die auch Moosweibchen genannt werden, vordem in dichten Wäldern wohnten, besonders in den Holzungen an der Saale. Sie waren in Moos gekleidet, von Ansehen alt und grau und gehörten zum Geschlechte der Zwerge, obgleich sie die Heimchen an Größe noch übertrafen. Oft kamen sie aus ihren Waldungen hervor und thaten sich ein in den Häusern und Gehöften der Bauern, wurden als Gehülfen bei den häuslichen Verrichtungen gern gesehen, zuweilen aber auch wegen ihrer Naschhaftigkeit lästig befunden. Rathend und helfend, dabei aber schüchtern und reizbar, neckten sie gleichwohl gern; sie bewiesen sich den Hausleuten gutmüthig und zugethan, so lange man sie pflegte, sich ihrer Hülfe bediente und ihren Rath befolgte, geriethen aber auch leicht in Zorn gegen Undankbare, die ihren Rath und ihre Gaben verschmähten und wußten dieselben zu bestrafen. Sie konnten auch über Schätze verfügen, waren aber in steter Lebensgefahr, namentlich der Verfolgung des wilden Jägers fortwährend ausgesetzt.

Anmerk. Der Ausdruck „pipen" bezeichnet das Einzeichnen der Brote mit den Fingerspitzen vor dem Einschieben in den Ofen. Auch die Schweizer Zwerge verabscheuten gepiptes und mit Anis bestreutes Brot (Haupt, Sagenbuch der Lausitz S. 36), weil das Pipen wol ein ängstliches Abzählen der Brote bezeichnete und die alte germanische Gastfreundschaft verletzte, der Kümmel (sowie Anis) aber unter die Kräuter gehörte, mittelst deren man sich in früheren Zeiten vor der Einwirkung geisterartiger Wesen frei zu erhalten suchte. (Börner a. a. O. 202.)

Die Spuren einer ähnlichen Sage haben sich in der Gegend von Plauen erhalten; dort ertheilt das Holzweibchen den Rath:

„Schäl kan Baum,
Erzähl' kan Traum,
Behm ka Brot,
So hilft dir Gott aus aller Noth."

(Das Brot „behm" = es im Ofenrohr auflaufen lassen.)

33. Das Waldweibchen mit dem zerbrochenen Schubkarren.

(Börner a. a. O. S. 205. Witzschel a. a. O. S. 215.)

Am steilen Schmiedeberge, auf dem Wege, der von Wilhelmsdorf hinab an die Saale in die Portenschmiede führt, traf ein Bewohner jenes Dorfes ein Waldweibchen an, welches wehklagte, daß auf dem bösen Wege sein kleiner Schubkarren, den es vor sich hergeschoben hatte, zerbrochen war. Dringend bat das Weibchen den Bauer, ihm zu helfen und das zerbrochene Rad so

gut als möglich auszubessern. Um das Weibchen los zu werden, hieb der Bauer mit der Axt, die er zu seinem Geschäfte bei sich führte, ein Bäumchen in dem Walde ab und stellte das kleine Fuhrwerk zum Gebrauche her. Während dieser Arbeit stopfte das dankbare Waldweibchen alle abfallende Spähne dem Manne emsig in die Taschen seines Wammses. Doch ärgerlich über die Versäumniß, die er darob gehabt, riß der Mann all das unnütze Zeug, wie es ihm dünkte, wieder heraus und warf es verächtlich von sich. Ein einziger Spahn war unvermerkt in der Tasche geblieben, und als er des andern Tags das Wamms durchsuchte, war dieser zu einem harten Thaler geworden. Nun lief er zwar spornstreichs in den Wald zur Stelle, wo ihm des Tags vorher so reichlicher Tagelohn ausgefallen war; vergeblich jedoch war sein Bemühen, die Spähne wieder aufzufinden, die er so verächtlich weggeworfen hatte.

34. Das Waldweibchen klagt um sein Männchen.

(Börner a. a. O. S. 222. Witzschel a. a. O. S. 216.)

Ein Bauer in Wilhelmsdorf sitzt mit seinen Leuten an einem Winterabende um den Tisch herum, draußen aber ist stockfinstre Nacht. Da macht Etwas die Thüre auf und ein Waldweibel tritt in die Stube; das ist ganz außer sich gewesen, hat seine Hände über dem Kopfe gerungen und immer dabei gerufen: „Hu, hu! der wilde Jäger hat jetzt mein Männel todt geschossen, hu, hu!“ Der Bauer hat das Herz auf dem rechten Flecke, er dreht sich um und spricht: „Das muß ja ein bitterböser Kerl sein, der wilde Jäger; was hat dein armes Männel ihm denn gethan gehabt?“ „Ei, an Euch liegt die Schuld“, giebt das Weibel zur Antwort, „und über uns geht es hinaus. So oft ein Mensch ein Bäumchen auf dem Stamme driebt, so oft muß Eins von uns sterben. Ums Himmels willen thut es nur nicht wieder!“ Und dazu hat es immerfort hu, hu! geschrieen und nicht geruht, bis Alle in der Stube es ihm versprochen und der Reihe nach die Hand darauf gegeben haben. Die Bauersfrau denkt, das arme, abgejagte Ding wird Hunger haben und setzt ihm eine Schüssel voll Sauerkraut vor, da hat es gegessen, aber immer dazwischen hu, hu! gejammert und ist zuletzt hinter den Ofen gekrochen. Als aber die Bauersfrau frühmorgens aufsteht und das Waldweibel rufen will, ist es schon über alle Berge fort gewesen.

Anmerk. Baumdrieben = Baumumdrehen. Bei dem Baumschälen und Baumdrieben, das den Holzweibchen mißfällig ist, haben wir an eine Art heidnischer Zauberei zu denken. Vergl. damit den Abschnitt über voigtländischen Aberglauben.

35. Das Waldkind und die goldene Wiege.

(Börner a. a. O. S. 231. Witzschel a. a. O. S. 216.)

Eine Bauersfrau aus Wilhelmsdorf ging, Holz zu lesen, auf den Hungersberg. Durch das Wimmern eines Kindes wurde sie tiefer in den Wald gelockt, als sie sonst zu gehen pflegte. Da sah sie in einer gerundeten Baumrinde ein schreiendes Kindlein liegen, und mitleidig, — sie hat ja selbst daheim einen Säugling, — setzt sie sich nieder, nimmt das Waldkind auf und reicht ihm ihre Brust. Während das Kind aber trinkt, kommt die Waldfrau, die Mutter des Kindes, zurück, staunt und spricht:

Bauernblut,
Du bist gut!
Mach ich's quitt;
Reuen soll dich heut kein Tritt.
Gieb geschwind
Mir mein Kind
Und zum Danke nimm die schöne Wiege mit.

Bei diesen Worten reichte sie der Bauersfrau die Baumrinde, worin das Kind gelegen hatte. Diese sprach: „Es ist nur, daß ich Euch den Willen thue, ich habe ja schon genug zu tragen“, nahm ihre Bürde auf und brach sich von der Baumrinde ein kleines Stückchen ab, warf es über die Achsel auf das gesammelte Reisig und ging zufrieden ihres Wegs nach Hause. Am andern Morgen findet sie in ihrem Reisig einen hellglänzenden Goldsplitter; es war das abgebrochene Stück von der Wiege, welche das Waldweibchen ihr dankbar hatte geben wollen.

36. Das gezüchtigte Waldweibchen.

(Börner a. a. O. S. 227. Witzschel a. a. O. S. 221.)

Auf der Thalwiese unter dem bei Bucha gelegenen Buchenholze brachte ein Bauer aus jenem Dorfe sein Heu in Haufen oder Schober. Ein junges, muntres Waldweibchen sprang aus dem Holze hervor, warf sich auf die Heuschober und zerstörte in seiner Ausgelassenheit des Landmanns mühevolle Arbeit. Dieser bat das Weibchen, abzulassen von dergleichen Kinderstreichen; aber das muthwillige Ding hörte nicht darauf, sondern erwiderte

mit Lachen seine Drohungen. Da ging aber dem Manne die Geduld zu Ende und er gab mit seinem Rechenstiele dem kleinen Wildfang einige empfindliche Schläge. Laut auf schrie das geschlagene Holzweibchen und aus dem Holze hervor sprang sein Männchen und rief zornig:

„Schau! schau!
Bauer du, was hast du vor mit meiner Frau?“

Der Bauer deutete auf den angerichteten Schaden und erzählte ruhig den Hergang der Sache, wie oft er das muthwillige Weibchen abgemahnt und wie fruchtlos jede Vorstellung geblieben sei; da habe er zuletzt sich nicht anders helfen können. Nach kurzem Bedenken faßte das Waldmännchen sein Weibchen bei der Hand, sprechend:

„Wie du gethan,
Nimm hin deinen Lohn!
Hätt' er dich umsonst geschla'n,
Wärs um ihn geschehn;“

gab ihm auch noch Verweise über seine Unart und führte es in den Wald zurück.

37. Das Waldweibchen auf der Wagendeichsel.

(Börner a. a. O. S. 212. Witzschel a. a. O. S. 222.)

In Wöhlsdorf war ein Schafknecht, der trieb seine Heerde gewöhnlich nach dem Brandholze hin, das nicht weit von Ranis liegt, und dort, wo der Pferch aufgeschlagen war, stand auch der kleine Karren, darin der Knecht seine Mittagsrast hielt und zuweilen übernachtete. Dem gesellte sich ein Holzweibel zu und klagte ihm oft die Verfolgungen, die es mit seinen Verwandten vom wilden Jäger zu erdulden habe, erzählte auch, wie nur die Holzstöcke, darauf drei Kreuze in einem Zwickel eingehauen seien, gegen diese Verfolgungen eine Zufluchtsstätte und Sicherheit gewährten. Da schnitt der Schafknecht aus Mitleid mit seinem Taschenmesser drei tiefe Kreuze in die Deichsel seiner Hütte ein, damit das kleine Weibchen darauf Ruhe finden möge. Das Mittel war gut. Denn sobald das Jagdgetöse im nahen Walde sich erhub, flüchtete das Weibchen heraus auf die schützende Deichsel und war sicher vor den Nachstellungen des wilden Jägers. Dankbar für diesen Schutz beschenkte es den Knecht, den es immer fleißig stricken sah, mit einem Garnknaul, der — so versicherte das Weib — nie ein Ende nehmen werde, auch wenn er sein

ganzes Leben lang daran stricke. Die Leute aus der Umgegend haben es oft gesehen und sich darüber gefreut, wie das Waldweibchen auf der bekreuzten Deichsel ganz guter Dinge sich schaukelte und mit dem Schäfer, der daneben saß und fleißig stricke, freundliches Gespräch hielt. Endlich mochte aber doch der wilde Jäger dem kleinen Wesen auf die Spur gekommen sein, und so geschah es, daß er eines Nachts mit dem ganzen wüthenden Heere heranbraußte und weil er das Waldweibchen von den drei Kreuzen, darauf es sich nach seiner Gewohnheit geflüchtet hatte, nicht herunter bringen konnte, die ganze Wagendeichsel abbrach und Deichsel und Weibchen mit sich fortführte.

Von dem geschenkten Knaule strickte der Knecht noch viele Jahre fort und erzählte Jedermann, wie er dazu gekommen war und was es für eine Bewandtniß damit hatte. Einst stritt er darüber mit einem Bekannten, der die Sache nicht glauben wollte, und rief in seinem Eifer aus: „Ei, so wickle selbst davon los und behalte für dich, so viel du willst, ich weiß und sage dir, der Knaul nimmt kein Ende.“ Als aber jener dieses that, hatte der Knaul alsbald sein Ende.

38. Das Brot mit den harten Thalern gefüllt.

(Börner a. a. O. S. 235. Witzschel a. a. O. S. 225.)

Zwei Bauerweiber schlenderten, die leeren Tragkörbe auf den Rücken, von Steinsdorf in die nahgelegene Waldung, und besprachen sich mit einander über ihre häuslichen Geschäfte. Brot backen wollten beide am nächsten Morgen für die Menge brotzehrender Leute, die sie daheim zu beköstigen hatten. Da wurde auf einmal ein Waldweibchen ihnen zur Seite sichtbar, bat und sprach:

Backt doch ein Brot
Auch mir in meiner Noth,
Groß oder klein,
Am besten wie ein halber Mühlstein!“

„Ach, liebe Frau! wir haben Mäuler selbst genug zu füttern“, erging der Bäuerinnen Antwort — „der Ofen langt kaum zu, um Brot genug für uns zu backen.“ „Darum wißt ihr auch wie Mangel thut und Armuth drückt“, erwiderte das Waldweibchen; „erbarmt Euch deshalb und backt mir ein Brot und legt es morgen hierher auf diesen dreifach bekreuzten Baumstock.“ Nach dieser Rede war das Waldweibchen wieder verschwunden.

Die Bauerweiber sprachen hin und her, was zu thun sei, zuletzt aber meinten sie doch in ihrer Gutmüthigkeit, sie dürften das arme Ding nicht vergeblich nach Brot suchen lassen. Am andern Morgen buken sie gemeinschaftlich aus ihrem kleinen Mehlvorrathe ein Brot, so groß wie die andern Brote, und trugen es selbander in den Wald an den bezeichneten Ort.

Nach drei Tagen gingen diese Weiber wieder denselben Weg ins Holz. „Ob wol das Waldweibchen sein Brot geholt hat?“ sprach die eine Frau zur andern, und sie sahen nach, fanden aber ihre Gabe noch auf demselben Platze liegen, völlig unangerührt, wie es schien. Was sollte das heißen? Sie wußten sich nicht zu erklären, warum das Brot verschmäht liegen geblieben war, hatten sie es doch so gut gemeint. Unrecht aber schien es ihnen, das liebe Brot noch länger da liegen zu lassen, sie nahmen es also auf, aber gewaltig schwer war es unterdessen geworden. Das konnte wieder nicht mit rechten Dingen zu gehen. Neugierig und verwundert schneiden sie das Brot auf, und lauter blanke Thaler rollen daraus hervor. So war ihre Gutthat auf lange Zeit hinaus reichlich belohnt worden.

39. Die Zwerge ziehen fort.

(Variscia V. S. 8 und 9.)

Nach einer Sage sollen die Zwerge um die Zeit des Dresdner Friedens (1746) in einer mondhellen Nacht, etwa gegen 12 Uhr, bei Langenberg über die Elster gesetzt sein. Ein Fischer setzte sie über, hörte aber nur ein leises Murmeln und ein Hin- und Hergehen, und bemerkte, daß sich der Kahn mehr und mehr füllte. Er hatte Mühe, den schweren Kahn durch die Wogen zu leiten. Als er am andern Ufer angelangt war, sprang eine solche Menge Zwerglein aus dem Kahne, daß er sie nicht zu zählen vermochte. Was der Fischer für seine Mühe bekommen, ist nicht gesagt, jedenfalls aber ist es viel Geld gewesen, denn er hat sich seit der Zeit recht wohl befunden. Am andern Morgen sah man wol über zwei Stunden weit den Weg, den sie in gerader Linie durch Feld und Wald genommen hatten, und ist auf demselben innerhalb 20 Jahren kein Gräslein gewachsen und hat allda auch das Getreide nicht gedeihen wollen. Seit dieser Zeit sind sie nicht mehr gesehen worden. (Philipp von Steinau sagt in seinen deutschen Volkssagen: Trauernd und mit wehmüthigem Blicke

nahmen sie von den Unnwohnenden Abschied. Seit ihrem Abzuge, sagt das Volk, sei für die Gegend die glückliche Zeit vorüber.)

Anmerk. Als es den Zwergen auf dem breiten Berge bei Zittau nicht mehr gefiel, weil sie das Glockengeläut nicht vertragen konnten, „preßten sie einen Bauer aus dem nahen Dorfe Haynewalde mit ein Paar Wagen und ließen sich über die böhmische Grenze fahren“. Auch sie belohnten den Mann, der sie aus ihrer bisherigen Heimath führte, sehr reichlich. (Haupt, Sagenbuch der Lausitz. S. 43.)

Auch die Wichtel oder Heinzelmännchen, welche ehemals im Spatenberge wohnten, ließen sich bei ihrem Wegzuge über den Fluß (die Werra?) setzen und belohnten den Fährmann auf seinen Wunsch mit einem Scheffel Salz. (Witzschel, Sagen aus Thüringen S. 107.)

Die Zwerge, welche ehemals in den Hüttener Bergen, besonders in dem Kindelberge und im Pläterberge bei Wittensen wohnten, kamen in der Nacht an die Hohner Fähre und ließen sich übersetzen. Am Ufer aber, vor seinem Hause, fand der Fährmann seinen Hut angefüllt mit „kleinen Goldpfennigen“, die von den Zwergen beim Einsteigen hineingeworfen worden waren. (Müllenhof, Schlesw.-holst. Volkssagen, Nr. 329.)

Es wird auch angenommen, daß die Zwerge die Seelen Abgeschiedener sind; das dem Fährmann gespendete Geld würde dann an das Fährgeld der Seelen erinnern. (Nork, Sitten und Gebräuche, S. 264. 270.)

40. Nixensteine an der Elster.

(Rothe im 16. Jahresbericht des voigtländischen alterthumsforschenden Vereins zu Hohenleuben, S. 77.)

Der sogenannte Schafstein, eigentlich Nixenstein, an der Elster im sogenannten Eckertsthale oberhalb Groß-Drachsdorf ist merkwürdig aus der Heidenzeit wegen der Volkssage, daß sich dort in der Elstertiefe Nixen aufgehalten und ihr Wesen getrieben hätten. Ebenso befindet sich an der Elster bei dem Dorfe Wolfsgefährt unweit Meilitz ein dergleichen Nixenstein, von welchem ebenfalls viel wunderliche Sagen in jener Gegend Statt finden.

Anmerk. 1. Ueber das eigentliche Vaterland der Sagen von den Wassernixen sind die Forscher nach Nork (Sitten und Gebräuche der Deutschen, S. 62) ungewiß. In den indischen Sagen lebt der Glaube an die Apsaras, d. h. die aus dem Wasser Entsprossenen.

2. Dunkel ist auch der Ursprung des Wortes „Nix“, schwedisch Necken, dänisch Nicken und Nocken, englisch Nick; man hat es vom dänischen nocken = ersticken, abgeleitet. In Scandinavien war Necken der Gott des Meeres, also der Neptun; beide Wörter scheinen sprachlich mit einander verwandt zu sein. Der Necken, Nicus oder Nichus war eine scandinavische Personifikation des Odhin, der allerdings ursprünglich Luftbeherrscher war.

41. Der Nix und die Wöchnerin.

(Mündlich in Reichenbach.)

Eine Frau, die eben das Kindbett verlassen, ging in den Keller, um Bier zu holen; sie hatte aber Dorant und Dosten bei sich. Da saß unten der Nix und sagte:

„Hättest du nicht bei dir Dorant und Dosten,
So wollt' ich dir dein Bier schon helfen kosten."

Die Frau erschrak sehr und kam krank aus dem Keller. — Man sagt auch von den Wöchnerinnen, die in den Keller gehen und krank zurückkommen, es sei ihnen was angethan worden.

Anmerk. Dieselbe Sage steht auch unter den deutschen Sagen der Brüder Grimm, I. Nr 65.

„Heb auf dein Gewand,
Daß du nicht fallst in Dosten und Dorant!"

sagt der Nix zur Frau, die er entführen wollte, als sie durch den Garten gingen. Aber „sie fiel mit Fleiß ins Kräutich hinein, augenblicklich verschwand der Nix und konnte ihr nichts mehr annoch abgehaben." Vor den Nixen hilft nach dem allgemeinen Glauben Dorant und Dosten: Origanum vulgare, Wohlgemuth — Marrubium vulgare, Helfkraut, Gotteshülfe.

In einem alten Arzneibuche heißt es:

„Dost, Harthen und weiße Heid
Thun dem Teufel viel Leid."

42. Der Nix und die Wehfrau im Wahlteiche.

(Schmidt, Topographie der Pflege Reichenfels, S. 149.)

Einst kam der Nix aus dem Wahlteiche nach Brückla zur Wehfrau, um sie zur Entbindung seines Weibes zu holen. Er führte sie hinab in seine Wohnung; und als das Kind geboren war, sprach des Nixen Weib leise zur Wehfrau: Wenn ihr der Mann Geld anbiete, solle sie nicht mehr nehmen, als ihr gebühre, auch solle sie nach drei Tagen wieder kommen; sähe sie dann auf dem Wasser eine Spindel schwimmen, dann sei das Kind ermordet; sähe sie aber den Teich blutig, dann sei auch ihr dasselbe Schicksal widerfahren. Als die Wehfrau fortgehen wollte, kam der Nix, welcher sich entfernt hatte, wieder herein und brachte eine Schüssel voll Geld mit. Die Wehfrau aber äußerte, sie möge nicht mehr, als das ihr Gehörige, worauf er sagte, diese Genügsamkeit rette ihr das Leben. Darauf führte er sie wieder aus der Wasserwohnung. Nach drei Tagen sah die Frau eine neue Spindel auf dem Teiche schwimmen.

43. Der Wassermann bei Saalfeld.

(Deutsche Sagen der Brüder Grimm I. Nr. 49. Witzschel, Sagen aus Thüringen S. 201.)

Gegen das Jahr 1630 erzählte eine alte Wehmutter in der Pfarrei zu Preilip bei Saalfeld in Gegenwart des Geistlichen, was ihrer Mutter, die auch Kindfrau daselbst war, einmal widerfahren sein sollte.

Diese Frau wurde des Nachts gerufen, schnell sich anzuziehen und zu einer kreißenden Frau mit zu kommen. Es war finster, doch machte sie sich auf und fand unten einen Mann warten, zu dem sagte sie, er möchte nur verziehen, bis sie sich eine Leuchte genommen, dann wollte sie nachfolgen; er aber drang auf Eile, den Weg werde er schon ohne Licht zeigen und sie sollten nicht irren. Ja er verband ihr noch dazu die Augen, daß die Frau erschrak und schreien wollte, allein der Mann sprach ihr Trost ein: Leid werde ihr gar nicht widerfahren, sondern sie könne furchtlos mitgehen. Also gingen sie mit einander; die Frau merkte darauf, daß er mit einer Ruthe ins Wasser schlug, und sie immer tiefer hinunter gingen, bis sie in eine Stube kamen. In der Stube war Niemand als die Schwangere. Der Gefährte that ihr nunmehr das Band von den Augen, führte sie vors Bett und ging, nachdem er sie seiner Frau anbefohlen, selber hinaus. Hierauf half sie das Kindlein zur Welt befördern, brachte die Kindbetterin zu Bett, badete das Kindlein und verrichtete alle nothwendigen Sachen dabei. Aus heimlicher Dankbarkeit warnungsweise hob die Wöchnerin an zur Wehmutter zu sprechen: „Ich bin sowohl als Ihr ein Christenmensch und entführt worden von einem Wassermanne, der mich ausgetauscht hat. Wenn ich nun ein Kind zur Welt bringe, frißt er mirs allemal den dritten Tag; kommt nur am dritten Tag zu Eurem Teiche, da werdet Ihr Wasser in Blut verwandelt sehen. Wenn mein Mann jetzt hereinkommt und Euch Geld bietet, so nehmet ja nicht mehr Geld von ihm, als Ihr sonst zu kriegen pflegt, sonst dreht er Euch den Hals um, nehmt Euch ja in Acht." Indem kam der Mann, zornig und bös aussehend, hinein, sah um sich und befand, daß Alles hübsch abgelaufen, lobete darum die Wehmutter. Hiernach warf er einen großen Haufen Geld auf den Tisch, mit den Worten: „Davon nehmt Euch, so viel Ihr wollt." Sie aber, gescheit, antwortete etliche Mal: „Ich begehre von Euch nicht mehr,

denn von Andern, welches dann ein geringes Geld gewesen, und gebt Ihr mir das, hab ich g'nug dran; oder ist Euch auch das zu viel, verlange ich gar nichts, außer daß Ihr mich nach Hause bringet.“ Er hub an: „Das hieß Dich Gott sprechen.“ Zahlte ihr so viel Geld und geleitete sie richtig nach Haus. An den Teich zu gehen wagte sich aber den bestimmten Tag die Wehefrau nicht, aus Furcht.

Anmerk. Sagen, in denen erzählt wird, daß die Wehmutter zur Wasserfrau geholt wird, finden sich auch in der Lausitz. S. Haupt, Sagenbuch Nr. 51 und 52. Die Nixen zeigen bei Weitem nicht den Grad der Anhänglichkeit zu den Menschen, wie die Zwerge; sie sind nicht selten boshaft und launisch, obschon sie im Ganzen gern mit den Menschen verkehren.

44. Von den Nixen bei Saalfeld.

(Deutsche Sagen der Brüder Grimm Nr. 60. Witzschel a. a. O. 206.)

Aus der Saale kamen auch zuweilen die Nixfrauen in die Stadt Saalfeld und kauften Fleisch auf der Bank. Man unterschied sie allein an den großen und gräßlichen Augen und an dem triefenden Schweife ihrer Röcke unten. Sie sollen vertauschte Menschenkinder sein, statt deren die Nixen ihre Wechselbälge oben gelassen haben.

Anmerk. Auch in Broterode und andern Orten des Thüringer Waldgebirges erzählt man sich, daß die „Wassermenschen“ schöne Kinder gegen ihre eigenen häßlichen eintauschten. (Witzschel a. a. O. S. 153.) — 2. Auch die Töchter des Wassermanns in der Lausitz sind daran kenntlich, daß ihr Rock einen nassen Saum hat. (Haupt a. a. O. S. 53.); desgleichen kommen Wasserfrauen in Zittau und Rothenburg zu Fleischern, um sich Fleisch zu kaufen. (Haupt a. a. O. S. 62 und 63.)

45. Die Nixe in der Saale bei Lobeda.

(Witzschel a. a. O. S. 238.)

Ein Seiler aus Lobeda kam von Jena nach Hause. Als er auf der Brücke war, die von Lobeda über die Saale führt, sah er den Fluß abwärts ein wunderschönes nacktes Weib mit langen gelben Haaren gegen die Brücke schwimmen. Singend und plätschernd nahte sie dem Wehre, und als sie es erreicht hatte, verschwand sie.

46. Die Saalnixe will jedes Jahr ihr Opfer haben.

(Witzschel a. a. O. S. 239.)

Es ist eine allgemein bekannte Sage, daß die Nixe der Saale jedes Jahr an einem bestimmten Tage ihr Opfer haben wolle.

Darum vermeiden die Anwohner des Flusses an diesem Tage zu baden; namentlich unterlassen es die Fischer zu derselben Zeit, ihrem Gewerbe nachzugehen. Schon Mancher, der dieses nicht glauben wollte und darum nicht beachtet hat, mußte seinen Vorwitz mit dem Tode im Wasser büßen.

Anmerk. Ich erinnere mich, auch von der Elster bei Oelsnitz gehört zu haben, daß diese jedes Jahr ihr Opfer, d. h. ein Menschenleben fordere. Dasselbe erzählt man von der Donau, Oder, Spree und Neiße. In die Bode bei Quedlinburg warf man früher einen schwarzen Hahn; geschah dies nicht, so forderte der Fluß ein Menschenleben. Wenn auch nicht bei allen Ueberlieferungen von den jährlich ein Menschenleben fordernden Flüssen die Nixen ausdrücklich genannt werden, so ist doch immer dabei an heidnische Menschenopfer, welche den Wassergeistern gebracht wurden, zu denken. (Haupt a. a. O. S. 35.) Als man die Opfer nicht mehr freiwillig brachte, holte sich diese der Flußgeist selbst.

47. Die Docken im Dockenteiche.

(Schmidt, Topographie der Pflege Reichenfels, S. 149.)

Im Dockenteiche bei der Auenmühle bei Markendorf lebte einst ein Vater mit zwei lieblichen Töchtern, die man in der Gegend Docken nannte. Dieselben kamen oft zu Tanze in das Dorf, und als sie eines Abends wieder nach Hause gingen, wurden sie von zwei Burschen bis an den Teich zurückbegleitet. Auf inständiges Bitten nahmen sie dieselben mit in ihre Wohnung. Am Teiche aber war eine Art von Thüre und Stufen führten hinunter in das Haus. Als sie unten waren, mußten sich die Burschen hinter die Hausthüre verstecken, indem die Töchter äußerten, der Vater müsse erst zur Ruhe, denn derselbe könne keine Christen riechen. Da haben sie denn angehört wie der Vater sprach: Entweder habt ihr Christen bei euch, oder ihr seid bei Christen gewesen. Als die Töchter das Letztere bejahten, wurde der Vater ruhig. — Doch blieben einst die Docken weg und man sah sie nie wieder. — Aehnliches wird auch von einem Teiche, welcher sich einst bei Loitsch befand, erzählt.

Anmerk. Das niedersächsische Docke und das schwedische Docka = Puppe. — Die Docken an den Seehäfen, d. h. die Wasserbehälter, in denen die Schiffe ausgebessert werden, vielleicht vom angelsächsischen dican = graben, ebenso wie die Wörter Deich und Teich abzuleiten. (Adelung.) Enthält das Wort „Dockenteich" vielleicht eine Tautologie?

Grimm vermuthet zwischen weißen und schwarzen Elben noch dunkle (dokkr), also graue. (Haupt, Sagenbuch, S. 45.) Grau ist allerdings Erdfarbe und wird besonders den Zwergen und Bergmännchen beigelegt. Sollten auch Wassergeister hierher zu rechnen sein?

Die Folgerung Haupts (a. a. O. S. 57), daß die Wassergeister halb und halb Christen seien, trifft, wie unsre Sage zeigt, nicht immer; der Vater der Docken ist Christenfeind.

Die Nixe (Wasserfrauen) verkehren gern mit den Menschen (und werden besonders auch von Musik angezogen); sie erinnern dadurch an die Zwerge, sowie auch die Zwerge durch ihr Auftreten an die Nixen erinnern. (S. Nr. 13. Anmerk.) Die Wassermänner verlieben sich in Frauen der Menschen und suchen sie zu entführen (s. Nr. 41). Oder Wasserfrauen verlieben sich in junge Burschen, wie in unserer Sage. Vielleicht war die Frau des Wassermanns im Wahlteiche eine geraubte Frau.

48. Der Wassermann bei Oelsnitz.

(J. Schanz in Gräßes Sagenschatz des Königreichs Sachsen, Nr. 603.)

Wie fast jeder Fluß hat auch die Elster ihren Wassermann. Derselbe soll eine kleine Figur haben, grüne Augen und grüne Haare und öfters um die Mittagszeit in der Nähe der Zahnmühle zu sehen sein, wo er am Ufer sitzt und sich die Haare kämmt. Viele Kinder und auch Erwachsene rühmen sich, ihn gesehen zu haben. Ihm soll es zuzuschreiben sein, daß die Elster jedes Jahr einen Menschen will.

49. Frau Holla zieht umher.

(Schmidt, Topographie der Pflege Reichenfels, S. 152.)

Frau Holla hält am heiligen Abende des hohen Neujahrs genaue Revision, ob auch alle Rocken abgesponnen sind; wo dieses nicht der Fall, verunreinigt sie den Flachs. Auch muß an diesem Abende Polse, ein aus Mehl und Wasser eigen zubereiteter dicker Brei, gegessen werden; wer dies unterläßt, dem reißt sie den Bauch auf.

Anmerk. S. auch Nr. 5 der deutschen Sagen der Brüder Grimm. Holla ist Frigg; im Orlagaue ist an ihre Stelle vielleicht die Perchtha oder Prechtha als Schutzgottheit des Ackerbaus getreten. (Börner, Volkssagen des Orlagaues S. 124.)

50. Das Heugütel.

(Mündlich aus Reichenbach.)

Gewisse Leute hatten einmal sehr mageres Vieh, bis sie ein Heugütel bekamen. Da wurde es mit dem Vieh besser. Das Heugütel aber ist der Geist eines ungetauften Kindes. Sie wußten, daß sie ein Heugütel im Hause hatten, denn sie streuten Asche auf den Boden unter dem Dache, und da sahen sie seine Fußtapfen. Als Weihnachten kam, sagten sie: „Nun wollen wir

doch auch dem Heugütel Etwas zum heiligen Christ geben!" und sie gaben ihm ein Röckchen und ein Jäckchen. Da sagte das Heugütel: „Nun habt ihr mir ein Röckchen und ein Jäckchen gegeben, das ist zu viel, nun muß ich ausziehen!" Und das Heugütel zog fort und das Vieh wurde wieder mager. — Alte Leute glauben noch an das Heugütel und dringen darauf, daß neugeborne Kinder schnell getauft werden, damit sie nicht auch zu Heugüteln werden. Wenn ein kleines Kind im Schlafe lächelt, so sagt man: das Gütel spielt mit ihm. Auch findet man die Redensart, wenn das Kind seine kleinen Fußtapfen hinterläßt: Du bist ja ein Heugütel.

Anmerk. Das Heugütel (Göthe spricht im Faust von den „frommen" Gütchen) erinnert offenbar an „Hütchen", einen guten, hülfreichen Hausgeist (s. deutsche Sagen der Brüder Grimm I. Nr. 75); auch hat es viel Aehnliches mit den Kobolden, die in Gestalt kleiner Kinder erschienen und die Seelen von Ermordeten sein sollen. Dem Kobold, als einem hülfreichen Hausgeiste, mußte Essen an einen bestimmten Platz gesetzt werden (Grimm a. a. O. I. Nr. 72), was von dem Heugütel nicht erzählt wird. — Im Erzgebirge findet sich die Sage von dem „Jüdel", richtiger „Gütel", von gut, — welches aber beschenkt werden muß; wenigstens muß man ihm Bogen und Pfeile und Spielsachen in den Keller und die Scheune legen, damit es damit spiele und Glück ins Haus bringe. Von dem Jüdel des Erzgebirgs wird auch erzählt, daß es mit den Kindern in der Wiege spiele. (Gräße, Sagenschatz des Königreichs Sachsen, Nr. 619.) — Die Hausgeister in Broterode sprachen, als man sie mit Jäckchen, Höschen und Hütchen beschenkt hatte:

„Da liegt nun unser Lohn,
Jetzt müssen wir auf und davon."

(Witzschel, Sagen aus Thüringen S. 152.) Auch die Zwerge bei dem meiningischen Marktflecken Wallendorf verschmähen Kleidungsstücke als Christgeschenk. (Witzschel a. a. O. S. 192.)

Vielleicht steht auch „Gütel" mit Gödchen (oberungarisch), ein Pathenkind, oder mit Göd (oberösterreichisch), das Taufkind, im Zusammenhange.

51. Das Schreckgökerle.

(Mündlich in Reichenbach.)

Ein Hausgeist, vor dem sich die Kinder fürchten, ist das Schreckgökerle. Man jagt den Kindern dadurch Furcht ein, daß man sagt: das Schreckgökerle kommt!

52. Der Kobold in der Rüßburg.

(14. Jahresb. d. voigtl. alterthumsforsch. Vereins zu Hohenleuben, S. 94.)

Bei Rüßdorf an der Elster lag die alte Rüßburg. Auf dem

ehemaligen Schloßplatze läßt das Volk einen Kobold, der nicht gestört werden darf, sein Unwesen treiben.

Anmerk. Das Wort „Kobold" wird aus dem Arabischen, wo alchoblo einen Spukgeist, einen bösen Dämon, bezeichnet, abgeleitet (Laus. Mag. 41. B. S. 85.)

53. Die Winselmutter.

(Mitgetheilt vom Lehrer Brockelt in Brunn und mündlich aus Reichenbach.)

Wenn Jemand sterben wird, kommt vorher die Winselmutter, und man sieht sie vor dem Hause auf der Gasse. Sie hat die Gestalt eines Kalbes mit rothen Augen. Wenn die Winselmutter den Kopf hängt, so stirbt Jemand, trägt sie ihn aufwärts, so bedeutet es Feuer. Ihre Wohnung soll sie in einer Scheune bei der Schule in Brunn und auch in den Scheunen an der Zwickauer Straße in Reichenbach haben. Auch sieht man sie an „Schladebachs Bergel" gegenüber der Gasanstalt in Reichenbach in Gestalt eines Schafes mit rothen Augen umgehen.

Anmerk. Identisch mit der Winselmutter ist die Wehklage, die Klagefrau oder Klagemutter im Erzgebirge. Diese geht vor das Haus, wo ein Kranker liegt, und fängt an jämmerlich zu heulen. Will man nun wissen, ob derselbe stirbt oder nicht, so wirft man vor die Thüre von oben ein Tuch herab, das demselben gehört; nimmt jene, die nun zu heulen aufhört, dasselbe mit fort, so stirbt er, läßt sie es aber liegen, so findet das Gegentheil Statt. — Es wird auch gesagt, daß dasselbe Gespenst im Voigtlande die Gestalt eines großen weißen Ballen habe, und sich so auf der Erde fortwälze. (Gräße, a. a. O. Nr. 526.)

54. Die Klagemutter in Hof.

(Ernst, Geschichte u. Beschreibung des Bezirks u. der Stadt Hof, 1866. S. 36.)

Widmann erzählt in seiner Höfer Chronik: die Klagemütter wählten bei ihrem Auftreten entlegene düstere Plätze, an denen sie durch Wehklagen und Heulen sich kund gaben. Ihre Stimme deutete auf einen nahen Trauerfall. Sie erschienen meist in einer unförmlichen, der menschlichen nicht ähnlichen Gestalt, von schwarzer Farbe, und Niemand mochte ihnen zu nahe kommen, da sie aus der Ferne gar nicht, bei allzugroßer Annäherung aber desto mehr Schaden machten.

Anmerk. Auch in der geraischen Gegend erzählte man von der Wehklage und glaubte, daß da, wo sie sich hören lasse, ein Todesfall oder Brandunglück eintrete. (Hahn, Gesch. v. Gera II. S. 850.)

55. Die Klagemutter in Bobenneukirchen.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Zu der früheren Wohnung des Diaconus in Bobenneukirchen führen außen einige Stufen hinan. Einmal ging der Tischlermeister M. am Abende in der Nähe dieser Stufen vorüber und sah auf einer derselben Etwas sitzen. Er warf einige Schneeballen darnach. Aber plötzlich hörte er ein Klirren, als hätte er an eine alte Blechröhre geworfen, und kaum war der Wurf geschehen, so saß die Klagemutter — denn diese war jenes Etwas, — auf seinen Schultern und er mußte sie etwa 200 Schritt weit tragen, ehe sie ihn wieder verließ. Unmittelbar darauf wurde der Geängstigte so krank, daß er 14 Tage lang das Bett hüten und den Tod fürchten mußte. Auf seinem bloßen Körper sah man da, wo die Klagemutter gesessen und sich angeklammert hatte, besonders in der Gegend des Schlüsselbeins, blaue Flecke. An einem andern Abende sah M. die Klagemutter abermals auf jenen Stufen sitzen. Jetzt ließ er sie in Ruhe, und sie ihn.

56. Die Schretzelein.

(Nach Widmanns Höfer Chronik bei Ernst, a. a. O. S. 36.)

Die Schretzelein trieben in Hof in der Gestalt kleiner hurtiger Thiere allerlei Unfug in den Ställen, besonders beim Rindvieh, dessen Futter sie verdarben, worauf es aufstößig wurde und nicht satt werden wollte. Wenn sie Fluchen, Schimpfen und Schelten hörten, überhaupt eine harte Behandlung des Viehes wahrnahmen, dann hinderten sie dessen Gedeihen auf alle Weise.

Anmerk. Die Schretzelein sind Kobolde und haben als solche Zwergnatur. In den oberdeutschen Mundarten sind Schrätteli und Toggeli Zwergnamen. Wie verbreitet man sich die koboldartigen Schretzeln dachte, ergiebt sich aus dem alten Sprichworte: Jedes Haus hat sein Schretzlein. S. Haupt, Sagenbuch der Lausitz, S. 68. 74.)

57. Die Druden.

(Nach Widmann bei Ernst, a. a. O. S. 37.)

Mit den Schretzeln und Klagemüttern trieben ehedem in den unfreundlichen Häusern Hofs auch die Druden ihren Spuk. Sie schlichen sich bei Nacht in die Schlafkammern, in denen sie die auf dem Rücken liegenden Schläfer aufsuchten, diesen auf die Brust sich setzten und derb drückten, so daß sie sich nicht rühren, noch einen Laut von sich geben konnten. — Auch tauschten sie

neugeborne schöngebildete Kinder gegen ungestaltete, sogenannte Wechselbälge aus, wenn die Wöchnerinnen schliefen. Eine Wöchnerin durfte deshalb nie, besonders des Nachts, allein bleiben. Gewöhnlich bezeichnete man die Hexen auch als Druden; häufig traf der Verdacht aber auch solche Weiber, in deren Gesichtsbildung eine Abnormität durch das Zusammenwachsen der Augenbrauen über die Stirne zu finden war.

Anmerk. Der Glaube an das Auswechseln neugeborner Kinder durch den Wechselbalg ist im Voigtlande allgemein. S. Aberglauben. — Die Drude oder Trute, ursprünglich Druidin = weise Frau, Priesterin der Kelten, wurde zur Hexe.

„Wurd etwan im hinkend ein Pferd,
Oder that ihm ein Kuh verseyhen (die Milch versagen)
So that ers alls die Truten zeyhen (beschuldigen).
(Hans Sachs in „das Unhulden Bannen".)

Drude und Alp, der das Alpdrücken im Schlafe hervorbringt, auch in der Lausitz gleichbedeutend. (Haupt, a. a. O. S. 73.)

58. Die Roggenmutter.

(Grimm, deutsche Sagen; 2. Aufl. Nr. 90. Witzschel, Sagen aus Thüringen, S. 208.)

Ein Edelmann bei Saalfeld hat einmal zur Erntezeit eine Sechswöchnerin von seinen Unterthanen gezwungen, auf dem Felde mit zu helfen und das Korn in Garben zu binden. Die Frau nimmt ihr kleines Kind mit hinaus und legte es auf den Acker, um mit den andern Leuten desto hurtiger binden zu können. Ueber eine Weile sah der Edelmann, der bei seinen Leuten auf dem Felde war, daß ein Erdweib mit einem andern Kinde kam, dasselbe mit dem hingelegten Kinde der Bäuerin vertauschte und dann wieder wegging. Bald hub das fremde Kind an zu schreien und die Mutter kam herbeigelaufen, ihr vermeintes Kind zu stillen. Da hat ihr der Edelmann gewehrt und sie zurückbleiben heißen, er wolle ihr schon sagen, wenn es Zeit wäre. Die Frau fügte sich mit schwerem Herzeleid, denn sie meinte, der Edelmann wolle es so haben der fleißigen Arbeit wegen. Das Kind schrie unterdeß unaufhörlich fort, da kam die Roggenmutter wieder, nahm ihr weinendes Kind zu sich und legte das gestohlene wieder an seinen Ort.

Nachdem der Edelmann das Alles mit seinen Augen selber gesehen hatte, rief er die Mutter herbei und hieß sie flugs nach Hause gehen. „Von nun an", sprach er, „will ich nimmermehr eine Kindbetterin hinausjagen und zu Diensten zwingen."

Anmerk. Die Roggenmutter ist eine Drude, ein dämonisches Wesen. Das Kornfeld ist belebt; hier wohnt auch der Roggenwolf oder Roggenhund, ein Korndämon, eine Personification von Naturgewalten, zunächst des Windes. Wenn der Wind das Getreide bewegt, so sagt man in manchen Gegenden: Der Wolf geht durchs Korn. S. darüber Wilh. Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund. 1865.

59. Der Wechselbalg zu Goßwitz.

(Thuringia 1841 S. 92. Witzschel a. a. O. S. 210.)

Man hatte in der Rockenstube in Goßwitz zwischen Saalfeld und Ziegenrück Feierabend gemacht, denn die Mitternachtsstunde hatte eben geschlagen und die Burschen und Mädchen dachten an ihre Heimkehr. „Wenn wir nur nicht an dem alten Keller vorüber müßten!“ klagten verlegen und betreten einige Mädchen. Diese Furcht rief unter den Burschen lautes Gelächter hervor, obgleich sie selber dem verrufenen Kellergeiste, der in dem alten Gemäuer wohnte, möglichst aus dem Wege gingen und noch Keiner von ihnen ihm ins Gesicht gesehen hatte; ja sie erboten sich sogar in ihrem Uebermuthe, demjenigen Mädchen auf gemeinschaftliche Kosten einen neuen Rock machen zu lassen, welche noch in dieser Nacht beweisen könnte, daß sie den Geist besucht habe.

Alle Mädchen entsetzten sich ob dieser Zumuthung. In dem einen Winkel der Stube saß fern von den Spinnerinnen die Magd des Hauses, beschäftigt mit dem mißgestalteten Kinde ihrer Frau. „Es gilt“, rief die frische muthige Dirne, indem sie zu den andern Mädchen herantrat; „es gilt! Ihr gebt mir den Rock und ich gehe zu dem Kellergeiste. Habt nur, bis ich wiederkomme, einstweilen auf das Kind dort Acht.“

Schon gereute die Burschen der Vorwitz und Scherz, den sie getrieben, und die umstehenden Mädchen suchten alle durch Bitten und Vorstellungen die kecke, rasche Dirne von ihrem Vorhaben abzubringen, doch umsonst. Schnell war die furchtlose Magd zur Stube hinaus und an den Gärten des Dorfes vorbei geeilt und stand vor dem alten, verrufenen Gemäuer hinter dem Schulzenhause. Vorsichtig und forschend schaute sie hinab in die kellerartige Vertiefung, woraus, wie gewöhnlich zur Mitternachtsstunde, ein Licht ihr unheimlich entgegenflimmerte.

„Guckst du, so werf ich“ — riefs aus der Vertiefung herauf.

„Wirfst du, so hasch ich“ — entgegnete dreist das Mädchen, ohne dabei ihre Stellung zu verändern.

„Guckst du, so werf ich“ — rief abermals der Geist und abermals antwortete die Magd: „Wirfst du, so hasch ich.“ Und als der Kellergeist zum dritten Male mit seinem Wurfe drohte, rief beherzt die Magd: „Wirf zu, ich hasche schon.“ Dabei hielt sie ihre Schürze auf, der Wurf geschah und in der Schürze lag ein Kind. Alsbald eilte die Magd nach Hause. Das junge Volk in der Rockenstube, welches mit großer Bangigkeit auf ihre Rückkehr gewartet hatte, umringte sie neugierig und mit freudigem Staunen beschaute man das schöne, wohlgestaltete Kind. Auch der Hausvater und seine Frau waren herbeigekommen und erkannten in der wunderbar errungenen Beute ihr eigenes Kind, das ihnen gegen jenen Wechselbalg ausgetauscht worden war, den sie wegen seiner Mißgestalt und seines abscheulichen Geschreis der Magd zur Wartung übergeben hatten. Vergeblich sah man sich jetzt nach diesem um, er war verschwunden und das Glück des Hauses wieder hergestellt.

Seit jener Nacht ist das Licht in dem alten Keller nicht mehr gesehen worden, auch hat man nie wieder von einem Wechselbalge gehört, der zu Goßwitz gegen ein Christenkind ausgetauscht worden wäre.

Zu dem neuen Rocke, den die Magd so muthig sich verdient hatte, fügten die glücklichen Aeltern noch ein neues Mieder und eine Sonntagshaube und bald führte der schönste Bursche im Dorfe das Mädchen zum Traualtare.

60. Der Waldteufel bei Stützengrün.

(Gräße, Sagenschatz d. Königr. Sachsen, S. 385.)

Im Jahre 1654 zur Herbstzeit kommt der Kirchvater von Stützengrün her aus dem Walde und ist gar schwermüthig, klagt auch, es habe ihn ein Gespenst erschreckt. Als er im Februar wieder hinausgeht, hört er eine Stimme: Erwürge dich oder ich thue es! greif lieber selbst zu! Damit zieht der bestürzte Mann sein Messer heraus und schneidet sich den Bauch auf, daß die Gedärme in den Schnee fallen. Weil er aber vor Schmerzen heftig schreit, finden ihn etliche Köhler im Blute und führen ihn noch lebendig heim, und nachdem er seine Beichte gethan, communicirt und getröstet worden ist, ist er bald darauf verschieden.

61. Die Heimchen.

(Hahn, Geschichte von Gera I. S. 172. Börner, Volkssagen des Orlgaus, S. 113 ff.)

Die Heimchen spielen namentlich im Orlagau bis an die Grenze von Saalfeld hin eine wichtige Rolle in der Sagenwelt. Auch die Heimchen, die so heimisch in der Stube des Landmanns piepen und sich nur schwer aus derselben vertreiben lassen, mögen dieser Anhänglichkeit wegen ihren Namen von jenen Heimchen aus der Heidenzeit erhalten haben. Die Heimchen waren kleine Wesen in blühender Kindergestalt, mit blonden Lockenköpfchen, welche mit unermüdlichem Fleiße dem Landmanne bei allen seinen Beschäftigungen an die Hand gingen, ihn oft auch mit schuldlos kindlichem Muthwillen neckten und dann lachend verschwanden. Oft, wenn der Bauersmann den vollen Erntewagen von den steilen Höhen herab nach Hause fuhr, saß ein jubelndes Heimchen, bekränzt mit Aehren, auf dem angespannten Zugvieh, und sicher war dann der Besitzer, daß er das Seine wohlbehalten in die Scheuer brachte. Zerstreute man die Heuschober, so begab es sich nicht selten, daß ein kleines niedliches Gesicht den damit Beschäftigten freundlich daraus entgegen kicherte. Schüttelten die Leute das Obst von den Fruchtbäumen, so fiel mit der reifen Frucht wol auch ein Heimchen mit herunter und verschwand unter schalkhaftem Gelächter. Ins Freie hinaus setzten die Aeltern ihre Kinder — gingen sie zur Arbeit auf das Feld — und überließen dieselben unbesorgt sich selbst. Kehrten sie am Abend zurück, so erzählten dann die Kleinen, fremde Kinder hätten sie besucht und mit ihnen schön gespielt. Waren jedoch die kleinen Gäste der Aufsicht und des Spielens überdrüssig, so wurden zuweilen die entfernten Aeltern durch ein kreischendes Geschrei herbeigerufen, welches nicht von ihren lächelnd sie begrüßenden Kindern herrühren konnte; oder diese kamen selbst, von Heimchen geleitet, unvermuthet zu ihnen auf das Feld. — So dauerte die glückliche Zeit fort, bis endlich ein Mann in die Gegend kam, der erzählte, Perchtha, der Königin der Heimchen, sei nicht zu trauen; ihr sei alle Jahre ein Mal, in der Nacht vor dem Feste der heiligen drei Könige, die Macht verliehen, ihre Tücken an den Menschen auszuüben; die Heimchen aber seien die Menschenkinder, welche, noch ehe sie getauft worden, wieder

verstorben und dadurch Perchtha zum Eigenthum verfallen wären. Da wurde das Verhältniß der Menschen zu ihren bisherigen Freunden unheimlich; ängstlich schloß man die Kinder in die Wohnungen ein, und bald fühlten sich auch die Heimchen nicht mehr unter ihnen daheim und schreckten zurück vor dem Gekreisch der durch sie Erschrockenen. Am nächsten Tage vor dem heiligen Dreikönigstage wurde im Dorfe Altar bei dem Besitzer der dasigen Fähre eine Ueberfahrt über den Saalstrom für spät in der Nacht bestellt. Der gewöhnliche Ruf erging um die zwölfte Stunde. Hinaus eilte der Fährmann an den Fluß, seine Pflicht zu thun. Am Ufer angekommen, fand er allda eine große, hehre Frau, umgeben von weinenden Kindern. Erschrocken gedachte der Mann, daß Perchthenzeit so eben sei, und wollte zurück in seine Wohnung flüchten, doch Perchtha drohte ihm mit dem Tode, wenn er nicht sie mit ihren Heimchen sammt allem Hausgeräthe alsbald überschiffen werde. Sie betrat das Fahrzeug, die Kleinen schleppten einen Ackerpflug und eine Menge anderen Geräths zu ihr hinein unter lauter Wehklage darüber, daß sie die schöne Gegend nun verlassen müßten, und gezwungen begann der Fischer die Fahrt. Angelangt am jenseitigen Ufer, gebot die Heimkönigin, ihr ohne Verzug die zurückgebliebenen Kleinen mittelst einer zweiten Fahrt nachzubringen. Nothgedrungen geschah auch dies. Unterdeß hatte Perchtha an dem Ackerpfluge gezimmert und sprach zum Fährmanne, indem sie auf die abgehauenen Spähne deutete: „Da nimm, dies sei der Lohn für deine Mühe." Hm! dachte mürrisch bei sich der Schiffer — der ist gering genug; doch, um die hohe Frau durch Weigerung nicht zu erzürnen, steckte er drei von den Spähnen ein, warf sie zu Hause auf das Fensterbrett und sich geängstigt in das Bette. Am folgenden Morgen lagen drei Goldstücke an der Stelle, wo er die Spähne hingelegt. — Verwildert und verödet ist die Flur diesseits des Saalstroms, seit Perchtha mit ihren Heimchen daraus geschieden ist; die Wiesen sind bemoost, die Felder liegen wüste, denn sie lohnen nicht mehr Mühe und Kosten der Bearbeitung; die weiland so schönen Ortschaften Cosdorf und Rödern sind im Kriege zerstört und abgebrannt worden, Niemand mochte sie wieder bauen, und kaum weiß man die Stätte noch anzugeben, wo sie standen.

62. Die goldne Schäferei oder Ilsa, die Drude in der Burg Ranis.

(Börner, a. a. O. S. 49 ff.)

Auf den die Stadt Pösneck umgrenzenden Höhen erhob sich in der Vorzeit eine Felsenburg, in der Ilsa, das einzige Kind des letzten männlichen Sprosses aus dem räuberischen Elidengeschlechte wohnte. Als Ilsa zur Jungfrau herangewachsen war, floh sie oft vor dem Getümmel in der Burg, um einsam die Gegend zu durchstreifen. Auf einer solchen Wanderung kam sie vor eine Höhle, und als sie neugierig dieselbe betrat und immer weiter und weiter, gelockt von seltsamen Tönen, vordrang, breitete sich vor ihr eine weite Gegend aus. Eine Schaar von kleinen, kaum zwei Fuß hohen Wesen umdrängte sie da, ergriff ihre Hände, kletterte muthwillig an ihr hinauf, liebkoste und küßte sie, und Ilsa fühlte sich schnell zu dem wunderlichen Völkchen hingezogen. Es war dies das Volk der Heimchen, das nach dem Kampfe mit den Riesen hier ein festes Reich gegründet und die Schätze der Letzteren als Beute weggeführt hatte. Die Heimchen führten Ilsa in dem Wunderreiche umher und zeigten ihr zuletzt den schönsten Theil der von den Riesen errungenen Beute, eine Heerde goldner Schafe mit einem goldenen Schäferhunde, der aufmerksam die umherspringenden Thiere bewachte. Und als Ilsa den Wunsch aussprach, diese Schafe weiden zu wollen, da jubelten die Heimchen und vertrauten der Jungfrau den goldnen Stab zum Weiden der kostbaren Heerde an. Immer so bleiben sollte Ilsa in steter Jugendfülle, doch die Rückkehr in die Oberwelt von nun an ihr versagt sein. Keines der goldenen Schafe dürfe sie verloren gehen lassen, und dankbar wollten die Kleinen Alles aufbieten, um den Aufenthalt der Jungfrau so angenehm als möglich zu machen.

Oft schon waren Menschen gealtert, doch Ilsa vermißte Nichts, sondern weidete mit Freuden ihre Schafe und mischte sich unter die Spiele der Heimchen. Als sie aber das ganze Reich derselben durchwandert hatte, da gelüstete es sie, einen Blick in die Oberwelt zu thun. Als die Heimchen dies erfuhren und sahen, wie Ilsa traurig wurde, da versprachen sie ihr Gesellschaft anderer Art zuzuführen. Kaum eine Stunde von dem Elidensteine, auf dem die Burg des Elidengeschlechts gestanden, öffnete sich das mit Wasser gefüllte Krinnelsloch. Dort wohnten Nixe, die der Jungfrau an Geschlecht und Größe glichen und mit denen

die Heimchen in gutem Einverständnisse lebten. Dorthin schickten die Letzteren Abgeordnete, welche zu Ilsas Unterhaltung die langhaarigen Nixe Inka und Zibezasel erbaten, und Ilsas Wünsche verstummten in der Freude über die neuen Gespielinnen. Doch nach einiger Zeit erwachten die eingeschläferten Wünsche, und Ilsa bat die Heimchen, sie nur einen Blick in die Oberwelt thun zu lassen. Da blieb den Heimchen kein Auskunftsmittel mehr übrig und zögernd führten sie die Freundin an die Oeff-nung der Höhle in dem Clidenfelsen. Sie konnte sich beinahe nicht mehr von dem Anblicke der Gegend und von dem Sonnen-lichte trennen und oft kehrte sie zu der Oeffnung zurück, aus der sie aber nicht heraustreten durfte. Immer trauriger wurde Ilsa, die Liebkosungen der Heimchen freuten sie nicht, und selbst die Sorgen für die goldene Heerde, ihr vormals so theuer, übte sie nur noch als lästige Pflicht. — Bald gewahrten die Bewohner der Umgegend die Jungfrau auf der Höhe des Clidenfelsen und sie kamen zu ihr und verehrten sie als kluge Alruna. Zu der Zeit kam auch Bilbze, ein Weib aus dem nahgelegenen Godamin-teiche, der den bösen Göttern geweihet war, die überredete die Jungfrau und löste den Zauber, so daß sie mit ihrer goldnen Heerde niederstieg von dem Clidensteine.

Drei Menschengeschlechter hindurch weidete Ilsa die Schafe an der Orla und Saale. Da aber erschaute sie ein Riese, der auf dem Rone an der Orla hauste und suchte sie für sich zu ge-winnen. Aber Ilsa wies ihn ab und verwandelte so die Liebe des Riesen in bittern Haß. Er verbannte sie in die unterirdischen Räume der Burg Ranis und sie muß daselbst die goldnen Schafe, welche sie aus dem Heimchenreiche mitgenommen, einsam hüten. Die Heimchen, ihre einstigen Freunde, wurden bei der Einfüh-rung des Christenthums durch die Töne der Glocken aus ihrem Reiche vertrieben und flüchteten sich unter altdeutsche Grabhügel, worin sich Urnen befinden. Ilsa aber, von den Bewohnern Drude genannt, darf bei wichtigen Ereignissen und Weltbegeben-heiten den Bewohnern der Burg Ranis vorbedeutungsvoll er-scheinen. Die Lösung ihres Bannes erfolgt, wenn der Klang christlicher Glocken verstummt sein wird, so daß die Heimchen zurückkehren in ihr Reich und noch einmal im ungleichen Kampfe die Riesen überwunden haben werden. Dann erst tritt Ilsas Befreiung ein und sie darf wieder durch Clidens Fluren, bis sie

an die Grenzen des Heimchenreiches sich erstrecken, ihre goldne Heerde treiben.

Noch sieht man den Elidenfelsen, welcher die Burg einst trug, in der Ilsa geboren wurde, an dem Wege von Ranis nach Könitz. Gegen Norden öffnet sich in ihnen die Höhle, durch welche die Jungfrau einging in das Reich der Heimchen, die Grotte, worin sie später weissagend weilte und als Alruna verehrt wurde. Auf der Stelle, wo Ilsa, auf Bilbze's Ueberredung, mit ihrer Heerde in das Thal hinunter stieg, ist das Dorf Oelsen, in alten Urkunden Ilsen geschrieben, erbaut worden. Unfern davon gewahrt man die Spuren eines jetzt ausgetrockneten Teiches, des den unterirdischen, bösen Göttern geweiheten Godaminteiches, aus welchem die Hexe Bilbze kam. Das gleichfalls in der Nähe befindliche Krinnelsloch hat seine Wassernixen bis auf den heutigen Tag noch nicht verloren und wird deshalb mit Scheu von den Landleuten betrachtet und vermieden. Der Ronberg, auf dem der zaubernde Riese hauste, wurde 1401 von Günther von Schwarzburg dem Pfarramte zu Pösneck geschenkt. Inka's, der Ilsa befreundeten Wassernixe Name, hat sich gleichfalls erhalten und dient zur Bezeichnung mehrerer Felder und kleiner Haine in dieser Gegend. Ilsa selbst aber sah man noch vor wenigen Jahren in einem der Gemächer der alten Burg Ranis, als Drude, auf den Kalk einer Wand gemalt; leider ist jedoch das Bildniß zu Grunde gegangen. Des Nachts hören die Bewohner der Burg, in abgemessenen Zwischenräumen, bald leiser, bald stärker, tief unter sich in der Erde, ein dumpfes Pochen, und schreiben es, da keine andere Ursache sich auffinden läßt, der armen Verbannten zu, die, ungeduldig ihrer Erlösung harrend, mit dem goldnen Stabe auf den Boden ihrer unterirdischen Klause stoße.

63. Der erschrockene Wichtel.

(Thuringia, 1843 S. 76. Witzschel, a. a. O. S. 219.)

Eine Bauersfrau aus Gössitz war eben daran, auf ihrer Holzwiese im Schlingengrunde den letzten Heuschober auszubreiten, als sie zu ihrem Schrecken auf dem Schober ein ganz kleines, graues Männchen sitzen sah, nicht größer als eine aufrecht sitzende Katze, mit dem Rücken ihr zugewandt. Was da anfangen? Fertig wollte die Frau gern mit der Arbeit werden und doch getraute sie sich nicht, den Kleinen anzureden und heruntergehen zu heißen.

Gedrängt von der Zeit macht sie sich ans Werk, schleicht von hinten heran und zupft mit dem Rechen etwas Heu von dem Schober ab. Der Wichtel merkte nichts davon. Die Frau zupfte wieder und immer wieder Heu, so gut es gehen will, unten weg von dem Schober, bis er endlich zusammenbricht. Laut auf kreischte im Fallen das Männchen und rang mühsam aus dem Heu, das es bedeckt hatte, sich hervor. Aus dem Schwarzholze aber kam ein ganzer Haufe seines Gelichters heraus und fragte mit drohender Geberde:

„Sag an, sag an,
Eckele, hat es dir was gethan?"

Der Wichtel aber schaute verwundert immer nur den eingestürzten Haufen an, schüttelte den Kopf und sprach:

„Ei! ei!
Das Ding fiel nur so ein,
Ich purzelte hinterdrein,
Da möchte Eins nicht schrein.
Ei, ei,
Das ist mir lieb,
Daß ich nicht darunter stecken blieb."

Dann lief er, was er nur laufen konnte, ohne auf die Bauersfrau zu achten, mit seinen Kameraden in den Wald hinein.

64. Perchtha untersucht die Rockenstuben.

(Börner, a. a. O. S. 153ff. 159ff. 166ff. Witzschel, o. a. O. S. 229.)

Nachts vor dem heiligen Dreikönigstage untersucht Perchtha in dem ganzen Orlagau die Rockenstuben, bringt den Spinnerinnen leere Spulen mit der Weisung, daß dieselben in einer bestimmten sehr kurzen Frist vollgesponnen sein müssen, und bestraft, wenn die geforderte Arbeit nicht geliefert werden kann, mit Verwirrung und Verunreinigung des Flachses. Auch schneidet sie bei dieser Gelegenheit allen, die an diesem Tage nicht Zemmede gegessen haben, den Leib auf, nimmt die genossene anderartige Speise heraus und füllt den leeren Raum mit Wirrbüscheln und Backsteinen an, zuletzt näht sie den Leib wieder zu, wobei sie sich statt der Nadel einer Pflugschar, statt des Zwirns einer Röhmkette bedient.

Zu Oppurg traf Perchtha bei ihrem jährlichen Umzuge in jener Nacht einmal die Spinnstube voll von Rockengästen. Schäkernd erzählte darin eine Spinnerin von der andern, was sie

Lachenerregendes aus deren Leben zu erzählen wußte, und laut wurde der Jubel, wenn die Angegriffene sich nicht zu vertheidigen vermochte. Hocherzürnt darüber reichte Perchtha nach der Zahl der Spinnerinnen zwölf leere Spindeln oder Spulen durch das Fenster, unter dem drohenden Gebote, diese Spulen in Zeit von einer Stunde voll zu spinnen bis zum Rande; sei es nicht geschehen, so werde die Wiederkehrende ernstlich strafen. — Verzweiflung ergreift die so vergnügt gewesenen Spinnerinnen; denn der Gefürchteten zu entfliehen und den Rocken im Stiche zu lassen, das wagte keine, aber auch an die zugewiesene Arbeit zu gehen, fiel ihnen nicht ein, da das Geforderte in der anberaumten Frist zu liefern die Kräfte auch der rüstigsten Spinnerin überstieg. Eine Viertelstunde nach der andern verstrich unter ängstlicher Erwartung der angedrohten Strafe und vergeblichem Sinnen, wie der Gefahr zu entrinnen sei. Da springt ein keckes Mädchen auf den Dachboden, langt einen Wickel Werrig und umwickelt die leeren Spulen, dann überspannen die Mädchen das Werrig zu ein, zwei bis dreimalen, so daß die Spulen voll schienen. Als Perchtha zurückkam, überreichte man ihr die gefertigte Arbeit und kopfschüttelnd zog sie damit ab.

Zu Langendembach war eine alte Spinnfrau, die im ganzen Winter so fleißig spann, daß sie allen Frauen und Mädchen zum Muster dienen konnte. Selbst am Abende vor dem Dreikönigsfeste setzte sie nicht aus, obwol Sohn und Schnur warnend sagten: „Wenn Perchtha kommt, es wird Euch übel gehen!“ „Ei was“, gab sie zur Antwort, „Perchtha bringt mir keine Hemden, ich muß sie selbst spinnen.“ Nach einer Weile wird das Fenster aufgeschoben, Perchtha schaut in die Stube und wirft ihr eine Menge leerer Spulen zu mit der ernsten Weisung, dieselben voll zu spinnen, sonst werde es ihr schlimm ergehen, wenn sie nach einer Stunde wiederkomme. In ihrer Angst und Noth faßte sich die Spinnerin ein Herz, spann in aller Eile einige Reifen auf jede Spule und warf die Spulen insgesammt in den Bach, der an dem Hause vorüberfloß. Dadurch mag Perchtha versöhnt worden sein, wenigstens erzählt die Sage nichts von einer Bestrafung der alten Spinnfrau.

Anmerk. 1. Obwol die Perchtha (= Bertha, die Glänzende) in manchen Zügen viel Aehnlichkeit mit der Frau Holle hat, so weist doch Preusker (Blicke in die vaterländische Vorzeit, I. S. 55) darauf hin, daß man beide Sagengestalten nicht für gleichbedeutend nehmen dürfe. Die

Perchtha scheint auf die Anwesenheit einer gütigen, um den Ackerbau verdienten heidnischen Göttin hinzudeuten.

2. Zemmede ist wie die Polse in der Reichenfelser Pflege (s. Nr. 34) eine aus Mehl, Wasser und Milch bereitete und in einer Pfanne gebackene Speise; sie galt in früherer Zeit als Fastenspeise, so daß der erste Theil der Sage als eine von den Priestern ausgedachte Verschärfung der Fastenzeit anzusehen ist. Börner (a. a. O. S. 158) setzt ihren Ursprung in das Ende des 15. oder den Anfang des 16. Jahrhunderts.

3. In der Sage von der Spinnerin zu Langendembach scheint Perchtha dadurch versöhnt worden zu sein, daß die Alte das Liebste, was sie hat und kennt, das Garn opferte. Uebrigens mag auch das Wasser hierbei eine wichtige Rolle spielen, da ihm jedenfalls die Altvordern eine sühnende Kraft beilegten.

65. Von Perchthas Umzügen.

(Börner, a. a. O. S. 126. 133. Witzschel, a. a. O. S. 230.)

Von Perchthas Umzügen mit dem Ackerpfluge im Geleite der Heimchenschaar hat man diese Sagen: Der Wagnermeister aus Colbe ging am Vorabende des heiligen Dreikönigsfestes von Oppurg, wo er auf Arbeit gewesen war, spät in der Nacht nach Hause. Am Ufer der Orla stieß er auf Perchtha, deren zerbrochenen Pflug Heimchen klagend umringten. „Hast du ein Beil bei dir, so hilf und zimmere!" rief Perchtha den erschrockenen Mann an. Er half so gut es ihm möglich war, doch von den gefallenen Spähnen, die ihm als Lohn zugewiesen wurden, nahm er nichts; „Dergleichen hab ich selbst zu Hause", gab er zur Antwort. Daheim erzählte er, was ihm begegnet war; und als die Leute ungläubig den Kopf schüttelten, zog er den Schuh aus, worin ihn ein hineingefallener Spahn gedrückt hatte, schüttelte ihn aus und ein blankes Goldstück rollte auf den Tisch. Jahr und Tag vergingen; ein Geselle, der des Meisters Erzählung mit angehört hatte, macht sich in der Perchthennacht auf den Weg und harrt an der Orla, da wo sein Meister auf Perchtha getroffen war. Bald kommt sie mit ihrem Kinderzuge an. „Was suchst du hier um diese Zeit?" rief sie zürnend. Jener zeigt auf sein Beil, stottert etwas her von Hülfe und von Spähnen aus dem Ackerpfluge, die er gern haben möchte. „Diesmal bin ich mit Werkzeug besser versehen, du aber nimm hin, was dir für solche Mühe gebührt", spricht Perchtha und haut mit ihrem Beil dem Burschen in die Schulter.

Zu einer andern Zeit ging in derselben Nacht eine Spinnerin aus der Rockenstube von Neidenberg nach Hause ins Altar. Sie

hatte rein abgesponnen und war wohlgemuth, da schritt den Berg heran ihr entgegen Perchtha mit dem großen Zuge der Heimchen, alle Kinder von gleicher Art und Größe. Mühsam schob eine Schaar der Kleinen an einem schweren Ackerpfluge, ein anderer Haufe war mit allerlei Wirthschaftsgeräth beladen, alle aber klagten laut, daß sie keine Heimath mehr hätten. Ueber diesen wunderlichen Zug lachte die Dirne von Herzensgrunde laut auf. Darüber schreckten die Heimchen zusammen, ließen den Pflug los und das Gepäck fallen und beides rollte den steilen Abhang des Berges herunter. Zürnend trat Perchtha vor die leichtfertige Dirne und blies sie an, daß sie auf der Stelle erblindete. Das arme Mädchen irrte die ganze Nacht umher, erst am Morgen gelangte sie mit Hülfe anderer Leute in ihr Dorf; sie war unglücklich, konnte nicht mehr arbeiten und saß traurig am Wege und bettelte. Als das Jahr verstrichen war, und Perchtha am Abende vor dem Dreikönigsfeste wieder in Altar einkehrte, bettelte die Blinde, weil sie Niemand kannte, auch die vorüberziehende hohe Frau an und erzählte wie gewöhnlich die Geschichte ihres Unglücks. „Es ist wahr", sprach Perchtha gütig, „voriges Jahr blies ich hier ein Paar Lichtlein aus, so will ich sie heuer wieder anblasen", und bei diesen Worten blies sie der Magd in die Augen, welche alsbald wieder sehend wurden.

Dieselbe Sage findet sich auch in der sogenannten Sorge bei Neustadt an der Orla.

66. Das Kind mit dem Thränenkruge.

(Börner, a. a. O. S. 142. Witzschel, a. a. O. S. 220.)

Einer jungen Frau war das einzige Kind gestorben. Sie weinte über alle Maßen und konnte sich nicht zufrieden stellen. Jede Nacht lief sie hinaus auf das Grab und jammerte, daß es die Steine hätte erbarmen mögen. In der Nacht vor dem heiligen Dreikönigsfeste sah sie Perchtha nicht weit von ihr vorüberziehen, da gewahrte sie, den andern Kindern hinterdrein, ein kleines mit einem ganz durchnäßten Hemdchen angethan, das in der einen Hand einen Krug mit Wasser trug und matt geworden den übrigen nicht folgen konnte; ängstlich blieb es vor einem Zaune stehen, den Perchtha überschritt und die andern Kinder überkletterten. In diesem Augenblicke erkannte die Mutter ihr Kind, eilte hinzu und hob es über den Zaun. Während sie es so in den

Armen hielt, sprach das Kind: „Ach wie warm sind Mutterhände! Aber weine nicht so sehr, du weinst mir meinen Krug sonst gar zu schwer und voll, da sieh, ich habe mir mein ganzes Hemdchen schon damit beschüttet.“ Von jener Nacht an, so erzählt man in Wilhelmsdorf, habe die Mutter aufgehört zu weinen. Zu Bodelwitz erzählen die Leute, das Kind habe gesagt: „Ach wie warm ist Mutterarm“, und seiner Bitte: „Mutter, weine nicht so sehr“, dann noch die Worte beigefügt: „Ich muß ja jede Zähre, die du weinest, in meinen Krug sammeln.“ Da weinte sich die Mutter noch einmal herzlich aus.

Anmerk. Der Perchtha sind die Heimchen entrissen, und an die Stelle der letzteren scheinen die ungetauften (?) verstorbenen Kinder getreten zu sein. Es war dies jedenfalls ein Zusatz zu den Perchthasagen, von den christlichen Priestern beigefügt, um die Aeltern zur rechtzeitigen Taufe ihrer Kinder zu veranlassen. Uebrigens spricht sich in der Sage eine tiefe Gemüthlichkeit und die Ueberzeugung von dem fortbestehenden Bande der Gestorbenen mit den Lebenden aus. — Der Krug, in welchem das Kind die Thränen der Mutter sammelt, deutet auf den Gebrauch der Thränenkrüge unserer heidnischen Vorfahren, der zwar bestritten worden ist, hin. (Börner, a. a. O. S. 150.)

67. Perchtha läßt sich den Wagen verkeilen.

(Börner, a. a. O. S. 173. 182. Witzschel, a. a. O. S. 221.)

Ein armer Bergmann kehrte in der Perchthennacht von Bucha nach Könitz zurück. Auf dem Kreuzwege trat ihm Perchtha drohend entgegen und verlangte, daß er ihren Wagen verkeilen solle. „Ach, gute Frau“, klagte der Mann, „ich verstehe nichts vom Fuhrwerke und bin ein armer Bergmann; habe auch weder Holz noch ein Messer bei mir.“ Perchtha aber reichte ihm beides und so schnitzte er, so gut es gehen wollte, einen Keil und paßte ihn in Perchthas Wagen ein, die ihm die abgefallenen Spähne als Lohn für seine Willfährigkeit und Arbeit schenkte. Er las dieselben sorgsam auf, Perchtha selbst war ihm dabei behülflich und zu Hause zog er in Perchthas Gabe Gold in Menge aus allen Taschen.

Dasselbe begegnete zwei Bauern aus Jüdewein, die sich im Köstitzer Bierkruge auf Perchthenabend verspätet hatten. Sie waren noch nicht weit gegangen, da kommt Perchtha auf einem Wagen gefahren und ruft sie an, sie sollten ihr einen Pflock in die Wagendeichsel machen. Der eine Bauer hatte ein Messer und mit Holz half Perchtha aus, der Pflock wurde eingepaßt und der hülffertige Mann trug einige Goldstücke im Schuh als Lohn nach Hause.

68. Das Futtermännchen.

(Börner a. a. O. S. 241. 243. Witzschel a. a. O. S. 223.)

Nicht weit von Ranis ab liegt Ruppitz, früher ein ansehnliches Dorf, jetzt nur noch eine einzelne Schäferei. Der Schafmeister daselbst hatte es seiner Zeit gar gut; ein kleines Männchen, das Futtermännchen genannt, besorgte ihm die ganze Arbeit und er selbst führte ein sehr gemächliches Leben. Wollte er seiner Heerde Futter geben, so war dieselbe, ohne daß er es gemerkt hatte, bereits abgefüttert: sah er nach dem Futtervorrathe, so war keine Abnahme daran zu spüren; dabei war seine Heerde in der ganzen Gegend die schönste und wollreichste und kein Stück erkrankte, während anderwärts die Schafställe oft bis zur Hälfte ausstarben. Das alles bewirkte, wie gesagt, ein kleines Männchen, das sich zur Nachtzeit in den Stall schlich und darin in aller Weise handthirte, der Schäfer aber that, als ob er nichts merke und ließ das wunderliche Männlein ganz nach Belieben schalten und walten. So war es viele Jahre recht gut gegangen und der Schäfer hatte sich dabei ganz wol befunden. Da sieht derselbe an einem Wintertage, als gerade tiefer Schnee gefallen war, in der Dämmerung die Fußtapfen seines kleinen Futtermännchens im Schnee abgedrückt und bemerkt auch, daß es barfuß laufen muß. Das geht ihm zu Herzen, das kann er nicht mit ansehen, noch ferner so gehen lassen, dieser Noth muß Hülfe werden. Vorsichtig und genau nimmt er in den Fußtapfen im Schnee das Maß zu ein Paar Schuhen für den kleinen Stallgeist, läßt solche machen und trägt sie, als es Abend wird, in den Schafstall und will in seinem Versteck nur mit ansehen, wie sich das Männlein über die Bescheerung freuen wird. Das kam nun freilich ganz anders. Als das Futtermännchen in den Stall geht, nimmt es wol die Schuhe in die Hand, spricht aber ganz traurig: „Ach, nun wissen sie es und ich muß fort!“ Von diesem Tage an hat der Schafmeister seine Arbeit selber thun müssen und dennoch ist es mit ihm und seiner Heerde rückwärts gegangen.

Ein solches Futtermännchen hatte sich auch auf dem Gute eines Bauern in Thiemendorf eingefunden und von selbst die Versorgung des Viehes übernommen, das unter dieser Pflege auch wunderbar gedieh. Die Ochsen und Kühe des Bauern waren stets rund und glänzend, von Käufern weit und breit gesucht. Und das Alles brachte der kleine Hausgeist zu Wege. Weil

aber das Männlein selbst sehr thätig und überall bei der Hand war, so war es auf träge und unordentliche Dienstboten sehr ungehalten und that ihnen für ihre Faulheit und Unordnung allerlei Possen und Schabernack an. Das verdroß nun die Leute und so kam es, daß kein Knecht und keine Magd lange auf diesem Bauernhofe bleiben wollte. Ja der Bauer selbst fühlte sich zuweilen in seiner Behaglichkeit gestört; es wurde ihm unheimlich zu Muthe, wenn sich das Männchen in seinem alten grauen Kittel sehen ließ. Er kam auf den Gedanken, sich gegenüber ein neues Haus zu bauen. Gedacht, gethan. Bald stand auch das Haus fertig da und der Tag des Einzuges war bereits bestimmt und man hoffte dadurch des unheimlichen Gastes sich zu entledigen. Da sah man am Abende vor dem Umzuge noch spät das bekannte Männchen am Bache, der vor dem alten Wohnhause vorüberfloß, sitzen und gar emsig sein altes graues Röckchen ins Wasser tauchen und darin hin- und herziehen. „Was machst du da?“ rief Jemand ihm vom Fenster zu. Ohne sich aber stören zu lassen antwortete der Kleine:

„Da wisch' ich und wasch' ich mein Röckchen mir aus,
Denn morgen beziehn wir ein neues Haus.“

So waren denn alle die Anstalten und Anstrengungen, die man gemacht, den unheimlichen Hausgenossen los zu werden, rein vergeblich gewesen und es blieb dem Bauer nichts übrig, als sich in seinem neuen Hause in das unvermeidliche Geschick zu fügen.

Nach vielen Jahren kam ein fremder Mann ins Haus und übernachtete daselbst. Das Gespräch kam auch auf den kleinen Hausgeist und man klagte seine Noth. „Ei“, sagte der Fremde, „wollt Ihr ihn los sein, laßt ihm nur ein neues Röckchen machen und legt es abends auf den Futterkasten, dann gebt Acht, was darauf geschieht.“ Das Röckchen wird angeschafft, auf den Kasten gelegt und man steht und lauscht erwartungsvoll, was geschehen wird. Das Futtermännchen kommt zur gewöhnlichen Zeit, sieht sein Geschenk und spricht trauernd:

„Da hab ich meinen Lohn,
Nun muß ich auch davon“.

und ist seit dieser Zeit nie wieder gesehen worden. Mit dem Weggange des wohlthätigen Hausgeistes ging aber auch der Viehstand und Wohlstand des Bauern sichtbar zurück und bald war zwischen ihm und dem geringsten Bauer im Dorfe kein Unterschied.

69. Der reiche Flederwisch.

(Schmidt, Topographie der Pflege Reichenfels S. 158.)

Ein Clodramüller war in Noth, ging zu seinen Freunden und wollte von ihnen 50 Thaler leihen. Aber er fand nur taube Ohren, keine willigen Herzen, sondern verschlossene Beutel. Als er betrübt den Berg nach Wernsdorf halb erstiegen hatte, begegnete ihm ein kleines Männchen, das mit ihm zu sprechen anfing und bald all seinen Kummer erfuhr. Da sagte es: Komm morgen wieder auf den Fleck, da will ich dir helfen. Das that der Müller auch, und was ihm das Männchen versprochen hatte, erhielt er: lauter schöne Münze, so daß sein Kummer auf einmal ein Ende hatte. Noch gab ihm das Männchen Weisung, wie ers beim Zurückzahlen des Geldes zu halten habe; er solle nämlich an denselben Platz kommen und nur „Flederwisch!“ rufen. Nach drei bis vier Jahren that der Clodramüller also; aber ein anderer Mann erschien, welcher sagte, Flederwisch sei gestorben, er solle das Geld nur behalten.

Anmerk. Die Sage erinnert an eine ähnliche von Rübezahl, dem Geiste des Riesengebirges. (Nach Lehnert, Wanderungen im Gebiete deutscher Vorzeit in Oltrogge, Deutsches Lesebuch I. S. 78.)

70. Der Otterkönig bei Oelsnitz.

(J. Schanz in Gräßes Sagenschatz des Königreichs Sachsen, Nr. 606.)

Manche wollen den Otternkönig sammt seinem güldenen Krönlein selbst gesehen haben. Dies Krönlein kann man gewinnen, wenn ein weißes Tuch ausgebreitet wird, auf das es dann der Otternkönig legt; doch muß man eilig damit davon laufen, oder noch besser reiten. Ein Ritter hatte die Krone des Otternkönigs, nach der lange sein Begehr gestanden, glücklich in seinem weißen Tüchlein und saß schon auf dem Pferde, als der Otternkönig den Diebstahl gewahrte und so laut pfiff, daß überall die Ottern hervorsprangen und dem Reiter nacheilten. Um dieser gefährlichen Verfolgung zu entgehen, sprang er in die Elster und schwamm hindurch. Wohlbehalten kam er in seiner Behausung an und freute sich des gelungenen Raubes. Als er aber in den Stall ging, um nach seinem Pferde zu sehen, wand sich aus dem Schweife desselben eine Otter los, die sich hineingehängt hatte, und stach ihn, daß er sterben mußte. So wurde der Raub des Krönleins sein Verderben.

Anmerk. Vergleiche Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Nr. 82, 83 und 84. Ueberall kann die goldene Krone des Schlangenkönigs oder der Schlangenkönigin durch ein ausgebreitetes weißes Tuch erworben werden. Haupt bemerkt dazu: die weiße Farbe übt auf die Repräsentanten der Finsterniß einen zwingenden und siegreichen Zauber aus, so daß sie ihre Schätze opfern müssen. — Durch einen Pfiff des Königs werden die übrigen Ottern herbeigerufen. Nach einer schleswig-holsteinischen Sage schrie der Schlangenkönig so entsetzlich, daß das Mädchen, welches seine Krone geraubt hatte, taub wurde. (Müllenhof, schleswig-holsteinische Volkssagen, Nr. 474.) — Die Krone des Schlangenkönigs ist nach der Sage immer von großem Werthe. — Die Schlangen haben auch Kunde von unterirdischen Schätzen. Vergl. Grimm, Deutsche Sagen, 2. Aufl. Nr. 433.

71. Die Hausotter und der Otternkönig bei Wünschendorf.

(Hahn, Gesch. von Gera I. S. 65. Rothe im 16. Jahresbericht von Hohenleuben S. 78.)

Man glaubte, daß es in der Gegend von Wünschendorf an der Elster einen großen schönen Otternkönig gebe, welcher sich auf der Felswand jenseits des Flusses, in der Nähe der Teufelskanzel, aufhalte und sofort Unheil über die Gegend bringe, wenn irgendwo einer Hausotter etwas zu Leide geschehe. In Wünschendorf hat man auch die Sage, daß nur das Haus glücklich sei, in welchem sich eine Otter (Schlange) aufhalte. Vor nicht langen Jahren gab es in der Gegend noch viele Landleute, die sich eine Natter im Hause hielten, sie mit Milch fütterten und überhaupt mit ängstlicher Sorgfalt pflegten.

Anmerk. Die Slaven, besonders auch die an der Saale und Elster angesessenen, verehrten Schlangen als Hausgötter, und in manchen Gegenden hatten sogar Priester für ihre Verpflegung zu sorgen. Das wendische (?) Wappen trägt noch eine geflügelte Schlange in seinem Felde. (Hahn, a. a. O.)

Auch in Preußen wurden Schlangen als Schutzgeister der Familie verehrt. Durch besondere Gebete und durch Speisen, die man auf einen weißgedeckten Tisch (s. Anmerk. zur vorigen Sage) setzte, wurden sie hervorgelockt. Kamen sie nicht, oder krochen sie gar zurück, so galt dies für eine Unglück anzeigende Vorbedeutung; ihr Erscheinen zeigte Glück an. (Tettau und Temme, ostpreußische Volkssagen S. 258.)

72. Die Pest im Voigtlande.

(J. Schanz in Gräßes Sagenschatz, Nr. 559.)

Als nach dem 30jährigen Kriege im Voigtlande eine furchtbare Pest herrschte, und die Menschen zu Hunderten starben, und manches Dorf fast ganz verödete, soll von Norden her über das Voigtland und das Erzgebirge ein weißer Rabe geflogen sein, welcher rief:

„Freßt nur recht Rapuntica,
Sinsten kimmt kä Mensch derva!“

Anmerk. Während einer Pest in Hinterpommern kam eine Taube vom Himmel und rief:

Ist die Krankheit noch so schnell,
So braucht geschwind nur Bibernell!“

(Die Natur. Zeitschrift ꝛc. 1866. Nr. 2.)

73. Die Seuche in Bernsdorf.

(Mündlich.)

In Bernsdorf bei Werdau war eine Seuche, an der viel Menschen starben. Des Abends pochte es an die Hausthüre, und so vielmal es gepocht hatte, so viel Menschen starben am andern Morgen in dem Hause. Es war aber ein graues Männchen, das von Haus zu Haus ging und klopfte. Dasselbe Männchen kam auch zu einem Manne und dessen Frau und sagte: Eure Nachbarn werden alle sterben und ihr sollt die Todtengräber machen. Am andern Tage waren die Nachbarn todt und der Mann mußte sie mit Hülfe seiner Frau begraben. Da sich aber beide darüber entsetzten und sich vor'm Tode fürchteten, kam das Männchen wieder und sprach:

„Trinkt Baldrian,
So kommt ihr Alle davon!“

74. Die Pest bei Altensalza.

(Mündlich.)

In die Gegend von Altensalza kam einst die Pest in Gestalt einer Wolke und verschwand dann in einem hohlen Baume. Von der Zeit an verlor sich die Pest.

Anmerk. Zu Conitz in Preußen wurde die Pest in ein Loch in einer Linde gebannt. (Tettau und Temme, ostpreußische Volkssagen S. 222.)

75. Die Pest in der Kucksmühle bei Langenwetzendorf.

(Schmidt, Topographie der Pflege Reichenfels S. 158.)

Fast alle Bewohner Langenwetzendorfs waren an der Pest gestorben, allein die der Kucksmühle unterhalb des Dorfes blieben lange davon verschont. Der Müller sah sich einstmals in dieser Zeit um, da kam ein blauer Dunst in Gestalt einer Wolke von Langenwetzendorf nach der Mühle gezogen, drang in das Haus und alsdann in zwei Spindlöcher eines Stubenbalkens;

sogleich schlug der Müller Pflöcke hinein, daß die Wolke nicht mehr heraus konnte. Alle Bewohner der Mühle blieben fortwährend gesund, bis endlich nach langer Zeit den Müller die Neugierde plagte, zu sehen, was aus dem blauen Dunst geworden sei. Er zog die Pflöcke heraus; sogleich kam der Dunst wieder herausgezogen, verbreitete sich im ganzen Hause und alle Bewohner desselben starben an der Pest.

Anmerk. In der Gegend von Rothenburg in der Lausitz kam die Pest auf die Beschwörung eines böhmischen Zauberers ebenfalls in der Gestalt einer blauen Wolke herangezogen und verschwand in einer Grube. — (Haupt a. a. O. S. 178.) — Eingemauert wurde die Pest in der Sakristei der Stadtkirche zu Erbach. (Grimm, Mythologie S. 1135.) Die Pest als Nebel gedacht, ist der schwüle Nebel, welcher Seuchen voranzieht. (Haupt a. a. O. S. 178.)

76. Die Voigtsberger Laterne.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Die Voigtsberger Laterne ist ein Licht, das in jedem Jahre in der Umgegend von Oelsnitz und Voigtsberg öfters gesehen wird.

Der verstorbene Hufschmied Maul in Lauterbach, ein furchtloser und sehr beherzter Mann, ging einmal am finstern Abende von Oelsnitz nach Hause. In der Nähe der Elsterbrücke traf er die Voigtsberger Laterne. Zu diesem Lichte sagte Maul: „Licht, führe mich nach Hause, ich geb' dir einen Sechser!“ Das Licht begleitete ihn genau, sich immer etwas tiefer an der Straßenböschung haltend, bis zu seinem Hause. Dort angekommen, legte er auf den Stock vor seinem Hause, worauf die Schmiede kaltes Eisen strecken, den versprochenen Sechser und ging in sein Haus. Dann zündete er eine Laterne an, um herauszugehen und nach dem Sechser zu schauen; und siehe da, er war weggenommen. — Maul hat das in der Schänke oft erzählt.

Ein Zimmermann von Oelsnitz ging einmal des Nachts von Raasdorf nach Hause. Als er an die Raasdorfer Höhe kam, war die Voigtsberger Laterne da. Zu dieser sprach er: „Führe mich nach Hause, ich gebe dir einen Dreier!“ Nun führte ihn das Licht bis zu seiner Wohnung. Als der Zimmermann in Begleitung der „Laterne“ an seine Hausthüre gekommen war, sprach er: „Ich gebe dir keinen Dreier!“ Darauf gab ihm das Licht eine Ohrfeige, und in Folge dessen ward er vier Wochen lang krank.

Anmerk. Die Voigtsberger Laterne ist ein Irrlicht, das, wie die lau-

fitzer Sage von den Irrlichtern erzählt, für Geld und Bezahlung Verirrte nach Hause führt, aber auch straft, wenn es mit der Bezahlung hintergangen wird. (Haupt a. a. O. S. 66.) — Die Irrlichter sollen die Seelen ungetaufter, verstorbener Kinder sein. — Eine wirkliche Laterne, die oben von einer Hand gehalten wird, ohne daß man Jemanden sieht, wandelt zwischen dem Dörfchen Martinsrieth und dem Pfaffenholze bei Sangerhausen. (Witzschel, Sagen aus Thüringen, S. 255.)

77. Ein großes Irrlicht bei Schleiz.

(7. Jahresbericht der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in Gera. 1864, S. 25.)

Eine eigenthümliche Lichterscheinung wurde im Herbste 1814 bei Schleiz, am Fußwege nach Löhma, beobachtet. Es war ein großes helles Licht, welches jedoch nicht immer an derselben Stelle blieb, sondern sich mitunter nach den Wehrteichen zu bewegte und von da über den Wiesengrund auf der entgegengesetzten Seite bis in die Nähe des Heinrichsbusches ging und von da wieder zurück nach der Löhmaer Höhe, jedoch nicht immer in derselben Bahn, sondern in größeren und kleineren Abweichungen von derselben. Manche wollten gesehen haben, wie es ganz in ihrer Nähe schnell vorüberflog; Andere behaupteten sogar, es sei gerade auf sie zugekommen und blitzschnell ihnen zwischen den Beinen durchgeflogen. Der Director Göll in Schleiz beobachtete es als Schüler und fand es sehr groß; es schien ihm bei 40 bis 50 Schritt Entfernung, als sähe er ein 6/4 Ellen langes Scheit Holz in seiner ganzen Ausdehnung brennen, am hellsten jedoch an beiden Enden; dabei bewegte es sich in „ungeheurer Schnelligkeit", und er hörte ein eigenthümliches Knacken und sah zugleich ein Funkensprühen.

78. Die feurigen Männer bei Hof.

(Ernst a. a. O. S. 36.)

Widmann erzählt davon, wie sich in der Gegend von Hof die feurigen Männer bei Nacht im Freien an sumpfigen öden Plätzen sehen ließen, um die Leute vom rechten Wege abzuführen.

79. Der feurige Mann bei Arnshaugk.

(Thuringia. 1841. S. 813. Witzschel a. a. O. S. 232.)

In der Gegend von Arnshaugk und Moderwitz ist ehemals lange Zeit ein feuriger Mann umgegangen. Er that aber Niemand etwas zu Leide, sondern ging ruhig seinen Weg von dem

Dorfe Burgwitz an, durch Arnshaugk hindurch bis zum Silberberge bei Moderwitz. Dort blieb er einige Zeit stehen und verschwand dann. Manche erzählen auch, er habe gar keinen Kopf gehabt. Einst kam eine arme Frau mit ihrem Schubkarren aus der Neustädter Mühle und wollte ihr Mehl nach Moderwitz schaffen. Bei Arnshaugk wurde sie von dunkler Nacht überfallen. Da erschien plötzlich der feurige Mann, ging vor ihr her und leuchtete ihr bis zum Silberberge. „Habe Dank, lieber feuriger Mann", sagte die Frau. Da verschwand der Feuermann und ist seitdem nicht wieder gesehen worden. Das Wort des Dankes hatte ihn von seinem Umgange erlöst.

80. Der Feuergeist im Wilzenthale.

(Börner a. a. O. S. 77 ff.)

Beim Dörfchen Rauschengesees liegt das Wilzenthal, in dem der räuberische Stamm der Wilzen von den Urbewohnern der Gegend fast vernichtet wurde. Es neckt und schreckt, so wie es dunkel wird, jeden Menschen, der dem Thale zu nahe kommt. Dem Einen sind feurige Zwerge erschienen, einem Andern hat es häßliche Fratzengesichter geschnitten und noch Anderen ist wieder Anderes begegnet. Wo man nach Burg-Lemnitz geht, liegt ein Hügel, die Hermeshöhe. Vor Alters ist alle Abende, oder wol auch um Mitternacht ein feuriger Riese mit entsetzlichem Geprassel aus dem Hügel aufgestiegen, eine hellllodernde Fackel in der Hand, die er wild über seinen Kopf geschwungen hat. So ist er von der Hermeshöhe herabgekommen, hat das ganze Wilzenthal langsam durchschritten bis hinunter in die Prothendälle, wo er in der schönen Quelle, die aus dem Hügel dort hervorquillt, seine Fackel ausgelöscht hat und verschwunden ist.

81. Das gespenstische Kalb in Oelsnitz.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Es geschah vor ungefähr 30 Jahren, daß ein Maurer in einem Hause der Altstadt in Oelsnitz den obern Hausplatz und die Gänge weißen sollte. Derselbe kam dabei der Thüre der Oberstube nahe und fand sie ein wenig offen. Hauptsächlich um das Farbenmuster der Wände zu sehen, schaute er hinein und erstaunte nicht wenig, als er den in der Mitte stehenden Tisch ganz mit Geld belegt sah. Der Maurer trat sogleich zurück und weißte

fort. Bald darauf kam er an eine Kammer, die ihre Thüre auch auf der Seite des Hausplatzes hatte. Auch diese stand ein wenig offen, und neugierig schaute er auch da hinein und erblickte mehrere Laden und anderes Geräth. Beim Ueberblicken dieser Sachen erhob sich hinter einer Lade auf einmal ein Kalb von gewöhnlicher rothbrauner Farbe. Den Maurer überlief ein Schauer, er machte, daß er bald fertig wurde und mochte sich nicht mehr umschauen.

Daß sich auch zu anderer Zeit in jenem Oelsnitzer Hause, und zwar im obern Stocke desselben, ein Kalb habe sehen lassen, wird noch von Einigen behauptet.

Anmerk. Auch die lausitzischen Sagen erzählen von einem gespenstischen Kalbe bei Quitzdorf und einem andern auf dem Boblitzer Damme bei Lübbenau, und Karl Haupt weist darauf hin, daß nach dem wendischen Volksglauben jeder Kobold die Gestalt eines Kalbes annehmen könne. (Haupt, Sagenbuch d. Lausitz S. 88.) Die Sage erzählt ferner von einem goldenen Kalbe, das bei Oehne an der Stelle in der Spree liegen soll, wo man den wendischen Abgott Flins hinabstürzte.

Als schwarzes Kalb spukte ein Mann zu Ypern, der bei Lebzeiten ein vergoldetes Kalb angebetet und demselben alle Samstage ein lebendes Kalb geopfert hatte. (Nork, Sitten und Gebräuche, S. 281.)

82. Das Mäuslein.

(Deutsche Sagen der Brüder Grimm I. Nr. 248. Witzschel, Sagen aus Thüringen S. 200.)

Auf einem vornehmen Edelsitze zu Wirbach bei Saalfeld hat sich Anfangs des 17. Jahrhunderts Folgendes begeben:

Das Gesinde schälte eines Tages Obst. Dabei war in derselben Stube eine andere Magd, welcher der Schlaf ankam, daß sie von den übrigen sich absonderte und nicht weit davon auf eine Bank etwas zu ruhen niederlegte. Wie sie ein wenig stille gelegen, kriegt ihr zum offenen Munde ein rothes Mäuslein heraus, das die andern Leute meistentheils gesehen und einander bald gezeigt haben. Das Mäuslein eilt dem Fenster zu, das eben ein wenig offen stand, schlich hinaus und blieb eine Zeit lang aus. Darüber steht eine vorwitzige Zofe auf und geht, obwol es die andern ihr stark verboten, zu der entseelten Magd, rüttelt dieselbe nicht allein, sondern bewegt sie auch auf eine andere Stelle etwas fürder und geht dann wieder davon. Dann kömmt das Mäuslein, das aus der Magd Mund gekrochen war, wieder, läuft nach der vorigen bekannten Stelle und wie es nicht recht ankömmt

noch sich zurecht findet, verschwindet es und die Magd war und blieb mausetodt. Vergebens bereuete nun jene Zofe ihren Vorwitz.

Uebrigens soll auf demselben Hofe ein Knecht gewesen sein, der vorher vielmals von der Trud gedrückt wurde und keinen Frieden haben konnte, als nach dem Tode jener Magd.

Anmerk. Nach Grimm fuhr aus einer schlafenden Zauberin der Geist in Gestalt eines Schmetterlings. (Haupt, Sagenbuch, S. 190.)

Es ist ein ziemlich verbreiteter Glaube, daß man den Thieren, welche aus einem schlafenden Menschen schlüpfen, nicht den Rückweg versperren darf, sonst erwacht der Mensch nicht wieder; es scheint demnach das Thier nicht ein Dämon, sondern die Seele zu sein. Aus dem Munde eines schlafenden Landsknechts des Erzbischofs Heinrich zu Rheims schlüpfte ein Wiesel. S. Grimm, Deutsche Sagen, 2. Aufl. Nr. 461.)

83. Die Riesengräber bei Lobenstein.

(Variscia I. S. 128.)

Zwischen Weidisberge und Schmiedebach bei Lobenstein liegt eine Burgruine, die Riesenburg genannt. Rechts von dieser Ruine an einer Holzecke auf einer Wiese befinden sich mehrere künstliche Hügel, welche man Riesengräber nennt. Die Sage geht: hier lägen die ehemaligen Burgherren, welche Riesen gewesen wären, begraben. Auch sollen in diesen Hügeln Aschentöpfe gefunden worden sein. Die Gegend selbst ist im Glauben des Volks jetzt noch ungeheuer.

84. Teufelskanzeln bei Groß-Drachsdorf und an andern Orten.

(Roth im 16. Jahresbericht von Hohenleuben S. 77. Schmidt, Topographie der Pflege Reichenfels S. 140.)

Bei Groß-Drachsdorf oberhalb des Teufelsgrabens ist auf einem im Walde befindlichen Platze ein Felsenblock, welcher in der spätern Zeit größtentheils abgebrochen ward. Derselbe ist die Teufelskanzel genannt, und es hat sich auf den heutigen Tag die alte Sage erhalten, daß der Teufel darauf gepredigt haben solle.

Andere Teufelskanzeln finden sich über Weißendorf, sodann zwischen Hohenleuben und Loitsch, und bei Zschirme trifft man einen Teufelsgraben und Chor.

85. Die Teufelskanzel bei Ranis.

(Thuringia. 1841. S. 89—92. Witzschel a. a. O. 228.)

Unter dem Städtchen Ranis dem Schlosse Brandenstein gegenüber ragt hoch und steil ein Fels empor, die Teufelskanzel

genannt. An diesen Riesenfelsen schließt sich in einem großen Wiesengrunde ein halber Kranz kleinerer Felsen, grünbewachsen, von Süden nach Westen streifend. Liebliche Thäler mit labenden Bächen biegen dieser Stätte von allen Seiten zu, und geheimnißvoll thun sich Grotten und Höhlen auf am Fuße wie in den Höhen des wunderschönen Berggebildes.

Ein heidnischer Kultusplatz soll diese Stätte in vorchristlicher Zeit gewesen sein, und Leute, welche im Dunkel der Nacht durch das Teufelsthal gegangen sind, wollen allerlei Erscheinungen gesehen haben. So geht die Sage, daß um Mitternacht eine schwarze Katze dem vorübereilenden Wanderer sich zugesellt, ihn bis auf die Höhe zum ersten Opferheerd am Sämtitzbache begleitet, sich dann in einen schwarzen Hund verwandelt, der bis an die Herthawiesen mitgeht, wo er zur weißen Kuh wird und im Schöneberg verschwindet. Langsam und gemessenen Schrittes kommt dagegen aus den unterirdischen Gemächern der Teufelskanzel eine weiße Jungfrau hervor; statt des Kopfes hat sie zwei goldene Hörner und in der Hand ein Schlüsselbund. Sie durchzieht die grünen Wiesen am Sämtitzbache, nähert sich dem Teufelsthale, weilt dahin gerichtet einige Minuten, kehrt dann wieder zurück, umkreist die Teufelskanzel und verschwindet zuletzt in dem Haine am Brandensteine.

Anmerk. Die Gegend an der Teufelskanzel war ein heidnischer Opferplatz, wahrscheinlich der Herda geweiht; noch weist darauf der Name der Herthawiesen, sowie das Erscheinen der weißen Kuh hin; weiße Kühe zogen Herdas Wagen. — Die Priesterinnen wurden in der Volkssage zu Hexen; die Hexen aber nahmen gern die Gestalt von Katzen an. Katzen bilden auch das Gespann der Hexen. (Nork a. a. O. 551. 554.) Schwarze Katzen wurden den unterirdischen Göttern und später den christlichen Dämonen dargebracht. In Hoch-Schottland brachte man „den schwarzen Katzengeistern“ Opfer dar. S. über die Katzenopfer Nork a. a. O. S. 553. 554. — Die Bedeutsamkeit der Katze im germanischen Götterglauben beruht auf der lichtscheuen und vielleicht auch der electrisch-magnetischen Natur des Thieres.

Auch der Hund war in dem germanischen Mythus von Bedeutung. In der Sage wird ein gottloser Edelmann im Dorfe Beinen bei Soldau in einen schwarzen Hund verwandelt; auch wandelt die Seele des bösen Bürgermeisters Peter Pommerening in Flensburg in der Gestalt eines schwarzen Hundes umher. (Nork a. a. O. S. 280.) Gespenstische schwarze Hunde erscheinen auch in der Lausitz zu Kamenz, Görlitz und Budissin. (Haupt, Sagenbuch, S. 150. 152.)

86. Die Teufelskammer in der Pfarre zu Brambach.

(Metrisch behandelt von Fr. Rödiger in: Sagenklänge des obern Voigtlands, S. 70 ff. J. Schanz in Gräßes Sagenschatz Nr. 598.)

In die Pfarre zu Brambach kam einst um die Mitternacht durch den Schlot der Teufel hereingefahren und frug nach dem Pfarrherrn. Die alte treue Magd meldete dem Pfarrer diese Kunde und der befahl, den Teufel nur zu ihm hereinzuführen. Da setzte sich der Teufel ohne Umstände an des Pfarrers Bett, wie wenn er in seinem alten Großvaterstuhle in der Hölle säße und begann mit dem Pfarrer ein langes Examen. Dieser aber hatte das Herz auf dem rechten Flecke und wußte dem Teufel, der immer neue Spitzfindigkeiten zu Tage brachte, trefflich zu antworten. Zuletzt frug er: „Wie lehrt man in Deutschland am besten das Christenthum?“ Diese Frage machte dem Pfarrer doch einiges Bedenken, er sann hin und her, und der Böse freute sich schon des Sieges. „Kannst du mir auf diese Frage nicht Rede stehen, so ist diese Kammer mein Eigenthum und kein Mensch soll sie ohne Zagen betreten.“ — Die Gedanken des Pfarrers verwirrten sich immer mehr, und es litt ihn nicht mehr am Orte; er mußte sein Schlafgemach verlassen und konnte nie bis an sein Ende wieder darin schlafen.

Die Geschichte ward bald ruchbar im Lande und es wollte sich nach des Pfarrers Tode Niemand zur Verwaltung seines Pfarramts finden lassen, als zu Wittenberg Doctor Luther mit seinen 95 Sätzen auftrat und viel deutsche Stämme seiner Lehre zufielen. Auch die Bewohner von Brambach, die unterdessen einen jugendlichen Seelenhirten gewonnen hatten, neigten sich zu der neuen Lehre hin, welche ihnen der rüstige Pfarrer mit feinen Worten erklärte. Dieser hatte natürlich die Geschichte von dem Teufelsspuk auch gehört und voll von Begeisterung für seinen Glauben wollte er dem Teufel, wenn er käme, auf jegliche Frage Bescheid thun. Er ließ daher sein Bette in die Teufelskammer bringen und schlief darin. Schon in der ersten Nacht erschien der verrufene Besuch und das Examen begann wie bei dem seligen Herrn Pfarrer. Wiederum frug der Teufel zuletzt: „Wie lehrt man in Deutschland am besten das Christenthum?“ „Deutsch!“ rief der junge Pfarrer so laut und kräftig, im Bewußtsein, daß er das Rechte getroffen, daß der Teufel vor diesem einzigen Worte jach in sich zusammenfuhr. Nachdem er sich von dem

Schrecken etwas erholt hatte, bot er dem Pfarrer Versöhnung an und wollte sich mit ihm auf dem Wege des Vertrags abfinden, wenn er ihm verstatten wolle, die Kammer mit zu bewohnen; aber der Pfarrer wollte nichts von ihm wissen. „Hebe dich weg, Satan!“ rief er mit gottesfreudigem Munde, griff nach seiner Bibel und wollte den Teufel darniederstrecken. Dieser aber fuhr, da er die Kammerthür verschlossen fand, durch die Mauer und floh von dannen. Die Lücke, durch die er hinausfuhr und die Stellen im Kalk, wo er seine Krallen eingedrückt hatte, sollen noch vor ganz kurzer Zeit zu sehen gewesen sein.

Anmerk. Die Sage deutet eine neue Zeitanschauung an; die alten Vorstellungen und Ueberlieferungen sind gebrochen, deutsches Wesen hat die Oberhand gewonnen.

87. Der Teufel in der Rockenstube.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Im vorigen Jahrhunderte pflegten die erwachsenen Mädchen von Raasdorf und Tirschendorf abwechselnd in einem der beiden Dörfer in einer Rockenstube zusammen zu kommen, und sie trieben das so eine Reihe von Jahren. Als sie eines Abends in Raasdorf zusammen waren und auf ihre Geliebten die Rede kam, sagte eines der Mädchen, welches keinen Burschen zum Schatze hatte: „Ich hab keinen, muß aber einen bekommen und sollt's der Teufel sein!“ Etwa um 11 Uhr abends kommt eine sonderbare Gestalt in die Rockenstube, trug einen grünen Rock, hatte einen Pferdefuß, war einem großen Manne ähnlich, — es war aber der Teufel. Er setzte sich und blieb sitzen. Alles war gestört und man saß in angstvoller Erwartung. Um 12 Uhr endlich brachen die Tirschendorfer Mädchen auf, um nach Hause zu gehen; da entfernt sich der Teufel auch. Als die Gesellschaft die Höhe des Berges zwischen Raasdorf und Tirschendorf, die Kappel, erreicht hatte, entstand auf einmal ein furchtbares Geschrei unter den Mädchen. Jenes Mädchen, das sich zum Geliebten nöthigenfalls den Teufel gewünscht hatte, wurde in die Luft gehoben, schwebte immer höher, war weg und ist auch nicht wieder gekommen. Die Mädchen von Tirschendorf haben blos noch die Haube desselben gefunden.

Anmerk. Der Teufel hat einen grünen Rock an; grün ist oft die dämonische Farbe, wie auch in Dänemark der wilde Jäger „Grön Jette“ heißt. (Haupt a. a. O. S. 65.)

88. Der Teufel als Fuhrmann.

(Gräße, Sagenschatz des Königreichs Sachsen. Nr. 560.)

Ein Edelmann im Voigtlande war nicht allein ein jähzorniger Narr, sondern auch in seinem Zorne ein heilloser unbesonnener Flucher. Er befahl einmal einem Bauer, der sein Unterthan war, einen sehr großen Baum aus dem Busche nach seinem Schlosse zu bringen. Der arme Mann fuhr zwar mit seinem Wagen hinaus, es schien ihm aber unmöglich, diese schwere Last aufzuladen. Er stand deshalb in großer Angst, weil er sich fürchtete, er werde von seinem Junker nicht allein gescholten, sondern auch geschlagen werden. Inzwischen kam der Satan in menschlicher Gestalt zu ihm, und fragte, warum er so traurig wäre. Der Bauer gab ihm sein Unglück zu erkennen, worauf der Satan zu ihm sagte, er solle sich nicht bekümmern, sondern nur mit seinem ledigen Wagen wieder nach Hause fahren, er wolle seine eigenen Pferde holen und diese Arbeit an seiner Stelle verrichten. Alsbald ging er ans Werk und zog den gewaltig großen Eichbaum mit der Wurzel aus dem Grunde, legte ihn mit allen Zweigen und Laub daran, wie er ihn ausgerissen hatte, auf seinen Wagen und fuhr damit durchs Schloßthor, jedoch also, daß der Baum in dem Durchgange dergestalt zusammengeklemmt stecken blieb, daß keine menschliche Gewalt ihn weiter vor- und hinterwärts bewegen konnte; überdies war alles Holz hart wie Eisen geworden. Man konnte mit keinem Beile durchhauen und mit keiner Säge durchschneiden. Also mußte dieser unbarmherzige Bösewicht und heillose Flucher seine Pforte gestopft lassen, daß er ferner niemals dadurch weder aus- noch eingehen konnte, sondern mußte eine andere neben dieser machen. Viele tausend Menschen kamen von nah und fern, dieses seltsame Teufelswunderwerk zu sehen und beschauten es mit der äußersten Verwunderung und Schrecken, gaben auch aller Orten offenbare und gerichtliche Zeugnisse der Wahrheit davon, als die es mit ihren eigenen Augen gesehen. Der Baum lag noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts an derselben Stätte, dahin ihn der böse Geist gebracht hatte. Wenn man mit einem Beil oder Hammer daraufschlägt, wie denn von Vielen, die dahin kommen, aus Fürwitz geschieht, so fliegen Feuerfunken daraus wie aus einem Kieselsteine, wenn er an einen Stahl geschlagen wird. Uebrigens hatte der Satan an seinem höllischen Wagen keine Pferde, son-

dern nur solche Schatten gespannt, welche die Gestalt der Voreltern dieses gottlosen Junkers vorstellten.

89. Des Teufels Gut.

(Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm, Nr. 206.)

Nicht weit von Altenburg bei dem Dorfe Ehrenberg liegt ein mächtiger Stein, so groß und schwer, daß ihn hundert Pferde nicht fortziehen würden. Vor Zeiten trieb der Teufel sein Spiel damit, indem er ihn auf den Kopf legte, damit herumging und ihn als einen Hut trug. Einmal sprach er in Stolz und Hochmuth: „Wer kann wie ich diesen Stein tragen? Selbst der ihn erschaffen, vermags nicht und läßt ihn liegen, wo er liegt!“ Da erschien Christus der Herr, nahm den Stein, steckte ihn an seinen kleinen Finger und trug ihn daran. Beschämt und gedemüthigt wich der Teufel und ließ sich nie wieder an diesem Orte erblicken. Und noch heute sieht man in dem Steine den Eindruck von des Teufels Haupt und von des Herrn Finger.

90. Der Teufel bietet einer Frau zu Zwickau Geld an.

(Gräße a. a. O. Nr. 546.)

Im Jahre 1645 ist ein Soldat von der schwedischen Besatzung zu Chemnitz nach Zwickau gekommen, hat aber bald darauf seine Frau und Kinder wieder böslich verlassen und ist wieder zu den Schweden gelaufen. Als nun dessen Weib in höchster Armuth lebte und sich sehr bekümmerte, wie sie sich und ihre Kinder ernähren solle, ist der Teufel etliche Male zu ihr gekommen, hat ihr ein Säcklein mit Geld vorgehalten und gesagt, wenn sie sich ihm ergeben wolle, werde er ihr dieses geben, und so sie es verzehrt, noch mehr bringen. Die Frau hat sich das aber allezeit durchs Gebet erwehrt und es endlich so weit gebracht, daß er sie endlich ganz in Frieden gelassen.

91. Der Hehmann bei Süßebach.

(Mitgeth. v. Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Im Walde zwischen Süßebach und den Schafhäusern ließ sich an den Abenden eine Stimme hören, wie eine tüchtige Mannesstimme, welche immer „Heh!“ rief, weshalb die Leute sagten: „Der Hehmann läßt sich hören“. — Drei Lauterbacher wollten sich einmal in der Nacht in jenem Walde etwas Holz

holen; da ließ sich der „Hehmann“ auch hören, und sie kehrten wieder um. So ging auch der alte Höfer einmal am Abende von Süßbach nach den Schafhäusern, und diesen verfolgte der „Hehmann“ auch mit seinem oft wiederholten Rufen. Er kam aber an den Höfer nicht ganz heran.

92. Der wilde Jäger im Ziegengraben bei Heinsdorf.

(Mündlich.)

Es wird erzählt, daß der wilde Jäger mit seinem Jagdgefolge von Malzens Gut in Heinsdorf auf den Heroldsberg und dann zurück in den Ziegengraben zog, wo er sein Lager hatte. Von da ging er bis an Zachers Gut zurück. — Wenn man die Fensterstöcke und Thürschwellen mit Salz bestreut, so kann der wilde Jäger nicht darüber. In seiner Jagd wird er gehindert, wenn man: He hoho! ruft. Mit diesem Rufe vertrieb ihn vor vielen Jahren Einer und fand am andern Morgen das Viertel eines Pferdes am Thore seines Gutes hängen.

Anmerk. Der wilde Jäger führt das wilde oder wüthende Heer an. Letzterer Name ist aus „Wodans Heer“ entstanden; denn Wodan ist der Schlachtengott, welcher durch die Lüfte reitet; in seinem Gefolge befinden sich die Schlachtjungfrauen. — Bedeutsam sind in unserer Sage Salz und Pferd. — Auch in der Lausitz hält der wilde Jäger an bestimmten Häusern seinen Umzug; s. Haupt, Sagenbuch, S. 129.

93. Der wilde Jäger im Pöhlholze bei Lengenfeld.

(Fickenwirth, Chronik der Stadt Lengenfeld, S. 165.)

Der wilde Jäger mit dem wilden Heere trieb früher auch sein Wesen in dem Pöhlholze bei Lengenfeld. Einer aus dem Pöhlwinkel wohnte einst einer wilden Jagd bei; er ließ ebenfalls den Weidmannsruf erschallen und sprang unter der Schaar jagender unsichtbarer Hunde umher. Zum Lohne dafür fand er am nächsten Morgen ein Stück Fleisch von der Feldmeisterei an seiner Hausthüre aufgehängt.

94. Der wilde Jäger in Langenwetzendorf.

(Schmidt, Topogr. d. Pfl. Reichenfels.)

Von einem Hirschbacher, der betrunken von Langenwetzendorf nach Hause ging, wird erzählt, er habe, als er den wilden Jäger kommen hörte, geschrieen: „Ho, ho!“ Des andern Tages hing ein Viertel eines Holzweibchens in seiner Esse. Er fand es

immer wieder, obwol er 's forttrug. Endlich befolgte er den Rath, es auf einen Kreuzweg zu legen und dabei zu sagen, der wilde Jäger habe kein Salz mitgebracht, folglich könne er das Fleisch nicht essen. Darauf blieb dasselbe weg.

Anmerk. S. auch Witzschel, Sagen aus Thüringen, S. 189 und Haupt, Sagenbuch d. Laus. S. 129. In letzterer Sage von dem Nachtjäger zu Tormersdorf wird Salz zum geschenkten Aas verlangt, um dasselbe los zu werden; das Salz kann nämlich der wilde Jäger nicht bringen.

95. Der wilde Jäger zwischen der Hart und der Lehmamühle.

(Schmidt, a. a. O. S. 140.)

Der wilde Jäger soll die Gestalt eines kleinen, greulich bemoosten Mannes besitzen. Er trieb besonders sein Wesen in einem engen schauerlichen Thale, welches eine Stunde lang ist, in der Hart anfängt, sich zur Lehmamühle zieht und das tiefe Thal heißt. Doch vertrieb ihn ein Hegereuter von Tasselitz aus dieser Gegend.

96. Der wilde Jäger bei Neustadt.

(Mitgeth. vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Noch im vorigen Jahrhunderte hatte der wilde Jäger sein Revier in der Gegend von Neustadt zwischen Falkenstein und Poppengrün. Da zog er des Nachts in der Luft mit seinen Hunden oft über Neustadt hinweg und ließ sein „Hoho!“ hören. Einmal sah ein dortiger Bauer zum Fenster hinaus, als der wilde Jäger in der Luft hinzog, und er äffte das „Hoho!“ nach. Am nächsten Morgen fand der Bauer auf seinem Fensterstocke draußen einen todten, übelriechenden Hasen liegen. Er verscharrte ihn in seinen Düngerhaufen, aber am nächsten Morgen lag er doch wieder auf demselben Fensterstocke. Er verscharrte ihn zum zweiten und dritten Male, aber der Hase lag am nächsten Morgen immer wieder auf dem alten Platze. Auf den Rath anderer Leute vergrub ihn der Bauer endlich unter gewissen Förmlichkeiten auf einem Kreuzwege, und der ihm vom wilden Jäger zugedachte Braten kam nimmer wieder.

97. Der wilde Jäger bei Hartmannsgrün.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Ein Oelsnitzer Bürger ging vor etwa 70 Jahren von Hartmannsgrün nach der Stadt. Als er auf die Steinplatte kam,

welche über das von Hartmannsgrün nach Voigtsberg fließende Bächlein führt, bemerkte er, daß in großer Nähe von ihm auf einem Steine der wilde Jäger saß. Dieser Anblick setzte den Bürger so in Furcht, daß er nicht vorüberging, sondern nach Hartmannsgrün zurückkehrte.

98. Der wilde Jäger im Röhrholze bei Oelsnitz.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Im Röhrholze bei Oelsnitz ist's nicht richtig. Da vorzüglich hält sich der wilde Jäger auf; er jagt bis hinein in die Adlermühle und läßt dabei sein Hoho! hören. Als zwei arme Bürger sich aus diesem Walde etwas Holz holten, ging im Walde ein großer schwarzer Hund neben ihnen her, der hatte feurige Augen und so groß wie eine Obertasse.

99. Der wilde Jäger bei Bobenneukirchen.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Zwei Knechte zogen eines Abends in der zehnten Stunde mit ihren Ochsen von der Weide nach Hause. Als sie von Bobenneukirchen etwa noch eine Viertelstunde entfernt waren, mußten sie auf einmal Halt machen, denn die Ochsen waren nicht vorwärts zu bringen. Es zog nämlich der wilde Jäger, als ein starker Mann mit hoher Mütze erscheinend, der eine Flinte im Arme trug, mit seinem Gefolge hoch- und kurzbeiniger Hunde vor ihren Augen quer über den Weg. Der wilde Jäger nahm dann seinen Weg über die Wiesen in den Wald des untern Gemeindebergs bei Bobenneukirchen. Beide Knechte haben dieses erzählt, Einer wie der Andere, und versicherten, Alles genau gesehen zu haben.

100. Der wilde Jäger bei Wohlbach.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Bei Wohlbach zeigte sich einem Wanderer am späten Abende der wilde Jäger mit seinen Hunden. Die Hunde liefen auf dem Wege umher, so daß der Wandersmann nicht gut vorwärts kommen konnte. Da rief er: „Jäger, schaff' doch deine Hunde fort!“ und sogleich waren die Hunde verschwunden.

101. Ein mißliebiger Amtmann zu Voigtsberg als wilder Jäger.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Als einst ein sehr mißliebiger Amtmann zu Voigtsberg gestorben war, sagten die Leute, er könne nicht zur Ruhe kommen, sondern treibe „im Hain" (der Staatswaldung bei Voigtsberg) als wilder Jäger sein Spiel. Nachdem er öfters gesehen worden war, wurde er verbannt, und hierauf ist er als wilder Jäger auch nicht mehr erschienen.

Anmerk. In der Lausitz wird ein Rathsherr zu Zittau, der sich viele Härten erlaubt hatte, desgleichen ein Herr von Polenz, der „eiserne Polenz", sowie ein Herr von Schönberg (?) zum wilden Jäger. S. Haupt, a. a. O. S. 128 u. 129 in der Sage vom tollen Junker.

102. Der Mönch bei Friesau.

(Variscia IV. S. 83.)

An dem Wege von Friesau nach Remptendorf bei Gera soll früher eine Kapelle gestanden haben, und man will ihren Standort noch ziemlich genau wissen. Der Sage nach will man öfters in dieser Gegend einen Mönch gesehen haben.

103. Der Mönch bei der Knabenschule in Reichenbach.

(Mündlich.)

In Reichenbach soll sich der „Münnich" (Mönch) zwischen der alten Knabenschule und der Kirche sehen lassen, wenn der baldige Tod eines der Geistlichen bevorsteht.

Anmerk. Gespenstische Mönche, die einen Todesfall oder ein merkwürdiges Ereigniß anzeigen, erscheinen auch in der Lausitz zu Gruna, Löbau und Zittau. (Haupt, a. a. O. S. 144 u. 145.)

104. Der Mönch im Oelsschen Hause in Oelsnitz.

(Mitgeth. v. Magn. Köhler in Reichenbach.)

Vor vielen, vielen Jahren lebte in der Stadt Oelsnitz ein Kaufmann namens Oels, dessen Hausgrundstück zum Kloster gehört hatte. Von diesem Hause geht die Sage, daß sich darin zu verschiedenen Zeiten, öfter aber in den Abendstunden, ein alter, eisgrauer Mönch sehen lasse. Der Mönch soll eine schwarzgraue Kutte und an seinen Füßen alte Schuhe tragen; herauskommt er aus einem alten, nicht mehr brauchbaren Gewölbe, hierauf geht er einigemal im Hause hin und her, um endlich plötzlich zu

verschwinden. Die Hausbewohner fürchten sich nicht vor ihm, denn er soll noch Niemandem etwas zu Leide gethan haben.

105. Der Propst des Klosters Ebersgrün.

(Gräße, Sagenschatz d. K. Sachsen Nr. 567.)

In der Kirche von Ebersgrün ist es um Mitternacht nicht recht geheuer, denn daselbst geht der Propst des alten Klosters, welcher kurz vor Einführung der Reformation an jenem Orte mit den Schätzen des Klosters und der Kirche entfloh und man weiß nicht wie und wo, um's Leben kam, um. Er läßt sich in seiner Ordenstracht, ganz wie er im Leben anzuschauen war, sehen; nur trägt er schwere Hucken in den Händen und auf dem Rücken und scheint den Wunsch aussprechen zu wollen, daß ihm irgend Jemand seine schwere Bürde abnehmen möge.

106. Der spukende Pfarrer von Würschnitz.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Vor vielen Jahren sind in einer mondhellen Winternacht zwei Oelsnitzer Bürger in den Würschnitzer Pfarrwald gefahren, um sich ein wenig Brennholz zu holen. Es war ziemlich kalt, weshalb Beide sich Handschuhe mitgenommen hatten. Als sie das Holz abgemacht, aufgeladen und den Rückweg angetreten hatten und schon wieder auf der Landstraße angekommen waren, bemerkte der Eine, daß er seine Handschuhe auf einem gefällten Baume im Walde zurückgelassen habe. Er kehrte sogleich wieder um, und als er an den erwähnten Ort gekommen war, sahe er auf dem abgehauenen Baumstamme eine Gestalt sitzen, in der er den kurz vorher verstorbenen Pfarrer von Unterwürschnitz erkannte. Der Holzdieb erschrak nicht wenig; doch verlor sich seine gedrückte Stimmung, als ihm der Pfarrer sagte, daß er das Himmelsthor verschlossen gefunden habe und auf dem Stocke so lange sitzen müsse, bis er erlöst werde.

107. Der Bieresel im Voigtlande.

(J. Schanz in Gräßes Sagenschatz d. K. S. Nr. 605. 20. u. 21. Jahresbericht d. Hohenleuben, S. 64.)

Wenn im Voigtlande ein Kind recht laut lacht, so sagt man: Du lachst wie der Bieresel. Von diesem Gespensterthiere macht man sich aber eine andere Vorstellung als anderwärts. Man

sagt nämlich, der Bieresel gehe in die Wirthshäuser, setze sich dort unter die Gäste, und trinke denselben ihr Bier aus; wenn er aber nicht geneckt werde, thue er Niemandem etwas zu Leide, sondern gehe wieder ruhig seiner Wege.

Nach Andern soll der Bieresel vorzüglich an alten verfallenen Häusern und Gemäuern und namentlich der Geizhälse hausen.

Anmerk. 1. Im 20. und 21. Jahresberichte des voigtl. alterthumsforsch. Vereins zu Hohenleuben (S. 64) wird darauf hingewiesen, daß die Eselsage jedenfalls eine Abzweigung der Asensage ist. Der Grundbegriff von Ase, Esel, Assel ist schwarzgrau; Esil, Asil = das dämmrige Grau. Die Benennung „Esel" personificirt den Schauer, wie überhaupt Naturvölker sich Alles persönlich vorstellten. Das Wort „Bier" ist vielleicht von wear, weary = traurig, schaurig, verdrießlich abzuleiten; in der Volkssprache hat sich noch das damit verwandte „wirsch" erhalten.

2. Der Bieresel in Ruhla hat die Gestalt eines Esels und hockte sich Männern auf, die aus dem Bierhause nach Hause gingen. (Witzschel, Sagen aus Thüringen, Nr. 117.)

108. Der Mühlgötz zu Planen.

(Gräße, a. a. O. Nr. 574.)

In der obern Mühle zu Planen steht schon viele, viele Jahre ein Götzenbild, wer weiß wie alt, das wol aus der heidnischen Zeit herstammen mag (und angeblich vor langen Jahren auf dem Mühlgraben schwimmend von den Mühlknappen aufgefangen worden sein soll), gemeiniglich nur der Mühlgötz genannt. Niemand wagt, es von seinem Platze zu nehmen, und wenn der Müller an ihm vorübergeht, so nimmt er bedächtig sein Käppchen ab, dieweil er den Mühlgötz für den Schutzpatron des Gewerkes hält und ihm den glücklichen Fortgang der Müllerei schuldig zu sein glaubt. Man erzählt sich aber von dem Mühlgötz folgende Sage:

Ein lustiger Müllerbursche, der dem Wasser nachging, und womöglich in jeder Mühle das Gastrecht in Anspruch nahm, kam auch in die obere Mühle zu Planen. Sein heiteres, witziges Wesen verschaffte ihm mit leichter Mühe ein Nachtquartier, und er hatte sich an reichlicher Speise und einem frischen Trunke schon ein Gütliches gethan, als er erst in das Innere der Mühle trat, um sich dieselbe zu beschauen. Bald blieb er vor einem braunen hölzernen Bilde stehen, das ihn mit weit herausgeschlagener Zunge angrinste. „Zum Teufel, was ist denn das für ein Ding?"

fragte er den Müllerburschen, „es ist wol gar euer Schutzpatron?“ „I bewahre, es ist ein Stück aus dem Heidenthume“, sagte der Mühlbursche, „der Mühlgötz genannt, der einst wie ein Gott verehrt wurde und auch jetzt noch von uns in Ehren gehalten wird. Versuchs nur Einer, ihn von dem Platze zu bringen, ich mag die Prügel nicht mit ihm theilen; er läßt nicht ab, bis er wieder auf dem Platze ist.“ Der lustige Mühlbursche lachte laut auf über diese Mähr, im Stillen aber dachte er bei sich: wart nur, Götz, mit dir ist's aus. Um Mitternacht, als sie Alle schliefen, erhob er sich leise von dem Lager, schlich sich in die Mühle und sprach zu dem Götzen: „Herunter mit dir, Bursche, mache keinen Lärm, daß die Müllermädel nicht erschrecken. Ich will dich taufen, blinder Heide, im Namen Gottes.“ Mit diesen Worten warf er ihn in den Mühlgraben. Da auf einmal erhob sich ein pfeifender Sturmwind, daß das ganze Haus erbebte und die Fluth hoch aufschäumte und die Räder sich wie toll im Kreise herumdrehten. Todtenbleich vor Schreck lief der Mühlbursche schnell zurück in die Mühle, aber da gingen ihm erst die Augen über. Was nur in der Mühle war, Kübel, Säcke, Kästen, Beutel, ja selbst Müller und Knappe tanzten wie toll in der Mühle herum; darein erscholl der grelle Ton des Glöckchens. Alles krachte und donnerte, als wäre der jüngste Tag gekommen. Noch hatte der vorwitzige Bursche sich nicht vom ersten Schreck erholt, da kam ein Kübel geflogen, gerade auf ihn los, der ihm den Kopf zu zerschmettern drohte, und wie mit unsichtbarer Hand zog es ihn zum Mühlgraben hin, wo hinein er das Götzenbild geworfen hatte. Er nahm es auf den Arm und trug es alsbald auf den Platz zurück. Da standen die Räder wieder still, Säcke, Kübel und Beutel, Alles blieb an seinem Orte. In der Mühle ward es wieder still wie in der Kirche. Der Müller aber prügelte den leichtfertigen Burschen zur Thüre hinaus, und es ist bis heute kein Anderer wiedergekommen, der den Mühlgötz hätte taufen wollen.

Anmerk. Der Mühlgötz zu Plauen erinnert an eine ähnliche Sage aus Södermanland. Daselbst stand in einer Mühle ein Bild der heiligen Anna, welches anzurühren das gemeine Volk für gefährlich hielt. Es hatte viele Erzählungen von dem Unglücke, welches der Mühle begegnet war, wenn man diese heilige Anna beunruhigt oder erzürnt hatte. (Linnés Reisen durch Oeland und Gothland, deutsch v. Daniel Schreber, S. 7.)

109. Der Katzenveit im Kohlberge bei Zwickau.

(Gräße, a. a. O. Nr. 556.)

Um den Kohlberg bei Zwickau soll sich ein Gespenst sehen lassen, welches seiner lustigen Streiche wegen viele Aehnlichkeit mit dem Rübezahl hat und der Katzenveit heißt. Jener drei (?) Meilen von Zwickau gelegene Berg hat seinen Namen von den Steinkohlen, die er enthält und soll seit dem Jahre 1479, wo einmal ein Jäger einen Fuchs gehetzt und nachdem er solchen verfolgt, sein Gewehr von ohngefähr in eine Grube losgebrannt, innerlich brennen. Wer jener Katzenveit ursprünglich gewesen, darüber hat nun der Verfasser des im Jahre 1651 erschienenen „gründlichen Berichts vom Schnackischen Katzen-Veite“ vielerlei Vermuthungen aufgestellt; unter Anderem sagt er, er sei einst ein sehr ungetreuer Schösser oder Statthalter der Hessen, also ein Catten-Voigt gewesen, habe aber so viele Gelder und Einnahmen unterschlagen, daß er nach seinem Tode nicht habe ruhen können, sondern immer spukend umgegangen sei, bis er von einem Hexenmeister und Teufelsbanner in diese Wildniß verbannt worden; weil er sich nun nicht unter diesem Berge wolle bergen lassen, sondern über die schwere Last beschwere, so bewege er den Berg und speie aus Bosheit und Gift Feuer von unten in die Höhe. Am Meisten läßt er sich zur Zeit des St. Veitstages spüren, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt. Von ihm werden nun verschiedene lustige Streiche erzählt.

So zog einst in einem voigtländischen Städchen ein fremder Hausirer mit Brillen und einer Menge Kurzwaaren herum und betrog die Leute durch seine geschickte Redegabe um ihr Geld und hing ihnen dafür seinen unnützen Kram auf. Das verdroß den Katzenveit, der gerade dort herumstrich, gewaltig; er kaufte ihm also ein hölzernes Pfeifchen für 15 Pfennige ab, obgleich jener 18 gefordert hatte, und versprach ihm, noch mehr Waare zu nehmen, wenn er mit sich handeln ließe, betastete dann jedes einzelne Stück und steckte es wieder an seinen Ort, worauf er angeblich um Geld zu holen sich entfernte. Sobald er aber weg war, da hatte sich der ganze Kram des Hausirers in Stricke, Seile, Stränge, Sackbänder, Peitschenschnüre und Bindfaden verwandelt, und an seinem Halse befand sich ein natürlicher Diebsstrang, an dem ein kleiner hölzerner Galgen baumelte. Da stand

nun Matz Flederwisch ganz bestürzt da und wunderte sich, daß er auf einmal aus einem Materialisten ein Seiler geworden.

Einst hatte ein geiziger Bauer seinen ganzen Sinn auf die Bienen gestellt und wo er nur einen Schwarm vermuthete, derselbe mochte nun von den Seinigen abgezogen oder anders woher gekommen sein, da hat er seinen Korb angeschlagen. Das hat den Katzenveit schwer verdrossen. Er hat sich also in Gestalt eines Bienenschwarms an einen Baum gehängt und ist von dem geizigen Bauer schnell in den Bienenkorb geschlagen worden. Als derselbe nun nachsehen will, wie sich der Schwarm im Gefäße gebehrde, da wird er gewahr, daß die vermeinten Bienen schon darin gearbeitet, Zellen und Honig gesetzt haben. Darüber hat er sich erst sehr verwundert; aber als er näher zuschaut, findet er, daß der vermeintliche Honig stinkender Koth sei, welchen ihm eine im Stocke sitzende Eule mit den Flügeln ins Gesicht schleuderte, dann herausfuhr und auch seine übrigen Bienenstöcke, 200 an der Zahl, mit entführte; der Bauer aber, der ihr nacheilte und sie aufhalten wollte, brach vor lauter Eifer beide Beine.

Ein anderes Mal kam ein fremder Botaniker auf den Kohlberg und dachte dort kostbare Pflanzen zum Goldmachen zu finden. Zu ihm gesellte sich der Katzenveit als Kräutermann gekleidet und nannte ihm das reife Silberblatt, Pfennigkraut, Tausendgüldenkraut, Goldblümchen, Frauenmünze u. s. w. als lauter Kräuter, die Gold brächten. Der Thor grub nun alle diese Kräuter aus, weil er meinte, Gold unter ihnen zu finden; allein er fand nichts, und als er mit seinem Funde schnell nach Hause eilte, brach er unterwegs den Arm, ja er erschlug zu Hause in der Hitze seine Frau, die ihn ausgelacht hatte, und grämte sich dann theils deswegen, theils weil er aus den Wurzeln nicht reich geworden war, zu Tode.

Einst ist er nach Tripstrille als Kammerjäger gekommen und hat vorgegeben, er könne Ratten und Mäuse vertreiben. Dafür hat man ihm eine Parthie schöner Thaler versprochen, allein als das Ungeziefer weggebannt, ihm solche nicht ausgezahlt. Da ist er nach Art des Rattenfängers von Hameln wieder gekommen und hat alle Katzen der Bürger, deren 666 gewesen sein sollen, aus der Stadt geführt, und seit dieser Zeit sollen dort keine Katzen mehr fortkommen.

Einmal hat ein Saufbruder vor Pfingsten Maien beim

Kohlenberge geholt und in seine Behausung gebracht, in willens, eine grüne Lust dabei zu genießen und seine Biergötzen damit zu beehren; das hat den Katzenveit, der der rechte Waldmeister und Baumherr ist, schwer geärgert. Wie nun solcher Birkenschmuck hin und wieder in der Stube ausgebreitet und damit gleichsam eine Lauberhütte gemacht worden war, da wird das Bierfaß hereingeschleppt, in die Mitte gestellt und der Saufbarthel und seine Freunde setzen sich auf Schemeln rund herum und gießen so einen Becher nach dem andern in die Gurgel hinab und bringen sich einen Toast nach dem andern zu. Auf einmal fängt aus dem Laube ein Kukuk zu schreien an, was ihnen anfänglich gar närrisch vorkommt, darauf fängt ein Storch an zu klappern und endlich singt die Nachtigall ihr Runda Runda Dinellula. Da erschrecken sie bald ein wenig und wissen nicht, wie ihnen geschieht, denn bald werden sie gezupft und sehen doch nicht, woher es kömmt; bald schwingen und schütteln sich die Maien und schlagen auf die Tagediebe los, daß sie Zeter und Mordio schreien und aus der Stube hinweglaufen. Gleichwol hoffen sie, der Spuk werde sich bald wieder verlieren, damit sie zu ihrem Gelage zurückkehren können. Sie gucken darüber zum Fenster hinein, siehe da waren aus allen Maien junge Mägdlein geworden, welche schöne Gläser in den Händen hatten. Da sprangen alle eilig wieder in die Stube, faßten sie an und sprangen mit ihnen um das Bierfaß herum. Wie sie sich aber ein Wenig umschauen, da haben die Damen Teufelsklauen an Händen und Füßen, ein großes rundes Auge mitten im Kopfe und an diesem Ziegenhörner. Ei, wie theuer wurde ihnen jetzt das Lachen, wie gern wären sie jetzt hinaus und davon gewesen! Aber sie mußten ausharren und bei etlichen Stunden also herumhüpfen, daß ihnen der Angstschweiß an allen Orten ausbrach und sie endlich für todt niedersanken. Zwar haben sie sich bald wieder erholt, aber ihre lose Pfingstlust war ihnen für immer vergangen.

Oft zog der Katzenveit als fahrender Schüler im Lande herum und foppte die Wirthe. So kam er einst als armer Student zu einer Wirthin und legte sich ohne Weiteres in ein schönes Gastbette. Sie aber trieb ihn heraus, er aber stahl ihr das Bett und verkaufte es. Ein anderes Mal sah er, daß eine Schenkwirthin gebratene Tauben am Spieße stecken hatte; als sie nun aus der Küche abgerufen ward, huschte er hinein, nahm sie mit sich und

aß sie ungescheuet in der Stube am Tische auf. Wie nun die Frau das sah und ihr Eigenthum vermißte, fragte sie ihn, wie er zu den Tauben komme; und er antwortete: wie kömmt der Tag zum Winde (sintemal es gerade sehr stürmte)? Damit nahm er die andere gestohlene Taube beim Kopfe und fraß sie auch auf. Endlich kam er einst in ein Dorf, wo ein geiziger Pfarrer wohnte, der Niemandem etwas gab, sondern alle Ansprechenden entweder selbst in einem dicken Bauernpelz vermummt, oder durch seine Leute oder mittelst seines Kettenhundes forttrieb. Bei diesem trug er sich so an, als gehe er auf Freiers Füßen und wolle seine Tochter ehelichen. Da nahm man ihn mit Freuden auf, der Vater ließ etliche Tauben zurichten und braten und die Mutter lief etliche Male vom Feuer weg und ließ die Küche leer stehen. Nun zog er schnell die mitgebrachten jungen abgerupften Raben aus dem Ränzel, lief zum Heerde, spießte sie an und so wurden sie zusammen fertig. Als sie aber aufgetischt wurden, da partirte er letztere auf den Teller des Pfarrers und seiner Frau, und kehrte es also, daß die rechten Tauben auf den seinigen kamen; dann aber machte er sich, nachdem sein Appetit gestillt war, aus dem Staube.

Einst fragte man ihn, warum jetzt Alles so theuer sei, und er antwortete, es gebe jetzt mehr Tribulirer und Flegel als sonst, besonders junge Drescher, die Procuratoren hießen und sich für ihre Dienste allemal zuvor bezahlt machten, also, daß wenig in den Scheunen bliebe. Das hörte zufällig ein Advokat, der dabei stand und sprach: ganz recht, mein Knecht! und indem er ihn bei der Hand faßte, sagte er: ich greife nach dem Flegel und marschire auf die Tenne in Willens, den Rest vollends auszuklopfen und darauf zu schlagen, bis ich das Stroh aufreibe. Aber jener nicht faul, packte den Rabulisten bei der Cartause, fuhr ihm erstlich über's Maul, warf ihn dann zu Boden und sprach: halt, Geselle, ich muß dich ein wenig zudreschen, und indem schlug er mit allen beiden Klöppeln auf die ungegerbte Garbe los, daß das Schrot und Korn haufenweise (denn der Geizhals hatte eben einen Haufen Geldes bei sich) aus dem Strohjunker heraussprang, also daß der neue Drescher nicht allein eine große Ernte an ihm hielt und seine Säckel anfüllte, sondern auch die Zuschauer eine gute Nachlese halten konnten, weil der Katzenveit ihn wund geschlagen. So hatte der Patient keinen Beweis, seinen

Beleidiger zu verklagen, und damit zu wuchern, sondern er mußte die Stöße hinnehmen, als hätte ihn ein Hund gebissen.

Anmerk. Der vollständige Titel des Buches, woraus Gräße die Sagen von dem Katzenveit schöpfte, lautet: Ein gründlicher Bericht vom Schnackischen Katzen-Veite, Als einem wercklichen und wirklichen Abentheure beym Kohlberge im Voigtlande ꝛc. An den Tag gegeben von Steffen Läusepeltzen, aus Ritt mier ins Dorff. v. O. u. J. (1651.) 8. Jacob Grimm, der obige Schrift nicht gekannt zu haben scheint, erwähnt nur einen Katzenveit, der als Waldgeist auf dem Fichtelberge haust und mit dem man die Kinder schreckt.

110. Die Jungfrauen des Breiten- und Röthelsteins bei Beerheide.

(Mitgeth. v. Lehrer Gottlieb Kaiser in Beerheide.)

An den Breiten- und Röthelstein knüpft man folgende Sage: Im grauen Alterthume sollen von Ellefeld aus zwei alte Jungfrauen hierher verbannt worden sein, die noch jetzt ihr Wesen in dieser Gegend treiben. Denn bald fahren dieselben in feuriger Kutsche mit dergleichen Rossen bespannt vom Breitenstein über den Göhlenbach zum Röthelstein, der dann seine Thore öffnet und sie aufnimmt. Bald gehen dieselben in schwarzen Kleidern um den Röthelstein spazieren, bald findet man dort die schönsten Silber- und Kupfermünzen, die, wenn man sie aufgehoben und in die Tasche gebracht hat, aus derselben wieder verschwinden.

111. Die weiße Frau bei der Tränke am westlichen Abhange des Kapellenberges.

(Metr. von F. Rödiger in „Sagenklänge des oberen Voigtlands", S. 18. Bearb. v. J. Schanz in Gräßes Sagenschatz, Nr. 597.)

In dem Kloster auf dem Kapellenberge soll einst eine Nonne gelebt haben, die ein schweres liebes Leid auf dem Herzen trug und oft bis zur Mitternacht vor dem Altar auf den Knieen lag, um Vergebung ihrer Sünden zu erflehen. Einst, als sie auch im Gebete lag, flog ein Pfeil durch die Fenster, ihr ein Zeichen des Stelldichein. Sie konnte auch diesmal nicht widerstehen und schlich leise durch die Klosterpforte an den Teich hinaus, wohin sie so oft gegangen, und harrte dort des Buhlen, der sich bald durch die Zweige Bahn brach. Er fand die Nonne in glühendem Wahnsinn mit den Fluthen sprechen, in welche sie ihr Kind geworfen und forderte sie auf, das Kloster endlich zu verlassen und sein Weib zu werden. „Tauche", sprach er, „deine Hände in das

Wasser und wasche dein Gesicht damit, so wird dein Herz Ruhe finden. In des Teufels Namen, wasche dich!" — Die Nonne that, wie ihr geheißen war. Sie kehrte nicht wieder zum Kloster zurück, sondern floh mit dem Geliebten ins Fichtelgebirge auf die Luchsenburg, woselbst er hauste, und lebte mit ihm dort ein gottvergessenes Leben. Als aber ihre Sterbestunde kam, hörte sie eine Stimme rufen: „Am Teich, in dem dein Kindlein ruht, sollst du dich fort und fort in des Teufels Namen waschen, bis zum jüngsten Gerichte!" — So geht denn ihr Geist noch um bis auf diesen Tag, und Mancher hat in stiller Mitternachtsstunde die weiße Frau gesehen, wie sie am Teiche hinschreitet, und gehört, wie sie in den Wellen plätschert und ihr Antlitz wäscht. Der Teich heißt gegenwärtig nur die Tränke, da die Bauern daselbst ihr Vieh zur Tränke führen, wenn sie auf den Feldern beschäftigt sind.

112. Die nackte Frau bei den Schafhäusern bei Oelsnitz.

(Mitgeth. v. Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Schon Mehrere sahen, daß zwischen dem Vorwerk bei Oelsnitz und den Schafhäusern auf einem Feldrande ein nacktes Frauenzimmer umherging, welches auf dem linken Arme ein kleines Kind trug. Die Erscheinung verschwand plötzlich und man fand auch, so sehr man suchte, keine Fußspuren der einsam Wandelnden. — An der Stelle soll eine Mutter ihr Kind umgebracht haben und nun keine Ruhe finden.

113. Die weiße Frau auf dem Rittergute Lemnitz.

(Thuringia. 1842. S. 31. Witzschel a. a. O. S. 232.)

Auf dem Rittergute Lemnitz läßt sich von Zeit zu Zeit eine weiße Frau sehen, die mit einem Schlüsselbunde an der Seite in dem Gutsgebäude umher wandelt, die Ställe untersucht, das Vieh füttert und melkt, aber keinem Hausbewohner etwas zu Leide thut.

114. Die verwünschte Frau mit dem Kartoffelteller.

(Thuringia. 1841. S. 681. Witzschel a. a. O. S. 234.)

In dem Dorfe Moderwitz lebte eine böse, zänkische und geizige Frau, die kein Mitleid kannte und Hungrigen, die sie um ein paar Kartoffeln ansprachen, schnöde die Thüre wies. Zur

Strafe wurde sie in die Eichleite verbannt, ein kleines Hölzchen, das am Wege von Moderwitz nach Köthnitz gelegen war. Dort erscheint sie noch oft mit einem Teller in der Hand, auf welchem drei Kartoffeln liegen; wer ihr aber begegnet, muß bald darauf sterben. Einst that ein Bauer aus Steinbrücken an jener Stelle Stöcke heraus, da erschien ihm jenes Weib und reichte ihm schweigend ihren Teller mit Kartoffeln hin, gleich als wollte sie ihn bitten, sich eine Kartoffel zuzulangen. Der Bauer lief aber erschrocken davon und schon nach wenigen Tagen war er gestorben. Hätte er nur eine der dargereichten Kartoffeln vom Teller genommen, so wäre das Weib erlöst gewesen.

Später ritt einmal der Oberförster von Arnshaugk an jener Stelle vorüber. Es war ein rauher, stürmischer Abend und nur selten blickte der Mond aus dem Gewölk hervor. Plötzlich wurde das Pferd scheu und bäumte sich, der Oberförster blickt auf und gewahrt, da eben der Mond hinter einer Wolke hervortritt, die Frau mit ihrem Kartoffelteller. Furcht und Entsetzen erfaßt ihn, er giebt seinem Pferde die Sporen und saust im gestreckten Galopp dahin, aber schon nach wenigen Tagen war er eines plötzlichen Todes gestorben.

115. Die weiße Frau im Pfarrgarten zu Meerane.

(Dr. Leopold, Chron. u. Beschr. d. Stadt Meerane, S. 252.)

In alter Zeit lebte auf dem Schlosse zu Meerane ein Herzog, der von seiner Gemahlin keine Kinder bekam. Daher nahmen sie ein junges Mädchen, eine Gräfin, an Kindes Statt an. Als diese 17 Jahre alt war, starb des Herzogs Gattin. Sie ward bald vergessen und kurze Zeit darauf von dem Herzoge jenes Mädchen zur zweiten Gemahlin erwählt, welche ihm in der Folge zwei Kinder gebar, einen Knaben und ein Mädchen. Auch der Vater starb, als jener acht, dieses zwei Jahre alt war und die junge Wittwe ließ sich bald darauf den Zutritt eines fremden, ihr nicht ganz ebenbürtigen Mannes gefallen. Als er nun während der Zeit seiner Bewerbungen einmal wieder abreiste, hatte er die Worte fallen lassen: es sei Alles gut, wenn nur vier Augen nicht wären. Das verblendete Weib und die dabei unnatürliche Mutter deutete beide Worte so, daß ihr Liebhaber sie gern heirathen würde, wenn nur ihre zwei Kinder nicht wären. Und sofort war auch ihr Entschluß gefaßt. Die Wartefrau mußte mit den beiden

Kindern in den nahen Wald, das Gottesholz, gehen und ein gedungener Bösewicht alle drei ermorden. Die Wartefrau fiel als erstes Opfer. Als der Knabe sie in ihrem Blute hinsinken sah, fiel er dem Mörder um den Hals und versprach, ihm fünf Rittergüter von seinen acht zu geben, wenn er ihn nur leben ließ. Doch auch ihm senkte der Schändliche den Dolch in die Brust. Das Mädchen hielt ihm zur Abwehr, wie zur Beschwichtigung in jeder Hand eine Puppe entgegen, die sie mitgenommen. Auch dies Kind wurde nicht geschont. Die Mutter ließ hierauf die drei Leichen heimlich in die Burg bringen, und nachdem sie ausgesprengt, alle drei seien schnell einer bösartigen Krankheit erlegen, in der Burgkirche beisetzen. Ihrem Liebhaber schrieb sie, das Hinderniß ihres Ehebundes sei beseitigt und er solle nun kommen. Und er kam — aber mit strafendem Blicke und der Bedeutung, daß er sie nur habe prüfen wollen, ob bei ihr sinnliche Liebe über Kindesliebe siegen könne, und daß nun ein Ehebündniß mit ihm unmöglich sei. Jetzt überfiel die Unglückliche die entsetzlichste Reue und da sie meinte, daß ihre so große Schuld nur durch die schwerste Buße zu sühnen sei, ließ sie sich beide Kniee mit Polstern umkleiden und trat nur in Begleitung ihrer Kammerfrau und in leichtem Gewande ihre Bußreise zu dem Papste nach Rom immer auf den Knieen fortrutschend an. Auf der Hälfte des Weges starb ihre Begleiterin, sie selbst mußte allein weiter reisen. Als sie endlich an dem ihr bezeichneten Kloster in Rom angekommen war, war es nachts 12 Uhr; sie vermochte es nicht mehr, sich aufzurichten und an der Schelle zu ziehen, sank vor Erschöpfung nieder und wurde früh morgens vor den noch ungeöffneten Pforten des Klosters von Vorübergehenden todt aufgefunden. Ihre Seele fand daher keine Ruhe, sondern schweifte seitdem als weiße Frau in dem Rotengarten oder Raubgarten, dem jetzigen Pfarrgarten von Meerane umher.

Anmerk. 1. In einem alten Buche über Meerane soll die Ermordung der beiden Kinder abgebildet sein mit den Unterschriften:

Mein lieber H., laß mich leben,
Ich will dir Neudeck und Nossen (?) geben,
Pleißenburg, die neue,
Es wird dich nicht gereue.

Und:

Mein lieber H., laß mich leben,
Ich will dir meine Puppen geben.

2. Zur Erklärung der Vorstellung, nach welcher die Seelen Aller, die

ein Verbrechen begangen haben, als Gespenster umherirren müssen, möge Folgendes dienen: Nach der nordischen Götterlehre kamen die Meineidigen, Mörder und Bräuteverführer in einen Saal, der fern von der Sonne am Leichenstrande, mit der Thüre nach Norden gekehrt, stand. Da saugt Nidhöggr hingegangene Leichen aus, da zerreißt der Wolf die Menschen. Die Leiber der Bösen werden also zerstört, die Sünder verlieren in der andern Welt ihre Selbstständigkeit, ihr Körperliches wird aufgelöst und in die allgemeine Materie zurückgeworfen, ihre Seele ist dadurch in der Wanderung, welche die Guten durchmachen, gehemmt. Deshalb irren sie als Gespenster umher, bis ihre Strafzeit vorüber ist, und sie wieder einen Leib finden. (Nork a. a. O. S. 233.) — Nach der Vorstellung der Hindu ist jeder Mensch Tag und Nacht von den Seelen böser verstorbener Menschen umgeben, die umherirren müssen und schrecken und schaden, bis sie eine andere Wanderung antreten. (Nork a. a. O. S. 62.)

116. Der böse Brunnen bei Zwickau.

(Gräße a. a. O. Nr. 545.)

Etwa eine halbe Meile von Zwickau zwischen Marienthal und Königswalde an einem abgelegenen Orte im Gehölze, das tiefe Thal genannt, findet man etwas von altem Mauerwerk, welches über einen Haufen gefallen und wie ein zierliches Berglein, weil es berast und mit Holz bewachsen, anzusehen ist, dabei aber einen tiefen ausgemauerten Brunnen, welchen die Leute den bösen Brunnen nennen, weil sich bisweilen Gespenster dort haben sehen lassen, die Geister zweier Mädchen, die ihren Bruder vergiftet haben sollen.

117. Der Leichenzug zwischen der Juchhe und Theuma.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Von der Juchhe führt nach Theuma ein Steig, größtentheils durch Wald, ½ Stunde lang. Dort ists gar nicht richtig, denn daselbst haben verschiedene Wanderer sogar in der Mittagsstunde einen Leichenzug vorüberziehen sehen.

118. Leute werden irre geführt.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Auf dem Geiersberge zwischen Raschau und Dobeneck ists nicht richtig; daselbst sind schon viele Leute irre geführt worden.

119. Der Spuk zwischen Eschenbach und Schilbach.

(Mitgetheilt vom Lehrer Seidel in Wohlbach.)

Am Neujahrsheiligenabende des Jahres 1768 ging ein nüchterner Mann von Schilbach nach Eschenbach, wo er wohnte.

An einer gewissen Brücke begegnete ihm eine Kutsche, in der ein Mann ohne Kopf saß; auch die Pferde vor der Kutsche hatten keine Köpfe. Als er beherzt rief: Wohin noch heute? war die Kutsche verschwunden und er mußte die Nacht in der Irre umherlaufen, obwol er kaum tausend Schritte von seiner Wohnung entfernt war.

120. Der Köhler von Klingenthal.

(Metr. bearb. v. Hagen in Voigtl. Sagen, II. S. 13. Darnach in Gräße, Sagenschatz, Nr. 565.)

Vom Kirchhofe zu Klingenthal bis an den naheliegenden Wald geht jede Nacht um die zwölfte Stunde ein gespenstischer Schatten mit einer Leuchte in der Hand. Das Volk erzählt sich hierüber folgende Geschichte: Es soll einst in Klingenthal ein Köhler gewohnt haben, der jede Nacht von der Seite seiner treuen Hausfrau aufstand, um angeblich im Walde nach seinem Meiler zu sehen. Die wahre Ursache war aber, daß er im Busche zu einer dort wohnenden Concubine schlich. Einst ging er auch in finstrer Nacht, die Leuchte in der Hand, den wohlbekannten Weg, da folgte ihm sein Weib, das er schlafend glaubte, und warf ihm geradezu sein Vergehen vor. Er wollte es zwar anfangs leugnen, allein bald gab ein Wort das andere, er ward heftig, schlug seine rechtschaffene Frau nieder und begab sich zu seinem Kebsweibe. Als er mit dieser im besten Kosen begriffen war, öffnete sich plötzlich die Thüre und sein Weib stürzte herein und traf die Schuldigen auf offener That. Jetzt halfen keine Vorstellungen mehr, er mißhandelte sie abermals und warf sie zur Thür hinaus mit der Drohung, sie in den brennenden Meiler zu schleudern, wenn sie ihm wieder zu nahe komme. Sie aber verfluchte ihn und rief: „Der Meiler werde dir selbst zum Grabe, mögest du lebendig verbrennen!“ Deß lachte der Köhler; als er aber nach seiner Gewohnheit den Meiler erklomm, um sich umzuschauen, stürzte dieser plötzlich zusammen und der Frevler versank in seinen feurigen Schlund.

121. Die Duellanten im alten Gasthofe zu Pausa.

(Metr. von Hagen, Voigtl. Sagen I. S. 47. Darnach in Gräße, Sagenschatz, Nr. 579.)

In dem alten Gasthofe zu Pausa soll es seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in einem der obern Zimmer

umgehen. Einst sollen nämlich dort zwei Studenten eingekehrt sein, sich aber entzweit und ihren Streit auf frischer That mit den Schlägern, die sie bei sich führten, ausgemacht haben. Am andern Morgen fand man sie Beide todt in ihrem Blute. Seit dieser Zeit wiederholt sich jedesmal am Jahrestage diese Begebenheit um Mitternacht, der Zweikampf der beiden Jünglinge in diesem Zimmer, doch thun sie Keinem, der zufällig dazu kommt, etwas zu Leide.

122. Der Spuk am Zänkergäßchen in Reichenbach.

(Mündlich.)

Am Ende des Zänkergäßchens in Reichenbach stand noch vor einigen Jahren ein hölzerner Thurm, der jedenfalls früher als Sommerhaus benutzt worden war. An dieser Stelle soll es nicht recht geheuer gewesen sein, und man erzählt sich, wie viele Leute dort irre geführt wurden. Einst kehrte eine Gesellschaft des Nachts in die Stadt zurück, angeführt von einem alten Bürger, der eine Stocklaterne trug. Als sie an die berüchtigte Stelle kamen, konnten sie den Eingang der Gasse nicht finden. Sie gingen an den Hecken der nebenan liegenden Gärtchen hin und her, aber immer ohne Erfolg, bis endlich der Führer einen kräftigen Fluch ausstieß und plötzlich der Eingang des Zänkergäßchens zu Aller Erstaunen vor ihnen lag.

123. Ein Selbstmörder findet keine Ruhe.

(Mündlich.)

Der Gutsbesitzer N. in Schneidenbach heirathete gezwungen eine Frau aus Heinsdorf. Auf dem Wege von der Trauung erhing er sich im Walde an einer Birke, die jetzt niedergefault ist. Er wurde auf der Grenze beider Gemeinden begraben, da ihn keine annehmen wollte, und zwar begrub man ihn so, daß seine Füße nach Heinsdorf und der Kopf nach Schneidenbach zugekehrt lagen. Dieser Mann soll dann umgegangen und in seinem Gute durch ein gewisses Fenster in die Stube geguckt haben, weshalb man das Fenster zumauerte. Das Gut wurde zwar später umgebaut, doch soll die eine Mauer mit dem zugemauerten Fenster noch zu sehen sein.

124. Spuk zwischen Cunsdorf und Brunn.

(Mündlich.)

Zwischen Cunsdorf und Brunn erscheint zuweilen des Nachts ein Schaf. Ein Bursche sah es einmal und bald darauf wieder, wie es hinter einer Halde vorkam. Er lief eilends fort und hat längere Zeit krank gelegen.

125. Das gespenstische Schaf in Lottengrün.

(Mitgetheilt vom Mädchenschullehrer Sammler in Oelsnitz.)

Zwischen den Gebäuden in Lottengrün ist an verschiedenen Abenden ein weißes Schaf gesehen worden. Es ging unter Anderem in einem gewissen Hofe immer zwischen Haus und Scheune durch. Als der Besitzer den Durchgang schließen ließ, da er den Spuk nicht länger dulden wollte, wurde er krank und immer kränker. Da ließ er den Durchgang wieder öffnen und sein Zustand wurde von Tag zu Tage besser.

126. Das gespenstische Schaf in Wohlbach und Raschau.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

In Wohlbach wurde noch in diesem Jahrhunderte von mehreren Personen ein weißes Schaf gesehen. Es ging allemal eine Strecke Wegs bis zum Bachsteg; da verschwand es.

Auch in Raschau ist mehrmals des Nachts ein weißes Schaf gesehen worden, von dem Niemand anzugeben wußte, woher es kam, und das jedesmal auf geheimnißvolle Weise wieder verschwand.

127. Der feurige Hund in Friesen.

(Mündlich.)

Bei dem herrschaftlichen Schafstalle in Friesen soll sich zuweilen ein großer Kettenhund mit feurigen Augen sehen lassen.

128. Der Ziegenbockreiter bei Jocketa.

(Mündlich.)

Bei Jocketa erschreckt nachts 12 Uhr ein graues Männchen, welches rücklings auf einem Ziegenbocke sitzt, die spät nach Hause Gehenden.

Anmerk. Der Bock ist Teufels- und Hexenthier. Ein gespenstischer

Bock, aber ohne Reiter, erscheint auch an andern Orten, z. B. bei Alversdorf in dem Hademarscher Gehege. (Müllenhof, Schleswig-holsteinische Volkssagen Nr. 267.)

129. Der Reiter ohne Kopf.

(Mündlich.)

Seitwärts auf den Wiesen am sogenannten Ehrlich bei Reichenbach soll sich zuweilen ein Pferd mit einem Reiter ohne Kopf sehen lassen.

130. Das Gespenst im Tannicht bei Meerane.

(Leopold, Chron. u. Beschr. d. Stadt Meerane, S. 101.)

Von dem Tannicht, einem feuchten Thale bei Meerane, sagte man früher, daß es da Einem aufhocke, d. h. daß ein Geist sich da Manchem schon mit bleierner Schwere auf die Schulter gesetzt habe.

Anmerk. Dr. Leopold sucht den Ursprung dieses Aberglaubens darin, daß Leute, die stark schwitzend von der Höhe des Crimmitzschauer Weges in den Tannicht herabstiegen, sich verkühlten und von Blutandrang nach Kopf und Brust befallen wurden.

131. Der Kühtanz bei Gera.

(Hahn, Geschichte von Gera II. S. 1147.)

Der Kühtanz heißt ein Theil des Stadtwaldes von Gera. Die Sage erzählt hier von gespenstischen tanzenden Kühen und einem geheimnißvollen Spielmanne, sowie von andern Gespenstern, z. B. Reitern ohne Kopf.

132. Das Gespenst bei Wolfersdorf.

(Rothe im 18. und 19. Jahresberichte von Hohenleuben.)

Es geht die Sage, daß in der Wolfersdorfer Rittergutswaldung zunächst der sogenannten „schwarzen Teiche“ ein Dorf gewesen sein solle, welches aber schon in der grauesten Vorzeit eingegangen und wüste geworden wäre. Es soll „Alte Wolfersdorf“ geheißen haben. Da wo das wüste Dorf gestanden hätte, solle ein Gespenst sein Wesen treiben und umgehen, „ein langer dürrer Mann ohne Kopf.“ Er lasse sich nicht allein des Nachts in der zwölften Stunde, sondern auch sogar bei hellem Tage sehen. Einen Einwohner von Wolfersdorf und noch einen Tagelöhner habe es, als dieselben daselbst Büschel hackten, bei hellem

lichten Tage gefoppt, wo sie dann ausgerissen wären, indem sie behauptet hätten, das fragliche Gespenst wirklich gesehen zu haben. Als ein Albertsdorfer Einwohner des Nachts einmal habe Holz holen wollen, sei dieses Gespenst auch gekommen und habe demselben über die Schultern geguckt, so daß er so darüber erschrocken und augenblicklich wieder ausgerissen sei.

Derselbe Fall reignete sich auch in einer an das Wolfersdorfer Holz angrenzenden und von der Albertsdorfer Allee sich herunterziehenden Thalschlucht, „das Leele" genannt, und namentlich auf der zunächst liegenden „faulen Wiese", allwo die Gespenster spuken und die Leute irre führen sollen.

133. Leute werden festgebannt.

(Mündlich.)

Bei Rottmannsdorf liegt ein Teich, an dem es spuken soll. Wer des Nachts zwischen 12 und 1 Uhr an dem Teiche vorübergeht oder fährt, kann nicht weiter, bis die Glocke 1 Uhr schlägt.

134. Die Heiligenbilder in der Kirche zu Ebersgrün.

(Variscia I. S. 120.)

In der Kirche zu Ebersgrün bei Pausa befinden sich noch viele alte Heiligenbilder, von denen das Volk glaubt, man dürfe sie nicht beunruhigen, wenn man des Nachts nicht von Geistern geplagt sein wolle. Auf der Kirche selbst befindet sich ein großes Steinkreuz. Die Sage geht von diesem Kreuze: es werde, wenn dasselbe herabgenommen würde, in der Kirche zu spuken anfangen.

135. Die zwölf Apostel in der Kirche zu Ebersgrün.

(Gräße, Sagenschatz des Königreichs Sachsen Nr. 566.)

Im Glockenthurme der Kirche zu Ebersgrün stehen in einer Halle die Bilder der zwölf Apostel, die sich früher am Altare befanden und nach der Einführung der Reformation dort bei Seite gesetzt wurden. Jedermann hatte eine Art Scheu vor diesen Figuren, weil man sagte, wer dieselben verspotte oder anrühre, habe schwere Rache zu gewärtigen. Einst half ein Bauerjunge dem Küster lauten und als er fertig war, hatte er die Frechheit, den einen der Apostel am Barte zu zupfen und dem heiligen Petrus gar eine Ohrfeige zu verabreichen. Das bekam ihm aber schlecht; in derselben Nacht um die zwölfte Stunde stand der hei-

lige Mann in Lebensgröße vor seinem Bette und gab ihm dieselbe wieder, aber so, daß ihm nicht blos Hören und Sehen, sondern auch das Leben verging. Seitdem hat Niemand die Zwölfe wieder zu beleidigen gewagt.

136. Pferde und Reiter ohne Kopf.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Vor 100 Jahren ging ein Lauterbacher in der Nacht durch den Wald von Obertriebel nach Oberhermsgrün. Bei einem Kreuzwege in der Nähe von Süßebach ist auf einmal sein Hündchen, das ihn begleitet hatte, weg. Er that einen Pfiff, allein das Hündchen kam nicht. Dagegen hörte er von fern ein Getöse wie Pferdetraben, das immer näher kam. Bald kamen wirklich drei Reiter daher, aber Pferde und Reiter waren ohne Kopf. Darauf fand sich das Hündchen wieder bei ihm ein. Er ging nun dem Dorfe Oberhermsgrün weiter zu; beim ersten Hause stürzte er aber nieder und blieb liegen, bis man ihn am Morgen in das Haus trug. Er war und blieb krank, und vier Wochen darauf starb er.

137. Der Spuk im Schlosse zu Rentschau.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Als der Rentschauer Herr gestorben war, kam er jede Nacht wieder und machte im Schlosse viel Lärm; er stürzte Alles um, so daß aus Furcht Niemand mehr in dem Gebäude schlief. Der Schmied des Dorfes unternahm es einmal, darin zu schlafen, in der Erwartung, er werde mit dem unruhigen Herrn schon fertig werden. Was aber in dieser Nacht geschehen, hat Niemand erfahren können; so viel weiß man, daß der beherzte Schmied doch das Schloß verlassen mußte und niemals mehr begehrte darin zu schlafen.

138. Der Stallmann im „Vorbrig".

(Mitgetheilt vom Lehrer Seidel in Wohlbach.)

Vor 90 Jahren war ein gewisser Herr von Mangold auf dem Rittergute Schilbach bei Schöneck, von welchem man sagt, daß er nach seinem Tode manche Störung in einem nahe am Schlosse stehenden Hause, „Vorbrig" genannt, gemacht habe. So entstand daraus der Name „der Stallmann im Vorbrig."

Ein alter Voigt, welcher am längsten in diesem alten verfallenen Hause aushielt, ist vielmals des Nachts gerufen worden, er solle aufstehen, das Vieh im Stalle sei los. Wenn er hinaus wollte, so ließ man ihn nicht in den Stall mit dem Rufe: „Lege dich wieder nieder, es ist Alles besorgt.“ So auch erscholl der Ruf: „Die Kuh will kalben!“ und als er ging, wurde er ebenfalls zurückgehalten und am Morgen lag das Kalb im Stalle. Heute bleibt Niemand in diesem alten Gebäude, denn es duldet keinen Menschen darin. — Den genannten Herrn von Schilbach haben auch nach seinem Tode viele Leute allemal in der Nähe des Gutes auf seinem Pferde reitend gesehen.

139. Die Christmette in der Todtenkirche zu Elsterberg.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Vor etwa 200 Jahren trug sich in Elsterberg Folgendes zu: Ein Bürger von Elsterberg trug am Weihnachtsheiligenabende ein Viertel Weizen in die Mühle. Etwa um 10 Uhr ging er mit dem erhaltenen Mehle wieder nach Hause. Sein Weg führte ihn an dem Gottesacker und der Todtenkirche vorüber, in welcher damals um 12 Uhr nachts Christmette gehalten wurde. Da bemerkte der Bürger zu seinem Erstaunen, daß die Kirche schon um 10 Uhr hell erleuchtet war. Er legte sein Mehl ab, ging hin zur Kirche, wagte sich zur Thüre hinein und erblickte in der Kirche eine Menge Verstorbener, die das Lied sangen: „Herr Jesu Christ, wahrer Mensch und Gott.“ Unter diesen Wesen mit hohläugigen, bleichen Gesichtern bemerkte er in größter Nähe seinen vor einem halben Jahre verstorbenen Gevatter. Zu diesem setzte sich der Bürger und sang mit. Nach einer Weile gab ihm der verstorbene Gevatter einen Wink mit dem Finger. Der Bürger verstand den Wink, er entfernte sich, und als er aus der Kirche trat und die Thür schloß, geschah ein starker Knall und Alles war verschwunden und finster.

140. Die Geisterkirche in Hof.

(Deutsche Sagen der Brüder Grimm. I. Nr. 176.)

Um das Jahr 1516 hat sich eine wunderbare, doch wahrhaftige Geschichte in St. Lorenzkirche zu Hof und auf desselben Kirchhof zugetragen. Als eine andächtige, alte, fromme Frau ihrer Gewohnheit nach einstmals früh morgens vor Tag hinaus

gen St. Lorenz in die Engelmesse gehen wollen, in der Meinung, es sei die rechte Zeit, kommt sie um Mitternacht vor das obere Thor, findet es offen und geht also hinaus in die Kirche, wo sie dann einen alten, unbekannten Pfaffen die Messe vor dem Altare verrichten sieht. Viele Leute, mehrers Theils unbekannt, sitzen hin und wieder in den Stühlen zu beiden Seiten, eines Theils ohne Köpfe, auch unter denselben etliche, die unlängst verstorben waren und die sie in ihrem Leben wohl gekannt hatte. — Das Weib setzt sich mit großer Furcht und Schrecken in der Stühle einen und, weil sie nichts denn verstorbene Leute, bekannte und unbekannte, siehet, vermeint, es wären der Verstorbenen Seelen; weiß auch nicht, ob sie wieder aus der Kirche gehen oder drinnen bleiben soll, weil sie viel zu früh kommen wär, und Haut und Haar ihr zu Berge steigen. Da geht eine aus dem Haufen, welche bei Leben, wie sie meinte, ihre Gevatterin gewesen und vor dreien Wochen gestorben war, ohne Zweifel ein guter Engel Gottes, hin zu ihr, zupfet sie bei der Kursen (Mantel), beutet ihr einen guten Morgen und spricht: „Ei! liebe Gevatterin, behüt uns der allmächtige Gott, wie kommt ihr daher? Ich bitte euch um Gottes und seiner lieben Mutter willen, habt eben Acht auf, wann der Priester wandelt oder segnet, so laufet, wie ihr laufen könnt und sehet euch nur nicht um, es kostet euch sonst euer Leben.“ Darauf sie, als der Priester wandeln will, aus der Kirche geeilet, so sehr sie gekonnt und hat hinter ihr ein gewaltig Prasseln, als wenn die ganze Kirche einfiele, gehört, ist ihr auch alles Gespenst aus der Kirche nachgelaufen und hat sie noch auf dem Kirchhof erwischt, ihr auch die Kursen (wie die Weiber damals trugen) vom Halse gerissen, welche sie dann hinter sich gelassen und ist sie also unversehret davon kommen und entronnen. Da sie nun wiederum zum obern Thor kommt und herein in die Stadt gehen will, findet sie es noch verschlossen, denn es etwa um ein Uhr nach Mitternacht gewesen: mußte derowegen wol bei dreien Stunden in einem Haus verharren bis das Thor geöffnet wird und kann hieraus vermerken, daß kein guter Geist ihr zuvor durch das Thor geholfen habe und daß die Schweine, die sie anfangs vor dem Thor gesehen und gehört, gleich als wenn es Zeit wäre, das Vieh auszutreiben, nichts anders, denn der leidige Teufel gewesen. Doch, weil es ein beherztes Weib ohne das gewesen und sie dem Unglück entgangen, hat sie sich des Dings

nicht mehr angenommen, sondern ist zu Haus gegangen und am Leben unbeschädigt blieben, obwol sie wegen des eingenommenen Schreckens zwei Tage zu Bett hat liegen müssen. Denselben Morgen aber, da ihr solches zu Handen gestoßen, hat sie, als es nun Tag worden, auf den Kirchhof hinausgeschicket und nach ihrer Kursen, ob dieselbe noch vorhanden, umsehen und suchen lassen; da ist dieselbe zu kleinen Stücklein zerrissen gefunden worden, also daß auf jedem Grabe ein kleines Flecklein gelegen, darob sich die Leute, die haufenweis derohalben hinaus auf den Kirchhof liefen, nicht wenig wunderten.

Diese Geschichte ist unsern Aeltern sehr wohl bekannt gewesen, da man nicht allein in der Stadt, sondern auch auf dem Lande in den benachbarten Orten und Flecken davon zu sagen gewußt, wie dann noch heutiges Tags Leute gefunden werden, die es vor der Zeit von ihren Aeltern gehört und vernommen haben. —

Nach mündlichen Erzählungen hat es sich in der Nacht vor dem Allerseelentag zugetragen, an welchem die Kirche feierlich das Gedächtniß der abgeschiedenen Seelen begeht. Als die Messe zu Ende ist, verschwindet plötzlich alles Volk aus der Kirche, so voll sie vorher war, und sie wird ganz leer und finster. Sie sucht ängstlich den Weg zur Kirchenthüre und wie sie heraustritt, schlägt die Glocke im Thurme ein Uhr und die Thüre fährt mit solcher Gewalt gleich hinter ihr zu, daß ihr schwarzer Regenmantel eingeklemmt wird. Sie läßt ihn, eilt fort und als sie am Morgen kommt, ihn zu holen, ist er zerrissen und auf jedem Grabhügel liegt ein Stücklein davon.

141. Der lange Mann in der Mordgasse zu Hof.

(Deutsche Sagen der Brüder Grimm I. Nr. 168.)

Vor der Pest zu Hof im Jahre 1519 hat sich daselbst bei Nacht ein großer, schwarzer, langer Mann in der Mordgasse sehen lassen, welcher mit seinen ausgebreiteten Schenkeln die zwei Seiten der Gassen betreten und mit dem Kopf hoch über die Häuser gereicht hat. Widmann, der Verfasser der Höfer Chronik erzählt, daß seine Ahnfrau Walburg Widmännin, da sie einen Abend durch gedachte Gasse gehen müssen, selbst gesehen, daß er den einen Fuß bei der Einfuhrt des Wirthshauses, den andern gegenüber auf der andern Seite bei dem großen Haus gehabt.

Als sie aber vor Schrecken nicht gewußt, ob sie zurück oder fortgehen sollen, hat sie es in Gottes Namen gewagt, ein Kreuz vor sich gemacht, und ist mitten durch die Gasse und also zwischen seinen Beinen hindurch gegangen, weil sie ohne das besorgen müssen, solch Gespenst möchte ihr nacheilen. Da sie kaum hindurch gekommen, schlägt das Gespenst seine beiden Beine hinter ihr so hart zusammen, daß sich ein solch groß Geprassel erhebet, als wenn die Häuser der ganzen Mordgasse einfielen. Es folgte darauf die große Pest und fing das Sterben in der Mordgasse am ersten an.

142. Vom Henneberge bei Hebern̄dorf.

(Sigismund, Landeskunde des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt I. S. 48. Witzschel a. a. O. S. 227.)

Ein Mann aus Heberndorf war am Tage vor Neujahr in Weitisberge, und als es anfing dunkel zu werden, wollte er wieder heimgehen. Weil aber ein so grausames Schneegestöber war, daß er die Hand vor den Augen nicht sehen konnte, hat er sich bald verlaufen, ist mitten in ein Dickicht gerathen und über ein Paar Stunden darin herumgelaufen. Weil ihn nun die Angst überkam, daß er darin umkommen müßte, ist er den Berg hinaufgelaufen, um droben vielleicht ein Licht zu sehen, auf das er zugehen könnte. Als er oben war, hört er es Zwölfe schlagen. Da wird es mit einem Male rings umher hell und er steht vor dem großen Stein, der glänzt wie lauter Silber und Gold, und auf der andern Seite kommen Ritter in die Höhe gestiegen mit großen Schwertern und andere tragen Schüsseln, darin lauter gutes Essen ist. Da hat sich der Mann niedergeduckt und konnte sich nicht satt genug sehen, weil er aber so scharf hingesehen hat, mußte er plötzlich nießen, daß es nur so geprasselt hat. Darüber sind alle Ritter in die Höhe gefahren, zwei nahmen ihn sogleich am Kragen und brachten ihn zu den andern; man fragte ihn aus und sagte ihm zuletzt, er solle nach Hause gehen, aber keinem Menschen sagen, was er gesehen habe, sonst müsse er übers Jahr sterben. Darauf hat ihn Einer auf den rechten Weg gebracht. Aber seit jener Zeit ist der Mann wie krank gewesen und weil ihm seine Frau mit Fragen keine Ruhe gelassen hat, hat er ihr zuletzt alles gesagt. Seitdem aber konnte er nichts mehr essen und in der Neujahrsnacht ist er gestorben.

143. Das Klopfen in Arnoldsgrün.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

In einem gewissen Hause in Arnoldsgrün bei Schöneck ließ sich zur Nachtzeit einige Wochen hindurch ein deutliches Klopfen, als wenn Jemand mit einem Fingerhute trommelt, hören. Das geschah zum ersten Male am Begräbnißtage einer Nachbarin. Das Klopfen war so stark, daß es die Leute, welche sich im Hofe versammelt hatten, deutlich hörten. Endlich wandte man sich an einen „klugen Mann“ in Schönberg, der mit der Bibel und dem Oelsnitzer Gesangbuche den Spuk vertrieb.

Anmerk. Ich habe diese Gespenstersage mit aufgenommen, weil dieselbe an die im Voigtlande sonst verloren gegangene Vorstellung von einer slavischen Todesgöttin, der Smertniza der Wenden, zu erinnern scheint. Diese Smertniza wandelt als weiße Frau umher und macht sich durch Pochen in den Häusern bemerkbar, wo innerhalb dreier Tage Jemand sterben soll. (Haupt, Sagenbuch S. 20.) In Arnoldsgrün pochte es allerdings erst nach dem Todesfalle.

144. Der Spannbauer im Syrauer Walde.

(Nach Hager in Gräßes Sagenschatz Nr. 584.)

Im Syrauer Walde erblickt man bei Tage und bei Nacht zuweilen ein Gespenst in Bauernkleidern, welches gewöhnlich eine Tabakspfeife in der Hand trägt, aber nicht dankt, wenn es gegrüßt wird. Es ist dieses der ruhelos umgehende Geist eines Bauers aus Syrau, der im letzten Franzosenkriege französisches Soldatengut nach Plauen fahren mußte. Die ihn begleitenden Soldaten suchten ihn durch Schimpfreden und Mißhandlungen zu veranlassen, sich zu entfernen, um sich so seines Wagens und seiner Pferde auf leichte Weise zu bemächtigen. Da er aber ihre Absicht merkte, so ließ er sich durch nichts bewegen, sein Geschirr zu verlassen. Da schlugen ihn endlich die Soldaten todt, ließen ihn liegen und fuhren mit seinem Eigenthume auf und davon; sein Geist aber hat im Grabe keine Ruhe und sucht noch heute seinen verlorenen Wagen sammt Pferden.

145. Der Zweikampf in Röthenbach aus dem Jahre 1705.

(J. Schanz in Gräßes Sagenschatz Nr. 607.)

Im Brambacher Schlosse läßt sich dann und wann ein altes Hausgespenst sehen, der alte Grünrock genannt, dessen Erscheinen immer etwas Böses verkündet. Einst saßen die Gäste in

diesem Schlosse die ganze Nacht hindurch beim Kartenspiele. Als der Tag anbrach und ein Morgenwetter über die Berge dahinrollte, merkten sie nichts davon, — so sehr waren sie vertieft in ihre Karten. Plötzlich sang der Wächter vor dem Schlosse sein Morgenlied. Er sang das Lied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.“ Als dies ein Herr von Schirnding hörte, einer der kecksten Spieler, da rief er laut: „Der meint unsre besten Goldfüchse! Wer weiß, wie nahe deren Ende!“ Ein grimmiges Lachen der Gesellschaft folgte diesem Witze. Da blies ein starker Windstoß aus dem Vorsaale die Lichter aus, die Thüren sprangen auf und der alte Grünrock trat, in der Tracht der Väter, in kurzen Ritterstiefeln, gelben Lederhosen und grünem Wammse, einen Eisenhut auf dem Kopfe und ein kurzes Jagdschwert um die Hüften zur Thüre herein. In der Hand aber trug er eine kleine Laterne, bei deren Scheine man zwei Schatten wie im Zweikampf an den Wänden ringen sah. Bald aber war der ganze Spuk verschwunden. Man schlug Licht und wollte weiter spielen, aber, o Wunder! die Karte war weg. Der Herr von Schirnding, darüber erbost, vergaß sich in allerhand Schimpfreden und schmähte auf den alten Grünrock, den er des Teufels Genossen nannte, als ein Herr von Rabe aufsprang und den Spötter, der selbst für die Todten nur Spott hatte, zum Zweikampf forderte.

In Bärendorf kamen die beiden Kämpfer zusammen. Nach einem langen hitzigen Kampfe, der zu keinem Ende zu führen schien, stellte sich der von Rabe, als sei er müde, und der von Schirnding drang nur um so ungestümer in ihn ein. Aber Rabe hatte gleichzeitig einen meisterhaften Stoß geführt und hoch sprang das Blut aus Schirndings Brust hervor, der, in eine nahe Köhlerhütte gebracht, allda sein Leben aushauchte. Ein Schäfer schnitt der Nachwelt zur Erinnerung an den blutigen Zweikampf ein großes Kreuz in einen Baum ein; auf einem Steine steht die Jahreszahl 1705, und der alte Stoßdegen des Herrn von Rabe hängt noch heute unter alten Waffen im Erlbacher Schlosse.

146. Der schwarze Bär im Wäldchen bei Mittelhöhe.

(Nach Hager in Gräßes Sagenschatz Nr. 580.)

In dem in der Nähe von Mittelhöhe befindlichen Wäldchen läßt sich seit längerer Zeit ein bärenartiges Thier mit feurigen Augen und schwarzem Felle sehen, welches die Vorübergehenden

durch sein Brummen erschreckt und verscheucht. Man sagt, es sei in den Körper dieses Ungethüms die Seele eines sehr harten Försters gefahren, der die armen Leute, welche sich Holz aus dem Walde geholt, stets auf das Grausamste gemißhandelt habe, einst aber, als er gerade auf einen armen Greis, der sich Holz zusammengesucht und auf sein Rufen nicht gestanden habe, habe schießen wollen, durch Selbstentladung seines Gewehres seinen Tod gefunden und seit dieser Zeit ruhelos umherwandele.

147. Sage von einem weißen Vogel.

(Jul. Schanz in Gräßes Sagenschatz Nr. 590.)

Es war einmal in einem Walde im Voigtlande ein weißer Vogel, nach dem schon viele Jäger vergeblich geschossen hatten; keiner traf ihn. Die Bauern aber glaubten, der weiße Vogel bedeute Unglück, denn er hatte fast eine menschliche Stimme und lachte alle Jäger aus und verspottete alle Vorübergehenden. Einstmals ging auch ein Jäger in den Wald und verfolgte eifrig den weißen Vogel, indem er wol hundertmal nach ihm schoß. Der weiße Vogel aber flog von Baum zu Baume und rief spottend herunter, daß es weithin schallte:

Es hat noch lange keine Noth,
Du hast vergebens mich bedroht,
Laufe dich nur nicht so gar sehr roth,
Geh heim, es wartet dein der Tod.

Unmuthig kehrte der Jäger dem Walde den Rücken, ging ins Dorf zurück, legte sich aufs Bette und starb.

Nach einigen Jahren kam über die Gegend eine verheerende Krankheit, die raffte so viel Leute weg, daß Niemand mehr daran dachte, in den Wald zu gehen und den weißen Vogel zu fangen. Traurig flog der weiße Vogel hin und her, bis er sich einmal bei einem Gewitter in den Kirchhof verirrte. Der Regen hatte sich verlaufen und es ragte aus einem Grabe ein Schädel hervor, der war voll Wasser; da flog der weiße Vogel hin, um daraus zu trinken. Das Erdreich aber war sehr locker, der Schädel fiel herab und bedeckte den weißen Vogel. Diesem war es unter dem finstern Dache gar unheimlich zu Muthe und in wenigen Tagen starb er. Zuvor aber, ehe er starb, sang er folgende Worte, die der Todtengräber hörte, ohne sich dieselben genügend deuten zu können:

Da du lebtest, lebt auch ich,
Du wolltest mich haben, bekamst mich nicht,
Nun bist du todt, nun hast du mich,
Doch ich muß sterben, was nützt es dich?

Anmerk. Jedenfalls ist der weiße Vogel die Hülle eines Geistes, der nicht Ruhe fand, wenigstens von keinem Lebenden erlöst werden konnte. Der Todtenschädel dessen, der ihn einst verfolgt hatte, so verstehe ich die Sage, löste endlich den Zauber. Bemerkt mag werden, daß man sich die Seele oft in der Gestalt eines Vogels denkt. Ein befreiter Geist entweicht nach einer Sage in der Gestalt eines Vogels (Haupt a. a. O. S. 157); ein weißer Vogel in dem Schlosse zu Muskau ist Todesverkündiger. (Haupt a. a. O. S. 386.)

148. Der Riesenfisch im Hühnerhaus.

(14. Jahresbericht von Hohenleuben S. 94.)

Die Mühle der alten Rüßburg hat in dem schönen romantischen Elsterthale nicht fern von dem jetzigen Rüßdorf gelegen. In dem 30jährigen Kriege soll dieselbe, der Volkssage nach, zerstört worden sein; doch ist es wahrscheinlich, daß dies schon früher, vielleicht in dem Hussiten- oder Bruderkriege geschehen ist. In der Gegend stößt sich die Elster gewaltsam an einem Felsen, wodurch eine tiefe Brandung im Flusse entstanden ist, welche das Volk das Hühnerhaus nennt und sich wunderliche Geschichten von derselben erzählt, namentlich von einem Riesenfische, der in derselben hause.

Anmerk. Die Sage erinnert an die Riesenkarpfen in der Spree am Abgott Flins bei Oehne.

Von uralten Karpfen im Teiche erzählt auch Haupt, Sagenbuch S. 236.

149. Die unheimlichen Gäste in Werda.

(Mitgetheilt von Magnus Köhler in Reichenbach.)

In dem Dorfe Werda bei Oelsnitz lebte ein junger Mann, der saß an einem Sonntagsabende im Winter ganz allein zu Hause und hatte ein Buch aus einem alten Schranke zur Hand genommen, um darin zu lesen. In dem Buche aber waren verschiedene Zeichen und Figuren, die er sich nicht sogleich ausdeuten konnte. Deshalb zog er die Lampe näher an sich heran, um besser sehen zu können. Als er nun so eine Weile im Lesen und Ausdeuten vertieft ist, blickt er zufällig in die Höhe, fährt aber wieder erschrocken zurück, denn zu dem kleinen Schiebefenster herein sieht ein rabenschwarzer Mann mit grinsendem Gesicht. Der

Bursche fragt nach dem Begehr, erhält aber keine Antwort. Nachdem er sich vom Schreck ein wenig erholt hatte, liest er ruhig weiter und ist bemüht, die Figuren ordentlich zu deuten. Er sieht sich wieder um und wird zu seinem Schrecken gewahr, daß zu jedem Fenster ein schwarzer unheimlicher Gast hereinsieht. Dabei ist er auf seinem Sitze wie festgebannt und er kann fast kein Glied mehr regen. Jetzt will er das Buch zumachen, denn es flimmert und tanzt ihm Alles vor den Augen. Aber wie von einer unsichtbaren Macht gefesselt, kann er seinen Blick nicht von dem Buche abwenden und er fängt wieder an zu lesen. Jetzt aber entsteht im Hause ein groß Gepolter und Getöse; auf einmal fliegt die Thüre auf und ein langer schwarzer Mann kommt zur Thüre herein und bleibt in der Mitte der Stube stehen. Der Lesende fragt zum zweiten Male, was sein Begehr sei, erhält aber wieder keine Antwort. Dabei muß er in dem Buche immer weiter lesen, und es dauert gar nicht lange, so geht das Gepolter von Neuem los und eine zweite schwarze Gestalt tritt in die Stube und stellt sich neben die erste hin. Ohne von seinem Buche aufzusehen, liest der Bursche immer fort. Jetzt aber thut es einen Schlag, daß das ganze Haus in seinen Grundfesten erschüttert wird, Fenster und Thüren springen auf, ein blitzähnlicher Schein fährt durch die Stube, und eine dritte Gestalt, länger als die beiden ersten und wild von Aussehen, tritt nun in Begleitung von allerhand Thieren, als Raben, Eulen und Elstern, in die Stube und stellt sich nun zwischen die beiden ersten hinein. Jetzt aber wirds unserm Geisterbeschwörer himmelangst und er ruft mit vollem Halse nach Hülfe. Es dauert aber lange, ehe die gewünschte Hülfe kommt. Endlich kommt der Bruder des Burschen mit noch einigen Nachbarssöhnen nach Hause, und diese sehen nun, was vorgefallen ist. Der Sohn des Wirthes, der auch mit hinzugekommen war, läuft sogleich zum Pastor des Ortes, der auch erscheint, aber dessen Kraft zu schwach ist. Er giebt den guten Rath, es solle doch gleich Einer nach Theuma zum Pater reiten, der könne Hülfe schaffen. Ohne sich lange zu besinnen, reitet der Sohn des Wirths nach Theuma und erzählt daselbst dem Pater, was vorgefallen ist. Der Pater läßt sich bewegen mitzukommen. Da er ankommt, ist bereits das halbe Dorf vor dem Hause versammelt, und sogleich beginnt er seine Beschwörungen. Es dauerte auch nicht lange, so entfernen sich die un-

gebetenen Gäste, nur der Letzte hielt noch Stand und wollte nicht weichen. Als aber der theumsche Pater ein großes Buch aus der Tasche zog, entfloh er unter fürchterlichem Gebraus durch den Schornstein und ließ einen Schwefelgeruch zurück. Das Buch aber, welches der Bursche gebraucht hatte, nahm der Pater mit und ermahnte noch den jungen Mann, solche Sachen fernerhin zu lassen und nichts zu unternehmen, was er nicht verstehe.

Anmerk. S. Haupt, Sagenbuch v. Lausitz, S. 184 und 185. Während in dem Zauberbuche gelesen wird, erscheinen Dohlen, Krähen und Elstern, lauter Teufelsvögel, oder es kommen Ziegenböcke und Fledermäuse, die nach der Sage ebenfalls höllische Thiere sind. Der Pastor Pech zu Neukirch am Hochwalde versteht sie zu bannen.

S. auch die Sage vom Zauberer in Eichelborn (Witzschel, Sagen aus Thüringen, S. 321), die Aehnliches erzählt.

150. Der zaubernde Müller in Wiedersberg.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

In Wiedersberg lebte einmal ein Müller, der konnte zaubern, z. B. Hasen, Krähen und andere Thiere entstehen lassen. Der Jäger des Schlosses war eines Tages beauftragt, einen Hasen zu schießen, er konnte aber weder im Walde noch sonst wo einen auftreiben. Als er bei der Rückkehr am Wirthshause vorbeiging, wurde er vom Müller, der daselbst saß, gerufen. Aber er wollte der Einladung nicht folgen, sondern klagte seine Noth. Auf das Versprechen des Müllers, er könne und wolle ihm aus der Verlegenheit helfen, ging er endlich hinein, und es wurde ihm ein Wachholderbusch des nächsten Berges bezeichnet; in denselben möge er nur schießen und dann werde er einen gewünschten Hasen darin finden. Der Jäger gehorchte, und siehe da! es fand sich so, wie der Müller gesagt hatte.

151. Der Diaconus zu Theuma vertreibt den Teufel.

(Mitgeth. v. Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

In einem Hause zu Theuma befand sich eines Abends ganz allein die erwachsene Tochter des Besitzers. Als zu dieser eine Freundin kommt, nahmen beide Mädchen ein Buch zur Hand, um nach dessen Anweisung Liebhaber zu citiren. Da kommt Jemand in die Stube, gestaltet wie ein Mann, mit einem Pferdefuße und angethan mit einem grünen Rocke; der setzt sich zu den beiden Mädchen, nimmt das Buch zur Hand und spricht kein

Wort. Der Hausbesitzer, welcher beim Nachbar war, fühlt auf einmal eine Angst und meint, in seiner Wohnung müsse sich jetzt etwas Schlimmes zugetragen haben. Daher ging er schnell nach Hause und fand in seiner Stube den unheimlichen Gast. Um denselben los zu werden, holte man den theumschen Pfarrer zu Hülfe. Aber der Teufel ließ sich auch durch diesen nicht vertreiben, sondern warf ihm vor, er habe zu viel Sünden auf sich und solle sich weiter keine Mühe geben, ihn zu verdrängen. Der Pfarrer zog nun ab, und auf geschehenes Bitten kam der Diaconus von Theuma, namens Hebenstreit. Anfangs wollte der Teufel auch dem Diaconus kein Gehör geben; er warf ihm zwei Sünden vor, die er als Student begangen: er habe nämlich einmal aus einem Bäckerladen eine Semmel entwendet und zu anderer Zeit sei er über grünende Saat gegangen. Der Diaconus entschuldigte sich damit, daß ihn zu jener Entwendung der Hunger gedrängt, und aus der Saat sei er wieder herausgegangen, sobald er sie als solche erkannt habe. Jetzt konnte er Macht über den Teufel ausüben, und er nöthigte ihn, zu einem Stubenfenster hinauszukriechen. Als der Diaconus nach Hause kam, triefte er von Schweiß und bemerkte, er habe jetzt eine schwere Arbeit gehabt.

152. Ein Hase folgt dem Sarge eines Jägers.

(Mitgeth. v. Lehrer Seidel in Wohlbach.)

Einst wurde vom Lohhause, einem zum Schilbacher Jagdbezirke gehörigen Jägerhause, ein Jäger begraben, wobei ein Hase bis an den Schönecker Berg dem Sarge aufrecht gehend folgte, bis endlich ein alter Jäger einige fremdartige Worte sprach, worauf der Hase verschwand.

Anmerk. Es mag daran erinnert werden, daß Hasen Hexenthiere sind. Die Hasen dienen auch den Seelen, welche keine Ruhe finden, zur gespenstischen Hülle. (Nork, Sitten u. Gebräuche d. Deutschen, S. 276 ff.) Folgte vielleicht die Seele des verstorbenen Jägers in der Hülle des Hasen dem Sarge?

153. Sage von einem Wilddiebe.

(Jul. Schanz in Gräßes Sagenschatz, Nr. 589.)

In Breitenbach (?) war ein Wilddieb, der konnte sich und was er sonst wollte, in jede beliebige Figur verwandeln. Einst schoß er einen Hirsch, als er von fern einen Jägerburschen kommen sah. Schnell verwandelte er sich in einen Holzblock und den

Hirsch in einen Busch. Der Holzblock war oben glatt wie abgesägt und der Jäger setzte sich darauf und schnitt eine Rolle Tabak klein. Und gerade auf der Stelle, wo er am derbsten einschnitt, war der Kopf des verzauberten Wilddiebs, der sich doch nicht rühren durfte. So oft er später dieses Abenteuer erzählte, soll er allemal gesagt haben: „Da hab' ich aber die Zähn' müssen zammbeiß'!"

154. Die alte Zauberelse zu Zwickau.

(Gräße, Sagenschatz d. K. Sachsen, Nr. 550.)

Im Jahre 1557, den 22. Mai, ist zu Zwickau die alte Zauberelse gefänglich eingezogen worden. Die hatte den Leuten Tränke gesotten, den Mägden Kinder abgetrieben, auch vielen Menschen in ihren Gliedmaßen, Armen, Beinen, Fingern, Brüsten und in die Fersen gefärtigt, auch viele andere Zauberei mehr getrieben. Sie hatte auch einem Maler zu Glaucha Gift beigebracht, daß er gestorben. So hatte sie auch leiblich mit dem bösen Feinde gebuhlt und eine lange Zeit mit ihm zugehalten, der ihr auch Geld gebracht, bisweilen 2 und 3, bisweilen auch 4 Thaler, mehr aber nie. Da man sie gefragt, wie er aussehe, hat sie geantwortet, er wäre ein alter grauer, häßlicher Teufel. Dieser böse Geist ist auf der Gasse oftmals mit ihr gegangen, doch, sprach sie, es hat ihn Niemand als sie sehen können. Als sie gefangen gesessen, ist er oftmals zu ihr vor's Gefängniß und an das vergitterte Fenster gekommen und hat sie gefragt, was sie mache, ob sie heraus wolle, er wolle ihr helfen. Sie hat aber geantwortet, sie wolle gern heraus, aber sie habe noch ihre Seele zu bedenken. Auf diese Rede ist er davon geschieden, sie aber hat gesessen bis zum 18. Juni, da hat sie wegen vielfältiger Zauberei ihre Strafe empfangen und ist am Galgen verbrannt worden.

155. Eine Hexe wurde in Beyersdorf verbrannt.

(Mitgeth. v. Magnus Köhler in Reichenbach.)

Auf Friedrich Oppitzes, jetzt Schlegelschem Grund und Boden in Beyersdorf ist vor anderthalbhundert Jahren eine alte Frau, die der Hexerei und des Umgangs mit dem Teufel beschuldigt war, an einem Galgen gehängt und dann verbrannt worden. Nach ungefähr 100 Jahren wurde der Galgen von einem gewissen Freund und Brüchner gestohlen und verbrannt.

156. Wie die große Glocke in der Marienkirche zu Zwickau ihre Stimmung bekommen hat.

(Gräße, Sagenschatz, Nr. 542.)

Als die große Glocke auf dem Thurme der Marienkirche in Zwickau am 12. Juli 1512 sprang, weil man von 8 Uhr des Abends bis den andern Morgen um 4 Uhr eines schrecklichen Gewitters halber nach damaliger Gewohnheit geläutet hatte, so fragte der Glockengießer, der sie umzugießen hatte, als das Metall schon geschmolzen war, und er das Werk selbst beginnen sollte, die dabei stehenden Rathsherren, was für einen Ton er der Glocke geben solle? Da nun diese verlangten, er soll derselben das Chormaß nach der Orgel, also das bloße C geben, hat er ein Pulver von Kräutern zugerichtet und in das Metall geworfen, und davon hat die Glocke den gewünschten Ton bekommen.

157. Pumphut in der Burkhardtsmühle.

(J. Schanz in Gräßes Sagenschatz, Nr. 575.)

Es mag wol schon lange her sein, als im Voigtlande ein alter Müllerbursche mit Namen Pumphut lebte, der dem Wasser nach von Mühle zu Mühle ging. Wo es ihm gefallen mochte, da blieb er und für ein Glas Branntwein und ein Stück Brot machte er zur Ergötzung der Müllersleute und ihrer Nachbarn viele lose Schwänke und spaßige Dinge. Wo man ihn gut aufnahm, da ging er mit zufriedener Miene fort; wo sie ihm aber schlechte Kost vorsetzten oder ihn gar hungrig gehen ließen, da spielte er oft den Leuten arg mit.

In der Burkhardtsmühle waren alle Müller der Umgegend versammelt mit ihren Weibern und schönen Töchtern, und es ging lustig darinnen zu. Die Fidel und der Dudelsack fehlten nicht und die Müllerin hatte schon manche geleerte Flasche herausgetragen. Halt, dachte der Pumphut, der zufällig vorbeischritt, da giebt es einen Schmauß, das ist so Etwas für dich. Er trat, ohne viele Worte zu machen, in die volle Gaststube und setzte sich in einen Winkel. Der Knabe, der den Schenken machte, urtheilte dem Aussehen nach, es sei ein feiernder Mühlbursche und trug ihm einen ordinären Schnaps und ein Stück trocknes Brot hin. „Da Alter, könnt Ihr Euch einmal Etwas zu Gute thun", sagte der Knabe. Aber das erzürnte den Pumphut im innersten Herzen, daß er sich so getäuscht hatte und er schwur bei sich, dem

Müller einen losen Streich zu spielen. „So wahr ich Pumphut heiße“, murmelte er vor sich hin. Und er thats. Beim Weggehen fragte er den Jungen, was denn das Fest eigentlich bedeute? „Es soll das Rad gehoben werden“, gab dieser zur Antwort. Pumphut schlich sich mit schelmischem Blicke durch das Pförtchen, machte am Rade seinen Hokuspokus und trollte sich lustig von dannen.

Nachdem die Gäste in der Mühle sich tüchtig satt gegessen und getrunken hatten, schickten sie sich an zum Radhub. Sie hatten Alles vorher richtig abgezirkelt und abgemessen und glaubten bald damit im Reinen zu sein, aber, o Wunder! Die Welle war jetzt nicht weniger als eine halbe Elle zu kurz. Alles stand im ersten Augenblicke stumm vor Schreck, bis der Müller in ein lautes Geschrei ausbrach und sich die Haare zerraufte. „Es paßte vorher wie angegossen“, rief Einer. „Zum Teufel“, ein Anderer. Endlich ließ sich eine Stimme vernehmen: „Das ist gewiß ein Streich von Pumphut!“ Und nun fielen Allen die Schuppen von den Augen, der Mühlbursche im Winkel war kein anderer als der Schwarzkünstler selber. „Lauft ihm nach, lauft ihm nach!“ schrie Alles, und es dauerte gar nicht lange, da finden sie ihn am Bache sitzen. Er wußte wohl, was sie wollten, und folgte zunächst ihrer Einladung zum Schmauße. Als er sich vor aller Augen tüchtig satt gegessen hatte, klagte man ihm den Unfall und ließ die Frage mit unterlaufen, ob dem nicht abzuhelfen sei. „Da müßte der Kukuk drin sitzen; schenk' noch Einen ein, Junge“, sprach Pumphut. Darauf ging er mit hinaus, sah mit schelmischem Gesichte die verkürzte Welle, klopfte hinten und vorn mit dem Hütchen daran, und als man das Rad zum zweiten Male hob, da paßte die Welle so prächtig wie vorher. Die Müllersleute aber gaben dem Pumphut, so oft er später kam, Butter zum Brot und bessern Branntwein als beim Radhub.

158. Pumphut im Bauerhause zu Wallengrün.

(Gräße, Sagenschatz d. K. Sachsen, Nr. 576.)

Einst saß in einem Bauerhause zu Wallengrün die Familie groß und klein beim Mittagsmahle am Tische, umschwärmt von einer ungeheuren Schaar von Fliegen, als sich die Thüre aufthat, und Pumphut — so nannte man ihn wegen seines eigenthümlich geformten Hütchens — oder Graumännchen (wegen

seiner Kleidung) hereinsah. Er wurde freundlich willkommen geheißen und zur Theilnahme am Essen eingeladen, was er sich nicht zweimal sagen ließ, sondern rasch dabei war. Gleich als ihm die Bäuerin den schweren Kloß auf den Teller gelegt hatte, ereignete sich ein Spaß; denn wie Pumphut besagten Kloß zertheilen wollte, zeigte der Kloß sich von einer solchen Härte, daß er unter dem Messer Pumphuts hinwegschlüpfte, wie eine Kanonenkugel durch die Stubenthüre schlug, durch die dieser gegenüber befindliche Stallthüre ebenso fuhr, und sich auf dem Horne eines schäbigen Ochsen spießte. Alle sperrten vor Verwunderung Maul und Nasen auf, Pumphut nahm sich aber ruhig einen Kloß nach dem andern, und verzehrte ihn mit großem Wohlbehagen. Da ihn nun die Fliegen bei dieser angenehmen Arbeit aufs Aeußerste belästigten, so brummte er über diese große Menge gegen seine Wirthe, und rieth, daß man doch das Ungeziefer zur Thüre hinausjagen solle. „Ja, wenn sie sich hinausjagen ließen und draußen blieben", ward ihm erwidert, „was hilft denn aber das Hinausjagen?" „Nun", entgegnete Pumphut, „so solltet Ihr sie doch nur so lange an einem besondern Platz bleiben lassen, bis das liebe Essen verzehrt ist, daß man Ruhe hätte vor den zudringlichen Bestien!" Alles lachte, und der Hausherr sagte: „Thue Er es doch, Pumphut, bringe Er doch die Fliegen auf einen Platz, Er ist ja ein Hexenmeister!" Der Pumphut fletschte die Zähne, legte sein Hütlein auf eine besondere Stelle, gebot den Fliegen sich hinein zu begeben, und zum Erstaunen Aller schwärmten alle Fliegen wie ein Bienenschwarm in den Hut, so daß er voll und übervoll wurde und sie über den Rand noch wimmelnd über einander krochen. Pumphut aber wischte sich den etwas großen und breiten Mund, bedankte sich fein, nahm den Hut sammt den Fliegen, trug sie zur Thüre hinaus und schüttelte sie draußen in die Milchtöpfe, indem er laut lachend von dannen ging.

Anmerk. Die Sage von Pumphut ist nicht blos in dem Voigtlande, sondern auch insbesondere in der Lausitz, ferner in Leipzig, Dresden, Heiligenbeil u. s. w. verbreitet. Die lausitzische Sage spricht von einem Martin Pumphut und läßt denselben in dem kleinen Dörfchen Spuhla bei Hoyerswerda geboren sein. Als er sechs Jahre alt war, weissagte eine Zigeunerin: Martin würde weit in der Welt herumkommen, zwar im niederen Stande bleiben, aber viel Reichthümer erwerben, großes Aufsehen machen und endlich durch ein Frauenzimmer ums Leben kommen. Erzählt wird, daß Pumphut mit einem reizenden Frauenzimmer unter Hinterlassung seines berüchtigten Hutes, der mehr wie eine bloße Nebelkappe der Zwerge ist, aus einem

Gasthofe zu Paderborn zu Ende des 7jährigen Krieges verschwunden sei. — Noch wird von Pumphut erzählt, daß er den Müllern, die ihm das übliche Geschenk verkürzten oder verweigerten, das Wasser ableitete. So machte er es z. B. mit einigen Saalmüllern. Wer ihn freundlich aufgenommen hatte, dem fehlte es nie an Wasser auf der Mühle. — Eine Mühlwelle verkürzte Pumphut auch in Volkersdorf in der Oberlausitz. (Haupt, Sagenbuch der Lausitz, S. 181—183.) Haupt spricht sich im laus. Mag. 41. B. S. 73 dahin aus, daß Pumphut „mythisch betrachtet, eine wunderlich zusammengeflickte, mit den Attributen aller möglichen Götter und Heroen ausgestattete Proteusfigur", und, was wegen der Seltenheit in deutschen Sagen hervorgehoben werden muß, auch dem Freir oder Fro ähnlich ist.

159. Von einem alten Brauburschen zu Brambach.

(Metrisch in Fr. Rödiger, Sagenklänge des obern Voigtlands, S. 78. Darnach bearbeitet von J. Schanz in Gräßes Sagenschatz, Nr. 600.)

Zu Brambach am Markte stand einst ein Brauhaus und davor ein großer Wasserbottich. Einst sprach daselbst ein Brausbursche ein, um das Handwerk zu begrüßen und einen Trunk zu begehren, da ihn sehr dürstete. Der Meister aber, der eben die Maische rührte, rief hohnlachend: „Ein klopfender Stromer muß etwas vertragen können!" — Das verdroß den Wanderer sehr, und er sann auf Rache. Scheinbar ruhig sagte er: „Kann schon eine Weile warten!" legte Bündel und Rock im Brauhause nieder und ging in den Garten, um sich ein Kraut zu pflücken, mit dem er dem Braumeister das Bier verderben wollte. Dann kam er wieder ins Brauhaus und erbot sich gegen diesen, an seiner Statt die Maische zu rühren. Das war dem Meister eben recht, denn er hatte etwas im Dorfe zu besorgen und übergab deshalb dem Burschen sofort den Rührpfahl. Ehe ihm die Frau Meisterin das Frühstück brachte, hatte er bereits seinen Hokuspokus gemacht und das Kraut unter die Maische gethan, und als nun die Frau Meisterin kam, rief er ihr lachend entgegen: „Das Bier wird gewiß recht steigen, das ich euch braue, denkt an mich!" Er verabschiedete sich, nachdem er sein Frühstück verzehrt, und der Meister ließ nach seiner Rückkehr das Bier unbedenklich aus den Kufen heraus und ging zu Bette. Als er aber am andern Morgen an die Kufen trat, war das Bier gänzlich verschwunden und mit Grausen gewahrte er, daß es über ihm, an Balken und Dach, in langen braunen Eiszapfen herabhing, mitten in der Sommerhitze also gefroren war. Das währte drei Monate lang, bis ein kluger Mann den bösen Zauber bannte und das Bier wieder herabträufelte.

160. Der Liebhaber zum Essen eingeladen.

(Grimm, deutsche Sagen, 2. Aufl. Nr. 116. Witzschel, Sagen aus Thüringen, S. 209.)

In Saalfeld war eine Schösserin, die sich heimlich in ihren Schreiber verliebt hatte. Sie wollte ihn durch Zauberei gewinnen, ließ deshalb ein frisches Brot backen, steckte mitten in der heiligen Christnacht kreuzweise zwei Messer hinein und murmelte dazu gewisse Worte. Bald darauf kam der Schreiber aus dem Schlafe ganz ohne alle Kleidung zur Stube hereingesprungen, setzte sich am Tische nieder und sah die Frau scharf an. Sie stand auf und lief davon. Da zog der Schreiber beide Messer aus dem Brote, warf sie ihr nach und hätte sie bald sehr verletzt. Darauf ging er wieder zurück. Eine Muhme war in der Stube zugegen und über diesen Vorgang so heftig erschrocken, daß sie etliche Wochen krank zu Bette liegen mußte. Der Schreiber hat am folgenden Tage zu den Hausgenossen gesagt, er möchte nur wissen, welche Frau ihn vergangene Nacht so geängstigt habe, er wäre so abgemattet, daß er es kaum sagen könne, denn er hätte sollen mit ihr fortkommen und sich nicht genug wehren können; auch hätte er beten mögen, was er nur gewollt, so wäre er doch getrieben worden.

161. Zacher Gocof.

(Mündlich.)

In Unter-Heinsdorf bei Reichenbach existirte die Familie Gocof (Jacobi), in der, wie man erzählt, mehrere Jahrhunderte hindurch, gewisse geheimnißvolle Kenntnisse forterbten. Es waren die Gocofe Heilkünstler, Wunderdoctoren, und der letzte Gocof, mit dem Zunamen Zacher (Zacharias), welcher vor ungefähr 40 Jahren starb, war nebenbei auch ein sehr geschickter Holzschnitzer. Bei seinem Tode war eine Kammer voll sonderbaren Krams, Fläschchen mit Tincturen, Knochen, Bücher und Manuscripte, welche letztere von den Hinterlassenen aus abergläubischer Furcht dem Feuer übergeben wurden. Nach andern Erzählungen soll der letzte Gocof seine Bücher selbst vor seinem Tode verbrannt haben. Zacher Gocof ging sehr einfach, mit ungeputzten Stiefeln und in zerrissenen Kleidern umher, obgleich er sehr reich war. Er trieb mancherlei geheime Künste, konnte bannen und dergleichen mehr. Von ihm erzählt man sich z. B. Folgendes:

Einstmals, als er eben zu Mittag aß und die Fliegen ihn sehr belästigten, nahm er einen Teller, pfiff eine eigene Melodie, und sämmtliche Fliegen setzten sich auf den Teller, den er dann hinauszutragen befahl.

Ein ander Mal wurde ihm Holz gestohlen. Die Diebe trugen es fort, und, wie sie meinten, in ihre Wohnung. Aber als sie an Ort und Stelle zu sein glaubten und sich von ungefähr umsahen, waren sie in Zachers Hofe. Zacher aber kam zur Thüre heraus und sagte: „Nun, legts nur hin und geht heim!“ und die erschrockenen Diebe thaten solches.

Einem seiner Knechte war auf dem Felde die „Kratz'“ gestohlen worden. Als er ohne dieselbe nach Hause kam, befahl ihm Zacher, vor die Hausthüre zu treten. Da kommt ein Nachbar, welcher der Dieb war, und bringt die Kratze in den Hof.

Einst hatte ihm eine Magd Rüben und Möhren entwendet und kochte sie zu Hause. Aber sie mußte den Topf sammt den Rüben und Möhren zu Gocof tragen. „Siehst du“, sagte dieser, „hätt'st du mich gefragt! Nun, geh nur, und nimm dir noch Rüben, die bringst du mir nicht!“

Anmerk. In der Erinnerung älterer Leute leben die Wunderkuren, sowie überhaupt die übrigen Fähigkeiten der Gocofe noch fort; am meisten erzählt man sich natürlich von dem letzten Wundermanne des Geschlechts, dem Zacher Gocof. So wird z. B. gesagt, daß die alten Gocofe bereits das feinste Prinzmetall gemacht hätten. Zacher Gocof verstand ein gutes Weich- und Schnellloth herzustellen, und eigenhändig hatte er unter das Rezept geschrieben: „Dieses hat mich gelehrt der Hahnschneider von der Reuth, hats auch sehr gerühmt“. Dieser Gocof bereitete auch ein sehr begehrtes Augenwasser, und es kamen des Sonntags Leute im Umkreise von 16 bis 18 Stunden zu ihm, so daß zuweilen die Flaschen nicht ausreichten, um die Hülfesuchenden zu befriedigen. Er hatte auch als Mittel gegen den sogenannten „Nachtschatten“ oder „Ascherschimpf“ (?) (eine Augenkrankheit, die darin besteht, daß man in der Dämmerung Nichts mehr sieht und daß man um jedes Licht einen Mondhof erblickt) folgendes Rezept: „Nimm gegen ½ Linse Karfunkelstein (wahrscheinlich Galizenstein oder Zinkvitriol) in einen Eßlöffel mit Wasser, und wasche die kranken Augen damit aus.“

162. Kresse.

(Dr. Schmidt, Topogr. d. Pfl. Reichenfels, S. 154. — Börner, Volkssagen aus dem Orlgau, S. 95 ff.)

Es mag schon geraume Zeit sein, zur Zeit des 30jährigen Krieges, damals wohnte in Hirschbach ein junger Bursche, namens Kresse, der schönste und stärkste weit und breit umher.

Alle Jungfern hatten ein Auge auf ihn gerichtet, manche darunter wol gar alle beide, doch Kresse hatte sich sein Theil schon ausersehen, keine geringere war es, als des Schulzen einzige Tochter. Das Mädchen hatte ihn für ihre Seele lieb und der Vater hatte nach gerade auch nichts dawider, denn Kresse war gut, dies Zeugniß mußte ihm seine eigene Mutter geben, auch war im ganzen Dorfe kein Bursche, der sein Feind gewesen wäre, oder ihm die hübsche Schulzentochter nicht gegönnt hätte. Aber da kommt das wilde Kriegsvolk, und Kressens Mutter wird krank vor lauter Schrecken. Derselbe mag wol auch nicht klein gewesen sein. Zuerst haben sie das Getreide aus den Scheunen geholt, und wie dies alle ist, die Frucht auf dem Felde abgeschnitten und verwüstet, das liebe Vieh weggetrieben oder todtgeschlagen, und wie Alles rein ausgeplündert gewesen, endlich das ganze Dorf angesteckt und abgebrannt. Kresse hatte seine Mutter noch auf den Händen aus dem hellen Feuer herausgetragen und ihr die Augen zugedrückt. Nun sieht er sich nach seiner Braut um, aber ach! daß Gott erbarme, die ist nicht mehr zu sehen noch zu hören, entweder sie ist mit verbrannt, oder die Soldaten haben sie mit fortgenommen. — Von der Stunde an ist Kresse wie umgewandelt gewesen. In den tiefsten Wald ist er hineingelaufen, wo die Waldweibel wohnen und soll von ihnen die schwarze Kunst erlernt haben. Hernach hat er geschworen, daß er nicht eher ruhen noch rasten wolle, bis er sich gerächt und die ganze Gegend von dem kaiserlichen Raubvolke gereinigt hätte. Zwanzig Bursche noch von Kresses Alter sind mit ihm gezogen; Mit diesen hat er sich auf die Lauer gelegt. Er selbst wohnte in der noch so genannten Kressenhöhle auf einem Berge an der Weida. Da aber, wo sich der Berg in das Triebesthal hinabzieht und gegenüber nach dem Weidathale, kann man noch die Gruben und Löcher sehen, worin seine Kameraden und Spießgesellen sich versteckt gehalten haben.

Was er da alles für Stückchen ausgeführt hat, davon wird man noch lange in dieser Gegend zu erzählen wissen. Von der Zeit an brachten die Raubsoldaten keine Hand voll Beute mehr von der Stelle, denn wen Kresse und seine Leute aufs Korn gefaßt hatten, der war ein rein verlorner Mann; wenn er seine Büchse losbrannte, so stürzte Roß und Mann zusammen.

Einmal traf er bei der Kauermühle auf einen Trupp feindlicher Soldaten, die Kressen noch nicht kannten. Sie verlangten,

er solle bot'sch mit ihnen laufen. „Ich will erst meine Mutter fragen, ob ich darf“, sagte Kresse höhnisch, „wartet nur hier eine Weile!“ Nun ging er in die Mühle und machte sie alle zusammen fest, so daß sich Keiner von der Stelle rühren konnte. Vier volle Seigerstunden ließ er das Raubvolk dort stehen, endlich kam er wieder aus der Mühle heraus und sagte (er muß eben einmal bei guter Laune gewesen sein), sie möchten für diesmal nur ihrer Wege gehen. Das haben sie sich nicht zweimal sagen lassen, sie sind nur froh gewesen, daß sie so mit einem blauen Auge weggekommen.

Ein anderes Mal befand sich Kresse in Staiz, da kommt das Geschrei, die feindlichen Soldaten wären im Anzuge. Was thut Kresse? Er umsteckt das ganze Dorf mit Haselruthen und läßt jede Haselruthe aussehen wie einen Musquetier mit Ober- und Untergewehr. Da ist der Feind in aller Stille wieder abgegangen.

Oft hat er auch auf die Anhöhen und Berge umher nur Häckfel ausgestreut, und der Feind hat dann Alles mit bewaffnetem Kriesvolk besetzt gefunden, sodaß er über Hals und Kopf wieder Reißaus hat nehmen müssen.

Den besten Fang aber hat Kresse in dem Dorfe Palen bei Entschütz gethan. Der böse kaiserliche General von Holk kam dorthin, nachdem seine Raubsoldaten ihre Wuth an der Stadt Weida ausgelassen und sie von Grund aus verwüstet hatten. Das sind aber gerade die Soldaten gewesen, die auch in Hirschbach, an Kresses Geburtsorte, so arg gehaust. Da hat Kresse weder Haselruthen gesteckt noch Häckfel ausgesäet. Ruhig hat er sie alle in Palen einziehen lassen, aber Keiner ist lebendig wieder herausgekommen. Erst sind sie drinnen von ihm festgemacht worden, dann hat er Einen nach dem Andern in aller Ruhe abgethan, zuvörderst die Nase, dann die Ohren, und so fort ein Stück nach dem andern abgeschnitten, wozu sie ganz stille haben halten müssen und nicht mucksen dürfen. Darüber ist aber auch eine solche Furcht vor diesem Dorfe unter die kaiserlichen Soldaten gekommen, daß die Offiziere zu jedem ihrer Leute gesagt haben: „Weich nur Palen!“ und davon führt dieser Ort noch heutigen Tags den Beinamen „Weich-Palen“.

Durch Alles das war Kresse weit und breit umher furchtbar geworden, und hat dabei der Gegend manchen wichtigen Dienst geleistet. Wollte z. B. das Raubgesindel einem Bauer die Ochsen

aus dem Stalle, das Vieh von dem Felde mit Gewalt wegnehmen, so brauchte der Bauer nur aus Leibeskräften zu schreien: „Kresse, hilf! Kresse, hilf!“ Wenn die Räuber nur Kresses Namen hörten, so ließen sie von dem Viehe ab und suchten das Weite. — Dabei hat ihm niemals eine feindliche Kugel etwas anhaben können. Die kleinern Kugeln, die auf ihn abgefeuert wurden, fing er alle in seiner Hemdebausche auf, wohin sie durch den Hemdeschlitz fahren mußten. Die größern aber, die ihn doch ein bischen gejuckt haben würden, war er gewohnt, mit einer Haselruthe von sich abzuwehren.

Ob er gleich auch die Kunst besaß, sich unsichtbar zu machen, so wurde er doch zuletzt einmal von dem Feinde überrumpelt, ehe er noch eine seiner Künste hatte practiziren können. Sie führten ihn gefangen nach Auma in den Gasthof zum Rosse, dort sollte er in einer Stube nach Kriegsrecht erschossen werden. Alle Kugeln aber, die auf ihn abgefeuert wurden, waren nicht im Stande, ihm das Leben zu nehmen. Endlich konnte er es nun nicht länger vor Jucken und Brennen abhalten, das ihm die Kugeln verursachten, und sagte deswegen zu den Soldaten, sie möchten sein eigenes Gewehr nehmen und ihn damit erschießen. Wie sie das thun, fliegt die Kugel durch Kresses Herz hindurch in die Wand. Das Loch davon und Kresses daran gespritztes Blut war noch bis zum großen aumaischen Brande 1790 zu sehen, denn kein Kalk haftete darauf, so oft es auch überweißt worden war. Zu Hirschbach, an der Stelle, wo Kresse geboren worden, und als Kind und Bräutigam gelebt, soll noch das Kressenhaus heutigen Tags zu sehen sein.

Anmerk. 1. In der Kressensage spiegelt sich jene Zeit ab, in welcher der Sinn für Wissenschaft unter den Greueln eines verheerenden Krieges fast erloschen war. Das Volk hatte sich mehr wie je dem Wunderglauben zugewandt, in Zauberkünsten suchte es Hülfe. Daher ist jedenfalls die Haselruthe, die in den Kressensagen mehrfach vorkommt, nicht ganz bedeutungslos. Die Hasel war den germanischen Völkern heilig, und in einer ausgegrabenen Todtenlade, die jedenfalls von Kelten herrührt, fand man zwischen den gekreuzten Armen und Beinen des sehr zerstörten Gerippes einen langen Haselstab. (Nork, Sitten u. Gebräuche der Deutschen, S. 229.) — Aus Haseln wurden auch die Wünschelruthen geschnitten. Durch Haselruthen werden die Hexen bezwungen. (Prätorius, Blocksberg, S. 115.) — Obwol die Sage erzählt, daß Kresse seine Geheimkünste von den Waldweibchen gelernt habe, so deutet doch der Schluß an, daß er im Bunde mit dem Teufel gestanden haben müsse; wenigstens wird in mehreren Teufelssagen (Haupts Sagenbuch, S. 102) erzählt, daß sich das Blut derer, die dem Teufel ihr

Leben lassen mußten, nicht vertilgen lasse. — In der Kressensage hat das Volk, trotz der sittlichen Gesunkenheit, in der die Meisten bei Entstehung der Sage verharrten, doch dem sittlichen Gefühle Rechnung getragen. „Denn es ergeht strenge Gerechtigkeit über die Frevler, von der Holkeschen Raubhorde an, die ihre Strafe in Palen erhält, bis auf Kresse selbst, der gewissermaßen durch die Resignation, womit er sein eigenes Gewehr zum Todesschusse ausliefert, wieder mit sich versöhnt." (Börner, a. a. O. S. 110.)

2. Nach sichern Nachrichten wurde Kresse in Dörtendorf geboren, und noch zeigt man in der Nähe des Ortes, Reichenfels gegenüber, eine Kressenhöhle. Im Neustädter Kalender für 1828 ist aus dem Rathsarchive zu Auma folgende Nachricht mitgetheilt: „1641 erschossen die Hatzfeldischen Reuter den berüchtigten Schnapphahn Georg Kress aus Wöhlsdorf im obern Gasthofe zu Auma".

163. Feuersegen in Gera.

(Hahn, Geschichte v. Gera II., S. 945.)

Man erzählt, es sei wenige Wochen vor dem großen Brande Geras 1780 eine Zigeunerhorde dort gewesen, die, aller Bitten ungeachtet, nirgends ein Unterkommen gefunden, bis sie endlich der Kaufmann Schreiber aufgenommen habe. Andere erzählen wieder, sie seien nur von diesem Schreiber mit einer reichlichen Gabe beschenkt, in den andern Häusern aber abgewiesen worden. Ein Zigeuner habe darauf dem Geber prophezeit, daß in Kurzem ein großes Unglück über die Stadt kommen werde; er aber solle das Stäbchen, das er ihm übergebe, im obersten Raume seines Hauses verbergen und die Verheerung werde, auch wenn Alles derselben erliege, an ihm vorübergehen. Schreiber sei diesem Rathe gefolgt und sein Haus von dem Feuer verschont geblieben. — Bis vor wenigen Jahren, als das Haus noch im Besitze der Familie Schreiber war, lag auf dem obersten Boden ein kleines Päckchen, das von der Sage als jenes Feuerschutzmittel bezeichnet wurde. Kinder und Erwachsene wichen ihm scheu aus und wagten nur seitwärts nach demselben hinzublicken.

164. Feuersegen in Reichenbach.

(Mündlich.)

Von Rothen Schmidts Haus im Anger wird erzählt, daß dasselbe einst Zigeuner beherbergt habe. Daher schreibt sichs, daß über dieses Haus das Feuer nicht kommt. Auch soll nach Einigen der ganze Anger gegen das Feuer geschützt sein.

Anmerk. Daß Zigeuner über ein Haus, in dem sie gastlich aufgenommen wurden, den Feuersegen aussprachen, findet man auch in Budissin und in Neubrunn in Franken. (Haupt, Sagenbuch, S. 201. 202.)

165. Feuersegen in Marienei.

(Mitgetheilt vom Lehrer Bräcklein in Marienei.)

In Marienei war ein Haus in Brand gerathen. Da ritt der Herr von Mangoldt auf Schilbach herunter, umritt das brennende Haus dreimal und sprach den Feuersegen, — und siehe da! Der Brand hörte auf, aber das Feuer verfolgte den fortreitenden v. Mangoldt.

Anmerk. In Sangerhausen wurde ein Haus, obwol es rings brannte, von dem Feuer verschont, weil ein Reiter auf einem weißen Rosse herbeisprengte und das Haus umritt, indem er gewisse Sprüche murmelte und allerlei Zeichen beschrieb. (Witzschel, Sagen aus Thüringen, S. 254.)

166. Der Feuersegen in Schönbach.

(Gräße, Sagenschatz des K. Sachsen, Nr. 609.)

In Schönberg soll einst eine alte Zigeunerin im Sterben gelegen haben. Der Richter des Orts verweigerte ihr aber vor ihrem Sterbebette ein christliches Begräbniß in geweihter Erde, als der Herr des Dorfes dazu kam und ihr es zusagte. Zum Dank dafür sprach sie über das Dorf den Feuersegen aus, worauf sie verschied.

167. Orte, wo keine Sperlinge vorkommen.

(Mündlich.)

In dem aus vier Häusern bestehenden Lauterholz bei Lauterhof und Stangengrün soll man keine Sperlinge finden. Man hat sie schon in Nestern dorthin verpflanzen wollen, aber sie sind nicht geblieben. Dasselbe erzählt man von Karlsfeld an der böhmischen Grenze, wohin man Sperlinge aus Eibenstock brachte, ohne daß sie geblieben sind. Es wird erzählt, daß diese Vögel von Zigeunern weggebracht worden seien. — Noch geht die Sage, daß es früher auch in Buchwald, eine Stunde über Reichenbach, keine Sperlinge gegeben habe.

Anmerk. S. auch Haupts Sagenbuch der Lausitz, S. 202, worin erzählt wird, daß man im Dorfe Sorah bei Bautzen keine Sperlinge findet, weil die Sorahер einmal eine herumziehende Zigeunerbande, die Niemand hat aufnehmen wollen, beherbergt und ihnen alle Liebe erzeugt.

Daß man ehemals in Buchwald bei Reichenbach keine Sperlinge fand, wird also natürlich erklärt: Es soll dies zu einer Zeit gewesen sein, als man den Wald beim Dorfe völlig ausgerottet hatte. Da hatten sich die Raubvögel eingestellt, denn für diese ist eine waldlose Gegend günstig, um Beute zu erhaschen. Jetzt findet man beim Dorfe wieder Wald, ja selbst Kirschbäume, daher sind auch die Sperlinge wieder gekommen.

168. Das alte Haus bei Laubetha.

(Mitgetheilt vom Lehrer Lucke in Unter-Würschnitz.)

Ein bewaldeter Berg bei Laubetha und namentlich der an seinem Fuße befindliche Felsvorsprung führt im Munde des Volks den Namen: „das alte Haus". Hier stand einst, so berichtet die Sage, ein stolzes Schloß, von vornehmen Rittern bewohnt, denen es aber nicht zu gering war, als Wegelagerer sich ihren Tribut von dem vorüberziehenden Handelsmanne zu erzwingen. In der Burg herrschte großer Reichthum und die umwohnenden Ritter versammelten sich dort nicht selten zu fröhlichem Zechgelag und Spiel. Auch wohnten schöne Fräulein darin, welche fleißig die Spindel drehten und webten, und nicht wenig stolz waren auf die schönen feinen Leinen, die sie gar weiß und rein zu waschen und zu bleichen verstanden. Mitten im fröhlichen Gelage aber und scheinbar in der Fülle des Glücks erreichte die rächende Hand der göttlichen Gerechtigkeit das Schloß und Alle, die zu der Zeit sich darin aufhielten. Es sank verzaubert in den Berg hinein und bis auf den heutigen Tag sitzen stumm und steinern die Ritter beim Gelage, halten die Hand am Humpen, ihn zum Munde zu führen, oder strecken die Hand aus, nach dem Würfelspiele zu greifen, ganz so, wie vor Jahrhunderten der Zauber sie gefunden.

Mittags, an gewissen Tagen des Jahres, zwischen 12 und 1 Uhr, liegt auf den nahen Rasenflächen am vorbeifließenden Freiberger Bache schöne weiße Wäsche auf der Bleiche, — die Burgfräulein haben große Wäsche, — ringsum ist Alles ruhig, der Wanderer sieht die blanken Linnen, ohne zu wissen, wem sie gehören oder warum man an diesem einsamen traulichen Plätzchen Wäsche bleicht. Wehe dem, der Etwas davon stiehlt. Bringt ers nicht vor dem Schlusse der Stunde wieder, so geschieht ihm ein Unglück an Leib und Leben. — Einst ging ein Knabe, von Rebersreuth gebürtig, den seine Aeltern nach Adorf geschickt hatten, zur Mittagszeit nach Hause. Er kannte die Sage noch nicht und war erstaunt, dort eine Menge der schönsten Hemden, Betttücher, Taschentücher u. s. w. auf der Bleiche ausgelegt zu sehen. Er fand sich versucht, ein kleines, mit feinen Spitzen versehenes Taschentuch mitzunehmen. Wie er fortging, wurde dasselbe in seiner Hand immer dünner und dünner, so daß es, als er es zu Hause der Mutter einhändigen wollte, nur noch wie

Spinnwebe war. Diese, die Gefahr wissend, in welche sich der Knabe durch seine Voreiligkeit gebracht hatte, sandte dasselbe schleunigst an den Ort zurück, mit dem Befehle, das Tuch wieder an seine Stelle zu legen. Der Knabe eilte und erreichte noch vor dem Schlage Ein Uhr die Stelle, legte das Tuch wieder zur andern Wäsche, und sofort war es wieder weiß und dicht wie vorher. Kaum hatte er aber den Rücken gekehrt, so war die ganze Wäsche verschwunden. Die Mittagsstunde war vorüber. Dem Knaben geschah kein Leid.

Der Kirchner Just von Adorf, der Vater des vor mehreren Jahren in hohem Alter verstorbenen Kirchners gleichen Namens, hatte die Gewohnheit, täglich von Adorf aus bis ans alte Schloß spazieren zu gehen. Einstmals fand er dort einen alten guten Groschen. Als er am andern Tage wieder zu der Stelle kam, lag abermals ein solcher Groschen da, den er aufhob und mitnahm. Das wiederholte sich von nun an täglich. Just sammelte diese Groschen und hob sie gut auf, ohne aber Jemandem etwas davon zu sagen. Nach längerer Zeit, während welcher er seine Spaziergänge täglich fortgesetzt hatte, fand er an der betreffenden Stelle keinen Groschen, aber es stand ein Kelch da, von Silber und vergoldet, und eine Stimme aus dem Berge rief: „Da hast du deinen Becher, die Groschen sind alle!“ Er nahm den Kelch, legte zu Hause sämmtliche Groschen hinein, und siehe, er wurde gerade davon erfüllt. Kelch und Groschen schenkte der fromme Just der Kirche. Was aus den Groschen geworden, weiß man nicht; der Kelch wird heute noch in der Kirche zu Adorf benutzt.

Der Bauer Wollner aus Freiberg, der vor etwa 50 bis 60 Jahren starb, sah einst in der Nacht ein kleines Männchen in grauer Kutte vor sein Bett kommen und wurde von demselben aufgefordert mit zu gehen. Wollner verweigerte es; aber das Männchen kam immer und immer wieder. Endlich befragte sich Wollner bei den Geistlichen von Adorf und bat um Rath. Dieselben konnten ihm aber auch nicht rathen, sondern meinten, er solle thun, was ihm gut dünke; nur solle er, wenn er mitgehe, den lieben Gott nicht vergessen und fleißig beten. Wollner entschloß sich endlich mitzugehen; vorher aber genoß er das heilige Abendmahl. Als in der nächsten Nacht das Männchen kam, kleidete er sich in seinen guten Kirchenrock und folgte. Das

Männchen ging voran; eine Laterne hatte es nicht, gleichwol wars hell um dasselbe, während ringsum Finsterniß herrschte, und Wollner konnte Weg und Steg gut sehen. Es ging hinab ins Thal, immer auf das alte Haus zu. Dort angelangt, führte eine Schlucht in den Berg. Das Männlein öffnete eine große eiserne Thüre, weiter gings durch einen langen Gang in unterirdische Gewölbe, die wieder mit eisernen Thüren verschlossen waren; endlich traten sie in einen großen, hell erleuchteten Saal. Hier saßen in voller Rüstung viele Ritter an großen hölzernen Tafeln, hatten große Trinkkrüge vor sich stehen und Würfel auf der Tafel, waren aber stumm und regten sich nicht. Mitten durch sie hindurch schritten Wollner und das Männlein, gingen wieder durch eine Thüre und kamen in ein großes Gewölbe. Da standen umher Töpfe und Kessel und Schüsseln und Schränke und Kisten, alle mit vielem Gelde gefüllt, und das Männlein sagte zu Wollnern: „Da nimm, so viel du willst!“ Wollner konnte sich nicht entschließen zuzugreifen, sondern stand längere Zeit muthlos da. Endlich ergriff das Männlein eine große mit Eisen beschlagene Kiste, fing an, dieselbe nach einer geöffneten Thüre hinzuziehen und befahl Wollnern, mit behülflich zu sein. Das that er, und nach kurzer Zeit befanden sie sich im Freien auf der Wiese neben dem Freiberger Bache, wo das Männlein verschwand und Wollnern mit der Kiste allein ließ. Dieser bemühte sich nun, die Kiste fortzuschaffen, aber sie war so schwer, daß er nicht im Stande war, sie weiter als einige Schritte zu schleppen. „Du hast ja nicht nöthig, dich so zu plagen“, dachte Wollner, ließ die Kiste stehen und ging heim, um den Knecht zu holen. Der war auch bald bereit, und sie schlugen den Weg zur Wiese mit einander ein. Am Orte angelangt, fanden sie zwar die Kiste noch auf derselben Stelle, jedoch einen Mann in grünem Rocke darauf sitzen. Denselben hieß Wollner, die Kiste zu verlassen, da sie sein, Wallners Eigenthum sei. Da reichte ihm der Mann in dem grünen Rocke ein großes Buch hin mit den Worten: „Die Kiste sollst du haben, jedoch deinen Namen mußt du in das Buch schreiben.“ Da aber Wollner sich dessen weigerte, verschwand bald Mann und Kiste und Wollner stand mit dem Knechte in dicker Finsterniß. Er hat nie wieder vom grauen Männlein etwas gesehen noch gehört.

Vor hundert Jahren waren einmal Arbeiter in der Nähe des

alten Hauses beschäftigt, Bausteine zu brechen. Da kam ein vornehmer Mann gegangen und fragte die Leute, wo denn das alte Haus sei, und wo man in den Berg kommen könne. Die Stelle, wo das alte Haus ist, konnten sie ihm wol zeigen, wußten aber vom Eingange weiter nichts zu sagen, als daß in der Nähe ihres Steinbruchs ein unterirdischer Gang sein solle. Der fremde Mann sei nun an den Berg gegangen, habe allerlei geheime Worte gesprochen und habe sich dann mit den Worten entfernt, daß er allein hier nichts thun könne, sondern seinen Vater holen wolle. Sie hätten, erzählten die Arbeiter, nie wieder etwas von dem Manne gesehen, aber einige Tage nachher hätten einmal ihre herausgebrochenen Steine eine ganz andere Schichtung gehabt, und auf einem großen angelehnten Steine sei geschrieben gestanden: „Hier liegt der Lohn für Eure Anweisung." Da hätten sie bei dem Steine einen schönen Speziesthaler gefunden und den Betrag unter sich vertheilt. — Das sind die Jesuiter gewesen, sagten die Leute, und sie sagens heute noch, und die Jesuiter hätten das Geld aus dem alten Hause ausgeräumt.

169. Das versunkene Schloß bei Kleingeschwende.

(Thuringia. 1843. S. 618. Witzschel a. a. O. S. 226.)

Dicht unter dem Dorfe Kleingeschwende stand in uralter Zeit ein Schloß, darin ein Fräulein wohnte, geehrt und geliebt von allen Leuten in der Umgegend. Wer das Fräulein in dem Schlosse aufsuchte, den nahm es gütig und freundlich auf, und weil Niemand ungetröstet und unbegabt von dannen ging', so kam Jedermann, dem Hülfe noth war. Und obwol sie selber so reich war, um alle Leute reich zu machen, so nahm sie doch auch die Gaben an, welche von allen Seiten Dankbarkeit und Liebe ihr darbrachten. — Aber jene schöne Zeit ist längst vorüber. Schloß und Fräulein sind tief in den Erdboden versunken, Niemand weiß zu sagen warum. Nur ein runder Hügel ist übrig, den ein breiter und tiefer Graben umgiebt. Dort läßt sich das Fräulein bei Nacht noch zuweilen sehen, wenn auch nicht für alle Menschen.

Einst zog eine Bande Musikanten an dem Wallgraben vorbei; sie hatten in Reitzengeschwende bis spät in die Nacht aufgespielt. Frommen Sinnes denkt der eine an das Fräulein in dem versunkenen Schlosse und bleibt zurück, während die andern fürbaß ziehen. Er kniet nieder auf dem Walle und bläst zu Ehren der

Versunkenen ein Lied. Noch ist er damit nicht zu Ende, da stieg vor seinen Augen aus dem Hügel das Fräulein auf, durchschritt den Graben, kam auf ihn zu und reichte ihm einen goldenen Becher mit Wein dar. Der Spielmann ergreift den Becher und trinkt ihn bis zum letzten Tropfen leer. So hatte es ihm noch nie geschmeckt. Wundersam gestärkt eilte er den Genossen nach und erzählt das Glück, das ihm zu Theil geworden war. „Wo hast du aber den goldenen Becher?“ frugen die Andern, „der war ja das Beste?“ Verwundert sah der Erzähler die Fragenden an und gestand ehrlich, daß er an das Gold bei dieser Weinspende gar nicht gedacht habe. „Desto besser für uns“, rufen die habgierigen Genossen aus, „begnüge du dich mit dem Weine, wir wollen uns den Becher holen!“

Spottend der Thorheit ihres Kameraden kehren sie nach dem versunkenen Schlosse zurück und spielen und blasen schon von Ferne um die Wette, den goldenen Becher zu gewinnen. Doch ehe sie den Rundwall noch erreichen, bricht ein wildes Thier daraus hervor, das die Spielleute zerreißt.

170. Die Riesenburg bei Gössitz.

(Börner a. a. O. S. 39 ff.)

Am Ufer der Saale bei dem Marktflecken Gössitz stand eine Burg, worin der Riese Kunhedto mit seinem Weibe Dan wohnte. Nur selten entfernten sie sich aus ihrer Burg, denn auf dem westwärts gegenüberliegenden Drachensteine wohnte ein feuriger Drache, mit dem sie in Feindschaft lebten. Um zu opfern, hatten sie einstmals ihre Burg verlassen; da brach der Drache in dieselbe ein und raubte ihr einziges Söhnlein. Als er damit durch die Lüfte zog und der Riesenvater dies sah, ergrimmte er in unbändiger Wuth, riß den noch rauchenden Opferstein heraus und schleuderte ihn nach dem Drachen. Getroffen stürzte dieser mit seiner Beute herab und wurde sammt dem Kinde unter dem Steine begraben. Der Riese aber, außer sich vor Zorn und Schmerz, stieß mit dem Fuße auf den Felsblock, damit er sein Kindlein erschlug, in solcher Kraft, daß der harte Stein dem Fußtritte wich und deutlich die Spur des riesigen Trittes darin zu schauen blieb. — Der Stamm des Riesen aber ist mit ihm ausgestorben, und nicht vermag man zu bestimmen, ob er aus den altgermanischen Geschlechtern des Kunhutto, Kanvetto, oder gar

des ursächsischen Königs Hunvetto entsprossen war. — Aus den Fluthen der Saale sieht man noch den Opferstein hervorragen; er ist den Bewohnern unter dem Namen des Riesensteines bekannt. Noch immer sieht man auf seiner Oberfläche den Eindruck des mächtig großen Fußtrittes. Die Fischer fürchten sich, wenn sie mit ihren Kähnen den Stein umfahren und erzählen schaudernd einander von dem Ungeheueren, das hier in den frühesten Tagen der Vorzeit geschehen.

171. Von alten Goldstücken in Treuen.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Man erzählt: In Treuen gabs in den katholischen Zeiten drei Kirchen. Eine davon hieß die Hilferskirche; diese lag mit ihrem Gottesacker ganz unten, wo man von Altmannsgrün her an die Stadt kommt. Ein alter Einwohner, Bär mit Namen, hatte auf demselben Grund und Boden sein Haus nebst umliegenden Grundstücken. Darunter war eine Wiese, welche einen Abhang mit etwas hervorragenden Steinen, wie von einer Mauer, hatte. Um die Wiese zu ebnen, wurde der Abhang, — es geschah in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — abgegraben, und man kam dabei auf einige Grabgewölbe und in denselben fand man mehrere Menschengerippe und bei einem derselben drei Goldstücke. Auf einem waren drei, auf dem andern zwei, und auf dem dritten war ein Menschenkopf abgebildet. Der alte Bär nahm die Goldstücke an sich und legte sie auf den Fensterstock der Oberstube. Seine Schwester rieth ihm, diese Goldstücke ja nicht vor Ablauf eines Jahres auszugeben; doch Bär folgte nicht, denn nach etwa dreiviertel Jahren nahm er dieselben mit auf den Auerbacher Jahrmarkt und verkaufte sie an einen Goldschmied. Nach einem Vierteljahre war er todt.

172. Die Goldstücke an dem Gemeindeberge bei Oelsnitz.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Eine Frau ging mit ihrer Magd ins Krautblatten auf ein Feld unterhalb des Gemeindebergs. Am hintern Ende befand sich ein Steinhaufen mit einem wilden Rosenstrauche, und auf dem Steinhaufen sah die Frau, als sie demselben nahe gekommen, ein graues Männchen, welches gelbe Stiefeln anhatte, in der einen Hand ein Säckchen trug und mit der andern winkte. Die

Frau ging aber nicht hinzu. Am folgenden Tage kam sie wieder auf ihr Feld, um vielleicht etwas Außerordentliches zu sehen. Als sie auf dem Feldrande hingeht, kommt sie an eine Stelle, wo ein Rasenstückchen regelrecht herausgestochen war, und auf der entblößten Stelle lagen in der obersten Reihe drei Zwanzigkreuzer, gleich darunter zwei Vierpfennigstücke und zu unterst ein Dreier. Nach einigem Bedenken nimmt sie das Geld und geht nach Hause. Durch ihren Fund gelockt, geht sie am folgenden Tage wieder hinüber und findet genau an derselben Stelle dasselbe Geld und in derselben Ordnung. So geht es elf Tage fort. Da entdeckt sie endlich ihr Glück ihrem Ehemanne, und aus war's. Als sie am zwölften Tage hinüberkam, war die Stelle mit Rasen wohl verschlossen und kein Geld mehr zu sehen.

173. Der Schatz in der Strecke bei Oelsnitz.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

In Oelsnitz lebte im vorigen Jahrhunderte ein Mann, namens Fölk. Zu dessen Bette kam in der Nacht ein graues Männchen und sagte: „Geh mit mir.“ Aber Fölk ging nicht, auch nicht, als das Männlein zum zweiten Male kam. Doch erzählte er den Vorfall einem Andern, der ihm den Rath gab: „Wenns wieder kommt, so gehe mit.“ Das Männchen kam wirklich zum dritten Male; Fölk kleidet sich deshalb an, bindet auch seine Schürze um und geht mit. Das Männchen führt ihn nun in einen Garten dicht außerhalb der Oelsnitzer Stadtmauer, in großer Nähe des jetzigen Gerichtshauses, und zwar auf die ebene „Strecke“ des Gartens, wo ein Seiler seine Waaren drehte. An einem Orte „der Strecke“ lag eine Steinplatte und zugleich ein großer, schwarzer Hund, der aber ruhig blieb. Als sich die Steinplatte in die Höhe that, war ein eingelassener, mit Geld gefüllter Kessel zu sehen, und das graue Männchen giebt dem Fölk zu verstehen, er möge nun von dem Inhalte des Kessels in seine Schürze fassen, so viel er fortbringen könne. Derselbe that es. Als er genug hatte und seinen Rückweg antrat, mußte er wieder, wie dies auf dem Hinwege bereits geschehen war, über einen Zaun steigen, was ihm auch glücklich gelang. Da hörte er sich bei seinem Taufnamen „Gottlob“ ein-, zweimal rufen, ohne zu antworten. Als es aber zum dritten Male rief, entfuhr ihm ein „Was denn?“, und plötzlich wurde ihm seine Schürze ganz leicht;

der Schatz war ihm so weit entschwunden, daß er bei der Ankunft in seiner Wohnung nur noch zwei oder drei Zwanzigkreuzer in der Schürze hatte.

174. Der Schatz in dem Walde „Streugrün" bei Schilbach.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

An das Bette einer Magd, die in Schilbach bei Schöneck diente, kam mehrere Nächte hindurch ein graues Männchen und forderte sie auf mitzugehen, damit sie es erlöse und reich werde. Da sie sich fürchtete, so fragte sie erst den Pfarrer von Schöneck um Rath. Und weil der Rath bejahend ausfiel, so ging die Magd, als das Männchen wieder erschien, mit. Sie wurde bei hellem Lichtscheine in den Wald „Streugrün" bei Schilbach an einen gewissen Ort geführt. Dort war es auch ganz hell, wie am Tage, und viel Geld lag da, um welches eine Menge Musikanten standen, welche spielten. Das graue Männchen gab der Magd zu verstehen, sich von dem Gelde zu nehmen, so viel sie wolle. Die Magd aber mochte es in Gegenwart der vielen Musikanten nicht thun, und da das Männchen sie dreimal nach einander zum Zugreifen aufforderte, sie ihm aber nicht Gehör schenkte, so verschwand auf einmal Alles, es wurde stockfinster, die Magd bekam kein Geld, sondern mußte sich mühsam und angstvoll nach Hause begeben. Das graue Männchen war nicht erlöst, weil die Magd kein Geld eingerafft hatte; es hat sich aber auch seitdem nicht wieder sehen lassen.

175. Der Schatz im Steinbühel zu Oberhermsgrün.

(Nach metrischer Bearbeitung von Hager, voigtl. Sagen, I. S. 25 in Gräßes Sagenschatz des Königreichs Sachsen, Nr. 581.)

In dem Steinbühel zu Oberhermsgrün liegt ein Schatz verborgen, der noch zu heben ist. Einst kam in der Mitternachtsstunde zu einem jungen Bauerburschen im Dorfe ein graues Männchen und forderte ihn auf, mit ihm zu gehen und den Schatz zu heben. Der Bursche aber hatte keinen Muth, sondern verkroch sich tief in das Bette. Als das Männchen in der nächsten Nacht wiederkehrte, wagte er das Unternehmen eben so wenig und begab sich sogar in der dritten Nacht in die Kammer seiner Braut, weil er bei dieser sicher zu sein wähnte. Allein kaum hatte die Glocke zwölf geschlagen, so war auch das Männ-

chen wieder da und rief dem furchtsamen Burschen zu, heute komme es zum letzten Male um ihm Glück zu bringen, wenn er jetzt nicht folge, werde es niemals wiederkehren. Allein der dumme Bursche wollte auch diesmal nicht mitgehen, so sehr ihn auch seine Braut, die gerne reich werden wollte, antrieb. Am andern Morgen ging er endlich an den ihm von dem Männchen bezeichneten Ort, aber wie ward ihm, als er ein tiefes Loch und am Rande einen Topf stehen fand, in dem, wie um ihn zu höhnen, noch ein Silberdreier lag.

176. Das Geldgewölbe in Treuen.

(Julius Schanz in Gräßes Sagenschatz Nr. 561.)

In der Nähe von Treuen steht auf einem ziemlich steilen Felsen ein Schloß, das schon ziemlich alt ist. Hier sollen die Hussiten vorübergezogen sein und eine ungeheure Masse von Geld, erbeuteten Schmucksachen und Metallen in einem verborgenen Gewölbe des Felsens vergraben haben. Wolle aber Jemand den Schatz heben, und er fände zufällig den Eingang zum Gewölbe, und trete nun in dasselbe mit einem brennenden Lichte ein, so würde ein eiserner Wächter das Licht auslöschen. Die einzige Rettung wäre eilige Flucht, denn sonst müßte der Abenteuerer in dem dunklen Raume elend verschmachten.

177. Die Schätze zu Neudörfel.

(18. und 19. Jahresbericht von Hohenleuben, S. 38.)

Zwischen dem Hartmannschen und Schneiderschen Hause zu Neudörfel bei Pöhl befindet (oder befand?) sich ein Hügel mit einem in viereckiger Form ausgegrabenen Walle. Nach der Sage der Dorfbewohner soll vor Zeiten ein Schlößchen darauf gestanden haben, in welchem zu Kriegszeiten Geld und Schätze aufbewahrt worden wären.

Anmerk. Da man in dem genannten Hügel verschiedene Alterthümer, wie Waffen, Nägel, Kohlen, Asche u. dergl. gefunden hat, so ist anzunehmen, daß derselbe ein Opfer- oder Grabplatz war.

178. Der verschwundene Schatz in der alten Rüßburg.

(14. Jahresbericht von Hohenleuben, S. 94.)

In der Nähe von Rüßdorf im Elsterthale lag einst die Rüßburg. Den Platz, wo sich die Elster gewaltsam an einem Felsen

stößt, nennt das Volk das Hühnerhaus, und wahrscheinlich standen hier die Wirthschaftsgebäude oder „Hinterhäuser“ der Rüßburg, woraus vielleicht der Name „Hühnerhaus“ entstanden ist. Der Sage nach soll hier einst eine Braupfanne mit vielem Golde gestanden haben, aber weil man die Geister nicht geschickt genug zu beschwören verstand, unwiederbringlich verschwunden sein.

179. Von Schätzen in der Barfüßerkirche zu Saalfeld.

(Witzschel, Sagen aus Thüringen, S. 204 ff.)

Am Westende der Bruderstraße in Saalfeld steht auf dem höchsten Punkte der Stadt die alte Klosterkirche der Barfüßermönche mit ihren hohen Mauern und spitzigem Giebeldache. Nach Einführung der Reformation benutzte man ihre feuerfesten Kapellen und Kreuzgänge zum Betriebe der Münze, daher sie den Namen Münzkirche erhielt, in das Klostergebäude aber legte man die Knabenschule.

In dieser Kirche haben die Mönche, als sie das Kloster verlassen mußten, viele Schätze versetzt und dazu eine Orgel mit lauter silbernen Pfeifen. Später ist ein solcher Schatz beim Nachgraben auch entdeckt, aber nicht völlig gehoben worden. Denn als eben die Bergleute den eisernen Kasten voll dünner, hohler Silbermünzen herauszuheben im Begriffe sind, rufts bald diesen, bald jenen Bergmann bei seinem Namen; weil sie aber sich nicht daran kehren, auch in ihrer Arbeit nicht stören lassen, fängt auf einmal oben an der Decke ein Balken an zu brennen, daran man die Kohlen noch bis heute sehen kann. Darüber erschrickt ein Bergmann so sehr, daß er sich vergißt und Feuer schreit, der Kasten aber sinkt bei diesem Schrei augenblicklich in die Tiefe. Ein Schüler, der dabei stand, hat noch das Herz gehabt, nach den Münzen zu greifen und eine Hand voll aus dem Kasten zu nehmen, die er dem Herzoge und verschiedenen Gelehrten gebracht hat.

Von der silbernen Orgel aber erzählt man folgende Geschichte: Einen Lehrer der Knabenschule führt einmal abends in der Dämmerung sein Weg an der Kirche vorüber und er sieht dieselbe hell erleuchtet, und wie er noch weiter um die Kirche herumgeht, gewahrt er auch, daß der Eingang, der sonst mit Brettern verschlagen war, offen ist und darin der Herzog steht und neben ihm ein bekannter Kupferschmied, der gewöhnlich in der Münze zu

thun hatte. Der Kupferschmied winkt dem Lehrer und so trägt dieser kein Bedenken, dahin zu gehen; wie er aber reden und mit Worten grüßen will, wird ihm bedeutet, daß er schweigen soll. Der Herzog geht nun voran und die beiden andern Leute folgen ihm in die Kirche. Darin ist aber Alles verändert, namentlich stehen die Kanzel, der Altar und die silberne Orgel jedes an ihrer Stelle, die sie früher gehabt haben. Nur unten in der Kirche fehlen die Stände und etliche Bergknappen fahren in Radebarren Schutt herum und schütten selbigen dem alten Conrector auf die Füße, worüber dieser unwillig den Kopf schüttelt, aber die Bergjungen lächeln dazu und fahren fort in ihrer Arbeit. Der Herzog geht dann die Treppe hinauf, welche zur silbernen Orgel führt, ihm hinterdrein der Kupferschmied und diesen zupft der Conrector am Aermel, um ein Zeichen zu erhalten, ob er folgen dürfe. Allein der Schmied sieht sich so heftig um und macht dabei ein so fürchterliches Gesicht, daß jener ganz erschrocken dasteht und nicht weiß, was er thun soll. Endlich geht er doch hinauf, und weil er Niemand weiter siehet, die Orgel aber mit den silbernen Pfeifen vor ihm steht, so meint er, daß der Schatz ihm bescheert sei, geht hin, nimmt etliche Pfeifen, so viel er fortbringen kann, heraus, will aus der Kirche hinaus eilen und seinen Schatz in Sicherheit bringen. Allein er kann keinen Ausgang finden, denn wo sonst die Thüre war, liegen viele Todtenköpfe und Menschengebeine. Deshalb trägt er die Pfeifen wieder an ihren Ort und alsbald sieht er unten in der Kirche den Ausgang und eilt zur Thüre hinaus nach Hause. Kaum ist er aber fünfzig Schritte weit gegangen, so pispert hinter ihm Jemand und er gewahrt sich umsehend in der Kirchenthüre eine fürchterliche Gestalt, die ihm mit einer gewaltigen Keule droht.

Des andern Tages erzählte der alte Conrector verschiedenen Personen sein Begegniß, wäre aber darüber bei Hofe fast in große Ungnade gefallen, weil er vorgab, daß der Herzog, der doch nicht aus seinem Schlosse gekommen war, sich bei lebendigem Leibe als Gespenst sehen lasse; auch der Kupferschmied war über diese Erzählung nicht wenig ungehalten und zuletzt mußte der alte Mann noch beschwören, daß diese Begebenheit nicht erdichtet sei.

Man hat nachher zu verschiedenen Malen nach der silbernen Orgel gegraben und soll bis an ein Gewölbe mit einer eisernen Thüre gekommen sein, durch deren Schlüsselloch man die Orgel

gesehen haben will. Weil dieselbe aber mit zwei Menschenseelen versetzt ist, so hat man sich billig ein Gewissen gemacht und das weitere Nachgraben unterlassen. Zu Zeiten sollen Mönche kommen, welche alte Nachrichten von diesem Kloster haben, und die Kirche in Augenschein nehmen, ob noch Alles in seinem vorigen Stande sei. Im Kreuzgange hat auch ein Bergmann dem Herzoge durch einen Erdspiegel ein goldenes Crucifix gezeigt, dessen Schurz mit vielen kostbaren Edelsteinen besetzt war. Weil aber dessen Versetzung nicht minder abscheulich sein soll, hat man auch diesen Schatz fahren lassen.

180. Die Goldgrube auf dem Kapellenberge bei Schönberg.

(Jul. Schanz in Gräßes Sagenschatz d. K. Sachsen, Nr. 608.)

Auf dem Kapellenberge war einst eine Goldgrube, zu der ein Venetianer in der Gestalt eines pilgernden Zigeunerhauptmanns einundzwanzigmal gewallfahrtet und dadurch reich geworden war, so daß er, als Dolfo di Prestallez, Doge von Venedig werden konnte. Seine Tochter zog, als Knabe verkleidet, mit ihm herum, und als sie bei ihrem Verweilen im Voigtlande einst ihre Künste mit einem Tanzbären producirten, fiel dieser Vater und Kind an und drohte sie zu zerreißen. Plötzlich trat der junge Besitzer von Schönberg dazwischen und erlegte den Bären. Zum Dank schenkte ihm der Zigeuner ein goldenes Kreuzlein und lud ihn ein, nach Venedig zu kommen. Der ritterliche Herr kam auch dieser Einladung später nach. Unterwegs ward ihm das Kreuzlein, sein Erkennungszeichen, entwendet; aber durch eine wunderbare Verkettung der Umstände wurde er erkannt, und kehrte mit dem Dogen, der ihm seine Tochter zum Weibe gab, und dessen Sohne, der als Geistlicher in Rom gewesen war und dem geistlichen Stande entsagt hatte, ins Voigtland zurück, wo sie sich zum ersten Male gesehen hatten.

Anmerk. Im Munde des Volks lebt noch hie und da das Andenken an jene Italiener oder Wahlen, welche in ältester Zeit verschiedene Gegenden des Voigtlands und seine Flüsse nach Goldsand durchsuchten und nach der Sage reich in ihre Heimath zurückgekehrt sein sollen. Der reuß-planische Rath Büchner schreibt von ihnen: „Schon seit den ältesten Zeiten haben gewisse höchst fleißige und geschickte Italiener unser ganzes Voigtland auf das Genaueste durchsucht und aus demselben, wie erzählt wird, nicht selten gar nicht zu verachtende Reichthümer fortgeschleppt. Das beweisen hauptsächlich ihre Bücher, die man gemeiniglich „Wahlenbüchlein" nennt, in welchen die Gegenden der Städte, als Greiz, Schleiz, Reichenbach, Elsterberg, Gera,

Weida, Hof, Saalburg u. s. w. einzeln angegeben sind, wo man hauptsächlich Goldadern findet." Einer der bekanntesten jener das Voigtland und Fichtelgebirge nach Gold durchsuchenden Wahlen war Sebastian Verso, der auch eine Beschreibung des Fichtelgebirgs, mit genauer Angabe, wie an den verschiedenen Orten das Gold gefunden wurde, herausgegeben hat. (Jahn, Geschichte des sächsischen Voigtlands 1863. S. 266.)

181. Der Goldmacher im Neuendorfer Schlosse.

(Jul. Schanz in Gräßes Sagenschatz Nr. 593.)

Zur Zeit des 30jährigen Krieges besaß das Schloß zu Neuendorf ein Herr, der in dunkler Kammer Säuren und Metalle mischte, um den Stein der Weisen zu finden und Gold zu machen. Da glaubte er eines Tages dem ersehnten Geheimnisse auf der Spur zu sein. Schon wogte das Gold im Kessel, da erhob sich eine gewaltige Windsbraut, höher und immer höher flackerte das Feuer, von dem Unhold geschürt, bis es das Innere in Brand steckte. Vergebens suchte er es zu löschen, vergebens ihm zu entrinnen. Er selbst erstickte in der Gluth und mit ihm sank das halbe Schloß in Staub und Asche.

182. Der Goldsucher bei Weißensand.

(Mündlich.)

In der Göltzsch bei Weißensand wurde früher Gold gesucht, und man soll vor nicht langer Zeit noch daselbst eine Menge Anhäufungen von Sand und Geschieben gesehen haben, die von den Goldsuchern herrührten. Einige Stellen bei Weißensand werden noch heute als ehemalige Fundgruben bezeichnet; eine solche Stelle befindet sich bei der ehemaligen Rösemühle in der Nähe des Jägerhauses. Es wird erzählt, daß einer der letzten Goldsucher ein Herr aus Reichenbach, nach Anderen von Gansgrün bei Thossfell war; derselbe ging stets geduckt einher, was von dem vielen Goldsuchen herrührte. Durch seine Schmelzversuche soll er ganz Reichenbach angezündet haben.

183. Der heilige Brunnen auf dem Kapellenberge.

(Metr. von Fr. Rödiger in Sagenklänge d. ob. V. S. 16. Darnach von J. Schanz in Gräßes Sagenschatz, Nr. 596.)

Das frische, wohlschmeckende Wasser des Brunnens auf dem Kapellenberge wollten einst, zur Zeit Augusts des Starken, die Bewohner von Maria Kulm, die wegen der hohen Lage des Orts

sehr häufig Wassermangel empfinden, in bleiernen Röhren vier Stunden weit auf Maria Kulm leiten. Zu diesem Vorhaben mag die gepriesene, hülfreiche Eigenschaft des Wassers wol nicht wenig beigetragen haben; doch scheiterte das ganze Unternehmen an den Kosten.

Der heiligen Apollonia in Alexandria wurden zur Zeit der Christenverfolgungen, im dritten Jahrhunderte nach Christo, die Zähne mit glühenden Zangen ausgebrochen, ehe sie sich in den Scheiterhaufen stürzte. Ein frommer Bischof, der den Brunnen ihrem Gedächtnisse weihte, bat die Heilige, zur Erinnerung an ihre Leiden dem Wasser eine wunderthätige Heilkraft zu verleihen, damit es vor Zahnweh schütze, und siehe! die Heilige soll einst in der Nacht gekommen sein und einen Zahn von sich in den Brunnen versenkt haben, zu dem die Christen in der Umgegend dann in reichen Schaaren wallfahrteten. Wer sich den Mund mit seinem Wasser fülle, so sagt man, soll nie im Leben Zahnweh spüren.

Anmerk. Wunderbrunnen giebt es auch anderwärts. Der „güldne Brunnen" hinter dem Dorfe Werchau bei Kalau verschafft besonders Kindbetterinnen große Erleichterung; der Zehrbrunnen (früher heiliger Wunderbrunnen genannt) bei Giehren bei Wiegandsthal heilte Krüppel u. s. w. (Haupt a. a. O. S. 238. 240.)

184. Das heilige Brünnlein auf dem Radersberge.

(Mitgetheilt vom Lehrer Böhm in Raasdorf.)

Südöstlich von Raasdorf erhebt sich ein Höhenzug, die „Kappel" (Kapelle) genannt. Hier stand einst eine Kapelle, deren Ueberreste erst in den Jahren von 1815 bis 20 völlig vernichtet worden sind. Man kam dabei auch auf den Fußboden des Gotteshauses, der mit Ziegeln in der Form eines Kreuzes ausgelegt war, wie viele noch lebende Personen bestätigen. Der heilige Brunnen der ehemaligen Kapelle war als ein Kessel zu bemerken, in dessen Vertiefung man, wenn man sich mit einem Ohre darauf legte, das Wasser „rauschen" hörte. Für diesen Brunnen soll in den Kirchen Böhmens, sowie in der katholischen Kirche zu Dresden gebetet worden sein, ja jetzt noch gebetet werden, indem es hieß: „Für das heilige Brünnlein auf dem Radersberge!"

Anmerk. Ein heidnischer Götzentempel mit einem heiligen Brunnen wird auch in der Lausitz bei Gothschdorf und Neukirch, eine Stunde von Königsbrück, genannt. (Haupt a. a. O. S. 239.)

Vielleicht war auf dem Radersberge ein der Frühlings- und Liebesgöttin Ostara geweihter Platz; dieselbe scheint einen ausgedehnten Quellenkultus gehabt zu haben.

185. Das Stück vom Kreuze Christi in der Marienkirche zu Zwickau.

(Gräße, Sagenschatz, Nr. 543.)

Früher ward in der gewölbten Sakristei der Marienkirche in Zwickau ein in arabisch Gold gefaßtes Stücklein vom Kreuze Christi verwahrt, welches der Hauptmann Martin Römer im Jahre 1479 der Kapelle geschenkt hatte. Nun war aber in der Einfassung mit Cyrillischen Buchstaben und in serbischer Sprache eine Inschrift gegraben, welche also lautete: Dieses ehrwürdige Crucifix ist auf der Königin . . . (der Name war nicht mehr zu lesen) Befehl gemacht und in die Kirche der heil. Dreifaltigkeit bei der Grube (zu Constantinopel) gesetzt worden; es sind in demselben fünf ganze Stücklein vom heil. Kreuz und vier Edelsteine, die hölzernen Stücklein sind für 2000 Gulden gekauft, das Gold aber und die Edelsteine kosten 1000. Wer ein Stücklein von diesem Holze des Kreuzes mit Gewalt aus der Kirche der heil. Dreifaltigkeit nehmen wird, der sei verflucht und das heil. Kreuz bringe ihn um, wer es etwa an einem andern Orte antrifft, der schaffe es wieder in die Kirche zur heil. Dreifaltigkeit, wer es nicht thut, den bringe Gott und das heil. Kreuz um." Trotz dieses Fluches hat aber, als die Türken Constantinopel eingenommen, ein Grieche dieses Heiligthum, damit es nicht in unheilige Hände komme, errettet und hernach M. Römern in Zwickau verkauft, der auch von dem darauf geschriebenen Fluche nichts zu fürchten gehabt, weil er es nicht muthwillig entwendet, sondern nur vor denen, die es ohnedem zerschlagen und beschimpft hätten, bewahrt hat. Nun hat aber der Herzog von Friedland, insgemein der Wallenstein genannt, am 1. September 1632 dieses Kleinod durch seine Vettern Graf Maximilian von Wallenstein und Graf Paul von Lichtenstein abholen und hernach auf der Post durch genannten Grafen von Wallenstein dem Kaiser anbieten lassen, als verehre die Stadt Zwickau und die geistliche Behörde solches demselben freiwillig, allein es war hierbei wenig Willigkeit, sondern nur Gewalt zu finden, und es hieß vielmehr: willst du nicht, so mußt du. Nun ist aber der besagte Fluch an allen diesen Personen ausgegangen. Nachdem dies nämlich hier am 14. September geschehen, hat der Wallenstein den 6. November

die große Schlacht bei Lützen verloren und seit dieser Zeit kein Glück mehr gehabt, also daß er bald darauf zu Eger ein blutiges Ende nahm, die beiden Grafen aber sind noch in demselben Jahre umgekommen und ist keiner von ihnen eines natürlichen Todes gestorben.

186. Der ewige Jude im Voigtlande.

(Carl Döhler im Illustrirten Familien-Journal.)

Im Schilbacher Walde hat sich einst an einem trüben Herbstabende der ewige Jude sehen lassen. Es war eine lange unheimliche Gestalt mit großem eisgrauen Barte und Haar und eingewickelt in einen graubraunen, zerfetzten Mantel, von dem auch fast das ganze unheimliche, gräßlich durchfurchte Gesicht verborgen war. In rauher, fremdklingender Sprache fragte er einen alten Vogelsteller nach Diesem und Jenem, nach einigen Familien und Dörfern, die nicht mehr vorhanden sind, aber der Sage nach in früheren Jahrhunderten existirt hatten. Dann habe er ihm einige unbekannte Eigenthümlichkeiten der dahängenden Vögel und einige heilende Kräuter, die draußen vor der Waldhütte wuchsen, gezeigt, sei aber von dem Kreuzschnabel immer fern geblieben. Dem alten Vogelsteller wurde der Gast unheimlich, der, als er gefragt ward, ob auch ein guter Christ das Alles wissen könne, plötzlich aufgestanden und ohne Gruß fortgegangen sei. Da sah der Vogelsteller dem Davongehenden nach und bemerkte plötzlich an seiner Spur, daß in jeder Sohle fünf großköpfige Nägel in Gestalt eines Kreuzes eingeschlagen gewesen seien, die dann bei jedem Schritte des Wanderers dieses heilige Zeichen in den Boden einprägten. Da habe er erkannt, wer der uralte Wanderer gewesen sei, der so genau gewußt habe, wie vor vielen hundert Jahren die Gegend beschaffen gewesen.

Anmerk. Die Sage vom ewigen Juden scheint im Voigtlande verbreitet zu sein, und der vaterländische Dichter Julius Mosen schreibt, daß die Sage mit seinen frühesten Jugenderinnerungen verwebt sei. „Ich war fast noch ein Kind", fährt er fort, „als sich in meinem Geburtsorte (Marienei) das wunderliche Gerücht verbreitete, daß der ewige Jude durch das Dorf gegangen wäre. Er wurde geschildert als ein Mann von mittleren Jahren, von rüstiger Gestalt und nachdenklich-entschlossenem Ansehen. Er soll mit einem Reisemantel bekleidet und sein Haupt mit einem breitkrämpigen, grauen Hute bedeckt gewesen sein." (Anmerkungen zum Ahasver. Jul. Mosens sämmtl. Werke II. S. 323.) Es erscheint nach dieser Schilderung das Aeußere des ewigen Juden etwas anders als in der mitgetheilten Sage;

doch bemerkt auch Mosen, daß der ruhelose Wanderer mit einem Schäfer gesprochen und diesem seine Verwunderung darüber ausgedrückt habe, „daß auf der Stelle, wo er vor tausend Jahren nichts als Wald gefunden habe, jetzt ein großes Dorf mit Feldern und Wiesen liege."

187. Der Judenmord zu Eger.

(Metr. von Fr. Rödiger in Sagenklänge des obern Voigtlands, S. 64.)

Am Abende des Gründonnerstages im Jahre 1350 schlich der ewige Jude durch die öden und menschenleeren Straßen der Stadt Eger. Als er an die Judengasse kam, schrieb er ein Warnungszeichen für seine Brüder in den Sand und wanderte in düsterm Schweigen weiter.

In der Kirche der Stadt aber hatte ein Franziskanermönch den Predigtstuhl bestiegen und laut donnerte er gegen den Auswurf der Menschen, der für ihn das Volk Israel war. Fanatischer Glaubenshaß wurde in seinen Zuhörern angefacht, und als ein Kriegsknecht ein Crucifix vom Altare riß und es dem wüthenden Volke entgegenstreckte, da johlte und heulte dasselbe im wildesten Racheton und forderte von dem Pfaffen Gottes Segen. Der Haufe schwur den Juden Hohn und Tod, und der Kriegsknecht mit dem Kreuze überschrie Alle, indem er sie aufforderte, ihm nachzufolgen und Jesu Leiden zu rächen. Aus dem Tempel zog die Menge nach der Judengasse; in den Händen Aller blitzten Waffen mancherlei Art, die man ergriffen hatte, wo man sie fand. Da floß das Blut in rothen Bächen, denn Niemand, weder Greis noch Kind, wurde geschont; und nur ein einziger Jude, der sich in einem Schornsteine verborgen hatte, kam mit dem Leben davon. Die Judengasse, in welcher damals der fanatische Pöbel wüthete, heißt heut das Mordgäßlein. Der ewige Jude aber, der am Kammerbühle rastete, sprach betrübt: „Wol ist die Christenstadt von Juden rein, — doch voll von Sünden!"

188. Eine Sylvestersage.

(C. Döhler im illustrirten Familien-Journal, V. Nr. 116.)

Es war im vorigen Jahrhunderte an einem Sylvesterabende, da saß in der Stadt Schöneck ein alter, wackerer Schneider, zugleich Stadtrath und Gemeindeältester mit seiner getreuen Ehehälfte im rauchgebräunten Stübchen und schneiderte noch für den Festtag. Im großen Kachelofen prasselte ein gemüthliches Feuer, und in der Röhre sang der Kaffee gar lustige Liedlein. Auf ein-

mal erhob sich die Hausmutter, kramte herum und suchte und suchte, und machte ein gar verdrießlich Gesicht, — vergeblich, sie fand nicht das Kameelgarn zu den Knopflöchern. Die Niederlage aber war oben auf dem Boden; deshalb mußte der Vater hinauf. Oben stand er in der schönen Winternacht an der Dachluke, und es wurde ihm so wunderlich im Herzen und er mußte sein Käppchen abnehmen und ein stilles Vaterunser beten. Wenn man aber zur Neujahrsnacht unter einem Balken steht, dessen eines Ende nach Morgen gerichtet ist, und ein Vaterunser betet, und nicht aus der Linie des Balkens heraustritt, da kann man „horchen", d. h. einen Blick in die Zukunft thun, die in einzelnen Bildern vorüberzieht. Tritt man aber aus dem Kreise heraus, oder man erzählt Jemandem, was man gesehen hat, so solls Einem den Hals umdrehen. — Der Alte hatte gar nicht daran gedacht, — aber auf einmal, da fängts an zu lauten, als ob eine Leiche wäre, und den Mühlberg herauf kommt ein langer, langer Leichenzug, immer näher und näher, bis er endlich vor des alten Schneiders Haus anhält. Es dauert auch nicht lange, da kommt die Schule und die Geistlichkeit, mit dem Kreuze voran, stellen sich neben der Bahre auf, singen zwei Lieder und eine Arie, und dann setzt sich der Zug in Bewegung nach dem Kirchhofe zu. Der Alte kann die Leichenbegleiter alle erkennen, Vettern, Nachbarn, Gevattern, ja sogar sich selbst und seine Ehehälfte darunter, sich selbst dicht hinter dem Sarge und mit weinenden Augen. Da wards ihm doch ein wenig bange und er wäre gern fortgegangen; aber es fiel ihm noch zu guter Zeit das Halsumdrehen ein. Wie er nun so recht trübselig dastand und träumerisch hinausblickte, sah er aus einem Hause ein Flämmchen herausfahren, dann aus einem andern, dann wieder eins und wieder eins, und zuletzt kam fast aus jedem Hause ein Flämmchen gefahren, und das, wußte er wohl, bedeutet Feuer! Da konnte er sich denn doch nicht mehr halten, sprang aus dem Kreise, und — es schlug Eins! Als er indessen wieder herunterkam, war seine alte Ehehälfte eingeschlafen; er weckte sie auch nicht erst auf, sondern ließ die Arbeit sein und legte sich nieder, konnte aber nicht schlafen, war früh verstimmt, ging auch nicht in die Metten, sondern saß still und traurig daheim. Als er nach einigen Tagen den Wächter traf, that dieser sehr geheimnißvoll und beklommen und meinte: „Meister, Meister! 's wird ä schlecht Jahr für Euch und für uns All'! Der liebe Gott behüt' uns und die

Stadt! mehr darf ich nit sagen: aber wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!" Der hatte auch gehorcht, und so noch Andere.

Es dauerte auch nur wenig Wochen, da starb des alten Schneiders Bruder, der Müller drunten in der Bockmühle. Es wurde zur Leiche gelauten, den Mühlberg herauf kam ein langer, langer Zug, der vor des Alten Haus anhielt. Es kam die Schule und die Geistlichkeit voran, die stellten sich auf, sangen dieselben zwei Lieder und dieselbe Arie, dieselben Leute gingen hinter dem Sarge her, der Alte mit entblößtem Haupte und weinenden Auges. Der alte Wächter aber stand am Kirchhofthore, sah den Alten verständniß- und geheimnißvoll an, und weinte so heftig, daß die Leute gar nicht begreifen konnten, wie ihm der Tod des Bockmüllers so zu Herzen gehen könne. Der hatte aber seinen guten Grund, traurig zu sein, denn er wußte, was geschehen würde. Es geschah auch. In demselben Jahre noch ist fast die ganze Stadt abgebrannt und des Alten Haus dazu. Es ist nur gut, daß es gerade Eins schlug, als er aus dem Kreise sprang: sonst wäre es wol noch schlimmer für ihn geworden!

189. Ein zerbrochenes Glas.

(Carl Döhler im illustrirten Familien-Journal, VII. Nr. 170.)

In einem Dorfe bei Schöneck war Hochzeit. Jung und Alt war auf den Beinen, Alle festlich geschmückt mit Blumen, Kränzen und Bändern und die Dorfmusikanten spielten ihre lustigsten Tänze und Lieder. Die Kinder versperrten mit Bändern den Weg, so daß der Bräutigam jeden Fuß Wegs mit einer kleinen Spende sich erkaufen mußte. Nach der Trauung ging der Zug aus der Kirche zu Schöneck in das Nachbardorf und hielt vorm Hause des Bräutigams. Die Mutter kam heraus und überreichte ihrem Sohne, ohne die Braut, wie es die Sitte forderte, zu begrüßen, ein gefülltes Glas. Der Bräutigam trank und überreichte es dann seiner Braut. Diese leerte es vollends und warf es dann rücklings über sich auf das Pflaster des Hofes. Alle standen dabei gespannt im Kreise. Das Glas fiel und — zerbrach nicht! Ein Freund der Braut zertrat es mit dem Fuße. Nun erst bewillkommnete die Mutter ihre Schwiegertochter, aber etwas kalt; denn für sie, so wie für alle Gäste, war das nicht zerbrochene Glas eine üble Vorbedeutung. Und es sollte sich er-

füllen. Nach wenigen Jahren schon war die junge Frau todt; mit der Wirthschaft gings nicht, das Haus wurde verkauft und der Mann ist fortgezogen, Niemand erfuhr, wohin.

Anmerk. Bei den Lausitzer Wenden wurden während des Hochzeitmahles von den Gästen die Gläser auf den Boden geworfen, daß sie zerbrachen; und auch die jüdische Sitte fordert es, daß das unter der Trauung von dem Brautpaare geleerte Glas Wein zertreten wird. Da bei den Rabbinen das Weib ein „Gefäß“ ist, so vermuthet Nork (Sitten und Gebräuche S. 202), die Zerstörung des Glases, nachdem der Bräutigam und die Braut daraus getrunken, habe die Bedeutung, daß kein Fremder von diesem „Gefäße“ Gebrauch machen solle. — Zerbrach das Glas nicht, so wurde dies ursprünglich jedenfalls als ein Vorzeichen der ehelichen Untreue von Seiten des Weibes, und später als eine Vorbedeutung für eine unglückliche Ehe überhaupt, aufgefaßt.

190. Der unheilvolle Andreasabend.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

In den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trug sich in Schreiersgrün bei Treuen Folgendes zu: Sechs erwachsene Mädchen wollten am Andreasabende die Wäschstange schütteln und mußten, um zu derselben zu gelangen, über eine Hecke steigen. Als sie schüttelten, hörten sie auf einmal von einem geheimnißvollen Wesen die Worte: „Ein Scheffele Därmer!“ Sogleich rissen die sechs Mädchen aus und machten sich wieder über denselben Zaun aus dem Garten heraus. Aber das letzte Mädchen verfing sich in dem Geäst, stürzte nieder und verwundete sich dergestalt, daß ihr das Gedärm aus dem Leibe herausdrang.

191. Ein Todtenschänder wird entdeckt.

(Mitgetheilt vom Lehrer Seidel in Wohlbach.)

Vor ungefähr 60 Jahren lebte in Schöneck ein Pfarrer Merz, welchem ein Kind von 2 Jahren starb. Nach 14 Tagen rief eine Kinderstimme bei diesem Pfarrer Merz des Abends nach 10 Uhr beim Schlafstubenfenster: „Mein Händchen und mein Füßchen“ — und dies einige Male. Der letzte Ruf lautete: „Vater, mein Händchen und Füßchen fehlt mir!“ Darauf ließ der Pfarrer Merz sein Kind wieder ausgraben, und wirklich fehlten auch diese Glieder. Es wurde nachgeforscht, und man hatte auf einen Bewohner von den Birkenhäusern bei Schöneck, welcher einen Schatz hatte heben wollen, Verdacht. Am nächsten Sonntage erblickte der Pfarrer den bezeichneten Mann in der Kirche; er leitete seine

Predigt auf den Vorfall und rief, indem er auf den Verdächtigen hinzeigte, laut aus: „Du Schalksknecht, du Uebelthäter, verschaffe die Glieder meines Kindes wieder!“ Darauf soll der Mann wie todt umgefallen sein.

Anmerk. Mit den Fingern ungeborener Kinder kann gezaubert werden. Die Hexen graben die Leichen junger Kinder aus und schneiden ihnen die Finger ab. (Haupt, a. a. O. S. 195.)

192. Klopfen zeigt einen Todesfall an.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Bei Oelsnitzer Bürgersleuten war ein Kind krank und die Aeltern wachten abwechselnd die Nacht hindurch an dem Bette des Kindes. Als der Mann in später Stunde wachte, klopfte es an den Fensterladen, und da sich das Klopfen wiederholte, rief der Mann: „Was ist denn draußen?“ Er erhält die Antwort: „Der Kluge ist gestorben!“ Kluge, ein Oelsnitzer Kaufmann, ging am folgenden Tage wol noch in seinem Garten umher, aber acht Tage nachher war er eine Leiche. Das Klopfen und die geheimnißvolle Stimme hatten den Todesfall angezeigt.

Anmerk. Vielleicht ist dies eine schwache Erinnerung an die slavische Todesgöttin Smertniza, welche als blasse Frau umherwandelt und durch Klopfen den Tod anzeigt. Nach der lausitzischen Sage klopft sie allerdings nur an demjenigen Hause, in welchem innerhalb dreier Tage Jemand sterben soll. (Haupt, Sagenbuch d. Lausitz. S. 20.)

193. Starkes Geklirr zeigt einen Todesfall an.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Vor vielen Jahren geschah in Oelsnitz Folgendes: An einem Abende war eine Frau mit ihrer Tochter allein in der Wohnstube; sie arbeiteten still fort, bis in der zwölften Stunde auf einmal ein großes Geklirr hinter dem Ofen entstand, als ob alles Küchengeschirr heruntergefallen sei. Beim Nachsehen hing aber alles noch unversehrt an der Wand. An jenem Abende befand sich der Bruder der Frau gerade auf der Kirmeß zu Görnitz. In der zwölften Stunde war derselbe von Görnitz fortgegangen, um nach Oelsnitz zurückzukehren, und er nahm seinen Weg an dem damals angeschwollenen Görnitzbache, der bei der Tanzermühle in die Elster mündet. Am folgenden Tage fand man den Bruder todt im Wasser. Er war hineingestürzt und ertrunken, und das Geklirr in der Wohnstube der Schwester war das Anzeichen davon.

194. Eine Sterbende erscheint ihrem entfernt wohnenden Sohne.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Eine alte Wittfrau lag in Kirchgattendorf, wo sie sich längere Zeit bei ihrer verheiratheten Tochter aufgehalten hatte, krank darnieder. Kurz vor ihrem Tode gab sie der Tochter die Anweisung, sie möge, wenn sie (die Mutter) todt sei, von ihrem in Bobenneukirchen lebenden Sohne ihre schwarze Kleidung holen lassen und ihr dieselbe in den Sarg anziehen. Die alte Frau hatte sich nämlich bei ihrem Sohne ebenfalls längere Zeit aufgehalten und diesem verschiedene Sachen zur Aufbewahrung übergeben. Am folgenden Morgen verschied die Frau. Aber am späten Abende vor dem Verscheiden in Gattendorf erschien sie ihrem zwei Stunden davon entfernten Sohne in Bobenneukirchen, als dieser zur Nachtruhe sich begeben hatte. Er hatte sie durch Auftreten kommen hören und vor seinem Bette eine kurze Weile stehen gesehen, dann war sie zum Schranke hingegangen, in welchem die schwarze Kleidung sich befand.

Anmerk. Es ist dies jedenfalls eine sagenhafte Einkleidung des Volksglaubens, daß die Todten mit in den Sarg haben wollen, was ihnen im Leben das Liebste gewesen ist.

195. Eine Todesanzeige.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

In einem gewissen Hause in Ebersbach kommt von Zeit zu Zeit etwas zu Gehör, was klingt, als wenn ein dorrendes Brett zerspringt oder eine Schleuße gebrochen wird. Da der Stubenschrank bereits ein alter ist, so kann das, was gehört wird, nicht vom Zerspringen des Holzes herrühren. Vielmehr trat bisher stets 2 bis 8 Tage nach jener Erscheinung ein Todesfall ein, welcher dem Hausbesitzer etwas zu thun gab; entweder mußte er als Leichenträger mit fungiren, oder er mußte ein Geschenk mit in den Sarg geben, weil die gestorbene Person seine Pathe gewesen war, u. dgl. mehr.

196. Das Erdhühnchen.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Es giebt in Oelsnitz und Umgegend viele Leute, welche vom Vorhandensein eines oder vieler Erdhühnchen überzeugt sind und

vom Erscheinen eines solchen aus Erfahrung reden. Es soll stets einen Todesfall anzeigen.

Ein Knabe in Oelsnitz war mit seinem kranken Schwesterchen nachmittags allein in der Stube. Da lief auf einmal ein Vogel, grau, gerade wie ein Lachtäubchen, über die Stube unter das Bett und ließ ein „Gück, gück, gück, gück“ schnell nach einander hören. Am folgenden Morgen war das Schwesterchen todt. — Der Vogel war ein Erdhühnchen und hat diesen Todesfall angezeigt.

Ein Einwohner von Unterhermsgrün sah die Erdhühnchen vor dem Tode seiner Frau. Das geschah jedoch, als er noch in Freiberg bei Adorf lebte. Er befand sich nachmittags 4 Uhr in der Stube, als auf einmal zwei Erdhühnchen kamen und ihr „Lück, lück, lück“ hören ließen; sie waren so groß wie Staare und etwas dunkler als eine Lachtaube.

In Bobenneukirchen zeigten Erdhühnchen den Tod des Betreffenden selbst, dem sie erschienen waren, an.

Nicht immer sind sie gesehen worden, oft wurden sie blos gehört; dabei war ihr Ton abwechselnd an den verschiedensten Stellen der Wohnstube vernehmbar.

Anmerk. Die Sage von den Erdhühnchen hängt wol mit der alten Vorstellung zusammen, daß sich die Seelen der Verstorbenen in Vögel, hier in Hühnchen, welche an dem Geschicke der Familie Antheil nehmen und den Tod anzeigen, verwandeln. Hierher gehört die Sage von einem Spazierplatze bei Antwerpen, welcher der Kirchhof heißt. Daselbst fand ein Bürger eine Henne mit vielen Hühnern, und als er sie in einem Sacke mit nach Hause nahm, fand er sie am andern Morgen nicht mehr, sondern an ihrer Stelle einen Haufen Menschenknochen. Der Bürger mußte sie auf den Rath eines Pfarrers wieder auf den Kirchhof tragen und hörte dabei die Stimme: „Es wäre dir schlecht bekommen, hättest du das nicht gethan.“ (Nork, a. a. O. S. 276.)

197. Sahla's Kinder und der Saalaltar.

(Börner, a. a. O. S. 31 ff.)

Dicht am Ufer der Saale liegt das Dorf Altar oder Saltar. Ueber ihm erhebt sich ein einzelner Fels, den Sahla's Kinder, aus altem gothischen Geschlecht entsprossen, zum Opferaltare geweiht hatten. Das war in jener Zeit, als die Fluthen des Stromes die hohen Gipfel der umliegenden Berge noch umspülten und als Thaten verrichtet wurden, die keines Menschen Hand für die Nachwelt aufgezeichnet hat. Die Nachkommen benannten

Saalaltar den Felsen, auf welchem Sahla's Kinder geopfert hatten und auch dieses Wort ist zu Saltar umgewandelt worden. Saalstrom wurde nach ihnen der Fluß benannt, an dem sie wohnten. Das Dörfchen, welches an dem Flusse erbaut wurde, ja das ganze Flußthal in jener Gegend, leitet seinen Namen Altar, Saltar, den es bis jetzt noch führt, von ihnen her.

198. Die Wenden erleiden bei Lengenfeld eine große Niederlage.

(Neumeisters Lengenfelder Ehren- und Gedächtnißsäule, Manuscr. vom J. 1678. Darnach in Fickenwirth, Chronik von Langenfeld, S. 2.)

Das härteste Treffen und die größte Niederlage der Wenden soll geschehen sein in der Mitte des Triangels von Lengenfeld gegen Reichenbach bis gen Hirschfeld, davon ein Stück Holz den Namen hat und das „Streitholz" genannt wird, allda und um dieselbe Gegend herum man hernach lange Zeit, wenn man Holz gehauen, Streue gerechnet, alte Stöcke ausgerottet, oder sonst etwas gegraben, allerhand Stück Gewehr, Harnisch und andere Dinge gefunden, wie man noch diese Stunde davon zu reden weiß.

199. Kampf zwischen Christen und Heiden im Schlachthacken bei Burg.

(Variscia, III. S. 104.)

Es wird erzählt, daß in dem Schlacht- oder Schlaghacken, einem Thale, welches an den Streitwald stößt, ein mörderischer Kampf zwischen den Christen und Heiden (Sorben) stattgefunden habe. Es sind daselbst viel Waffenstücke und Pferdeeisen ausgegraben worden.

200. Der Slavenkrieg an der Saale.

(Hahn, Gesch. v. Gera, I. S. 79.)

Im Jahre 869 wurden die verbündeten slavischen Völker von den Deutschen unter Karl und Ludwig, den Söhnen Ludwig des Deutschen, vollständig geschlagen. Von der Furchtbarkeit jenes Kampfes erzählte in der Gegend von Schwarza (zwischen Rudolstadt und Saalfeld am rechten Ufer der Saale) noch vor wenigen Jahren die Sage, daß zu gewisser Jahreszeit um Mitternacht ganze Züge von Reitern ohne Kopf längs der Saale und Schwarza auf- und niederjagten.

201. Der Slavenkrieg bei Gera.

(Hahn, Geschichte von Gera, I. S. 51—56.)

Auf der alten Burg Geraha, damals in der Gegend gelegen, die man die Häselburg nennt, lebten zwei slavische Fürstenbrüder und theilten sich in die Herrschaft. Der ältere der Brüder hatte einen Sohn; der jüngere aber hatte sich mit der Tochter eines Czechenhäuptlings verlobt und die Braut war bereits in der Burg angelangt, da in wenigen Tagen die Vermählung gefeiert werden sollte, als das Frankenheer unter Rudolph und Dagobert mordend und Verderben bringend heranstürmte. Die beiden Brüder zogen mit ihren Kriegern den Franken entgegen, und der Eine ließ den Sohn, der Andere die Braut in der Burg zurück. Das Sorbenheer zog auf der Höhe nach Ronneburg zu, wurde aber von den Franken geschlagen und mußte nach dem Bramenthale hin zurückweichen. Hier stellte es sich noch einmal auf, doch fielen nach verzweifeltem Kampfe seine beiden Fürsten. Schon wollte sich das kleine Häuflein der Sorben voll Verzweiflung in die Flucht stürzen, als auf einmal ein kleines Sorbenheer, angeführt von dem jungen Sohne des gefallenen Fürsten, auf dem Kampfplatze erschien. Dem Knaben hatte es keine Ruhe gelassen und mit der ganzen Besatzung der Burg war er seinem Volke zu Hülfe geeilt. Jetzt dachte kein Sorbe mehr an die Flucht, jeder war ein Held geworden, so daß die Franken jetzt vollständig geschlagen wurden. Sie wurden, so meldet die Sage, am Ausgange des Bramenthals nach der Elster zu bis auf den letzten Mann erschlagen, selbst Rudolph und Dagobert waren unter den Gefallenen. Als man am andern Morgen am Zaufensgraben auf zwei Holzstößen die gefallenen Sorbenfürsten verbrannte, stürzte sich der Sohn des Einen und des Andern Braut in die Flammen und fanden den Tod darin. Man sammelte die Ueberreste in Urnen, legte den Schmuck, den die Lebenden getragen hatten, dazu und begrub sie. Auf die Stätte wälzte man den Stein, welcher noch heute der Oelgötz heißt.

202. Der Riese Einheer zu Zwickau.

(Gräße, Sagenschatz, Nr. 544.)

In demselben Kriege, welchen Karl der Große gegen die Wenden führte, und wo die Schwanhildis mit ihren Schwanfeldern demselben treulich diente, lebte zu Zwickau ein Riese,

namens Einheer (eigentlich hieß er Aenotherus), ein Schwabe, gebürtig aus dem Thurgau in der Schweiz. Der watete durch alle Gewässer und brauchte über keine Brücke zu gehen, so groß war er. Sein Pferd zog er am Schwanze nach und sprach allezeit: „Nun, Gesell, du mußt auch nach!“ Der machte auch den Krieg Karls gegen die Wenden mit und mähete die Leute wie Gras nieder, hing sie an seinen Spieß, und trug sie so über der Achsel wie Hasen und Füchse. Da er nun wieder heimkam und sein guter Geselle und Nachbar fragte, was er ausgemacht hätte und wie es ihm im Kriege ergangen sei, sagte er aus Unmuth und Zorn: „Was soll ich von diesen Fröschlein sagen? Ich trug ihrer sieben oder acht an dem Spieße über der Achsel und weiß gar nicht, was sie quacken; es ist der Mühe nicht werth, daß der Kaiser so viel Volk wider die Kröten und Würmer zusammengebracht hat.“ Es flohen ihn aber alle Feinde und Wenden und meinten, er sei der lebendige Teufel.

203. Der hohe Schwarm bei Saalfeld.

(Aug. Witzschel, Sagen aus Thüringen (1866), S. 202.)

Die Sorbenburg bei Saalfeld, auch der hohe Schwarm genannt, soll ehedem ein königlicher Sitz und eine Festung der Sorben gewesen sein. Sie war mit tiefen Gräben, hohen Wällen und Mauern umgeben, wovon jetzt freilich wenig mehr zu sehen ist. Ehe die Sorben diese Burg erbauten, ließen sie eine weiße Taube mit Schellen oder Glöcklein auffliegen, um aus deren Flug und Niederlassung den Ort zu erkennen, wo die Burg sollte angelegt werden. Die Taube setzte sich auf eine hohe Eiche und so wurde der Platz, darauf die Eiche stand, zur Festung erwählt. Als man aber den Grund legen und die Eiche umhauen wollte, flog ein großer Bienenschwarm aus derselben heraus und hing sich an den Baum und deshalb ist das Schloß der hohe Schwarm genannt worden. Früher soll diese Burg vier Thürme gehabt haben und zwischen diesen habe ein Haus in Ketten gehangen. Jetzt sind nur noch zwei Thürme vorhanden.

Anmerk. Die Bienen galten schon bei den Griechen als Bild der Segensfülle und des Fleißes, der bürgerlichen Ordnung und Vaterlandsliebe. Der Honig, den sie bereiten, ist gleich der Milch die erste Lebensspeise; Bienen waren des Zeus erste Nährerinnen, und die Priesterinnen der Demeter hießen Bienen (Melissae). — Wenn sich Bienen an einen ungewöhnlichen Ort setzen, so bedeuteten sie gewöhnlich Unglück. — Jedenfalls war auch bei den slavischen Völkern die Biene von hoher Bedeutung.

204. Der Kessel bei Saalfeld.

(Witzschel, a. a. O. S. 203.)

Es ist auch über Saalfeld ein Ort im Walde, der Kessel genannt, ein Platz bei der hohen Eiche, wo die Sorben ihr Gericht sollen gehalten haben, daher der Ort noch das wendische Gericht heißt. Man hat sonst auch noch steinerne Tische und Bänke in der Erde befestigt gesehen und an einer alten Eiche nicht weit davon hat eine verrostete Kette gehangen zur Bestrafung der Missethäter.

205. Wie die Herren von Römer zu Zwickau zu ihrem Wappen gekommen.

(Nach einer alten handschr. Chronik d. St. Grimma von Georg Krell in Gräßes Sagenschatz, Nr. 552.)

Ist um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein Eseltreiber zu Zwickau in der Mühle gewesen, dem hat Einer ein Kuxwerk geschenkt, das erstlich nicht viel getragen, also daß er es auch fahren lassen wollte, weil er kein Vermögen hatte es zu erhalten. Da nun die Bergleute Zubuße haben wollten, haben sie ihn getröstet und gesagt, Gott der Herr werde in Bälde einen großen Schatz aufthun, was auch kurz darauf geschehen ist, also daß der Eseltreiber nicht allein bei diesem Kuxe geblieben, sondern auch noch viele andere dazu gekauft, wodurch er mächtig reich geworden, daß die Silberkuchen in seinem Hause wie Stücken Blei neben einander gelegen und täglich auf Schleifen die Straße nach Zwickau geführt wurden, davon dieselbige Straße bis auf den heutigen Tag die Silberstraße genannt wird. Nun ist aber zu wissen, daß zu Zwickau in jener Zeit eine Münze gestanden hat und täglich gemünzt worden ist. Weil aber des Silbers damals zu viel gewesen, hat dieser Römer, so ein kleines Männlein gewesen, zu sich gesagt: Wol ist ein reicher Mann auch wol ein armer Mann, weil ich mein Silber nicht einmal gemünzt haben kann! Darum ist er bei sich darüber zu Rath gegangen und hat drei Lastwagen mit Silberkuchen beladen und beschlossen, dieselben nach Nürnberg zu führen, wo ein sehr reicher Rath sein sollte. Als er nun nicht weit von dieser Stadt, sind ihm etliche Kaufleute begegnet, welche er gar einfältig gefragt, ob sich der Markt auch wol anlasse. Aber diese haben ihn verlacht und gesagt: Dieser alte Narr kömmt zu Markte, da derselbe schon aus ist, er wird

den Weg wieder nach Hause zurückmachen müssen. Er hat das nicht groß geachtet, sondern hat sein Vorhaben dem Kämmerer angezeigt und gefragt, ob wol ein Ehrenvester und Wohlweiser Rath ein Stück Geld für ein Stücklein Silbers, so einen Centner schwer, geben wolle. Da haben sie gesagt, ja wohl, wenn nur das Silber vorhanden und zwar das recht viel wäre. Darauf hat er gesagt, er habe ein solches Stücklein, wenn sie es sehen wollten. Da antworteten sie, er solle sie zufrieden lassen, wo er es denn hernehmen wolle? Doch endlich auf sein Anhalten ist Einer von ihnen mit ihm gegangen, dem hat er ein Stücklein Silber gewiesen und nach der Probirung, als jener gesehen, daß es gediegen Silber gewesen, hat er ihm noch ein Stücklein gezeigt und gesagt, so ihm Geld dafür zugewogen werde, wollte er es allda lassen. Da hat der Kämmerer gesagt: Ja, Herr, wenn es mehr wäre, so könnte es ein Rath der Stadt Nürnberg wohl thun! Darauf hat er ihm die drei Wagen mit Silber beladen gezeigt und gesagt, er habe dessen noch mehr. Darüber ist der Kämmerer sehr erschrocken und hat nicht gewußt, wie er mit ihm daran sei, hat aber gesagt, er wolle es dem Herrn anzeigen. Nach diesem ist ihm für so viele Centner Silber, als er gehabt, eben so viel gemünztes Geld zugewogen, er von ihnen zu Gaste geladen und herrlich tractirt und für einen gnädigen Herrn titulirt und geehrt worden. Als er nun seine Waare losgeworden, ist er wiederum mit seinen drei Wagen mit Geld beladen nach Zwickau gekommen. Darauf hat aber Herzog Albrecht von Sachsen zu ihm geschickt, ob er ihm auf seiner weiten Reise zum h. Grabe mit etlichen tausend Gulden dienen könne, worauf er dann zurückgemeldet hat, dafern es seiner fürstlichen Gnaden gefällig, so wolle er selbst mit, welches denn auch geschehen, und hat dieser Römer seinen Fürsten mit 150 Pferden bis zum h. Grabe und dann wieder anheim freigehalten und endlich quittirt, welche Reise ohne Zweifel eine stattliche Summe Geldes wird gekostet haben. Darum ist er beim h. Grabe zum Ritter geschlagen und er und die Seinen edel gemacht worden. Zum Zeugniß führen die Römer, so in Zwickau wohnen, eine Eselspeitsche (nach Andern einen Pilgerstab) im Wappen. Auch hat dieser Römer ein gewaltiges Haus am Markte, eine Gasse lang, nach der Mulde zu, und das Kaufhaus am Markte nebst dem Kornhause am Schlosse gebaut, das Kaufhaus dem Rathe und das

Kornhaus dem Fürsten geschenkt, auch dem Rathe noch viele andere Güter geschenkt und sonst noch etliche tausend Gulden dazu geliehen, also daß sie nur Söhnen seines Geschlechts, so diese in die Schule gehen und studiren würden, von den Zinsen erhalten sollten, damit es ihren Aeltern nichts koste, sie möchten studiren wo sie wollten.

206. Die Herren von Gera erhalten einen Jagdhundskopf ins Wappen.

(Hahn, Gesch. von Gera, I. S. 310.)

Ludwig der Bayer (von 1314—1347 deutscher Kaiser) hatte einer bei Lobenstein veranstalteten Jagd beigewohnt und bei dieser Gelegenheit seinen Lieblingshund verloren. Ein junger Herr von Gera fand später das Thier nahe am Lobensteiner Schlosse auf einem Steine liegend, und brachte es dem Kaiser zurück. Derselbe war darüber so erfreut, daß er dem Herrn von Gera einen Hundskopf ins Wappen gab.

207. Der Ursprung des Namens Reuß.

(Nach Paccenstein, Theatrum Sax. in Gräßes Sagenschatz d. K. Sachsen, Nr. 221.)

In einer alten Handschrift des Klosters Bose vor Zeitz steht folgende Geschichte, welche besagt, warum die Fürsten Reuß den Namen Reuß von Plauen, Gera und Weida führen.

Als im Jahre 1228 Kaiser Friedrich II. mit König Andreas von Ungarn, König Primislaus von Böhmen, Erzherzog Leopold von Oestreich und andern Fürsten und Herrn eine große Heerfahrt wider die Saracenen unternommen, ist auch Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, der h. Elisabeth Gemahl, mitgezogen und hat einen Herrn von Gera oder Plauen, dessen Name aber sonst nicht weiter angegeben wird, bei sich gehabt. Zwar ist der Landgraf zu Brundusium Todes verblichen, allein nichts destoweniger sind seine Ritter unter ihren Obersten mit weiter gezogen, aber nachmals in einem harten Scharmützel vor Ptolemais der Herr von Gera und der Graf von Gleichen von den Saracenern gefangen und in ferne Oerter verschickt worden, bis nach 12 Jahren ersterer durch einen reußischen (russischen) Kaufmann losgekauft und als leibeigener Sclave nach Rußland geführt, der Graf von Gleichen aber durch eines saracenischen Herrn Tochter auf gleiche Weise befreit worden, also daß Beide wiederum

wunderbarer Weise heim zu den Ihrigen gekommen sind. Nachdem nun der Herr von Gera lange als Sclave in Rußland gehalten worden und viel Ungemach hat ausstehen müssen, ist von dem Großfürsten ein eiliges Aufgebot wegen des Tartaren-Einfalls (1232) ergangen, und hat jener auch mit ins Feld ziehen müssen, es sind jedoch die Russen überwältigt worden und haben ihn die Tartaren, da er ihre Aufmerksamkeit durch seinen ritterlichen Widerstand erregt, nicht getödtet, sondern zu einem ihrer obersten Fürsten, Hoccata genannt, gebracht. Der hat ihn gut gehalten und hat er mit ihm gen Schlesien ziehen müssen; als die Tartaren aber, nachdem sie den frommen Herzog Heinrich erschlagen und die Stadt Liegnitz in Brand gesteckt, wieder umkehrten, hat er, weil er beim Nachzuge gewesen, seinen Vortheil abgesehen und sich davon gemacht, ist auch bald mit Gottes Hülfe zu bekannten Freunden gekommen und hat sich in seinem russischen Habit an den Hof Kaisers Friedrich II. begeben. Hier ist er eine Zeit lang geblieben und hat sich besonders durch seine Geschicklichkeit in ritterlichen Spielen, im Ringen und Springen, so damals in Deutschland noch nicht so allgemein gewesen, ausgezeichnet. Darum hat der Kaiser großen Gefallen an ihm gefunden und ihn sehr geehrt, ihn auch oft, weil er fremde Sprachen fertig und gut hat sprechen können, an seine Tafel gezogen und sich von ihm von seinen Reisen und Schicksalen erzählen lassen. Weil er aber vor allen Hofleuten sich durch seine Länge ausgezeichnet, hat er die Gewohnheit gehabt, ihn, wenn er ihn rufen ließ, immer den langen Reußen zu nennen, und dieser Zuname ist ihm so gemein geworden, daß er sich selbst in Briefen und Titeln: Heinrich von Gera der Reuße genannt, geschrieben und diesen Namen für alle Zeiten angenommen hat.

208. Warum die Fürsten Reuß den einzigen Taufnamen Heinrich führen.

(Nach Paccenstein, Theatr. Sax. in Gräßes Sagenschatz, Nr. 222.)

Der Grund, warum die Familie der Reuße nur den einen Taufnamen Heinrich führt und zum Unterschiede der einzelnen Personen blos die Zunamen: der Aeltere, Mittlere und Jüngere nach ihres Leibes Länge und Gestalt oder ihrer Zahl beifügt, ist folgender:

Es hat einst ein Herr von Plauen um ritterlichen Ruhmes

willen sich über das Meer in ferne Lande begeben und ist in Spanien in einer Schlacht gegen die Saracenen angeblich erschlagen worden. Da ist nach etlichen Jahren, da er fast vergessen, aber auch von seinem Tode keine gewisse Nachricht gekommen war, Einer, so ihm an Gestalt, Reden und Geberden allerdings ähnlich gewesen, an den Tag gekommen, hat sich für ihn ausgegeben und durch allerhand Nachrichten und Wissenschaft den Verwandten und Freunden sich also dargethan, daß Jedermann glauben können, er sei der rechte und verloren geglaubte Herr, ist ihm auch sein Antheil an der Herrschaft eingehändigt worden, worauf er sich verheirathet und Kinder gezeugt hat. Als aber endlich der Betrug durch Schickung Gottes an dem Orte, wo der rechte Herr erlegt und begraben war, ausgekundschaftet und der Betrüger zur gebührenden Strafe gezogen worden, da haben die Herrn Geblütsverwandten sich unter einander verglichen, künftig nur einen einzigen Taufnamen zu gebrauchen, und ist dieser Brauch auch bis dato geblieben.

209. Ursprung des Schlosses Voigtsberg.

(Jahn, Chronik d. Stadt Oelsnitz, S. 105. Darnach in Gräße, Sagenschatz, Nr. 558.)

Das alte Schloß Voigtsberg bei Oelsnitz soll ursprünglich vom Drusus erbaut worden sein, wie aus einem an der Wand der ehemaligen Amtsstube befindlichen lateinischen Distichon hervorzugehen schien, das also lautet:

Castra locans Drusus, hic praetoria nomina monti
Fecit, posteritas servat et ipsa sibi.

Diese Verse hat vor langer Zeit ein deutscher Reimschmied am Schloß also wiedergegeben:

Drusus der edle Römisch Voigt,
Erbawet diesen Berg in Noht,
Da er Kriege im Deutschland pflag,
Voigtsberg heist er auff diesen Tag,
Darnach ward von jhm recht genant
Die Gegend, vnd heist Voigtland.
Die Burg die blieb eine lange Zeit,
Wie durch die Schrifft wird ausgeseit,
In des Römschen Keysers Gewalt,
Hernach wurde sie zugezalt,
Einer edlen Herrschafft lobesan,
Die gewan von Voigtsberg jhrn Nam,

Die Burg die stund viel manche Jahr
In ihrer (der Herren von Plauen) Hand ohn all Gefahr.
Biß dreyzehnhundert Jahr nach Christi Geburt,
Sechs vnd funffzig, am Sontag Laurenti fuhrt
Dann ist sie an die Landesfürsten kommen;
Friedrich und Wilhelm haben sie eingenommen (1356).
Thüring, Meißen vnd Osterland
Stund die Zeit alls in jhrer Hand,
Die Pfaltz zu Sachsen auch dazu,
Sie erhilte den Landen Fried vnd Ruh,
Gott in welchs Händen alles steht,
Wohl segnen ihr Posteritet.

210. Die drei Raubschlösser bei Adorf.

(Jahn, Chronik v. Oelsnitz, S. 123.)

Nach einer gemeinen Sage haben anfänglich um Adorf drei Raubschlösser gestanden, und zwar das eine auf dem alten Haus, wobei das merkwürdige Treffen 1546 im schmalkaldenschen Kriege vorgefallen sein soll; das andere sei gewesen zu Schönfeld, wo man den Wall noch lange hernach sah, und das dritte habe gestanden in der Römendengrün hinter der Sommerleithen.

211. Das Schloß auf dem Gleitsch bei Obernitz.

(Brückner, Landeskunde des Herzogthums Meiningen, II. S. 648.
(Witzschel, Sagen aus Thüringen, S. 207.)

Auf dem Gleitsch oberhalb des Dorfes Obernitz am rechten Saalufer hat der Sage nach ein Schloß mit vergoldetem Thore und hohen Thürmen gestanden, das vom Blitze zerstört wurde.

212. Das Stammschloß der Familie von Thümmelsburg.

(Hahn, Gesch. v. Gera, II. S. 1166.)

Bei Rüdersdorf und Stübnitz liegen die beiden Thümmelsberge. Von beiden geht die Sage, daß sie vor Zeiten Burgen getragen hätten; eine derselben soll Thümmelsburg geheißen haben und das Stammschloß der Familie von Thümmelsburg gewesen sein.

213. Das Burgstättel.

(Hahn, a. a. O. II. S. 1171.)

Bei Stübnitz am Reichhardtsdorfer Grunde heißt ein Berg „Burgstättel“. Nach der Sage soll hier vor grauen Zeiten eine Burg gestanden haben.

214. Die Stiftung des Klosters Mildenfurth bei Weida.

(Limmer, Entw. einer urkundlichen Geschichte d. Voigtl. I. S. 270.)

Heinrich der Reiche, Voigt von Plauen, schlug in seiner Jugend über dem Spiele seinen Bruder Bernhard mit einem Thorflügel, daß dieser von der erlittenen Quetschung als gebrechlich sterben mußte. Diese Sache beunruhigte später sein Gewissen immer; und so kam es denn auch, daß, als er bei Kaiser Heinrich VI., wie dieser im Jahre 1190 von der Belagerung Braunschweigs zurückkehrte, zu Magdeburg war, und seine Herberge bei den dasigen Regelherren hatte, ihm nachts am Marientage träumte: als würde er wegen dieses Mordes öffentlich vor kaiserlichem Gerichte angeklagt und zum Tode verdammet. In dieser Angst schrie er wirklich im Schlafe so laut zur Mutter Gottes, daß ihn Niemand zu ermuntern vermochte, sondern er träumte fort, wie die heilige Jungfrau, in Begleitung einer weißen Schaar von Heiligen und Prämonstratenser-Mönchen aus St. Marien-Kirche kommend, sich zum Throne des Kaisers genahet und Maria ihm versichert habe, daß sie, wenn er Almosen geben würde, für ihn bitten wolle; und so habe er im Traume die Stiftung eines Prämonstratenser-Klosters zur Ehre der heiligen Jungfrau versprochen, welches er auch, auf des magdeburgischen Erzbischofs Ludolph Ermahnen, wachend gehalten, und von dem Kaiser die Bestätigung darüber erhalten hat. Dies geschah im Jahre 1193.

215. Der Ursprung der Stadt Zwickau.

(Nach T. Schmidt, Chronica Cygnia, 1656, in Gräße, Sagenschatz d. K. Sachsen, Nr. 540.)

Ueber den Ursprung der Stadt Zwickau existiren verschiedene Sagen. So erzählen Einige, der erste Erbauer derselben sei Cygnus, ein Sohn des Hercules gewesen, dem in jener Gegend vor Alters göttliche Verehrung gezollt worden. Andere sagen, ihr Gründer Cygnus sei ein Kriegsoberster des Arminius, des Besiegers des Varus, gewesen, dem jener Landstrich von seinem Fürsten zur Belohnung für seine Tapferkeit überlassen worden. Wieder Andere berichten, der Name komme von der Fürstin Swanhildis her, die Karl dem Großen so muthig gegen die Wenden beigestanden, und habe der Kaiser aus Dankbarkeit die ganze Gegend von der Mulde bis zur Pleiße nach ihr benannt, daß sie also Schwanenfeld (Cygnea) fortan geheißen. Am alten Rath-

hause war ihr und des Cygnus Bild mit folgenden Versen angebracht:

Der Cygnus ein sehr tapffer Held
Vnd Herr im gantzen Schwanenfeld,
Diese seine vornemste Stadt
Nach ihm Cygneam genannt hat. Circiter annum Christi 700.
Der letzte Zweig aus Cygni Geschlecht,
Jungfrau Schwanhildis hie herrschet recht,
Vnd weil nach ihr kein Erbe war,
Kam ihr Land an's Römische Reich gar. Anno Christi 809.

Nach einer andern Ansicht habe der Kaiser bei Erbauung der Stadt drei Schwäne schwimmen sehen und daher der Stadt den Namen Schwanenfeld gegeben. Seit Kaiser Heinrich I. hieß die Stadt aber Zwickau, angeblich weil, als er die Stadt besah und sie viel kleiner fand, als er gedacht, er sagte: Cygnea, Cygnea, du bist gar sehr verzwickt, du sollst fürder Zwicke heißen! Weil nun aber die Bürger von Zwickau Kaiser Heinrich III. gegen die Böhmen mannhaft beigestanden, hat er ihnen einen Freiheits- oder Gnadenbrief gegeben und ihnen darin gestattet, nach Art der Ritter Zwickelbärte zu tragen, und von diesen Bärten leiten ebenfalls Einige der Namen der Stadt ab.

216. Die Entstehung von Plauen.

(Metr. in Fr. Rödiger, Sagenklänge, S. 122. Darnach bearbeitet von J. Schanz in Gräße, Sagenschatz, Nr. 568.)

Ein Hirtenknabe mit Namen Johannes fand ein Hirtenmädchen, wie dasselbe vor zwei himmelblauen Blumen kniete. Um dieselben zu pflücken, mußte es zum Genossen einen unschuldigen Knaben haben. Er trat hinzu und bot ihr seine Hülfe an. Da knieten sie Beide vor den blauen Blumen hin und begannen sie aus dem Schooße der Erde zu heben. Es gelang, und sie reichte ihm die ihre dar und er ihr die seine, und sie schlossen allda einen Herzensbund. — Bald prangte an dem Orte, wo die Wunderblume geblüht, ein Kirchlein mit zwei Thürmen, dem heiligen Johannes geweiht, zu dem von Nah und Fern die Leute strömten und sich anbauten. Den blauen Blumen zum Gedächtniß ward der Ort „Blauen" genannt, woraus später „Plauen" ward.

217. Der Ursprung von Markneukirchen.

(Crasselt, Versuch einer Chronik v. Markneukirchen (1821), S. 5 u. 6.)

Wie die Tradition erzählt, so soll Neukirchen anfangs nur aus 17 Häusern (andere Nachrichten sagen, nur aus 3) bestanden haben, und blos eine Niederlage für Kaufmannswaaren gewesen sein, welche von Leipzig daher und dann weiter ins Ausland verführt worden wären. Aus dieser Ursache habe man die hiesigen damaligen Bewohner „die erbare Kufmannschaft zu Nüwenkircken“ genannt. Da, wo des Weißbäcker Otto's Wohnhaus am Markte (Marktbäcker genannt) steht, soll der Gasthof gewesen sein, und es soll von da quer über die Gasse, nach des Herrn Stadtvoigt Glier und der Frau Wittwe Schatzin Häusern zu, ein überbauter Gang nach den Pferdeställen geführt haben, welche eben da, wo erwähnte Bürgerhäuser sich befinden, gestanden hätten. Endlich wäre das Waarenniederlagegebäude unter dem erwähnten Gasthofe, wo jetzt das Heberleinische, jetzt Müllersche Haus steht, gewesen.

218. Die Entstehung von Schöneck.

(I. Mündlich. II. Metr. in Ziehnert, Sachsens Volkssagen. II. S. 89. Bearbeitet in Gräße a. a. O. Nr. 564.)

I. Emigranten aus Böhmen kamen in die Gegend von Schöneck. Da gefiel es ihnen so wohl, daß sie ausriefen: Das ist eine schöne Eck', hier wollen wir uns anbauen! Und sie gründeten einen Ort, aus dem später eine Stadt wurde, und nannten ihn wegen der Schönheit des Platzes, auf dem er gegründet wurde, Schöneck.

II. Einst soll der kaiserliche Landvoigt Heinrich Reuß (der Reiche um 1140—50?) auf der Jagd von seinem Gefolge getrennt worden und auf ein Bärenlager gestoßen sein. Die für ihre Jungen besorgte Bärin sprang auf sein Roß los, dasselbe stürzte von ihrem wüthenden Angriff zu Boden, und es würde um den Landvoigt geschehen gewesen sein, da sein Schwert beim Sturze zerbrach, wäre nicht ein junger Köhler auf sein Hülferufen herbeigeeilt und hätte das wüthende Thier von hinten mit seinem Schürbaum erschlagen. Der Voigt erlaubte nun seinem Retter, sich eine Gnade auszubitten, und derselbe gestand ihm, er möchte gern ein Mädchen, das er liebe, heimführen; doch sei er zu arm, und er bitte deshalb um einen Platz, wo er sich ein

Häuschen bauen könne, und um Holz dazu. Da lachte der Reuß und sagte ihm, er möge in seinem Lande sich aussuchen, welchen Platz er wolle, wo er sich ein Haus bauen möge; Holz möge er aus dem nächsten Walde nehmen und Steine brechen, so viel er brauche, und so ihn Jemand nach seinem Rechte fragen werde, dem solle er diesen seinen Ring und sein zerbrochenes Schwert, welches er ihm einhändigte, vorzeigen. Darauf zog der Köhler lange mit seinem Mädchen im Voigtlande herum und nirgends wollte denselben ein Platz passend erscheinen; endlich kamen sie auf einen hohen Berg voll Wald und üppigem Graswuchs, da rief das Mädchen: Das ist ein gar schön Eckchen, da kann man weit ausschauen, da wollen wir bauen! Und so geschah es auch. Der Köhler baute sich ein Häuschen und brannte einen Meiler an, und nach und nach zogen auch andere Leute dahin und baueten sich um das Häuschen herum an, und so entstand nach und nach ein Flecken, den hieß man zum Andenken Schöneck.

219. Die Entstehung des Namens Lobenstein.

(Hahn, Gesch. v. Gera, I. S. 310.)

Als der deutsche Kaiser Ludwig der Bayer einer Jagd in der Gegend von Lobenstein beiwohnte, und nach derselben sein dabei verloren gegangener Hund von einem Herrn von Gera gefunden wurde (s. Nr. 206), soll der Kaiser beim Anblicke des Steins, auf welchem der Hund lag, gerufen haben: „dieser Stein ist zu loben!“ worauf denn der Name Lobenstein entstanden sei.

Anmerk. Der Name Lobenstein kommt bereits in Urkunden vor, ehe Ludwig der Bayer zur Kaiserwürde gelangte.

220. Die Entstehung von Gera.

(Hahn, Gesch. v. Gera, I. S. 21.)

Gera soll, wie die Sage berichtet, aus einzelnen Fischerhütten entstanden sein.

221. Die Entstehung des Namens Reichenbach.

(Mündlich. Schumann, Lexicon von Sachsen, IX. S. 34.)

In ältern Nachrichten wird Reichenbach eine Bergstadt und eine Goldwäsche genannt, weil man, so wie in der nicht weit von hier fließenden Göltzsch, auch in einem durch die sogenannte Altstadt fließenden kleinen Bache, Seifenbächlein genannt, Gold

gewaschen oder geseift haben soll. Weil die Ausbeute an Gold damals eine sehr reiche war, so nannte man den Ort an dem Seifenbächlein: Reichenbach.

222. Die Entstehung des Namens Naila.

(Hübsch, Gesch. d. St. u. d. Bezirks Naila. 1863. S. 2.)

Es wird erzählt, ein Jäger habe an der Selbitz auf einer Aue ein großes Ei gefunden, und als später daselbst eine Ansiedlung entstand, nannte man dieselbe „Eilau", später Naila. Man hat sogar im Thurme ein Ei aus Stein ausgehauen.

Nach Anderen soll die Anlage des Ortes ursprünglich eine eiförmige gewesen sein. Aus dem in Folge dessen entstehenden Namen „Eilau" wurde durch Vorschlag des 'N (d. h. ein) die Benennung Neila oder Neilau.

223. Die Gründung und der Name von Resau.

(Ernst, Geschichte u. Beschreib. des Bezirks u. d. Stadt Hof, S. 150.)

Wo Resau steht und in dessen Umgebung war Reichswaldung und dieselbe wurde vom Kaiser Karl IV. denen von Kotzau, welche Reichs-Vasallen waren, unter der Bedingung geschenkt, daß sie einen Ort gründen und ihn „Rehsau" benennen sollten, weil er selbst in dieser Gegend ein Reh und eine Sau schoß. Dieses von Kotzau'sche Geschlecht gründete nun Rehsau und legte zuerst ein Hammerwerk an, wovon noch Spuren vorhanden sind, und erbaute auch ein Schloß dort.

224. Die Entstehung des Ortsnamens Steben.

(Hübsch a. a. O. S. 88.)

Steben (Stefe, Staben, Stäben, Steeben) soll seinen Namen von den Stab- oder Zerrennfeuern erhalten haben, die ehedem hier standen und dem Orte sein Dasein gaben. Schon 1029 sollen sechs solche Feuer daselbst gewesen sein; und hier schmolz bereits die wendische Bevölkerung der Gegend ihr Eisen und verarbeitete es.

225. Der Ursprung des Namens Schwarzenbach an der Saale.

(Ernst a. a. O. S. 136.)

Einige meinen, Schwarzenbach habe von der Saale, die man dort auch den schwarzen Bach genannt habe, den Namen erhal-

ten; allein besser leitet man denselben von den Schwarzen, einer wendischen Nation und der wendischen Endsilbe ach her.

226. Die Entstehung des Namens Wohlbach.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Das Dorf Wohlbach bei Schöneck heißt richtiger „Wahlbach“, weil, als bei Einführung der Reformation die an dem gleichnamigen Bache Wohnenden sich in Bezug der Parochie anders vertheilten, der durch Wohlbach und Hermsgrün fließende Bach die Leute schied und die Wahl der Kirche bestimmte. So ists gekommen, daß die Hermsgrüner auf dem linken Ufer des Baches Adorf wählten und heute noch dahin gehören, und daß die auf dem rechten Ufer des Baches Wohnenden Marienei als ihr Kirchdorf wählten; erst in neuerer Zeit sind diese aus der Marieneier Kirche in die zu Wohlbach gewiesen worden.

227. Der Ursprung des Dorfes Langenschade.

(Grimm, Deutsche Mythol. 3. Ausg. S. 505. Witzschel, Sagen aus Thüringen S. 199.)

Bei Saalfeld liegt das Dorf Langenschade, das nur vierundfünfzig Häuser zählt und doch eine kleine Stunde lang ist, weil sie einzeln in einer Reihe liegen. Der Teufel flog, Häuser in einer Schürze tragend, durch die Luft; ein Loch der Schürze ließ unvermerkt eins nach dem andern herausfallen. Als es der Teufel rückwärts blickend gewahrte, rief er aus: „Das ist Schade!“

Anmerk. Aehnliche Sagen finden sich in der Lausitz; s. Haupt a. a. O. S. 103 u. 104. Bei Haide-Gersdorf verliert der Teufel Steine, die er in einem Sacke durch die Luft trägt; beim Dorfe Scoda aber einen von den kleinen Herren, die er in der Niederlausitz säen will. Aergerlich darüber sagt er: to je scoda, das ist schade! und davon hat dann jenes Dorf den Namen erhalten.

228. Der Ursprung des Namens Carlsgasse.

(Krenkel, Blicke in die Vergangenheit der Stadt Adorf S. 33.)

Der zu Jugelsburg gehörige und unmittelbar an Adorf grenzende Ort Carlsgasse soll seinen Namen davon tragen, daß Kaiser Carl V. am Osterdinstage, den 13. April 1547, in der Nähe von Adorf übernachtete.

Anmerk. Im Jahre 1586 wird der Ort Canalgasse geschrieben, welches Wort dann vielleicht von Canis oder Kahnes abzuleiten wäre. (Krenkel a. a. O.)

229. Die Häselburg bei Gera.

(Hahn, Geschichte von Gera, I. S. 291.)

Die Häselburg in Gera, jetzt ein bergiger Stadttheil, war der Platz, auf dem die alte Burg Geraha gestanden hat. Diese wurde im Volksmunde wegen des Haselgesträuchs, von dem sie umwachsen war, nur die Häselburg genannt. Nach einem alten Manuscripte soll sie so genannt worden sein „wegen der kleinen Häusel, die daselbst gestanden“ hätten.

230. Die Entstehung von Ernsee bei Gera.

(Hahn, Geschichte von Gera, II. S. 1156.)

Nach der einen Sage sollen die Bewohner der jetzigen Wüstung Pottendorf, als deren Ansiedelung zerstört worden war, sich hier angebaut, und weil sie nach längerem Umherirren diese Höhe gewählt, dieselbe dann „Irrenshöhe“, woraus später Ernsee entstand, genannt haben.

Eine andere Sage giebt an, daß an dieser Stelle vor vielen hundert Jahren ein frommer Einsiedler gelebt habe. Eines Tages seien zwei Fräulein, die sich in dem ungeheuren Walde vom Ostersteine weg verirrt gehabt, zu dem Eremit gekommen und er habe ihnen als erstes Wort die Frage zugerufen: „Irren Sie?“ (Erren See?) Die Burgfräulein, als Dank für ihre Rettung, hätten an dieser Stelle eine Kapelle errichten lassen und ihr den Namen „Errensee“ gegeben.

Es wird auch berichtet, daß auf dieser Höhe eine geheiligte Irmensäule gestanden und dem später dort entstandenen Orte den Namen „Irmenshöh“, was sich dann zunächst zu „Irnshe“ umgewandelt, gegeben habe.

Auch wird gesagt, daß in früherer Zeit ein heiliger See auf dieser Hochebene sich befunden und gleich der Irmensäule Verehrung genossen habe. Als Ueberrest von diesem See betrachtet man den zwischen der Försterei und dem Waldschlößchen noch bestehenden Teich.

231. Die Gründung Neuendorfs.

(J. Schanz in Gräße, Sagenschatz, Nr. 594.)

Von der Gründung Neuendorfs geht folgende Sage: Es waren in alten Zeiten zwei Ritter, die hatten Geld vollauf und wußten

nicht, was sie damit anfangen sollten. Gern hätten sie ein schönes Schloß gebaut, aber kein Ort erschien ihnen dazu recht passend. Da kamen sie denn endlich mit einander dahin überein, ihr Geld auf Esel zu laden und da, wo diese sich niederlassen würden, ein Schloß zu erbauen. — Die Esel gingen fort über Berg und Thal, und die beiden Ritter folgten ihnen Schritt vor Schritt. Da kamen sie endlich auf eine breite Fläche, die war leer von Wald; daselbst stand herrliches Gras, denn die Gegend war bewässert von klaren Quellen. Die Esel, welche müde von der langen Reise waren, fraßen von dem Grase und legten sich endlich nieder. Da holten die Ritter am andern Tage Leute herbei, und bald erhob sich mit weitstrahlenden Zinnen das Schloß Neuendorf. Die Ritter sollen von Reibold geheißen und lange Zeit das Schloß besessen haben.

232. Die Entstehung von Hauptmannsgrün.

(Mitgetheilt von Magnus Köhler in Reichenbach.)

Auf dem Rittergute Neumark lebte vor ungefähr 200 Jahren ein Hauptmann von Römer. Als derselbe von den herumstreifenden Kriegshorden aus seinem Schlosse vertrieben wurde, flüchtete er sich in den früher sogenannten Hartmannsgrüner, jetzt Hauptmannsgrüner Wald, und fand daselbst in einer Mühle gastliche Aufnahme und einen Zufluchtsort. Als sich nun die Kriegshorden wieder verloren hatten, wagte er auf sein Gut zurückzukehren, brachte dann die Mühle käuflich an sich, ließ den Wald zum Theil abtreiben und den Boden bebauen. Es entstand so nach und nach ein neuer Ort, den man nach dem Range des Gründers „Hauptmannsgrün" nannte. Die Mühle aber schenkte der Herr von Römer dann wieder aus Dankbarkeit ihrem ersten Besitzer.

233. Der Name von Remptendorf.

(Variscia IV. S. 86.)

Es soll früher der damals nur aus zehn Häusern bestehende Marktflecken Remptendorf zuweilen von einer Anzahl Räuber, welche sich in dem Frankenwalde unweit Lobenstein aufhielten, überfallen worden sein. Einst aber haben die Ortsbewohner unter Anführung zweier tapferer Männer die Räuber zurückgedrängt und „überrennt", daher der Name Remptendorf.

234. Der Ursprung des Ortsnamens Wustuben.

(Ernst a. a. O. S. 107.)

Der Weiler Gottwaldsreuth oder Wustuben im Amtsbezirke Hof soll einst im Kriege bis auf eine Stube verheert worden sein, daher der jetzige Name „Wustuben".

235. Die Entstehung von Conradsreuth bei Hof.

(Ernst a. a. O. S. 116.)

Der Sage nach soll ein Holzhauer mit Namen Conrad hier zuerst den dichten Wald gelichtet, ausgereutet und eine Wohnung erbaut haben.

236. Der Todtenweinbach.

(Jahn, Chronik von Oelsnitz, S. 373.)

Ein Bach, der zum obern Bezirke der voigtländischen Perlenfischerei gehört, ist der Freiberger, auch Todtenweinbach genannt. Er nennt sich also theils nach dem Dorfe Freiberg, das seitwärts von Adorf nach Roßbach hingelegen ist, theils nach einer Sage, welche erzählt, daß damals, als König Ferdinand im schmalkaldischen Kriege über Adorf herein, in die Länder des geächteten Kurfürsten Johann Friedrich einfiel, an diesem Bache ein mörderisches Gefecht vorfiel, in welchem das Blut stromweis geflossen sein soll. Zum Andenken an dieses schreckliche Ereigniß heißt daher heute noch der Bach der Todtenweiner.

237. Der Mönichstein zwischen Berga und Weida.

(Rothe im 16. Jahresberichte von Hohenleuben, S. 77.)

In dem Oelsengraben an der von Berga nach Weida führenden Straße befindet sich der mit Kreuzen versehene Mönichstein. Davon geht die Sage, daß die Mönche von Weida und Mildenfurth, wenn sie nach Berga und in das sonst bei Berga gelegene Kloster Querfurth, um Messe zu lesen, allda vorbeigereist wären, jedesmal auf diesem Steine um deshalb geruhet hätten, weil der Ort in jenem Thale sehr still und angenehm gewesen sei und zwar im Frühjahre und Sommer wegen des schönen Vogelgesanges.

238. Der Dachshügel bei Groß-Drachsdorf.

(29. 30. und 31. Jahresbericht von Hohenleuben.)

Auf Groß-Drachsdorfer Flur, eine Stunde von Weida, liegt auf einer Hochebene der Dachshügel. Bei dem Volke ist der

Glaube, daß auf dem Dachshügel ein Schloß gestanden habe, welches durch Feindeshand zerstört worden sei, allgemein. Da das Schloß von dem Feinde eingenommen und zerstört wurde, kam auch der Herr des Schlosses mit ums Leben. Als seine Gemahlin dies erfuhr, flüchtete sie mit ihrer einzigen Tochter durch einen unterirdischen Gang in den Wald, dessen Stelle jetzt der Auberg genannt wird. In diesem Walde sind sie dann nordwestlich fort und um die Teufelskanzel herum gegangen, haben sich unweit des Weibersteins (einer Art Steinbank am Kirchwege) von einem Felsen hinab in die Elster gestürzt und sind so umgekommen.

Anmerk. Auf Grund angestellter Nachgrabungen nimmt man an, daß auf dem Dachshügel eine sorbische Grabstätte war. Nach andern Forschern soll der Hügel ein keltisches Baudenkmal sein.

239. Der Kroatengraben bei Zickra.

(Rothe im 16. Jahresbericht von Hohenleuben, S. 75.)

Bei Zickra in der Gegend von Berga ist eine Bergschlucht, welche im Walde ein guter Versteck gewesen ist und der Kroatengraben heißt. Von diesem Orte spricht die Sagengeschichte, daß sich Kriegsvölker in derselben aufgehalten, ja sogar einmal einen Spion allda zum Tode geschleppt hätten, indem sie denselben an den Schwanz eines Pferdes gebunden haben sollen. Bei Ausrodung der Stöcke hätten die Eigenthümer in der frühern und neuern Zeit sogenannte Schwedeneisen gefunden.

Ein dergleichen Kroatengraben, in einer Holzschlucht, befindet sich auch über Berga oben bei Untergeisendorf, wo dergleichen Funde von solchen Eisen statt gehabt hätten.

240. Der Kreuzstein bei Albertsdorf.

(Rothe im 16. Jahresbericht von Hohenleuben, S. 77.)

Auf der Höhe von dem Dorfe Albertsdorf findet sich der Kreuzstein, worunter ein Befehlshaber, der bei einer im grauesten Alterthume stattgefundenen Belagerung der alten Burg Dreyfelsen (Schloß Berga) geblieben sei, begraben liegen soll.

241. Der Denkstein in Waldkirchen.

(Fickenwirth, Chronik der Stadt Lengenfeld, S. 275.)

In Waldkirchen östlich vom Fahrwege auf dem Teichdamme steht ein ungefähr 3/4 Ellen hoher Stein mit einem ausgehauenen

Thier= (Pferde=?) kopfe. Hier versank einst im 30jährigen Kriege ein durch das Dorf sprengender schwedischer Reiter im Moraste und kam darin mit seinem Pferde um.

242. Das Steinkreuz in Werda.

(Mündlich.)

In Werda bei Falkenstein steht neben der Straße gegenüber dem Pfarrhause ein altes Kreuz von Granit, wahrscheinlich aus katholischer Zeit stammend. Die Sage geht davon, daß an dieser Stelle ein vornehmer Soldat im Kampfe gefallen sei.

243. Das steinerne Kreuz zwischen Hohendorf und Schönberg.

(Mitgetheilt vom Lehrer Bräcklein in Marienei. Metr. von Rödiger, Sagenklänge, S. 57. Gräße, Sagenschatz, Nr. 602.)

1. Von Hohendorf nach Schönberg findet man ein steinernes Kreuz. Dies hat ein Bauer setzen lassen, nachdem er seinen Sohn, weil dieser ein Rind hatte zu Schaden gehen lassen, durch Zuwerfen einer Reute getödtet hatte.

2. Der Bauer Zöf in Hohendorf zog an einem Freitage frühzeitig aufs Feld hinaus, nach alter Sitte vier Stiere vor den Pflug gespannt, wie es in Egerland noch heute Brauch ist. Seine Tochter Brigitte begleitete ihn, denn sie sollte die vordern Stiere beim Ackern leiten. Sie hüpfte und sprang und lachte, daß sie fast das Lauten des Glöckleins überhörte, bei dem der Vater das Kreuz schlug. „Kind", sprach er, „wer den Freitag mit Lachen begrüßt, muß am Sonntag weinen! Es ist der Todestag Christi. Schütze dich der liebe Herr Gott!" — Gegen Mittag sprengte ein Knappe aus dem Troß des Ritters von Reitzenstein quer übers Feld, der Brigitte liebte. Er sprang vom Pferde, und führte an ihrer Statt die Stiere, indeß sie zusammen kos'ten und tändelten. Als dies der Knecht Daniel sah, ergrimmte er im Herzen; denn er liebte die schöne Brigitte nicht minder. Der Bauer hieß ihn an den Pflug treten, da er einstweilen die Schlichteule vorbereiten wollte, und dies war dem Daniel eben recht. Eifersucht und Bosheit rangen in seinem Herzen und tausend böse Wesen umringten ihn: er warf die Reute nach dem Knappen und die eiserne Spitze derselben traf ihn tödtlich, zum großen Herzeleid Brigittens und ihres alten Vaters. Am Sonntag darauf wurde die Leiche begraben und Brigitte schluchzte unter Thränen:

„Wer den Freitag mit Lachen begrüßt, muß am Sonntage weinen!“

Daniel, der Mörder, entfloh ins Weite, fand aber nirgends Ruhe. Ihm zum ewigen Brandmal steht als Merkzeichen seiner ruchlosen That ein Kreuz auf der Höhe, wo dieselbe geschah, daran die Reute bildlich eingehauen ist.

244. Das steinerne Kreuz zwischen Ober- und Unterbrambach.

(Mitgetheilt vom Lehrer Bräcklein in Marienei. Rödiger, Sagenklänge, S. 96. Schanz in Gräße, Sagenschatz, Nr. 601.)

1. Zwischen Ober- und Unterbrambach steht ein steinernes Kreuz. Dieses wurde gesetzt, weil in der katholischen Zeit ein Herr von Schirnding an jener Stelle einen Kaplan von Brambach erstochen hatte.

2. Es war mitten im kältesten Winter, als zu Ober-Brambach die Burschen und Mädels in der Spinnstube versammelt waren. Die Mädchen spannen, die Burschen spielten Karten, bis es 9 Uhr schlug. Dann flogen Karten und Spinnräder bei Seite und man belustigte sich mit allerhand Spielen und Scherzen. Da begann der Sohn des Richters die kecke Frage aufzuwerfen, wer wol am meisten tragen könne? Drei Gulden setze er zum Lohne, wenn Einer zwei Scheffel Gerste trage. Die Burschen schwiegen, ein Mädchen aber rief: „Ich will zwei Scheffel zur Mühle tragen, sie mahlen, und dann das Mehl bringen, um mir den verheißenen Lohn zu holen.“ Dem Sohne des Richters war dies ein sehr erwünschtes Anerbieten, denn er liebte das Mädchen und wollte ihre Arbeitslust durch die Wette erproben. Ihr aber ging es mit ihm ebenso, sie liebte ihn von ganzem Herzen, und die Last dünkte ihr nicht schwer, da sie seine Liebe dadurch zu gewinnen hoffte. Als die Gerste gemahlen war, und sie die zwei Säcke auf die Schulter nahm, kraute sich der alte Müller hinterm Ohr und murmelte vor sich hin: „Wer sich in Gefahr begiebt, kommt leicht darin um. Möge dir Gott und dein Glaube gnädig beistehen!“ Aber das Mädchen flog dahin, den Hügel hinan, wie wenn sie Schwingen hätte. Das Gehen im Schnee aber machte sie müde, und sie setzte sich eine Weile auf die Schränkstangen nieder, um auszuruhen. Bald schlossen sich ihre Augenlider, sie schlief ein um nicht wieder zu erwachen. Am andern Morgen fand man sie — erdrosselt. — Ihr Liebster zog, wie die

Sage berichtet, in den Türkenkrieg; auf der Stelle aber, wo die Jungfrau den Tod fand, steht noch heutigen Tages ein steinernes Kreuz, da sie auch dort begraben sein soll.

245. Die beiden Kreuze bei und in Erlbach.

(Mitgetheilt vom Lehrer Bräcklein in Marienei.)

Zwischen Gopplasgrün und Erlbach und ebenso in Erlbach selbst am Gottesacker steht ein steinernes Kreuz. Diese zwei Kreuze stammen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Als nämlich zwei Dragoner damals mit einander ins Handgemenge gekommen waren, hatten sie einander tödtlich verwundet, und es starb der Eine von ihnen an der Stelle des einen, der Andere an der des zweiten Kreuzes. Diese Begebenheit soll in den Schriften des Schloßarchivs zu Erlbach untern Theils urkundlich niedergelegt sein.

246. Das Steinkreuz in Würschnitz.

(Mitgeth. v. d. Lehrern Lucke und Bräcklein in Würschnitz und Marienei.)

An dem Wege, welcher von Unterwürschnitz nach Oberwürschnitz führt, gleich unterhalb des Kirchhofs, steht ein Steinkreuz, das ungefähr drei Fuß über den Boden emporragt. In dasselbe ist das Bild eines Schwertes, dessen Handgriff zwar noch die Form der Schwerter aus dem Mittelalter hat, dessen Spitze aber schon wie ein Reitersäbel eine Krümmung macht, eingehauen. — Es wird erzählt, daß auf dem sogenannten Husarenberge im dreißigjährigen Kriege eine Abtheilung sächsischer Husaren stand, die von dem Feinde überfallen und in die Flucht geschlagen wurde. Es blieb jedoch nur ein Soldat in diesem Kampfe, und diesem wurde das Kreuz gesetzt.

Anmerk. Es ist bemerkenswerth, daß die meisten Steinkreuze in der Nähe der Kirchen und Kirchhöfe stehen; sie mögen also wol zum Theil eine andere ursprüngliche Bedeutung haben, als die Sage angiebt.

247. Das steinerne Kreuz in Marienei.

(Mitgetheilt vom Lehrer Bräcklein in Marienei.)

Bei der Marieneier Mühle steht ein Steinkreuz. Von demselben wird erzählt, daß zu der Zeit, als noch ein Kaplan aus Oelsnitz in Marienei die Messe lesen mußte, derselbe an dieser Stelle ermordet worden sei.

248. Das steinerne Kreuz in Raun.

(Mitgetheilt vom Lehrer Bräcklein in Marienei.)

Das Steinkreuz in dem Dorfe Raun wurde an der Stelle aufgerichtet, wo in alter Zeit ein Jäger einen Bauer aus Unvorsichtigkeit erschossen hatte.

249. Das steinerne Kreuz am Gottesacker in Mylau.

(Mündlich.)

In der Zeit, da Mylau blos aus dem Schlosse und einer Mühle bestand und keine eigene Kapelle hatte, zog man von da und der Umgegend nach St. Adelheid, wo ein wunderthätiges Marienbild stand. Das steinerne Kreuz an dem Wege nach Ober-Mylau, da wo der Weg nach dem Gottesacker abgeht, soll einen Stationspunkt jener Wallfahrten bezeichnen.

250. Der Taufstein im Pechtelsgrüner Walde.

(Fickenwirth, Chronik von Lengenfeld, S. 276.)

In der südlich vom Dorfe Pechtelsgrün gelegenen Waldung liegts rechts von dem gewöhnlichen alten Fußsteige nach genanntem Dorfe in einem Fahrwege ein 4 Ellen langer und 1¼ Ellen breiter Granitstein, worauf ein Kreuz eingehauen ist. Diesen einfachen, neben einem kleinen fließenden Wasser befindlichen Stein bezeichnet die Volkssage als einen Taufstein und setzt erläuterungsweise noch hinzu, daß vor langen Jahren in Kriegsnöthen Emigranten sich in diesen finstern Wäldern verborgen gèhabt und Gottesdienst hier gehalten und den Stein als Taufstein benutzt hätten.

251. Der Denkstein zwischen Hauptmannsgrün und Waldkirchen.

(Mitgetheilt von Magnus Köhler in Reichenbach.)

Vor mehreren Jahren stand am Wege von Hauptmannsgrün nach Waldkirchen ein Stein mit eingehauener Ofengabel. An dieser Stelle soll nämlich ein Schafhirte von einigen Weibern mit einer Ofengabel erstochen worden sein. Der Hirte hatte mehr Schafe für sich behalten, als ihm zukam und als er deswegen von den Frauen zur Rede gesetzt ward, wurde er grob; es kam zu Streit und Thätlichkeiten und endigte mit dem gewaltsamen Tode des Hirten.

252. Der Herrgottsstein bei Hendelhammer.

(Ernst a. a. O. S. 143.)

Das Dörfchen Hendelhammer am rechten Egerufer ist in der Gegend durch einen Granitblock, Herrgottsstein genannt, wohl bekannt. Nach der Sage hat Jesus auf diesem Steine geruht, wodurch sein Leib in sitzender Form sich abdrückte. Wenn der Ermüdete einige Zeit in diesem Sitze geruht hat, so soll er sich wunderbar gestärkt fühlen.

253. Die Wiese am Dammsteine bei Reichenbach.

(Mündlich.)

Die Reichenbacher hatten früher da, wo sich jetzt unterhalb des Dammsteines nach dem Schießhause zu eine Wiese befindet, einen Teich, dessen Wasser aber öfters übertrat und das tiefer liegende Städtchen Mylau überschwemmte. Die Mylauer wandten sich lange vergeblich um Abhülfe nach Reichenbach. Endlich sagten die Reichenbacher: Gebt uns euren Markt, so lassen wir den Teich, der euch so viel schadet, eingehen. Dies geschah, und seit dieser Zeit hatte Mylau keinen Markt mehr, Reichenbach dagegen erhielt deren fünf.

254. Die Drangwiese bei Mylau.

(Mündlich.)

Die jetzt der Gutsherrschaft von Mylau gehörige Wiese, welche sich neben der Chaussee unterhalb des Dammsteins bis nahe an Mylau zieht, heißt die Drangwiese. Sie soll einst in großer Hungersnoth und Drangsal von ihrem Besitzer, einem Reichenbacher, um ein Laib Brot, Andere sagen, um einen leinenen Rock, verkauft worden sein.

255. Die Waldung „Reue“ bei Waldkirchen.

(Fickenwirth, Chronik von Lengenfeld, S. 275.)

Nach einer Nachricht ist die in Waldkirchner Flur befindliche Waldung, „Reue“ genannt, nebst ein paar über der Pammlersmühle gelegenen Feldparzellen einst in der Theuerung für 50 Meißner Gulden verkauft worden. Weil nun der Verkäufer es später bitter bereut hat, die Grundstücke so billig verkauft zu haben, so hat man der Waldung den Namen „Reue“ beigelegt, welchen sie noch heute führt.

256. Der Jödenkörfert bei Pahnstangen.

(Berichte aus Hohenleuben.)

Der Jödenkörfert, d. h. Judenkirchhof, ist eine große Wiese bei Pahnstangen, in deren Mitte sich ein Teich befindet. Nach der Sage sollen hier die Juden, welche im siebzehnten Jahrhunderte hier an der Pest starben, begraben worden sein.

Anmerk. „Jöden" ist vielleicht von Jette, der Riese, abzuleiten.

257. Der hohe Stein bei Erlbach.

(Julius Schanz in Gräße, Sagenschatz, Nr. 610.)

Auf dem hohen Steine stand in den Zeiten der Markomannen ein Fürstenschloß, zu dessen Füßen ein See war. Des Fürsten Tochter sollte an einen andern Fürsten verheirathet werden, sie aber liebte einen Sänger und hatte mit diesem eine heimliche Zusammenkunft, wobei sie belauscht wurden. Der Vater durchbohrte sie mit seinem Schwerte und schleuderte sie in den See hinab, der Sänger aber stellte sich der andrängenden Schaar mit seiner Harfe und seiner Wehr entgegen, bis er, auf den letzten Felsvorsprung zurückgedrängt, sich in den See stürzte. Den Leichnam der Geliebten umschlingend, sprach er einen furchtbaren Fluch über den grausamen Vater aus, und als er untersank, stürzte das Schloß und der Tempel zusammen, und der See erstarrte zu Stein. Die Trümmer des Schlosses meint man noch heute zu sehen.

258. Die Eselswiese bei Zwickau.

(Nach der metr. Bearbeitung von Ziehnert in Gräße, Sagenschatz, Nr. 551.)

Südlich von Zwickau liegt eine Wiese, die man Eselswiese nennt. Dieselbe soll einst von einem Zauberer bezaubert worden sein, der auf ihr einen gefährlichen Fall gethan, so daß, so schönes Gras und Klee darauf wuchs, sie doch von ihrem Besitzer durchaus nicht benutzt werden konnte, weil die Milch des Viehes, das von demselben fraß, so blau wie Indigo ward. Nun hatte aber nicht weit von derselben ein armer Holzmacher seine ärmliche Hütte gebaut, der, weil er drei Esel besaß, der Eselsgörge genannt ward und allgemein wegen seiner Gutherzigkeit beliebt und gern gesehen war. Der zog sich die Grasnutzung dieser Wiese zu Nutze und seine Esel wurden dick und fett davon. Einst bei

einem heftigen Gewitter pochte es des Nachts an seine Hütte, und als er die Thür öffnete, da trat eine wunderschöne Jungfrau, die trotz des Unwetters ganz trocken war, weiß verschleiert herein, rosenfarbene Sandalen an den Füßen und einen goldenen mit Diamanten gezierten Kranz auf dem Haupte. Sie setzte sich an seinen Tisch, als er ihr aber Essen und Trinken, sowie sein armseliges Binsenlager zum Schlafen anbot, wies sie beides zurück und sagte, sie bedürfe dieser irdischen Erholung niemals, und auf sein Befragen, wohin sie wolle, entgegnete sie: nach oben, wo ich herkomme. Der arme Görge legte sich hierauf verwundert nieder; als aber der Morgen anbrach, weckte sie ihn auf, um Abschied zu nehmen, und als er sie ein Stück Weges begleitete, fragte er sie, ob sie nicht zufällig die heil. Jungfrau selbst sei, sie gleiche gar zu sehr dem Bilde derselben, wie er es in den Kirchen so oft gesehen. Darauf antwortete sie: Ja, ich bin es, Du aber, guter Görge, sollst den Lohn für deine Gastfreundschaft heute Abend erhalten, wenn deine Esel von der Weide zurückkehren. Damit verschwand sie. Als nun die Sonne im Untergehen war, da ging der Görge voll Neugier seinen Eseln entgegen, allein er konnte nichts an ihnen wahrnehmen, als daß ihre Mäuler blutig waren. Da es nun auf der Wiese weder Dornen noch scharfe Gräser gab, die Esel auch bekanntlich wegen ihrer Hartmäuligkeit durch solche nicht verwundet werden können, begab er sich an Ort und Stelle und trat plötzlich auf etwas Spitzes. Er griff darnach und zog einen Goldbarren aus der Erde, ja er fand ohne viel Mühe eine Menge davon, er holte also seine Esel, die sich daran blutig gefressen, und trieb sie schwerbeladen in sein Hüttchen zurück. Am andern Morgen aber, wie er seinen Reichthum beschaute, beschloß er, davon eine Kirche zu bauen. Dies soll die Marienkirche sein; das Volk aber hält noch heute die hölzerne Statue des Obristwachtmeisters von Heldreich († 1674), welche sich über der Thüre zur sogenannten Götzenkammer in der erwähnten Kirche befindet, für das Bild des armen Eselgörge, den man auch zum Stammvater der Herrn von Römer gemacht hat.

259. Das Gottesholz bei Reichenbach.

(Mitgeth. v. Magnus Köhler in Reichenbach.)

Im Jahre 1400 erschoß der Besitzer des Rittergutes Neumark, ein Herr von Wolframsdorf, indem er eine Kugelbüchse

zum Fenster hinaus hielt, aus Unvorsichtigkeit eine Magd, welche sich im obern Theile des Gartens, wo jetzt die Frohnfeste steht, mit Arbeit zu schaffen machte. Darauf verschenkte der genannte Herr einen Theil der Gutswaldung, das „Eheholz“ genannt, an den Gotteskasten zu Reichenbach, und man nannte von da an diesen Theil, der noch heute zu Reichenbach gehört, das Gottesholz.

260. Das Begräbniß bei Remptendorf.

(Variscia, I. S. 128.)

Bei Remptendorf befinden sich eine Menge Gräber und ein großer Hügel, von dem die Volkssage erzählt, hier sei ein Weiser und Wohlthäter der Gegend, der in dem benachbarten Wahlholze erschlagen wurde, begraben worden.

261. Der Uhlanensprung bei Planschwitz.

(Metr. bearb. v. Hager a. a. O. I. S. 11. Darnach in Gräße, Sagenschatz, Nr. 571.)

Beim Dorfe Planschwitz bei Plauen steigt ein hoher Berg schroff vom Ufer der Elster aus in die Höhe. Im letzten Kriege soll nun ein Uhlane von den Feinden grimmig verfolgt, weil mit der Gegend unbekannt, bis auf den Gipfel dieses Berges gesprengt sein, und als er hinter sich seine Verfolger und sonst keinen Ausweg gesehen, den Tod in der Elster seiner Gefangennahme vorgezogen haben. Er setzte also mit seinem Rosse kühn in den Fluß hinab; zwar versank das treue Thier in den Fluthen, er aber rettete sich durch Schwimmen glücklich an's andere Ufer.

262. Der Hirschstein bei Mylau.

(Mündlich.)

Es wird erzählt, daß der Hirschstein, welcher sich schroff am rechten Ufer der Göltzsch, eine Viertelstunde oberhalb Mylau erhebt, seinen Namen davon erhalten habe, daß einst Kaiser Karl IV., der sich öfter auf seinem Jagdschlosse Mylau aufhielt, einen Hirsch verfolgte, bis sich derselbe von genanntem Felsen hinab in die Göltzsch gestürzt habe. Auch sagt man, daß von dem Schlosse Mylau bis an den Hirschstein ein unterirdischer Gang führen soll.

Anmerk. Ueber den Namen Hirschstein s. früher unter den Bergnamen 2c.

263. Der Galgenberg bei Brambach.

(Metr. v. Rödiger, Sagenklänge, S. 81. Darnach von J. Schanz in Gräße a. a. O. Nr. 599.)

In Brambach ertönte eines Morgens früh das Armensünderglöcklein: ein junges Mädchen mit schwarzen Schleifen in den Haaren und schwarzen Schleifen an dem Kleide saß auf dem Karren und sollte zum Richtplatze gebracht werden. Viel Volks begleitete den Zug; doch fehlte, als man am Galgenberge ankam, noch das letzte Entscheidungswort, vor dessen Eintreffen die Hinrichtung nicht stattfinden durfte. Der Reiter, der darnach ausgeritten war, ließ sich endlich am Rande des Waldes erblicken. Wenn er mit dem Tuche wehte, sollte der Urtelsspruch vollzogen werden, so war es verabredet, und siehe! er nahm das Tuch heraus und fuhr damit über die Stirn, indeß er sein Roß jedoch zu immer größerer Eile anspornte. Man glaubte das Zeichen in dem verabredeten Sinne verstehen zu müssen und der Kopf des Mädchens fiel auf das Schaffot, als der Reiter in athemloser Hast heransprengte und dem Henker entgegen rief: „Warum habt ihr ein unschuldiges Mädchen gerichtet? Sie war freigesprochen!“ „„Ich habe recht gerichtet““, sprach der Henker; „„ist's ein Mord, so ist's die Schuld des Richters.““ „Euer ist die Schuld“, sprach der Richter zu dem Boten, „Ihr winktet mit dem Tuche, wie es verabredet war.“ — Da löste sich das grauenvolle Mißverständniß: der Reiter hatte das Tuch nur entfaltet, um sich den Schweiß von der erhitzten Stirn zu trocknen, denn er hatte sich und sein Roß in Angst und Schweiß geritten, um nicht zu spät zu kommen. — „Ich bitte“, sprach der Bote mutherfüllt, „nicht um Gnade; laßt mich die Strafe des Mords tragen.“ — Tiefe Stille herrschte unter der versammelten Menge; der Henker schlug dreimal an's Becken, das einen grellen Ton gab, und der Richter sprach zu dem Unglücklichen: „Du bist des Schwertes schuldig!“ — Nicht der Bote, aber die versammelte Menge und selbst der Henker erschrak vor diesem harten Spruche. Der Bote zog sein Schwert, hieb seinem Pferde mit einem kräftigen Schlage den Kopf ab und bat den Henker, ihn auch so zu treffen. Das Sünderglöcklein ertönte von Neuem und ein rascher Hieb trennte seinen Kopf von den Schultern. „Hab ich recht gerichtet?“ rief der Henker. „Recht!“ sprach der Richter. „Aber es war zum letzten Mal!“ entgegnete der Henker; „kein unschuldig Blut soll

fürder dieses Schwert beflecken!" Mit diesen Worten brach er sein Schwert mitten entzwei und begrub es mit dem Gerichteten. Dieser aber fand keine Ruhe im Grabe und macht noch jetzt in der Geisterstunde mit seinem Roß die Runde um den Galgenberg, beide ohne Kopf, wie manches Sonntagskind erzählt, das sie gesehen hat.

264. Die heilige Vehme am Wünnelsteine.

(Metr. v. Hager, a. a. O. I. S. 35. Darnach in Gräße, Sagenschatz, Nr. 582.)

Einst als noch die Vehme ihr heimliches Gericht über Verbrechen hielt, die vor dem weltlichen Richter keine Bestrafung fanden, lebte ein Junker von Bode, im ganzen Voigtlande als wüster Mädchenverführer verrufen. Derselbe hatte nun auch ein Mädchen, das am Wünnelsteine wohnte, sich geneigt gemacht und derselben ihre Unschuld zu rauben gewußt, dann aber dieselbe, als sie ihn mahnte, ihr sein Wort, sie ehelichen zu wollen, zu halten, höhnisch zurückgewiesen. In der Verzweiflung gab sie sich selbst den Tod vor seinen Augen; als er aber schuldbewußt nach seinem Schlosse eilte, ward er plötzlich von den Dienern der Vehme, die im Wünnelsteine ihren Sitz aufgeschlagen hatte, ergriffen, vor den Freigrafen geführt und auf dessen Befehl mit drei Dolchstichen ermordet. Seit dieser Zeit irrt sein blutiger Schatten, den Dolch in der Brust, um den Wünnelstein herum und erschreckt den einsamen Wanderer durch sein Wehklagen.

265. Der Kirchplatz bei Stübnitz.

(Hahn, Geschichte von Gera, II. S. 1169.

Im Goldgrunde bei Stübnitz heißt ein Platz der Kirchplatz. Der Boden ist hier mit Trümmern bedeckt und die Sage erzählt von einer „wüsten Kirche".

266. Die Gründung der Würschnitzer Kirche.

(Mitgetheilt vom Lehrer Böhm in Raasdorf.)

Es geht die Sage, daß man vor mehreren Jahrhunderten auf der „Koppel", einer Höhe bei Raasdorf, eine Kirche habe bauen wollen. Nachdem man aber am Tage das Bauholz hingefahren, fand man es am nächsten Morgen ¾ Stunden davon, wo jetzt die Würschnitzer Kirche steht. Und da man kein Fahrgleis entdecken konnte, so sollten während der Nacht Engel das

Holz fortgetragen haben. Dies geschah dreimal nach einander, weshalb man dann an der Stelle, wo man das Holz liegen fand, die neue Kirche baute.

267. Die Erbauung der Kirche zu Untertriebel.

(Mitgetheilt vom Mädchenlehrer Sammler in Oelsnitz.)

Die Kirche zu Untertriebel soll vor etwa 340 Jahren gebaut worden sein. Das Baumaterial richtete man im Thale, wohin die Kirche kommen sollte, zu, fand es aber stets am folgenden Morgen oben auf dem Berge. Darin erkannte man eine höhere Weisung, das Gotteshaus auf den Berg zu bauen, wo es heute noch steht.

Anmerk. In Herda schleppten die Wichtel die Steine zur Kirche des Nachts an einen andern Ort und erbauten auch daselbst die Kirche. (Witzschel, Sagen aus Thüringen, S. 111.) Vergl. auch Haupt (a. a. O. S. 31); hier schleppt ein weißes Roß die Baumaterialien für die Stadt Löbau an einen andern Platz.

268. Die Kirchenglocke zu Treuen.

(Fickenwirth, Chronik von Lengenfeld, S. 11.)

Der Sage nach wurde die alte treuensche Kirchenglocke, welche jedoch jetzt nicht mehr vorhanden, sondern bei dem Brande im Jahre 1806 mit zu Grunde gegangen ist, einst von einem wilden Schweine ausgewühlt und von einem Bettelmanne gefunden. Daher pflegten alte Personen, wenn sie diese Glocke brummen hörten, zu sagen:

„En wille Sau ausgegrob'n
En Bettelmann gefunne."

269. Die große Glocke zu Marienei.

(Mitgetheilt vom Lehrer Bräcklein in Marienei.)

Als der Feldherr Holke mit seinem Kriegsheere durch das Voigtland zog, fürchteten sich die Leute in Marienei, derselbe möchte die Glocke nehmen und als Kanonengut verwenden; darum wurde sie vergraben. Die Einwohner des Dorfes starben aber an der Pest und man wußte nicht mehr von der Glocke, bis dieselbe zufällig in der Hillerspeint von einem wühlenden Schweine an das Tageslicht gebracht wurde. Es soll dies die große Glocke sein, welche sich noch heute in Marienei findet und die Jahreszahl 1510 trägt.

Anmerk. Es ist bemerkenswerth, daß es dergleichen von Schweinen ausgewühlte Glocken mehrere giebt, z. B. in See und Spree in der Lausitz (Haupt, a. a. O. S. 403), zu Blankensee (welche summt: „Sau fand jenen Sand"), zu Görzdorf (mit dem unmelodischen Tone: Sony woillt us, d. i. Sau wühlt aus) u. s. w. (Nork, Sitten und Gebräuche, S. 380. 381.) Haupt bemerkt, daß die Sau die Finderin der im Dunkeln verborgenen Gegenstände, sonst ein der Finsterniß geweihtes und darum als Juelschwein dem Lichtgott geopfertes Thier ist. — Die Glocke, welche zuweilen aus Teichen und Seen aufsteigt, ist wie die Nebelkappe auf dem Wasser (Odhins Hut) ein Symbol für Stürme; ihr Tönen ist der heranbrausende Sturm. (Nork, a. a. O. S. 372.)

270. Gründung der Kapelle in Zedwitz.

(Ernst, Gesch. u. Beschr. des Bezirks u. d. Stadt Hof, S. 110.)

Im grauen Alterthume stand bei Zedwitz eine Kapelle, und zwar auf der sogenannten Küh- oder Birkenhuth. Ein noch in der Erde befindliches viereckiges Gemäuer zeigt ihren einstigen Platz an. Die Veranlassung zur Erbauung dieser Kapelle soll folgende gewesen sein: Im Jahre 1496 wurde aus der St. Michaeliskirche in Hof eine silberne, 4½ Pfund schwere Monstranz gestohlen, und als der Dieb unter Zedwitz gekommen war, warf er die Oblaten weg und machte sich mit der Monstranz davon. An dem Orte nun, wo man die Oblaten fand, erbaute man eine Kapelle.

271. Die Holzbilder in der Kirche zu Neustadt.

(Thuringia, 1842 S. 64. 1843 S. 366. Witzschel, a. a. O. S. 233.)

In der Kirche zu Neustadt an der Orla befinden sich am Altare zwei Holzfiguren, von denen die eine einen Lindwurm tödtet, die andere aber eine Milchgelte in der Hand hat. Diese beiden Figuren sollen zwei Brüder vorstellen, von denen der eine, namens Ernst, einen Lindwurm, der in der Gegend von Neustadt gehaus't und viel Unheil angerichtet hat, erlegt haben soll; der andere, namens Haug, soll eine große Feuersbrunst in Neustadt oder in einem nahe gelegenen Dorfe wunderbarer Weise mit einer Gelte voll Milch gelöscht haben. Zum Andenken an diese Wunderthaten hat man ihre Bildnisse in der Kirche aufgestellt. Beide Brüder sollen auch das bei Neustadt gelegene und nach ihren Namen Ernst und Haug genannte Schloß Arnshaugk erbaut haben.

Nach einer andern Sage stellt das eine Holzbild den Kur-

fürsten Johann den Beständigen vor und erinnert an eine menschenfreundliche That, die er in Neustadt verrichtet haben soll, als er im Jahre 1525 auf seinem Zuge durch diese aufrührerischen Gegenden auch hierher kam. In der Nacht, die er in der Stadt verweilte, sei nämlich ein Brand entstanden, wobei der Kurfürst in eigener Person in einem Kübel Wasser getragen und so die Feuersbrunst habe dämpfen helfen.

272. Das Menschengerippe in einem Pfeiler der alten Michaeliskirche in Adorf.

(Krenkel, Blicke in die Vergangenheit der Stadt Adorf, S. 27.)

Das innere Gewölbe der alten 1511 aufgebauten Michaeliskirche zu Adorf ruhte auf einem einzigen Pfeiler, der wie der Kelch einer Tulpe nach oben sich entfaltete. Eine mündliche Ueberlieferung berichtet, daß nach dem Brande von 1768 in diesem Pfeiler, welcher hohl war, ein Menschengerippe gefunden worden sei, das man für das des kühnen und doch verzagten Baumeisters gehalten habe. Denn als man allgemein nach Vollendung des Kirchengewölbes einen Zusammensturz fürchtete, traute selbst der Baumeister nicht und verschwand. Eine alte Nachricht sagt: „Und sol solch gewelb Nicht mehr alß 100 fl. der Meister zu bauen gehabt haben, weil er nicht verharret biß die Röstung dieses gewelbes ist abge Nummen worden, hat besorgt es Möchte in Hauffen sinken, ist alßo flüchtig worden Vnd sol Noch wieder kommen."

Anmerk. Sollte man vielleicht, um das Dasein dieses Gerippes in dem hohlen Pfeiler zu erklären, an ein Menschenopfer denken? Gewiß ist, daß man ehemals in Gebäude, weil man dadurch denselben Festigkeit zu geben wähnte, Menschen eingemauert hat. Abgesehen von den mehr oder weniger sagenhaften Ueberlieferungen aus ältester Zeit, mag nur erwähnt werden, daß das Volk selbst 1843 bei einem Brückenbau in Halle aussprach, es müsse ein Kind mit in den Grund eingemauert werden. Vorzugsweise sollten unschuldige Kinder wirksam sein, doch kommen auch mehrfach Beispiele vor, nach denen Erwachsene zu dem angegebenen Zwecke eingemauert wurden. (Mehreres darüber in Nork, Sitten und Gebräuche, S. 383—386.) — Hat sich vielleicht der Baumeister der Adorfer Michaeliskirche, von Befürchtungen befallen und von jenem oben angeführten Wahne erfüllt, selbst geopfert, um sein Werk zu erhalten?

273. Das Schnitzwerk in der Kirche zu Neumark.

(Mündlich.)

Dasselbe befindet sich am herrschaftlichen Chor und soll von dem Diener eines verstorbenen Herrn von Römer ausgeführt worden sein. Ueber die Entstehung dieser Schnitzerei wird Folgendes erzählt: Der Künstler sollte aufs Zuchthaus kommen; da bat er sich die Gnade aus, vorher diese Arbeit ausführen zu dürfen. Man gestattete es ihm, aber er soll seine Arbeit nicht vollendet haben, so daß er dem erhaltenen Worte gemäß niemals seine Strafe verbüßte.

274. Die Kapelle am Kapellenberge bei Schönberg.

(Metrisch v. Fr. Rödiger, a. a. O. S. 1. Darnach bearb. von Jul. Schanz in Gräße, Sagenschatz, Nr. 595.)

Im Schlosse zu Eger wohnten einst drei wunderschöne Fräulein, jeglicher Tugend hold und allem Volk bekannt durch ihre Frömmigkeit. Sie waren alle drei ernsten Charakters und wollten nichts von den Freuden der Welt und von Liebe wissen. Anna, Maria und Brunhilde waren ihre Namen, die jeder Ritter kannte und mancher Sänger in lieblichen Liedern feierte, ohne daß die Herzen der drei Fräulein davon gerührt wurden.

Einst am Tage St. Johannis war nach der feierlichen Messe ein großes Turnier, zu dem von allen Straßen die Ritter herbeizogen und viel Volks versammelt war. Sie wollten die drei entsagenden Jungfrauen durch Tapferkeit zur Bewunderung reizen und so ihren Bewerbungen geneigt machen. Lange währte das blutige Lanzenspiel, das den drei Fräulein ein Greuel war, obwol sie es mit ansehen mußten, und Kuno, ein übermüthiger junger Ritter war Sieger über Alle. Stolz schritt er über den Kampfplatz und verkündete mit starker Stimme, daß, wenn kein Anderer käme, ihn zu besiegen, er eine von den drei Jungfrauen als seine Braut mit sich führen wolle, zum Lohn seiner Tapferkeit. Die Menge schwieg, eingeschüchtert von dieser Rede, aber im Herzen empört über die frevelhaften Worte. Da sprengte ein junger ritterlicher Held auf den Kampfplatz und meldete sich zum Kämpfer für die Ehre der drei Fräulein. Funkensprühend kreuzten sich die Lanzen der beiden Ritter, zweimal ohne Erfolg, beim dritten Male stürzte Kuno todt von seinem Streitrosse. — Laut

jubelte die Menge und das Eis, das um die Herzen der drei Fräulein lag, war geschmolzen: sie entflammten vereint in Liebe zu dem schönen, tapferen Ritter, der aber nur Eine liebte, Brunhilda, die jüngste von den dreien. Und er ward sichs bewußt, daß, wenn er die Eine erwähle, er die Herzen der Andern brechen würde, und er kämpfte mit Aller Kraft seiner Seele den schwersten Kampf, den Tugendkampf der Entsagung. Ohne Säumen nahm er Abschied von den Dreien und weihte sich zum Ritter für das heilige Grab des Heilands. Die Fräulein aber winkten ihm von der Zinne des Schlosses mit ihren Tüchern Lebewohl nach und schwuren im Angesichte Gottes und bei der Dornenkrone des Heilands, sich zu Himmelsbräuten zu weihen und nie wieder einen Mann zu lieben. Sie wollten sich von einander trennen und gesondert wohnen, und wenn Eine von ihnen stürbe, solle ein Tüchlein von ihren Kapellen ins Thal hernieder wehen, den Andern zum Zeichen der Trauer. Der aber, die einem Manne Gehör schenke, solle dieses Zeichen nicht werden, ihre Kapelle solle in Schutt und Trümmer zerfallen.

Anna baute die Kapelle am Grüneberg bei Eger, Maria das Kirchlein in Kulm und Brunhilda die Kapelle auf dem Kapellenberge bei Schönberg.

Schon sah man im Laufe eines halben Jahrhunderts zweimal das Tüchlein wehen, vom St. Annenstifte und von dem Kulmer Berge: Anna und Maria waren gestorben, nur Brunhilda waltete noch als greise Nonne in ihrem Kirchlein. Da schwankte einst, es war im Herbste, ein greiser Pilger die Höhe des Berges hinauf, dessen Mantel und Gürtel von einem Saracenerpfeile zusammengehalten wurden, auf den Schultern aber trug er ein rothes Kreuz. Er machte an der klaren Quelle vor dem Kirchlein das Zeichen der Weihe und kniete dann nieder, um zu beten. Da trat Brunhilda hervor und als sie den Pilger gewahr wurde, erkannte sie im Augenblicke die Züge ihres tapfern Helden. Ihren Eid vergessend, sank sie in seine Arme und stürzte betäubt mit ihm zu Boden.

Da erhob sich ein brausender Sturm und das Glöcklein begann so schrill zu ertönen und durch die Luft vernahm man geisterhafte Worte von der Nichthaltung ihres Schwures. Am andern Morgen fand man weder Nonne noch Pilger, sondern nur Pfeil und Kreuz des letztern, die man noch heute im Brunnen-

stein sehen kann. Das Kirchlein ist längst zerfallen, nur das geweihte Brünnlein davor quillt noch zu dieser Stunde.

275. Das Marienbild in Untermhaus.

(Hahn, Geschichte von Gera I. S. 427. II. S. 859. 1159.)

Das in einer Mauernische der Kirche zu Untermhaus bei Gera aufbewahrte Marienbild, die „Poppe“ oder „Puppe“ genannt, soll sich früher in dem zerstörten Pottendorf befunden haben. Und zwar haben die Einwohner von Untermhaus dieses Bild einige Mal den Pottendorfern entführt, doch wurde es von letzteren wiedergeholt. Endlich geriethen beide Dörfer in eine Fehde und Pottendorf wurde in Folge dessen von den Untermhäusern zerstört. — Dem Marienbilde wurden viele Wunder zugeschrieben und die anfangs freiwilligen Zahlungen an dasselbe gingen nach und nach in gesetzliche über und haben sich größtentheils bis auf den heutigen Tag erhalten. Um das Bild, welches im vorigen Jahrhunderte auch „das Bornkindel“ genannt wurde, zu kleiden, mußte man einen bestimmten jährlichen „Puppenzins“, und um es zu ernähren, Brote und Hühner entrichten. Außerdem war in der Untermhäuser Kirche neben dem Marienbilde noch eine Büchse, gewöhnlich die „Jungfernbüchse“ genannt, zur Aufnahme von milden Spenden aufgestellt. Man glaubte auch, daß das Bild, wenn es nicht alljährlich neu gekleidet werde, weinend in die Stadt Gera gelaufen komme und ein Unglück anrichte.

Anmerk. Vergleiche damit Nr. 8. Hahn stellt in s. Gesch. v. Gera (II. 1159. 1160) Folgendes auf: Die Heidenbekehrer nahmen dem Volke ihre Holla Popula weg und gaben ihm dafür das Bild der Maria, welches sie Maria Popula nannten. Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthume war ein schwerer, was sich einentheils aus der Sage, daß die Bewohner Pottendorfs ihre von den Untermhäusern entführte „Poppe“ immer wieder geholt, anderntheils aber auch aus der Sage ergiebt, nach welcher die Pottendorfer Priester beim Baue der Untermhäuser Kirche über Nacht stets wieder eingerissen hätten, was am Tage dort aufgebaut worden sei. Der Aufbau der Kirche ist die Einführung des Christenthums, das Niederreißen der Kirche das im Verborgenen geübte Bestreben der heidnischen Priester, die neue Lehre zu verdrängen. Die Zerstörung Pottendorfs durch die Untermhäuser deutet die endliche Ueberwindung des Heidenthums an. Die Bewohner des Elsterthals hatten das Christenthum eher angenommen, als die seitwärts lebende Wald- und Bergbevölkerung; zuletzt mußte sich auch diese fügen. Daß in Pottendorf die Göttin der Jagd Holla Popula verehrt worden war, hatte zur Folge, daß man daselbst nun die Maria verehrte und zu ihr wallfahrtete.

276. Das Marienbild in der alten Schmelzhütte bei Gera.

(Hahn, a. a. O. I. S. 587.)

In der Kaufmann Weberschen Fabrik, der alten Schmelzhütte bei Gera, befand sich früher ein altes Marienbild mit dem Kinde, auf einer halben Mond(?)kugel stehend. Von demselben sagte man sich allgemein, daß es mit dem Glücke des Hauses in innigster Verbindung stehe und der Besitzer, sobald er das Marienbild von seinem Platze entferne, in Armuth versinken werde.

277. Das Marienbild in Rubitz.

(Hahn, a. a. O. II. S. 860.)

Ein Marienbild befand sich bis in neuerer Zeit in der Pachterwohnung des Rittergutes zu Rubitz, auf einem Sims neben der Stubenthüre. Es war von Spinnweben und Schmutz ganz überzogen und man warnte ausdrücklich vor dem Reinigen des Bildes, weil sonst des Pachters sämmtliches Vieh sterben werde.

278. Der hölzerne Peter in Leumnitz.

(Hahn, a. a. O. II. S. 860.)

Im Hofe des Rittergutes zu Leumnitz befand sich ein altes Bild, der sogenannte „hölzerne Peter“. An dasselbe knüpfte sich die Meinung, daß Jeder, der es verspotte, durch Fallen oder sonstwie Schaden nehme. Es wurde dazu bemerkt, daß das Fallen auf dem Heimwege von Leumnitz lediglich eine Wirkung des Leumnitzer Bieres, aber nicht des „hölzernen Peters“ sei. Um aber doch auf alle Fälle gesichert zu sein, wurde der Peter an Ketten gelegt und später mit einem Bretterverschlage umgeben, so daß ihn Niemand mehr sehen und also auch nicht verspotten konnte.

279. Die steinerne Nonne im Gottesacker zu Plauen.

(Metr. v. Hager, a. a. O. I. S. 51. Darnach in Gräße, Sagenschatz, Nr. 570.)

An der Mauer des Kirchhofs zu Plauen, an dem sogenannten Nonnenthurme, einem Ueberreste des alten Nonnenklosters daselbst, erblickte man sonst das Bild einer Nonne in Stein gehauen. Das Volk erzählt sich, daß an dieser Stelle des Thurmes eine Nonne aus jenem Kloster, welche ihr Gelübde verletzt und ein Liebesverhältniß mit einem deutschen Ordensritter daselbst

unterhalten habe, zur Strafe lebendig eingemauert und jenes Bild zur Erinnerung dort hingestellt worden sei.

280. Der Klapperer auf dem Kirchhofe zu Thierbach.

(Metr. von Hager, a. a. O. I. S. 15. Gräße, a. a. O. Nr. 577.)

Auf dem Kirchhofe zu Thierbach unweit Pausa war vor Zeiten ein Gerippe, dessen Knochen alle noch zusammenhingen. Es stand in einer Mauernische und diente der Dorfjugend theils zum Schreck, theils zum Frevel. Wenn der Wind stark wehete, schlugen die gebrechlichen Glieder klappernd zusammen, darum nannte man es den Klapperer. Das Gerippe hatte einst einem reichen Bauernsohne, man sagt, dem Sohne des Schulzen angehört, der ein armes Mädchen aus dem Dorfe liebte und um ihre Unschuld betrog. Als dies geschah, hatte er ihr zugeschworen: wenn ich dir untreu werde und dich nicht nehme, soll mein Leib niemals im Grabe ruhen! Aber er durfte das Mädchen doch nicht heirathen, und wollte hernach auch nicht, und freite sich eine reiche Frau. Die Arme aber fand doch auch einen Mann, der sie zu Ehren brächte; jener Treulose aber wurde nicht glücklich mit der reichen Frau, vielmehr höchst unglücklich, und da ergab er sich dem Trunke und starb an einem unglücklichen Sturze, den er in der Trunkenheit gethan. Er ward begraben; aber der Sarg mit seinem Leibe hatte keine Ruhe in der kühlen Erde, er hob sich empor und immer sah man ein klein wenig davon aus dem Grabe ragen. Man schüttete frische Erde darauf, es half aber nichts und der Sarg rückte immer höher. Da hob man ihn endlich heraus und stellte ihn in ein offenes Gewölbe, wo man die Todtenbahre zu verwahren pflegte. Allmählich verfiel der Sarg und das Gerippe wurde frei und Allen sichtbar. Darüber gingen aber Jahre hin und Viele wußten schon nicht mehr, wie der geheißen, der einst in diesem Leibe gewandelt; aber die Sage ging, daß er immer noch wandere, rastlos und ruhelos. Da wurde zu Thierbach eine Hochzeit gehalten, auf der viele Junge und Alte waren, und das junge Volk spielte ein Pfänderspiel. Es war schon Mitternacht. Was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand halte? fragte eine Stimme. Es soll den Klapperer vom Kirchhofe hierher tragen! erscholl die Antwort. Alles lachte, aber fast unbemerkt war der, dem das Pfand gehörte und der die kecke Dirne liebte, die so frevelhaften Wunsch ausgesprochen.

zum Kirchhofe gegangen, hatte sich mit dem Klapperer beladen und kam bald darauf mit seiner Last angeprasselt. Alles schrie auf vor Schreck und Entsetzen, der Bursche aber war stolz auf seine Courage. Mitten in den Lärm der jungen Leute trat ein alter Mann und sprach ernste Worte: Gebt dem Klapperer alle die Hand, und bittet ihn um Verzeihung, daß Ihr ihn gestört, sonst wird Unglück über Euch kommen. Zagend thaten die Versammelten, was der Alte gebot, nur ein Mütterlein stand fern, und Thränen zitterten in ihren Augen. Auch Du, auch Du mußt bitten! rief ihr der Alte zu. Und sie schritt zitternd heran, faßte die Knochenhand und flüsterte: Verzeihe, wie ich selber Dir verzeihe! Es war die Verlassene. Siehe, da lösten sich gleich die Knochenbänder und das Gerippe sank auseinander. Man sammelte und begrub die Knochen und der Klapperer hatte nun Ruhe.

281. Die weiße Frau auf der Dobenau, die Bruderfichte und die Kapelle bei Reusa.

(Carl Döhler im Familien-Journal VI. Nr. 149.

Versunken und vergessen wie der Glanz der Thürme und Mauern ist die Geschichte der Ritter, welche einst auf der Dobenau gehaust; nur noch wenige Mauerreste und unterirdische Gemächer sind vorhanden, und nur eine Sage blieb übrig von all der verrauschten Herrlichkeit.

Zu Liebau am Elsterthale lebten einmal zwei Brüder, stolze, kräftige Herren, wie die heimathlichen Felsen. Denen mochten die Fichtenwälder, die öden Felsen und die kargen Saatfelder nicht mehr behagt haben, denn sie waren ausgezogen nach ritterlichen Thaten und nach Abenteuern. Wo sie gewesen, weiß man nicht; aber sie kamen heim auf stolzen weißen Rossen und in glänzenden Harnischen, in ihrer Mitte ein stolzes, schönes Fräulein. Dasselbe hatten sie in fernem Lande gewonnen; es hatte Vater und Mutter verlassen und war mit ihnen gezogen. Als sie kamen, ließen sie sich auf der Dobenau nieder. Die Fremde liebte beide Brüder gleich treu und leidenschaftlich und beide Brüder liebten sie mit gleicher Leidenschaft wieder. Da aber dieses Verhältniß auf die Dauer nicht bestehen konnte, so baten sie die Dame ihres Herzens wiederholt, sich für Einen von ihnen zu entscheiden, der Andere werde dann ausziehen in die Ferne. Aber sie konnte sich nicht entscheiden. Da kam es endlich

zwischen den Brüdern zu Eifersucht und Zwietracht, und eines Tages ritten sie von der Dobenau aus auf die Jagd und kamen nicht wieder. Ausgehende Boten brachten die Kunde, daß Beide weit oben im Walde todt lägen, anscheinend von den gegenseitigen Waffen im Zweikampfe gefallen. Die Fremde wurde noch bleicher als sie war, sie wußte es wohl, daß sie zwei Herzen gebrochen. Sie bestieg ihr Roß und ritt hinaus in den Wald, bis sie die geliebten Leichen fand. Als ob sie noch im Tode sich haßten, lagen sie am Boden mit weggewandtem Antlitze; zwischen ihnen stand eine Fichte, an deren Wurzeln sich die Schwerter kreuzten. Die Ritter wurden in der nahen Kapelle zu Reusa begraben, das Fräulein aber kehrte heim auf ihre Dobenau und lebte dort wie eine Nonne, von Wohlthün, in Reue und Gebet, in weißen Kleidern und mit stets verweinten Augen, bis der Tod auch ihre Thränen stillte.

Nächtliche Wanderer wollen sie später durch das Thal bis nach Reusa hinauf haben wandeln sehen; armen Kindern soll sie dabei häufig ein Paar goldene Semmeln geschenkt, junge Leute, die sich im Thale ein Stelldichein geben wollten, durch Zeichen zusammengeführt haben; alte Leute behaupten sogar, daß sie in den unterirdischen Gängen der Dobenau noch reiche Schätze bewache. — Im Walde aber oben bei Reusa steht noch die Bruderfichte, bei der die Brüder gefallen; sie ist seit Menschengedenken halb verdorrt, ohne abzusterben; in ihrem Wipfel singt kein Vogel, und an ihrem Fuße grünt kein Moos, kein Gräschen. — Die Kapelle in Reusa ist ein altes Gebäude; die zerrissenen grauen Mauern drohen alle Tage einzustürzen. Aber Niemand kann die Kapelle abtragen; man hat es versucht, da schien die ganze Natur in Aufruhr zu sein, das Schloß in Reusa erzitterte in seinen Grundfesten, vom Dobenauthale herauf zog ein Wetter und schleuderte seine Blitze über das geängstigte Dörfchen. So stand man vom Einreißen ab, und am nächsten Tage stand die Kapelle wieder unversehrt da.

282. Die Bruderfichte bei Thossen.

(Julius Schanz in Gräße, Sagenschatz, Nr. 585.)

Als der Herr Jesus noch auf der Erde wandelte, kam er auch einmal mit allen seinen Jüngern ins Voigtland. Gerade zu dieser Zeit schickte der liebe Gott einen recht starken Regen, und weil

der Herr und seine Jünger keinen Regenschirm hatten, wurden sie arg durchnäßt. Die Apostel sahen sich deshalb nach Schutz um. Da erblickte Einer einen hohen, breiten Fichtenbaum, der frei im Felde stand. „Ei", sagte er, „laß uns, o Herr, unter des Baumes Aeste treten und den Regen vermeiden." Der Herr aber sah ihn mit seiner gewohnten Freundlichkeit an und erwiderte: „Der uns den Regen gesandt, wird darnach auch Sonnenschein senden." Der Jünger des Herrn meinte aber doch, es sei besser, jetzt zu thun, was man könne, als von Hoffnung zu leben. Er lief also, durch den Regen hindurch, zu der Fichte hin und stellte sich darunter. Kaum hatte er aber zwei Augenblicke gestanden, als der Baum seine Aeste zur Erde senkte, wie ein geschlagener Haushahn seine Flügel, so daß das Wasser, das seine Zweige trugen, auf den Jünger wie mit Kannen herabgoß. Da bemerkte der Letztere, daß draußen auf dem Felde die Sonne schien und er aus dem Regen unter die Traufe gekommen war. Er griff daher rasch nach seinem Stabe und lief dem Herrn und den übrigen Jüngern nach. Der Herr Jesus sah ihn an und schwieg; der Jünger aber schlug die Augen nieder und erröthete. Zum Wahrzeichen allen Zweiflern läßt der Baum seine Aeste hangen bis auf den heutigen Tag. Im Munde des Volks heißt er die Bruderfichte.

283. Vom Entstehen des Stelzenbaums.

(Julius Schanz in Gräße, a. a. O. Nr. 586.)

In dem Dorfe Thossen (Stelzen?) war einmal ein guter ehrlicher Schäfer, der schon manchen Winter erlebt hatte, ohne daß sein Haar grau geworden wäre, und der manchen heißen Sommer hindurch die Schafe mit seinem Spitze treulich bewacht hatte. Noch niemals hatte er ein Schaf durch den räuberischen Wolf verloren, als er endlich doch von diesem heimgesucht ward. Der Alte hatte sich ein wenig niedergelegt, um zu schlafen, der Hund war einer Hasenspur gefolgt, und der Wolf, der im Busche gelauert hatte, raubte zwei Schöpse, ohne daß es Jemand bemerkte. Als der Hirt am Abende hineintrieb und der Herr unter der Thüre des Schafstalles stand und die Heerde musterte, vermißte er die zwei Schöpse und ließ den Alten hart an. Betrübt lief dieser davon, die Verlornen zu suchen. Da kam ein Knecht des Herrn, der dem Schäfer feind war, und verkündete mit geheimniß-

voller Miene, daß der Fleischer so eben zwei Schöpse von der Heerde nach der Stadt getrieben habe. Der Herr glaubte steif und fest, es seien die seinigen gewesen und lief stracks dem Schäfer nach. Als er seiner von ferne ansichtig wurde, schrie er wüthend: „Du heuchlerischer Spitzbube, was suchst du noch, wenn du sie dem Fleischer verkauft hast?“ Der Alte wußte nicht, wie ihm geschehen war und betheuerte hoch und heilig seine Unschuld. Der Herr aber schrie und tobte und drohte ihm, noch heute all seine Habe zu nehmen, wenn er die gestohlenen Schöpse nicht ersetze. Da hub der Alte feierlich an: „Gott im Himmel, erzeige Gerechtigkeit deinem unschuldigen Knechte!“ Und er steckte seinen Stab in die Erde und schwur dreimal und sprach: „Dieser dürre Stab soll wurzeln, wachsen und gedeihen, wenn ich ohne Schuld bin. Ist aber der Diebstahl an mir, so zerfalle er jetzunder in Asche!“ Als der Herr am andern Tage wieder auf denselben Platz kam, stand der Stock und hatte bereits Knospen und schlug aus. Er wuchs empor zu einem großen, seltenen Baume und steht bis auf diesen Tag, ringsum sichtbar, auf einer Hochebene, damit Jederman sehe, wie der Herr die Unschuld beschützt.

284. Der Schatz unter dem Stelzenbaume.

(Gräße, a. a. O. Nr. 587.)

Stelzen heißt ein Dorf, welches in das Voigtsberger Amt gehört. Da hat einst einem Bauer geträumt, er solle nach Regensburg reisen, auf der dortigen Brücke werde er reich werden. Der Mann steht auf, nimmt seinen Ranzen mit etwas Victualien von Brot und Butter, aber sehr wenigem Gelde, weil er arm war, und geht fort nach Regensburg, spaziert etliche Tage auf der Brücke hin und her, es meldet sich aber kein Reichthum, er sucht immer auf der Erde einen Beutel mit Ducaten, aber vergebens, sieht deswegen Jeden mit betrübten Augen an und beschließt, wieder nach Hause zurückzukehren. Ehe er jedoch seine Reise antritt, begegnet ihm kurz vorher ein Mann auf der Brücke, der ihn fragt, was er für Grillen habe? Der Bauer erzählt ihm seinen Traum und seine große Armuth und wie er kaum noch einen Kreuzer zur Heimreise habe. Jener versetzte, wie er wunderlich gehandelt, daß er sich auf einen bloßen Traum so weit zu reisen unterfangen, er erzählte ihm, wie ihm auch geträumt, er solle nach Stelzen ins Voigtland reisen, da werde er vor dem Dorfe eine

große Kiefer (einen Ahorn) stehen sehen, unter der solle er nachgraben und vieles Geld finden. Er setzte hinzu, wenn er dorthin gereist, werde es ihm wol eben so gegangen sein, giebt ihm auch aus Erbarmen einen Gulden als Zehrpfennig auf seinen Rückweg mit. Der Bauer war froh, daß er Zehrung bekommen, weil aber der genannte Baum auf seinem eigenen Grund und Boden stand, machte er sich wunderliche Gedanken über dieses Mannes Rede. Ob er nun schon mit leeren Händen wieder nach Hause gelangte, auch von seinem Weibe scheele Augen erhielt, so achtete er doch solches nicht, sondern nahm, ohne Jemandem etwas zu sagen, Haue und Schaufel und wanderte damit zu dem Baume, und war auch so glücklich, daß er in kurzer Zeit einen schönen kupfernen Kessel mit dem schönsten alten Gelde fand. Er steckte ein, was er in Hosen und Wamms bringen konnte, machte das Loch zu und ging zu seiner Frau, ging dann mit selbiger wieder heraus und holte den Ueberrest des Geldes.

Von dem Stelzenbaume erzählt auch der Volksmund, daß unter ihm früher oder später der letzte Antichrist, der letzte Türke, von einer alten Frau mit einer Krauthacke erschlagen werden soll. (Unser Jahrhundert, Dresden 1847. Nr. 11.)

Anmerk. Vergl. damit Grimm, deutsche Sagen, I. Nr. 212.

285. Das Diaconat zu Pausa.

(Metr. v. Ziehnert, a. a. O. III. 284. Darnach im Familien-Journal 1855. Nr. 86. u. in Gräße, a. a. O. Nr. 578.)

Im Jahre 1572 wurde zu Pausa der erste Diaconus angestellt, welcher aber erst 1583 eine eigene Amtswohnung erhielt, und zwar durch einen Todtschlag. Nämlich Wolf Scheufel (Schürfel), ein Bauer aus dem nahen Dorfe Bernsgrün, hatte einen Bürger von Pausa erschlagen und wurde vom Kurfürsten zu 60 fl. Strafe verurtheilt. Dieses Blutgeld erbat sich der Rath von Pausa und kaufte dafür ein armseliges Häuschen zur Amtswohnung für den Diaconus. Später, als dasselbe doch zu klein und wandelbar erschien, ward es verkauft und dafür ein anderes geräumiges Haus am Markte gekauft. Von diesem ging die Sage, daß darin drei Jungfern, Schwestern, welche ihre Schätze darin vergraben hätten, bei Nacht umgingen, und namentlich auf dem obern Boden ihr Unwesen trieben. Im Jahre 1822 brannte der größte Theil der Stadt und auch das Diaconat mit ab. Beim Aufbaue vernachlässigte man dasselbe so lange, daß

man am Ende den Stall des zur Pfarrwohnung angekauften Gasthofes als Wohnung für den Diaconus einrichten mußte, welches freilich sehr feucht und sonnen- und mondscheinlos war. Merkwürdiger Weise hat man aber von dieser Diaconatsstelle den Spruch: Diaconus Pausanus nunquam moritur (d. h. in Pausa stirbt der Diaconus niemals), weil alle, die diese Stelle bekleideten, bald wieder versetzt zu werden pflegen, so daß es also trotz jener schlechten Wohnung nie an Bewerbern um dieses Amt fehlen dürfte.

286. Schwert und Helm im Rathhause zu Gera.

(Hahn, Gesch. v. Gera, II. S. 983.)

Am Deckengewölbe des langen Durchganges, gegenüber der alten Steuer-, jetzigen Anmeldestube des Rathhauses zu Gera, befindet sich ein Schwert und ein Helm. Jedenfalls erhielt der Stadtrath von Gera beide Gegenstände von Posthumus im Juni 1595, als derselbe die Regierung antrat und zu seiner Einführung ein besonderer Landtag berufen worden war. Er erhielt Schwert und Helm gleichsam als Symbol des Ritterschlages. Aus diesem Grunde ist auch die Jahreszahl 1595 auf die Klinge gravirt. Die Sage jedoch erzählt, daß ein alter Herr von Gera dieses Schwert und den Helm getragen, bis ihn, als er während eines Gewitters nach Ronneburg geritten, auf der Höhe zwischen Ronneburg und Gera der Blitz erschlagen habe. Zur Erinnerung an ihn seien Schwert und Helm aufs dasige Rathhaus gekommen. — Nach Andern gehörte Beides einem geraischen Ritter, der sich am Tage von Geras Zerstörung im Bruderkriege ganz allein gegen eine große Anzahl böhmischer Krieger im Thurme vertheidigt habe, indem er oben auf der Treppe mit diesem Schwerte so kräftig und unermüdlich drein schlug, das keiner der von unten heraufstürmenden Feinde ihm beizukommen vermochte. Zum Andenken habe man seine Waffen hier aufbewahrt. — Auch findet sich die Meinung, daß es das Schwert Kunz's von Kaufungen sei, der im Bruderkriege hier gefangen genommen wurde.

287. Die Jungfrau mit dem Barte zu Saalfeld.

(Deutsche Sagen der Brüder Grimm I. Nr. 330. Witzschel, Sagen aus Thüringen. S. 203.)

Zu Saalfeld mitten im Flusse steht eine Kirche, zu welcher man durch eine Treppe von der nahgelegenen Brücke eingeht,

worin aber nicht mehr gepredigt wird. An dieser Kirche ist als Beiwappen oder Zeichen der Stadt in Stein ausgehauen eine gekreuzigte Nonne, vor welcher ein Mann mit einer Geige kniet, der neben sich einen Pantoffel liegen hat. Davon wird Folgendes erzählt: Die Nonne war eine Königstochter und lebte zu Saalfeld in einem Kloster. Wegen ihrer großen Schönheit verliebte sich ein König in sie und wollte nicht nachlassen, bis sie ihn zum Gemahl nähme. Sie blieb ihrem Gelübde treu und weigerte sich beständig, als er aber immer von Neuem in sie drang und sie sich seiner nicht mehr zu erwehren wußte, bat sie endlich Gott, daß er zu ihrer Rettung die Schönheit des Leibes von ihr nähme und ihr Ungestaltheit verleihe; Gott erhörte die Bitte und von Stund an wuchs ihr ein langer, häßlicher Bart. Als der König das sah, gerieth er in Wuth und ließ sie ans Kreuz schlagen. Aber sie starb nicht gleich, sondern mußte in unbeschreiblichen Schmerzen etliche Tage am Kreuze schmachten. Da kam in dieser Zeit aus sonderlichem Mitleiden ein Spielmann, der ihr die Schmerzen lindern und die Todesnoth versüßen wollte. Der hub an und spielte auf seiner Geige, so gut er vermochte, und als er nicht mehr stehen konnte vor Müdigkeit, da kniete er nieder und ließ seine tröstliche Musik ohne Unterlaß erschallen. Der heiligen Jungfrau aber gefiel das so gut, daß sie ihm zum Lohne und Angedenken einen köstlichen, mit Gold und Edelstein gestickten Pantoffel von dem einen Fuße herabfallen ließ.

288. Die Kröte auf dem Brotlaib zu Neustadt.

(Thuringia. 1842. S. 124. Witzschel a. a. O. S. 233.)

An der Abendseite des Rathhauses zu Neustadt hängt an einer eisernen Kette ein steinernes Brot, worauf eine Kröte sitzt. Ein wohlhabender Neustädter Bürger hatte noch bei rüstigen Jahren seinen Kindern Haus und Hof übergeben, ihn selbst aber sollten sie bis an seinen Tod ernähren und pflegen. Eine Weile ging das auch recht gut, aber der alte Vater lebte den bösen Kindern zu lange, sie hielten ihn später immer schlechter und verschlossen ihm endlich gar das Brot. Als nun der alte Mann zuletzt dem Hunger und Kummer erlag und gestorben war, fanden seine Kinder im Brotschranke auf dem Brotlaib eine große giftige Kröte sitzen und so oft sie Brot buken und in den Schrank thaten, war auch die Kröte da. Zur Warnung für alle bösen Kinder ließ des-

halb der Magistrat in Neustadt ein Brot, worauf eine Kröte sitzt, in Stein aushauen und an dem Rathhause öffentlich aufhängen.

Später wurde dieser Stein den am Pranger ausgestellten Feld- und Gartendieben angehangen und dieses sollte eine Schärfung ihrer Strafe sein.

289. Das Hufeisen zu Plauen.

(Metr. v. Hager a. a. O. I. S. 43. Darnach in Gräße a. a. O. Nr. 569.)

Früher sah man auf dem Dache eines Hauses am Markte zu Plauen ein Hufeisen angenagelt. Von diesem wird erzählt, es sei einst ein Soldatentrupp (nach Anderen wäre es das wilde Heer gewesen) in wilder Flucht durch die Stadt gejagt und einem der Pferde sei, als sie über den Markt sprengten, ein Hufeisen ab- und bis an jene Stelle des Daches hinaufgeflogen, wo man es zum Andenken befestigte.

Anmerk. Dieselbe Sage auch in Lauban. Vergl. Haupt, Sagenbuch d. Laus. S. 375. Das angenagelte Hufeisen ist ein Ueberrest des Odhinskultus. S. Zeichen aus dem Familien- und Geschäftsleben. Bedeutsam ist in unserer Sage die Zurückführung des Hufeisens aufs wilde Heer; das wilde oder wüthende Heer ist Wuotans (Odhins) Schlachtgefolge. — Nach dem nordischen Mythus schleuderte Odhins weißes Roß Sleipnir in wildem Sprunge seine Hufeisen gegen einen Berg bei Wexiö in Schweden, wo die Spuren noch zu sehen sind.

290. Das Zimmermannsbeil in Reichenbach.

(Metr. v. Hager, Voigtl. Sagen, I. 23. Darnach in Gräße, Sagenschatz, Nr. 562.)

Vor dem großen Brande zu Reichenbach sah man an einem Hause tief in der Mauer ein Zimmermannsbeil eingehauen. Das sollte daran erinnern, daß einst, als das Haus gerichtet wurde, ein Zimmergeselle vom eben gehobenen Dachstuhle herabstürzte, allein im Fallen in der Todesangst sein Beil, welches er in der Hand behalten hatte, so fest in die Wand des Hauses einhieb, daß er sich daran festhalten und langsam herunterlassen konnte.

291. Das Wahrzeichen von Plauen.

(Aus Curiosa Sax. 1737. S. 303 in Gräße a. a. O. Nr. 572.)

Am Rathhausthurme in der Stadt Plauen befand sich eine künstliche Uhr, die von den reisenden Handwerksburschen als ihr Wahrzeichen betrachtet ward. Man sah zuerst zwei große mes-

singene Löwen, welche mit der einen Vorderpfote auf beiden Seiten in der Mitte eine Glocke hielten und damit die Viertelstunden, eine um die andere, schlugen. Neben denselben erblickte man zwei wilde Leute von sehr großer Statur: der Mann hielt seinen langen Bart, das Weib aber hatte einen Stab in der Hand. Wenn nun die Stunde schlagen sollte, da zog sich der Mann so oft an dem Barte und sperrte so oft das Maul auf, als es schlagen mußte. Desgleichen zog auch das Weib zugleich so oft mit ihrem Stabe. Unter diesen erblickte man eine Kugel, welche des Mondes Lauf genau anzeigte, wie solcher am Himmel steht, ob er voll, halb oder nur ein Viertel scheint, oder auch gar nicht.

292. Das Wahrzeichen der Stadt Zwickau.

(Aus C. Schmidt, Chronica Cygnea 1656, I. 37. 79 in Gräße a. a. O. Nr. 541.)

Als Wahrzeichen der Stadt galt vordem für die reisenden Handwerker eine große Brille, die am obersten Giebel des Kaufhauses in Stein gehauen zu sehen war. Ein zweites Zeichen war der in der Marienkirche (zweimal inwendig und einmal auswendig) angebrachte Kopf mit drei Gesichtern, von dem Einige annehmen, er stamme noch aus der Heidenzeit, während Andere darunter das Geheimniß der Dreieinigkeit verstanden wissen wollen. Sonst hatte man ein Sprichwort von der Stadt, welches hieß, daß die Zwickauer im Meißner Lande sterben und im Voigtlande begraben werden, und noch heute sagt man hier von einem, der begraben wird, er wird ins Voigtland getragen. Dies kommt daher, daß ein Theil des Weichbildes der Stadt und darunter der Kirchhof vordem zum Voigtlande gehört haben soll.

293. Die Walfischrippen in Zwodta.

(Mündlich.)

In dem Dorfe Zwodta sieht man am Wege zwei Walfischrippen (eigentlich Kinnladen) zu einem Bogen zusammengestellt. Dieselben sollen früher an dem jetzt eingegangenen Hammerwerke, welches nach der Ueberlieferung des Volks das feinste und zäheste Eisen im Voigtlande herstellte, gestanden haben, und es wird erzählt, daß ehemals selbst aus den Seestädten Fuhrleute nach dem Hammer kamen, um das weit und breit gekannte Eisen zu holen. Von solchen Fuhrleuten sollen die genannten Walfischrippen (!) mitgebracht worden sein.

Aehnliche Walfischknochen sollen auch in der Stadt Schöneck aufgestellt sein.

294. Das Zedelsbild in Weidmannsruhe.

(Mündlich.)

Ueber der Thür des Försterhauses in Weidmannsruhe zwischen Reudnitz und Teichwolframsdorf befindet sich eine hölzerne Tafel mit ausgeschnitzter weiblicher Figur, die einen Kranz in der Hand hält und folgende Umschrift hat:

„Das Zedels-Bild bin ich genannt
Die löbliche Jägerei bin ich wol bekannt
Sie kamen her zu mir
Und suchen auf dem Abschied
Der Wölfe ihr Quartir
Drincke auch gehrne gutes Bir
Anno 1695.

An den untern Ecken zu beiden Seiten des Bildes ist Gebüsch gemalt, aus welchem Wölfe und ein Jäger vorragen. Wahrscheinlich ist das Bild ein altes Wirthshausschild, aus der Zeit herrührend, wo die letzten Wölfe in dieser Gegend erlegt wurden. Erzählt wird, daß das Bild früher etwas weiter im Walde angebracht war und daß es die Stelle bezeichnete, wo ein Mädchen von Wölfen zerrissen wurde.

295. Das Paradies zu Zwickau.

(Metr. von Ziehnert a. a. O. III. 31. Darnach in Gräße, Sagenschatz, Nr. 548.)

Jenseits der Mulde, an der Straße, die von Zwickau nach Chemnitz führt, befindet sich noch heute ein Gasthof, zum Paradies genannt, der ehedem aber das Ochsenhaus oder der Rathsweinkeller hieß und seinen Namen von der schönen Lage und den schönen Linden, die in seiner Nähe stehen, erhalten haben soll. Nach einer Sage rührt aber derselbe davon her, daß, als Luther einst zu Zwickau war und seine Predigten einen solchen Eindruck auf das Volk machten, daß dasselbe endlich das Kloster oder den Grünhainer Hof stürmte, die Mönche eines Abends Luthern zu einem angeblichen Kranken in eine entlegene Straße lockten, um ihn zu ermorden. Es gelang jedoch dem großen Reformator, sich ihren Händen zu entreißen und in ein offenstehendes Haus zu flüchten, zu dessen Besitzer er sagte, dies Haus sei für ihn ein

wahres Paradies geworden, und davon habe dasselbe den Namen behalten.

296. Die Kroatenstube im Schlosse zu Conradsreuth.

(Ernst, Gesch. u. Beschr. d. Bezirks u. d. Stadt Hof, S. 118.)

Es wird erzählt, daß im dreißigjährigen Kriege die häufig herumstreifenden Kroaten das feste Schloß zu Conradsreuth untern Theils besetzt, nach aufgezogenen Zugbrücken sich sicher geachtet haben und von der Beute sich einen guten Tag machen wollten, aber von einer Menge beherzter Bauern überfallen worden sind, welche aus dem anstehenden Brauhause die Braukufen nahmen, damit über den Schloßgraben ruderten, jene unvermuthet in der hintern Kammer überfielen und alle niedermachten. Das Zimmer, in welchem dies geschehen sein soll, heißt heute noch die Kroatenstube.

297. Gustav Adolph bei Reuth.

(Mündlich.)

In der Nähe des Rittergutes Reuth bei Reichenbach stehen zwei alte Eichen, von denen die eine einen Umfang von 14½ Fuß hat. Die Greizer Eisenbahn geht zwischen ihnen durch. Es wird erzählt, daß unter diesen alten Bäumen Gustav Adolph geruht haben soll. Auf den nahen Feldern hat man sogenannte Schwedeneisen gefunden.

298. Tauben verrathen das Schloß Schönfels.

(Mündlich.)

Das Schloß Schönfels zwischen Zwickau und Reichenbach soll einst rings von einem großen Walde umgeben gewesen sein, so daß man es nicht sehen und schwer auffinden konnte. Einst wollte es der Feind erstürmen und suchte es lange; und hätten nicht Tauben, die man im Schlosse hielt und welche ab und zu flogen, die Richtung verrathen, so hätte man noch lange suchen können.

299. Vom Fürstensaal in Neuendorf.

(Julius Schanz in Gräße a. a. O. Nr. 591.)

Zur Zeit Kaiser Friedrichs II., ungefähr um das Jahr 1227, war auch im Voigtlande ein reges Leben und Treiben. Vor Allem war das Schloß Neuendorf, dessen Besitzer die Grafen

von Reibold waren, der Sammelplatz der jungen Ritter in der Umgegend, denn hier wohnte ein wunderschönes Fräulein. Der junge Graf von Stubenberg hatte ihr Herz gewonnen. Sein Arm war stark, und im ganzen Voigtlande wußte Keiner so gut wie er das Schwert zu schwingen oder die Lanze im Turniere zu führen, in den dunklen Forsten den Eber zu erlegen oder den Bären darniederzuwerfen. Tag für Tag stellte er sich auf dem Schlosse zu Neuendorf ein, seitdem er die Liebe des Fräuleins gewonnen. Die übrigen Bewerber waren zurückgetreten, nur Einer wollte nicht weichen: Herr von Römer nennt ihn die Sage, dessen Geschlecht, eins der ältesten im Voigtlande, alle andern an Reichthum und Glanz überstrahlte.

Eines Tages erschien ein kaiserlicher Herold, welcher alle Ritter zum Kreuzzuge gegen die Ungläubigen aufforderte. Auch Ritter von Stubenberg folgte dem Rufe und Einer der Ersten pflanzte er das Panier auf die Mauern Jerusalems, so daß sein Herr und Kaiser ihn öffentlich lobte und auszeichnete. Er ward ein Schrecken der Sarazenen, und vor seinem Schlachtruf flohen sie erschreckt ins Weite.

Als nun das Ende der zwei Jahre heranrückte, die der Ritter auszubleiben versprochen hatte, saß das Fräulein von Neuendorf oft einsam auf dem Thurme und blickte hin nach den Bergen, ob sie das Banner ihres heimkehrenden Geliebten noch nicht entdecke. Aber vergebens sandte sie ihre Blicke in die Ferne. — Herr von Römer hatte währenddeß seine Bewerbungen nicht aufgegeben, und als die zwei Jahr verflossen waren und der Vater drängte, sah sie sich endlich gezwungen, dem Manne, welchen sie nicht liebte, ihre Hand zu reichen. Die Vermählung ward mit großem Glanze vollzogen, und am Abende des Hochzeittages tönten Trompeten durch den Saal, die mit Wein gefüllten Becher klangen lustig aneinander und Alles war voller Freude und Wohlleben. Nur die Braut saß bleich und trübe, denn der Kummer um den Verlorenen nagte an ihrer Seele. Da erschien ein Fremder im Pilgergewande. Nun war es in damaliger Zeit Sitte, daß, wenn ein Pilger zu einer Hochzeit kam, die Braut ihm ihren Teller reichte. Auch die Braut auf Neuendorf stand auf, als sie die Kunde von dem Pilger vernahm, um der Sitte Genüge zu thun; der Fremde aber stand hinter ihr und warf eine Locke auf ihren Teller, den sie in der Hand hielt. Da er-

kannte sie den Pilger und mit dem Rufe: Mein Stubenberg! fiel sie ihm um den Hals. — Die Ritter flogen von ihren Sitzen empor und starrten erstaunt auf das Paar, der Bräutigam aber fuhr nach seinem Schwerte und drang auf Stubenberg ein. Dieser aber hatte den Pilgeranzug abgeworfen, und es begann ein Kampf auf Tod und Leben. Nach wenig Augenblicken lag der Herr von Römer todt am Boden.

Der Saal, wo der Kampf ausgefochten ward, ist der sogenannte Fürstensaal im Schlosse zu Neuendorf. Noch heute sind die Blutflecken auf dem Boden desselben zu sehen. Zur Nachtzeit will man oft darin Schwerterklirren und Todesröcheln vernehmen und noch zu Zeiten soll der Geist des Erstochenen in blutgeflecktem Gewande darin herumgehen.

300. Von dem Bauer Kilian in Neuendorf.

(Jul. Schanz in Gräße a. a. O. Nr. 592.)

In Neuendorf saß einst ein stolzer und grimmiger Herr, dessen Lust war es, die Bauern zu knechten und ihr Besitzthum an sich zu reißen. Nun lebte zu selbiger Zeit ein Bauer in Neuendorf, namens Kilian, der war stets froh und guter Dinge, denn er hatte ein schönes Stück Feld und Wald und daneben lagen sieben fischreiche Teiche. Schon oft hatte ihn der Herr darum angegangen, er solle ihm das Besitzthum, das dem seinen so nahe lag, abtreten, aber stets schlug er es ihm ab, da ers von seinen Vätern geerbt hätte und auf seine Kinder forterben lassen wolle.

Einst zur Kirmes, wo reges Leben im Dorfe war, befand sich Kilian unter den übrigen Bauern im Wirthshause. Ein Jeder gab ein Liedlein zum Besten. So kam denn die Reihe auch an Kilian. Dieser wollte rechtes Lob ernten, denn er hatte das Verslein, das er sang, selbst gemacht. Es lautete:

Ich hab' eine Wies' und sieben Teich',
Die möcht' der Herr gern haben,
Doch eh' ich dem sie geben thu,
Will ich sie lieber versaufen.

Lauter Jubel belohnte seinen Spruch. Bald aber ward es dem Herrn hinterbracht, was Kilian gesungen, und er sann nun auf Rache. In finstrer Mitternacht ließ er den armen Kilian aus dem Bette holen und ihn in ein tiefes Loch werfen, wohin weder

Sonne noch Mond schien. Im Dorfe selbst aber ließ er das Gerücht verbreiten, Kilian sei verschuldet und auf und davon gegangen. Nun zog er sein schönes, längst begehrtes Besitzthum an sich, und freute sich seines wohlgelungenen Planes. In unterirdischem Gefängnisse saß indeß Kilian und wußte nicht, ob es Tag oder Nacht sei. Das einzige menschliche Antlitz, das ihm zu Gesicht kam, war das eines Schurken, eines Gärtners, der in die Schändlichkeiten seines Herrn eingeweiht war.

Jahre vergingen so, bis dieser starb. Noch bei seinem Tode befahl er, den Kilian nach wie vor zu füttern und gefangen zu halten. Da trieb einst ein Bauermädchen das Vieh aus; die Stiere tummelten sich auf der Weide und stampften wild gegen die Erde. Da sank ein Stück Boden ein, und als das Mädchen hinzulief, sah sie in ein finstres Loch hinab, darin saß ein Mensch gefesselt an Händen und Füßen. Schnell rief sie Leute herbei, und als sie den Armen herauszogen, war es Kilian, der Bauer. Er war aber wahnsinnig geworden und starb bald nach seiner Erlösung aus dem unterirdischen Kerker.

301. Von einem reichen und gelehrten Bauer.

(Julius Schanz in Gräße a. a. O. Nr. 588.)

Es war einmal in einem voigtländischen Dorfe ein reicher und gelehrter Bauer, der die Sonderbarkeit hatte, daß er sich und sein Eigenthum mit eigenen Namen benannte und es gern hatte, wenn ihm die Leute dieses nachsagten. Er selbst hieß: der ewige Heiland, seine Frau: seine Beilage, die Katze: Agatius, das Licht: der heilige Geist, die Scheune: Philippi Jacobi u. s. w. Einstmals war der Knecht am frühen Morgen mit dem heiligen Geiste auf dem Stallboden und schnitt Häcksel. Da kam Agatius und nahm ihm den heiligen Geist aus der Laterne und lief damit fort nach Philippi Jacobi. Das Stroh in Philippi Jacobi aber fing Feuer und begann lichterloh zu brennen. Schnell lief der Knecht zum ewigen Heiland, der noch in den Federn lag und rief ihm zu:

Ewiger Heiland, steh auf mit deiner Beilage,
Agatius ist gekommen,
Agatius hat mir den heiligen Geist genommen,
Ist damit nach Philippi Jacobi gerennt,
Steh auf: Philippi Jacobi brennt.

302. Die Neujahrsabkündigung in Hallerstein.

(Mündlich.)

Von Hallerstein wird erzählt, daß daselbst ein Pfarrer zu Neujahr in der Kirche also gesagt habe:

„In diesem Jahre ist der Tod stillschweigend vorübergegangen;

Gestorben ist Keins,
Und getauft ist Eins
Und das war meins.“

303. Von der Klugheit der Hauptmannsgrüner.

[Mündlich.]

Die Hauptmannsgrüner wollten einmal eine Wiese nach einem andern Platze ziehen und schlugen einen Pfahl ein; daran befestigten sie ein Ortscheit und spannten Ochsen vor. Als der Wind die Schmielen bewegte, hielten sie dafür, daß die Wiese fortrücke. Und als die Ochsen noch mehr angetrieben wurden, rissen die Stränge und die Ochsen liefen bis nach Stenn. In Stenn ist das Ortscheit liegen geblieben und es soll noch heut dort liegen.

Ein andermal konnten die Hauptmannsgrüner das Zapfenloch eines Teiches, dessen Wasser abgelassen werden sollte, nicht auffinden. Da sagte der Richter: „Nun müssen wir'n aussaufen.“ Er legte sich zuerst hin und nach ihm die Bauern, und sie fingen an zu trinken.

304. Wie die Ebelsbrunner den Mond fangen wollen.

(Mündlich.)

Von den Ebelsbrunnern wird erzählt, daß sie einst den aufgegangenen Mond dicht am Berge stehen sahen; da holten sie Stangen, um ihn herunterzuschlagen und es entstand in Folge dessen das Spottlied:

„In Abelsbrunn
Sein se hameldumm,
Nehm' se lange Stang',
Woll'n den Manden fang'!“

305. Was man von Spielberg erzählt.

(Mündlich.)

Als auf den Fluren von Spielberg ein großer Schnee gefallen war, ging der Wächter von Haus zu Haus und machte bekannt:

„Heut Nachmittag is G'ma, (Gemeindeversammlung)
Muß Jeder erscheine, Groß und Kla;
Aessen (nachher) wird Schnee geschurt,
Und wer net erscheint,
Den sei' Theil bleibt liegen!“

306. Vom klugen Bürgermeister zu Weißenstadt.

(Mündlich.)

Die Weißenstädter haben einmal einen Bürgermeister gehabt, der überall Rath wußte. Als derselbe z. B. einen Zeisel (Zeisig) besaß, ist ihm dieser 'nausgekommen; hat er gesagt, sie sollten das Thor (d. i. Stadtthor) zusperren, daß der Zeisel nit 'naus-könne.

307. Wie die Markleuthener eine Prozession abhalten.

(Mündlich.)

In Marktleuthen wurde einmal ein Bittgebet mit Umzug gehalten, damit das Wasser nicht austreten und das Heu verderben solle. Dabei sangen sie unter Anderm:

Solo: Viel tausend Fuder Ha, Ha, Ha (Heu)
Und so viel Grummet a (auch)!

und der Chor fiel darauf ein:

„Ei, wenn's ner net besch..... thät ꝛc.!“

308. Wie die Pilgramsreuther Kirchfahrt die Klippermühle einbüßt.

(Mündlich.)

Die Klippermühle bei Pilgramsreuth ist ausgepfarrt worden nach Schönwald. Wie dieselbe ausgepfarrt worden ist, hat der Pfarrer zu Pilgramsreuth gesagt:

„Pilmersreuth und Föhrenreuth,
Ihr seid meine lieben Kirchleut',
Und mit der armen Klippermühl',
Da kann Gott machen, was er will!“

309. Die Spielberger haben keine Glocken.

(Mündlich.)

In Spielberg („Spielberik“) haben sie keine Glocken gehabt, und ist Einer hinauf auf den Thurm und hat geschrieen:

„Spielberik und Heidelham (Heidelheim)
Und Stansfeld (Steinsfeld) dazu,
Die fressen's Brot im Sommer z'samm',
Im Winter hab'n se Ruh'!“

310. Die Tafel vor Hallerstein.

(Mündlich.)

Vor Hallerstein soll früher eine Tafel gestanden haben, auf der zu lesen war:

Lieber Wand'rer, wenns nicht weißt, wo aus noch ein,
Hier geht der Weg nach Hallerstein!

Man konnte aber von diesem Platze aus Hallerstein vor sich liegen sehen.

311. Das Bittgebet der Lobensteiner.

(Mündlich.)

Von den Lobensteinern wird erzählt, daß dieselben bei einem feierlichen Bittumgange gesungen haben sollen:

Greiz, Schleiz und Lobenstein
Bitten dich um Sonnenschein,
Und woll'n die Andern auch was haben,
So mögen sie dir's selber sagen!

312. Wie Meerane ehemals in üblem Rufe gestanden hat.

(Aus einer alten gedruckten Nachricht von 1788: Historische, curieuse, politische Geschichte, in Leopold, Chronik und Beschreibung von Meerane, S. 63.)

Da das Städtlein Meerane dreierlei Gerichte hatte, so kam es, daß zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dieser Ort in einem fast bösen Geschrei war, weil sich fremd liederlich Gesindel da aufgehalten, so bei Visitationen leicht aus einem Gerichte oder Amtssprengel ins andere entwischen können; daher entstund in dieser Gegend ein Sprichwort, daß, wenn man Einen schimpfen wollte, man ihn einen Meeraner genannt. Nachher ist dieses Geschrei durch gute Ordnung der Obrigkeit und redliche Einwohner völlig unterdrückt worden. Es geschah, daß der dortige Pastor Mag. Siegismund Stolze einstmals auf die Leipziger Messe reiste. Als er mit dem Wagen unters Thor zu Leipzig kam, wurde er gefragt, woher er käme und wer er wäre? Als er es beantwortet: der Pastor von Meerane! mußte er wieder umkehren, weil man von Meerane Niemanden einlassen durfte. Der gute Mann kehrte mit der Kutsche wieder um und fuhr unter einem andern Namen zu einem andern Thore hinein. Bei seiner Heimkunft brachte er dies mit Thränen auf der Kanzel vor, ließ auch nicht eher nach, bis seine berüchtigte Gemeinde ein besseres Leben zu führen anfing.

313. Der Diamant in der Eger.

(Ernst, Geschichte und Beschreibung d. Bezirks u. d. Stadt Hof, S. 145.)

Beim Hirschsprung im Egerthale wollte man Diamanten gefunden haben. Die Gebrüder G. und Jacob Seidel von Silberbach haben einen Diamanten, welcher so groß wie ein Wetzkumpf war, über dem Fischen gefunden. Weil aber ein Jeder von diesen Beiden solchen Stein haben wollte, wurden sie uneins. Während des Streites aber hat Einer von ihnen den Stein wieder in die Eger geworfen, welcher bis jetzt nicht wieder aufgefunden werden konnte.

314. Die Fraureuther hängen ihren Gemeindevorstand auf.

(Mündlich.)

In Fraureuth soll im dreißigjährigen Kriege der Gemeindevorstand große Unterschleife gemacht haben. Nach Beendigung des Krieges wurde er von den Gemeindemitgliedern verklagt, aber in Folge geschickter Vertheidigung freigesprochen. Als er nun mit den Hausvätern der Fraureuther Gemeinde nach Hause ging, entspann sich auf dem Wege ein Wortstreit, die Erbitterung wurde immer größer, und der Vorstand wurde endlich von den ergrimmten Gemeindegenossen aufgehängt. In der darauf folgenden Untersuchung nach dem eigentlichen Thäter blieben die Fraureuther bei der Aussage: „Wir sinds alle gewesen!“ und da man doch nicht die ganze Gemeinde strafen konnte, so kamen sie ziemlich gelind davon. Seit dieser Zeit ist der Satz: „Wir sinds gewesen!“ in Fraureuth ein Spott geblieben. Kommt man dorthin und fragt wie von ungefähr: „Habt Ihr Fraureuther nicht Euren Gemeindevorstand erhängt?“ so entsteht schon Verdruß und Erbitterung. Sagt man aber gar: „Wir sinds alle gewesen!“ so ist man vor Schlägen nicht sicher.

315. Der Todtengräber als Krankenwärter.

(Mündlich.)

Ein gewisses Haus in Reichenbach, jetzt Heinrich Keßler gehörig, muß jährlich an den Todtengräber über einen Thaler abgeben. Der Todtengräber soll dafür die Verpflichtung haben, daß er bei Epidemien in dem genannten Hause Krankenwärterdienste verrichten muß. Durch einen früher geführten Prozeß konnte die Abgabe nicht abgeschafft werden.

316. Die Entstehung des Frohntanzes in Langenberg.

(Hahn, Gesch. v. Gera, I. S. 63.)

Es wird erzählt, der deutsche König Heinrich I. habe einst eine Reise durch die geraische Gegend gemacht, aber auf den schlechten Wegen bei Langenberg nicht fortkommen können. Er habe daher nach Langenberg, wo die jungen Leute sich gerade bei einem Tanze befunden hätten, nach Hülfe geschickt, aber darauf die Antwort erhalten, daß sie nicht kommen könnten, weil sie tanzen müßten; worauf der König geschworen habe, daß sie fortan am gleichen Tage auch stets tanzen sollten, und wenn sie dies unterließen, zur Strafe ihm eine mit sechs Pferden bespannte Kutsche geben müßten.

Anmerk. Die Sage entbehrt schon deshalb der historischen Begründung, als an dem Frohntanze nicht blos Langenberger, sondern auch die Bewohner mehrerer anderer Dörfer theilnehmen mußten. S. den Abschnitt über Sitten und Gebräuche.

317. Ein Hirt wird wegen Sodomiterei hingerichtet.

(Mitgetheilt von Magnus Köhler in Reichenbach.)

Im Jahre 1731 wurde zwischen Reichenbach und Mylau, bei dem jetzt noch stehenden Heuschuppen, ein Hirte mit dem Schwerte hingerichtet, weil er mit einem Kalbe Sodomiterei getrieben hatte.

318. Die Pest in Schönbach bei Neumark.

(Mitgetheilt von Magnus Köhler in Reichenbach.)

Im Jahre 1701 wüthete in Schönbach die Pest, so daß fast das ganze Dorf ausgestorben ist, und im Ganzen blos drei Paar Eheleute übrig geblieben sind. Damals wurde das Lindnersche, jetzt Schrennersche Wohnhaus um fünf Gulden und fünf Brote, und ein anderes Haus um fünf Gulden und drei Brote verkauft.

319. Das Gut Salzmeste bei Cunsdorf.

(Mündlich.)

In Cunsdorf bei Reichenbach liegt ein der Friesener Herrschaft gehöriges Gut, die Salzmeste genannt. Erzählt wird, daß dieses Gut in alter Zeit einem reichen Bauer gehörte, der nur eine einzige Tochter besaß. Als nun die Tochter eines Herrn von Friesen, dem damals auch Cunsdorf gehörte, Hochzeit machen

sollte, bat der Bauer seinen Herrn um die Ehre, daß seine Tochter bei dem Fräulein die Salzmeste, d. h. die Begleiterin zur Trauung, und bei der Hochzeit sein dürfe. Er wolle darauf zum Danke für die seiner Tochter wiederfahrene Ehre als Hochzeitsgeschenk sein Gut hergeben. So geschah es. Des Bauers Tochter machte die Salzmeste, und das Gut, welches nun den Namen „Salzmeste“ erhielt, ging an die Herren von Metzsch über.

Nach einer andern Angabe soll früher in dem genannten Gute ein Salzschank gewesen sein.

Anmerk. Nach der Versicherung des Amtmanns Speck in Reichenbach hieß der letzte bäuerliche Besitzer Salzmesser und von demselben habe dann das Gut seinen jetzigen Namen erhalten. — Es bleibt aber jedenfalls bemerkenswerth, daß in Cunsdorf und in dem nahen Brunn das Wort Salzmeste, als eine sonst noch bei den Wenden in der Lausitz gebräuchliche Bezeichnung für die Begleiterin der Braut sich erhalten hat.

320. Der Stierschlag Augusts des Starken bei Reichenbach.

(Jul. Schanz in Gräße, a. a. O. Nr. 563.)

Als Kurfürst August der Starke, König von Polen, einst gen Reichenbach im Voigtlande reiste und die Leute nichts Besseres zu seiner Unterhaltung wußten, erzählten sie ihm von einer in der Nähe wohnenden Ritterswittwe, die früher am Hofe für eine Schönheit gegolten und der zu Ehren die Pulse des Königs auch einmal höher geschlagen hatten. Flugs setzte er sich auf seinen Schimmel, wickelte sich, um unerkannt zu bleiben, in einen dicken grauen Oberrock und trabte spornstreichs dem Wittwensitze der trauernden Schönheit zu, um ihr incognito einen Besuch abzustatten. Da er schon von fern die Thürme des Schlosses blinken sah, ritt er auf Rainen und Feldwegen gerade darauf zu. Rechts und links weideten stattliche Heerden voigtländischen Rindviehs, dessen Vetterschaft dem einsamen Reiter schon manche heftige Keule hatte abgeben müssen. Ein kräftiger rebellischer Stier mochte einen seiner Verderber wittern, und der Futterneid gegen das wohlgenährte Leibroß des Königs, das mit lüsternen Augen die saftigen Kräuter der Aue zu betrachten schien, erweckte plötzlich kriegslustige Wallungen in seinem Ochsenhirne: mit rollendem Auge rannte er auf den Reiter zu. Der König zog sein Schwert und spaltete ihm mit einem gewaltigen Streiche das Haupt vom Rumpfe, der blutend niederstürzte. Dem Rinderhirten verging Hören und Sehen ob dieser That. Endlich lief er

wie vom Wahnsinne gehetzt nach dem Dorfe und bot alle streitbare Mannschaft zur Blutrache auf. Noch ehe August das Dorf erreichte, stellte sich ihm eine mit Flegeln und Gabeln bewaffnete Schaar mit drohender Gebehrde und zorniger Rede in den Weg, ungestüm forderten sie Ersatz und schwangen wild ihre Wehren. Der König ersah in dieser Bedrängniß keine Hülfe. Er riß seinen Rock auf und rief: „Ich bin der König!" — und alle Flegel sanken in den Staub. — Ob der Held noch zu der schönen Wittwe gekommen, hat die Sage leider nicht aufbewahrt.

321. Das weinende Kind im Stollen zu Magwitz.

(Mitgetheilt vom Lehrer Lange in Planschwitz.)

Der „Stollen" ist ein Wald bei Magwitz, in welchem früher Schächte, die theilweise noch zu sehen sind, gegraben wurden. — Als vor Jahren die Bewohner Dröda's noch nach Planschwitz in die Kirche gehen mußten, fuhr man einst im Winter ein Kind zur Taufe. Nach derselben packte man es wohlverwahrt auf den Schlitten und fuhr nach Hause. Im Stollen zu Magwitz angekommen, mußte man einen steilen Berg hinauffahren, daher kam es, daß das Kind aus dem offenen Schlitten hinten herausfiel. Die Gevattern, welche vorn aufsaßen, merkten den Verlust nicht eher, als bis sie nach Hause kamen. Schnell kehrten sie zurück, um das Kindlein zu suchen, fanden es aber nicht wieder. Seit jener Zeit hört man an jener Stelle dann und wann ein neugebornes Kind weinen, und keinem Menschen fällt es ein, an der Thatsache zu zweifeln.

322. Der Lindwurm bei Syrau.

(Julius Schanz in Gräße, a. a. O. Nr. 583.)

Vor vielen hundert Jahren hauste ein scheußliches Ungeheuer im Walde bei Syrau, das hatte einen Leib wie eine Schlange, mit starken Schildern bepanzert, und wenn es mit seinen Drachenflügeln den Leib schlug, machte es ein Getöse wie zehn Mahlgänge. Den ganzen Tag lag es im Walde und wen es sah, den zermalmte es mit seinen fürchterlichen Zähnen und briet ihn an dem Höllenfeuer, das aus seinem Rachen fuhr. Weder Mensch noch Thier war vor ihm sicher. Da aber die Bauern es nicht zu bezwingen vermochten, schlossen sie einen gütlichen Vergleich mit ihm ab: es solle alle Wanderer, welche diese

Straße zögen, auffressen, die Syrauer aber ungeschoren lassen. Das ward ruchbar im ganzen Lande und Niemand betrat mehr die gefürchtete Straße. Hunger aber thut weh, dem Thiere wie dem Menschen, und so wagte sich das Ungeheuer wieder an die sich ängstigenden Syrauer. Alltäglich hofften diese unter Flehen und Beten auf die Ankunft des tapfern Ritters St. Georg, der den Lindwurm tödten sollte, allein es zeigte sich keine Spur von dem Heiligen, so viel sie auch Messen lesen ließen. So mußten sie sich denn einstweilen drein ergeben und jeden Tag dem fürchterlichen Ungeheuer einen Menschen vorwerfen, der durch das Loos bestimmt wurde. Schon waren Einige diesem grausamen Schicksale verfallen, als auch die schöne Tochter eines der größten Bauern das entsetzliche Loos treffen sollte; schon am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang sollte sie dem Drachen vorgeworfen werden. Als man ihr dies ansagte, ward sie todtenbleich. Sie hatte aber einen braven Burschen zum Geliebten; als der solches hörte, sagte er kein Wort, ging fort, nahm eine Heugabel, schliff und pfiff bis in die Nacht hinein. Und als nach dem dritten Hahnenschrei das Mägdlein hinausgeführt ward und Alles weinte, kam ihnen ein Mann entgegen, der eine lange Gestalt hinter sich herzog und eine Heugabel auf der Schulter trug. Ein Freudenschrei durchbebte bei diesem Anblicke die kühle Morgenluft, als man den Burschen erkannte, der den Drachen im Schlafe erwürgt hatte. Die Syrauer aber erbaueten zum Gedächtniß dieser That eine Kapelle „unserer lieben Frauen."

Anmerk. In einer mündlichen Ueberlieferung dieser Sage finden sich einige Abweichungen. Im Schlosse zu Syrau wohnte nämlich ein edles Fräulein, welches ebenfalls dem Schicksal verfallen war, dem Lindwurme vorgeworfen zu werden. Als es aber hinausgeführt ward, kam ein junger Ritter, der es heftig liebte, in voller Rüstung dem Zuge entgegen; er hatte den Lindwurm im offenen Kampfe getödtet, indem er seinen Speer durch den Rachen des Ungethüms mit solcher Kraft gestoßen hatte, daß die Spitze wieder unten am Leibe vorgedrungen war. Auf dem Schloßthurme zu Syrau soll noch das Bild des Lindwurms zu sehen sein, ebenso wie man daselbst noch heutigen Tages die Rüstung und den Speer des muthigen Ritters zeigt.

323. Das Hänseln zu Adorf.

(Nach Berkenmeyer, Curiöser Antiquarius in Gräße, a. a. O. Nr. 604.)

In dem Wirthshause zu Adorf befand sich früher ein Buch, wo die Namen der nach Leipzig reisenden Kaufleute eingetragen wurden, sobald sie diesen Weg zum ersten Male machten: sie

mußten dann, nachdem sie zuvor gehänselt worden waren, etwas zum Besten geben.

324. Der krumme Schuß in Zwickau.

(Nach Ziehnert a. a. O. III. 288 in Gräße, a. a. O. Nr. 553.)

Als 1546 Ferdinand König von Böhmen und Herzog Moritz von Sachsen Zwickau belagerten, ist aus der Stadt mit einem Stück (d. h. Feldstück) durch beide Kirchthüren geschossen worden. Die Kirche liegt in der Stadt fast zwischen Morgen und Mittag, die Thüren aber gehen gegen Mittag und Mitternacht. Bei der mittäglichen Thüre liegt ein Berg vor, und die mitternächtliche geht ganz und gar nicht gegen die Stadt. Darum haben die Alten gemeint, daß diesen Schuß ein Zauberer gethan habe, welcher gewußt, daß eben zu selbiger Zeit sich in der Kirche viele vornehme Herren aufgehalten, und sind darum auch keine neuen Thüren gemacht, sondern nur Bretlein vor die Löcher genagelt worden.

325. Der bestrafte Gotteslästerer in Zwickau.

(Gräße, Sagenschatz des Königreichs Sachsen, Nr. 549.)

Im Herbste des Jahres 1594 ist zu Zwickau M. Wolfgang Raabe, eines Tuchmachers Sohn, daselbst verstorben, welcher etliche Jahre rasend gewesen war und an Ketten gelegen hatte. Es hat ihn aber Gott also wegen Gotteslästerung gestraft. Als nämlich etliche Professoren zu Wittenberg die gotteslästerische calvinische Lehre eingeführt, hat sich dieser M. Raabe auch mit verführen lassen und ist es mit ihm so weit gekommen, daß er sehr schimpfliche und gotteslästerliche Reden vornehmlich vom Abendmahle ausgestoßen, worauf er bald seiner Sinne beraubt und thöricht worden. Nachdem ihn nun seine Aeltern nach Hause bringen lassen, ists nicht besser mit ihm geworden, sondern er hat sich stets ungeberdig und in Reden leichtfertig gezeigt. Dabei hat er sehr gefressen (maßen er dieses Wort in seiner Gotteslästerung auch gebraucht) und ist nicht zu ersättigen gewesen. Endlich als etliche Knaben mit einem verdorbenen Kürbis auf der Gasse gespielt und sich mit den Stücken geworfen, hat er an den Ketten hängend und zum Fenster hinaussehend gesagt, sie sollten denselben ihm geben, was sie auch gethan. Da hat er den Kürbis im Grimm also roh hineingefressen und ist bald darauf gestorben.

Er hat auch einen seines Gleichen von Reichenbach, namens U. Havel, zu Wittenberg bei sich gehabt, der auch große Gotteslästerung getrieben und eine schimpfliche Handlung mit dem Crucifix vorgenommen, der ist auch seiner Sinne beraubt, etliche Jahre daselbst im Bollwerke in Ketten gelegen und endlich auch so gestorben.

326. Die Gottesspeise in Zwickau.

(Nach d. metr. Bearbeitungen von Ziehnert u. Segnitz in Gräße, a. a. O. Nr. 547. Luthers Tischreden, S. 90. Grimm, Deutsche Sagen, 2. Aufl. Nr. 362.)

Bei Zwickau auf einem Dorfe schickten einst Aeltern ihren Sohn, einen muntern Knaben, in den Wald, die Ochsen, welche da auf der Weide waren, hereinzutreiben. Aber die Nacht überraschte den Knaben und es erhob sich ein solch mörderisches Schneewetter, daß er nicht aus dem Walde zu kommen wußte. Als nun der Knabe am andern Tage immer noch nicht nach Hause kam, geriethen seine Aeltern in große Angst, und konnten doch vor dem großen Schnee nicht in den Wald. Am dritten Tage erst, nachdem der Schnee zum Theil abgeflossen, gingen sie hinaus, den Knaben zu suchen, und fanden ihn endlich an einem sonnigen Hügel sitzen, wo gar kein Schnee lag. Freundlich lachte er seine Aeltern an, und als sie ihn fragten, warum er nicht heimgekommen, sagte er, daß er habe warten wollen, bis es Abend würde. Er wußte nicht, daß schon ein Tag vergangen war; und als man ihn ferner fragte, ob er etwas gegessen hätte, erwiderte er, es sei ein Mann zu ihm gekommen, der ihm Käse und Brot gegeben habe. Also ist dieser Knabe sonder Zweifel durch einen Engel Gottes gespeist und erhalten worden. Der Ort im Walde, wo solches geschehen, heißt bis heute noch Gottesspeise.

327. Ein Pfaff erhält Maulschellen.

(Roth im 18. und 19. Jahresbericht von Hohenleuben.)

Im sogenannten Pöhler- oder Bählergrunde bei Berga soll ein Ort, Friedrichsdorf geheißen, gelegen haben. Als die Dorfwüstung in der Vorzeit zwischen Wolfersdorf und Culmitzsch getheilt worden sei, wäre es geschehen, daß von einem Herrn zu Culmitzsch dem Pfaffen zu Wolfersdorf „Maulschellen“ gegeben worden seien, so daß Letzterer Jenen darüber verklagt haben solle. Wie aber hierauf der Pfaffe die Klage wieder zurückgenommen

hätte, so soll er von dem Culmitzscher Herrn ein streitiges Grundstück dafür erhalten haben.

328. Der erste Jahrmarkt in Netzschkau.

(Mündlich.)

Als in Netzschkau der erste Jahrmarkt abgehalten wurde, war derselbe nur sehr schwach von Händlern besucht. Damals besaß das Städtchen ein Herr von Bose. Dieser ließ hierauf seine Dienerschaft auf den Markt gehen und Alles aufkaufen; ja seine Leute gingen sogar den Verkäufern nach und kauften ihnen noch die leeren Körbe ab. Durch Solches kam der Netzschkauer Markt in große Aufnahme.

329. Wie die Lengenfelder Tuchmacher gewisse Freiheiten erlangen.

(Mündlich.)

Ein Graf von Bose unternahm einst einen Fehdezug und kam dabei durch Lengenfeld; hier schlossen sich ihm hundert Tuchmacher an und halfen ihm die Schlacht gewinnen. Aus Dankbarkeit gewährte er darauf der Innung Stock und Degen und den Willkommen (die Bruderkanne, welche den Innungszügen vorgetragen wird), sowie die freie Jagd, so daß, wenn ein Lengenfelder Tuchmacher einen Sohn hatte, der confirmirt worden, derselbe mit auf die Jagd gehen durfte. Diese Rechte sollten den Tuchmachern bleiben, so lange Sonne, Mond und Sterne am Himmel stehen, und man sollte nichts dazu thun und davon thun.

330. Das Blutbad auf dem alten Schlosse zu Plauen.

(Mündlich.)

Als die Hussiten sich der Stadt Plauen näherten, flohen alle Bürger auf das alte feste Schloß, weil sie sich dort oben sicher fühlten. Und in der That gelang es auch den anstürmenden Feinden nicht, dasselbe einzunehmen. Da bestach der Anführer, es soll Procop gewesen sein, den Thürhüter des Schlosses und versprach ihm einen Hut voll Ducaten, wenn er die Pforte öffnen würde. Der Hüter ging auch darauf ein; als aber die Hussiten eindrangen, wurde ihm statt des Hutes voll Ducaten von den Feinden der Kopf abgeschlagen. Die Hussiten richteten nun in der Burg ein schreckliches Blutbad an, Keiner sollte ihrem Schwerte entrinnen, und das Blut floß in Strömen beim untern Thurme herab. Nur

zwei Bürger, welche sich in dem Brunnen versteckt hatten, kamen mit dem Leben davon; der Eine hieß Loth, der Andere Pfund. Als nun die Feinde abgezogen waren, kamen sie hervor und Einer redete den Andern an: „Nun, Löthele, bist denn auch noch da?" „Ja, Pfündele", sagte der Andere. Darauf sind diese Namen Löthele und Pfündele den Familien geblieben. Es haben Leute, welche diese Namen führten, noch in neuerer Zeit in Plauen gelebt.

Anmerk. Die Einnahme des Schlosses in Plauen durch Verrätherei geschah wahrscheinlich zu Anfange des Jahres 1430. Es sollen sich aber nach einer andern Ueberlieferung drei Bürger erhalten haben, nämlich zwei Pfündel und ein Gering. (Fickenwirth, Chronik von Lengenfeld, S. 176.)

331. Woher sich die Redensart schreibt: Zu Tripstrille, wo die Pfütze über die Weide hängt.

(Merkels und Engelhardts Erdbeschreibung von Kursachsen, 3. B. S. 162.)

Es wird erzählt, daß nicht weit von der Stadt Triptis im ehemaligen Neustädter Kreise ein Teich lag, die Trille genannt; derselbe war mit Weiden umsetzt, die zum Theil so gebogen waren, daß sie ins Wasser hingen. Daher schreibt sich die Redensart: Zu Tripstrille, wo die Pfütze über die Weide hängt.

332. Die Entdeckung der Topase auf dem Schneckensteine.

(Merkels u. Engelhardts Erdbeschreib. v. Kursachsen, 3. B. S. 140. 143.)

Eine Stunde von Tannebergsthal über Auerbach liegt im Walde der berühmte Topasfels Schneckenstein, der diesen Namen von den vielen Schnecken, welche an seinem, hier und da feuchten Fuße sich aufzuhalten pflegen, erhalten haben soll. Es wird erzählt, daß er erst durch einen Tuchmacher aus Auerbach, namens Kraut, seit 1727 allgemein bekannt und seitdem auch fleißig benutzt worden sei. Jener Kraut, der ein etwas lockerer Mann genannt wird, soll durch Hirten oder dergleichen Leute auf den harten und schimmernden Stein aufmerksam geworden sein, und im Stillen Topase, die er schleifen ließ, und die er für hohe Preise unter dem Namen von Schneckensteinen oder Königskronen ins Ausland schaffte, gebrochen haben. Als er merkte, daß man seinem Schleichhandel auf die Spur kam, machte er seine Entdeckung dem Kurfürsten August II. bekannt, der den Felsen dem Herrn von Trützschler, welchem Grund und Boden gehörte, abkaufte.

333. Edle Metalle bei Zwickau.

(Dr. David Kellner, Wegweiser zu verborgenen Erzgängen 2c. als Anhang zu einem Extract aller Berg-, Salz- und Hüttenwerkssachen. Nordhausen 1702. S. 506.)

Bei Zwickau liegt ein Dorf, heißt Rotenbach, daselbst soll ein Bach sein, welcher Gold und Silber-Granatenstein führt. Item bei einem andern Dorfe, so eine Meile von Zwickau lieget, namens Hartmanns-Grüen, findet man auch Körner, die sich fletschen lassen.

Item bei dem Dorfe Kohlstein unweit Zwickau stehet viel Erz von Kies und Glanz.

Item zur Neumark, anderthalb Meilwegs von Zwickau, ist ein gut Gold-Seifen, und bricht auch Silber und Antimonium daherum.

334. Gold auf der Kuttenheide.

(Dr. David Kellner, a. a. O. S. 515. ff.)

Hinter Otten im Voigtlande auf der Kuttenheide gehe zu oder vor St. Peters-Capell bei 2 Ackerlänge, gegen dem Großleinwerts, so kömmst du zu einem hohen Felsen, dabei ist nahe ein alter Glas-Ofen, und hat vorzeiten eine Glashütte daselbst gestanden, da findest du ein weiß Wasser gegen dem schwarzen Berge zu, darin sind gute Goldwasch-Körner enthalten, bisweilen als Erbsen oder Bohnen groß.

Wilt du allda nicht waschen, so gehe wiederum hinab zum Hirschberge, da kommest du zu einem abgeschnittenen Baume, von diesem Baume gehe eine Ackerlänge, so kömmest du zu einer zwieselichten Gabel, daselbst lege dich nieder auf die Erde, und höre wo Wasser rauschet unter der Erden, räume das Moos daselbst hinweg, so auf Holz, gegen Mitternacht zu gelegt ist, da wirst du einen Erzgang antreffen, welcher das herrlichste Gold führt. Von dannen gehe weiter auf dem Rasen fort gegen Mittag vom Holze an, da wirst du zu einem Brunnen kommen, in selbigem ist auch das schönste Gold enthalten. Von diesem Brünnlein gehe dem Wasser, das daraus entsteht, nach, so kommst du an ein Steingewölb, da warte auf.

Item bei der Capellen unter den Fenstern gegen Mittage wirst du eine Hand in einen Baum geschnitten finden, die weiset dich nach der ziehnen Gabel, da kömmst du zu einem Brünnlein,

woraus die Zweyt (Zwodta) entspringt; dem Fluß gehe nach zu der ziehnen Gabel, daselbst suche, so wirst du viel Gold finden.

Item wenn du zur Kuttenheide, bei St. Peters-Capell, bist, so frage nach St. Peters-Brunn, und gehe dem Flusse nach, bis er in einen andern Bach fällt, davon gehe förter und siehe dich um, so findest du ein Zeichen in einer Tanne und eines in einer Fichten, so nicht weit von einander stehen, darzwischen suche, da wirst du einen Schacht finden, der ist verdeckt; mache denselben auf, so findest du einen gelben Gang, von gutem Gold-Erz, davon das Pfund 10 fl. gilt.

Item auf der Kuttenheide frage nach Weyher, ist eine Meile davon ein Dorf, daselbst liegt eine Mühle am Bach, ein Armbrust-Schuß weit davon zur linken Hand ist ein Felsen, darin bricht ein schöner Gold-Talk und sonst noch ein schwarz Erz, das ist Marcasith.

Item. Am Schieferberg daselbst im alten Stollen Hünerbach, da findet man auch gut Erz und Körner.

335. Gold bei Graßlitz.

(David Kellner, a. a. O. S. 517.)

Von „Graßlitz" aus gehe über eine Wiese am Wasser hinauf und siehe dich nach einer Buchen um, daran ein Kreuz gehauen ist, von derselben gehe eine Ackerlänge am Berge hinauf, so wirst du eine sehr große alte Fichten finden und nahe darbei einen alten Stollen, darinnen ist ein Gold-Erzgang, dessen Pfund ist vor 14 fl. verkauft worden.

Item. Wenn man von „Graßlitz" aus der Holen gehet, so kömmt man zu einem Fohrenbach, der fleußt kreuzweis' über den Weg; davon gehe zur rechten Hand hinauf so lange bis an die Quelle desselben Baches, daraus er entstehet, die liegt auf einem hohen Berg, und wirst viel Sand aus, den sichere, so wirst du schwarze Körner finden, die viel Gold halten, davon das Pfund 15 fl. gilt.

336. Gold bei Schöneck.

(David Kellner, a. a. O. S. 517.)

Zu Schöneck frage nach der Helle und gehe von dar um St. Johannis-Tag, bei St. Peters-Capelle, der aufgehenden Morgen-Sonne gerad entgegen, bis zu Mittags 11 Uhr, so kommst du auf eine weite Heiden, da eitel Birken stehen, davon gehe zwei

Steinwürfe gegen Mittag zu, so kömmst du an ein Gemöß bei einem Wässerlein, räume das Gemöß hinweg und grabe daselbst ein, so wirst du einen großen Reichthum von Gold antreffen.

Item. Im Holenstein, eine halbe Meile von Schöneck, ist ein Stollen, darinnen bricht ein Quarz, so weiß Gold-Erz hält.

337. Gold bei Moßbach (Meßbach?) und Dorfstadt.

(David Kellner, a. a. O. S. 519.)

Gehe an dem Bach, der Weißmann genannt, hinauf und siehe dich um, so wirst du ein Crucifix in einen Felsen gehauen finden, daselbst sehe dich noch ferner um, so wirst du einer großen Tannen gewahr werden, in welche Buchstaben geschnitten, darunter ist ein Loch mit Eisen und Steinen verdeckt, mache das auf, so findest du einen Goldgang, und liegt ein Trog und Kratze dabei.

Ferner gehe von Moßbach auf Prebiß und von dannen gen Geissen zu dem Bronnen bei der alten Dorfstadt, da lieget zur rechten Hand eine alte Fichte, daselbst räume ein wenig auf, so findest du eine Gruben als ein Keller, darin grabe oder schlage Stufen ab, so bekommst du ein Erz, das sehr gut ist und viel Gold hält. Röste, zeuch es zum Schlich und schmelze es, so wirst du es erfahren.

338. Gold bei Reichenbach und Limbach.

(David Kellner, a. a. O. S. 523.)

Zwischen Reichenbach und Limbach an der egerischen Brücken frage nach dem Schneckengraben, daselbst sind viel Gruben und Schächte, in welchen ein Schiefer bricht. So findest du auch quärzige Nieren, worin ein guter Marcasith, Kupfer und Gold enthalten sind. In diesem Schneckengraben zur rechten Hand in dem Gebirge gegen Mittag zu stehet ein Letten am Tage, darinnen findest du auch einen schönen Marcasith, hübsch würfelicht und eckigt, als wenn er poliret wäre.

339. Gold im Fichtelgebirge.

(David Kellner, a. a. O. S. 526.)

Aus dem Fichtelberge entspringen vier schiffreiche Wasser, nämlich die Nabe, Saale, der Main und die Eger. An dem Ursprunge oder Anfange der Nabe fallen drei Flüßlein nach ein-

ander in die Nabe, und in dem obern, das zur linken Hand hineinfällt, findest du Gold, Silber und Edelstein. — Item. An Fichtelberg frage nach einem Dorf, heißt Sand, liegt drei Meilen von Eger, darin ist ein Müller, der weiß einen Ort, da Stücken Gold, wie Eier groß, innen zu finden sein sollen. Das Wasser dabei ist fast wie die Eger, darinnen sind auch mittelmäßige Körner, so sich fletschen lassen, zu finden.

340. Der Silbergang bei Waldsachsen.

(David Kellner, a. a. O. S. 508.)

In Waldsachsen frage nach St. Nikolaus, und gehe gegen den Hochen- oder Hofenstein, da die große Linde stehet, von dieser gehe ferner eine Ackerlänge, so kömmst du zu einem großen Birnbaum, darein ist ein Pflugschaar gehauen, um dieses Baumes Wurzel räume auf, so kömmst du zu einem Loche, darin ist ein Silbergang, welches geschmolzen und geschieden viel Gold hält.

341. Der Tillenberg bei Eger.

(David Kellner, a. a. O. S. 507.)

Gehe auf den Eilen- oder Tillenberg, gegen Niedergang der Sonnen, so kömmst du zu einem zwiefachen Wässerlein, folge dann zur linken Hand noch zu einem großen Felsen, daran findest du einen Bilgrams-Stab eingehauen, darunter räume hinein, so findest du eine Horde, wie eine Thür, die thut sich an St. Johannis des Täufers Tag um 9 Uhr von selbst auf; wenn du dann einen güldenen Schein oder Stein, als ein Kreuz, darinnen siehest, so gehe kühnlich, ohne alle Furcht oder Grauen, hinein, und laß dich nichts irren, da wirst du über die Maßen viel Gold finden. Dieser Tillenberg liegt 2 Meilen von Eger, und ist Gratius Gundell mit einem seiner Gesellen glücklich hineinkommen, aber wenig Gutes mit herausgebracht; Ursach, man hat daselbst fleißiges Aufsehen und ist hart bestellet, darum allein Gottes Gnade zu erbitten und zu gewarten ist.

342. Die Zerstörung des Steinschen Hammers bei Naila.

(Hübsch, Gesch. d. Stadt u. d. Bezirks Naila, S. 110.)

In der Hölle bei Naila bestand ehedem der Steinsche Hammer mit etlichen Zerennfeuern, welche aber im 30jährigen Kriege zerstört wurden. Einer Volkssage nach wäre er am Himmelfahrts-

tage von einem Wolkenbruche und zwar in derselben Zeit zerstört und fortgerissen worden, als die Hammerschmiede von ihrem gottlosen Herrn gezwungen waren, den Festtag durch Arbeit zu entheiligen.

343. Der Spiegelwald bei Naila.

(Hübsch, a. a. O. S. 113.)

Der sogenannte Spiegelwald oder vielmehr Spitalwald zog sich ehedem bis an die Häuser von Naila. Er gehörte dem Spitale in Hof und im Volke erzählt man, wie er an diese Anstalt gekommen sei. Vor alter Zeit habe dahier ein Edelmann gelebt, dessen ganzer Reichthum in diesem Walde bestand. Gegen eine lebenslängliche anständige Verpflegung habe er der Gemeinde Naila den Wald angeboten, allein eine abschlägige Antwort erhalten; dagegen sei das Spital in Hof, welches schon vor 1330 gestiftet, bereitwillig auf seinen Antrag eingegangen und so in den Besitz des Waldes gekommen, jedoch mit der Verpflichtung, sechs Häusern in Naila, auf denen Unterthanen und Wohlthäter des Edelmanns wohnten, für ewige Zeiten jährlich je 8 Klaftern Scheitholz zu verabreichen.

Diese Holzabgabe besteht heut zu Tage noch unter dem Namen „Sechserholz“.

344. Das verwünschte Bergwerk bei Wilhelmsdorf.

(Thuringia. 1843. S. 136. Witzschel, Sagen aus Thüringen, S. 217.)

In der Grube von Wilhelmsdorf wurde sonst reicher Bergbau getrieben. Grube reihte sich an Grube und viele Bergleute bezogen daraus reichen Lohn und Unterhalt. Unter diesen Bergleuten war ein junger Arbeiter, dessen Mutter hart an der Gicht darniederlag. Der Sohn pflegte sie in aller Weise, kochte ihr Suppe, wenn sie Hunger spürte, hob und trug sie, wohin sie verlangte, von einer Stelle zur andern, und wich, wenn er Schicht gemacht hatte, ihr nicht von der Seite. Eines Morgens will er nach seiner Grube gehen, da sagt die Mutter: „Hast du Zeit, so trage mich in den Garten hinaus in die liebe Sonne, daß ich noch einmal die schönen Blumen sehe und den blauen Gotteshimmel, ehe meine müden Augen sich schließen“. Der fromme Bergmann besinnt sich nicht lange, nimmt die kranke Mutter auf den Arm und trägt sie hinaus, macht ihr ein weiches Lager zurecht und bettet sie darauf. Nun läuft er rasch zur Arbeit, kommt

aber zu spät, denn geraume Zeit war über die Wartung der Mutter verflossen. Zornig setzt ihn der Steiger wegen seiner Versäumniß zur Rede, aber der junge Bergmann meinte keinen Vorwurf verdient zu haben und spricht freimüthig aus, daß er Kindespflicht habe erfüllen müssen. Bei dieser Gegenrede gerieth der Steiger noch in größern Zorn und stieß in seiner Wuth den Bergknappen hinunter in den tiefen Schacht. Todt und zerschmettert wurde der Arme herausgebracht. Auf das Gerücht von dieser Frevelthat war die ganze Knappschaft herbeigeeilt und umstand ernst und trauernd die Leiche, denn Alle hatten ihn lieb gehabt wegen seines kindlich frommen Sinnes. Da tritt plötzlich die Mutter in den Kreis hinein. Die Kunde von dem Tode ihres Sohnes war bald zu ihr gelangt, Verzweiflung hatte ihre Kräfte gestählt und sie empfand keine Schmerzen mehr. Sie schaute auf des Sohnes blutige Leiche, dann auf den Schacht, in den er hinabgestürzt war, und die zusammengebeugte Gestalt richtete sich in die Höhe, erfaßte eine Bürste, die ihr zufällig zur Seite lag, schleuderte sie in die Tiefe hinab und rief verwünschend:

„Hu! hu!
Teufe du,
Schleuß dich zu!
So viel Haare,
So viel Jahre;
So von oben, so von unten,
Alle Zeit und alle Stunden,
Hart gebunden,
Fest gebunden,
Thu dich zu,
Teufe du!"

„Thu dich zu!" rief sie noch einmal und sank todt an ihres Sohnes Leiche nieder. Zugethan hatten sich für immer ihre Augen und Mutter und Sohn wurden todt von dieser Stätte hinweggetragen. Zugethan war aber auch das Bergwerk. Der Fluch der Mutter ging von Stunde an in Erfüllung, Gewässer traten ein und hinderten jeden weitern Betrieb. Noch sind die Oeffnungen der Gruben, eine an die andere gereiht, vorhanden. Im Wachthügel, am äußersten Ende der Gruben gegen Morgen, soll ein Hirsch ganz aus gediegenem Golde stehen, doch Niemand wagt den Bergbau wieder zu betreiben, denn noch nicht die Hälfte der Jahre mag verflossen sein, welche die Bürste in den Tiefen des Bergwerks erfordert. Die Grube, in welche der junge Berg-

mann gestürzt worden ist, liegt am westlichen Ende des Grubenzuges und ist fast immer bis an den Rand mit Wasser gefüllt. Jetzt wohnt die Wassernixe darin und bleicht an dem Rande ihre Wäsche zur Mittagszeit. Viele Bewohner von Wilhelmsdorf haben es ganz in der Nähe mit angesehen. Das Weißzeug der Nixe ist sehr schön und sämmtlich roth gerändelt. Auch die Wehmutter des nahen Dorfes ist in frühern Zeiten dahin geholt worden. In der Nacht bezeichnet ein Licht die unheimliche Stelle.

345. Ein Mann wird wegen Tausenden ermordet.

(Mündlich.)

Vor vielleicht hundert Jahren geschah es, daß ein Mann zwischen Oberreichenbach und Neumark erschlagen wurde. Derselbe ging mit einem Andern dieses Wegs und sagte, daß er Tausende bei sich trage. Weil nun der Begleiter meinte, das seien Tausende von Thalern und da Niemand ringsum auf dem Felde zu sehen war, so erschlug er Jenen. Aber als er ihn durchsuchte, fand sichs, daß der Erschlagene nur ein Packet mit einigen Tausend Nägeln bei sich getragen hatte.

346. Die beiden Pappeln in Plauen.

(Unser Jahrhundert. Dresden 1847. Nr. 11.)

Unterhalb der Pforte in dem gritznerischen Garten zu Plauen stehen zwei Pappeln, von denen man erzählt, daß an ihnen ehedem Schinken und Würste geräuchert wurden. Es soll nämlich ein Leinweber gewesen sein, der einst zwei Stäbe, an denen früher in der Esse Würste hingen und deren er eben bedurfte, in seinen Webstuhl zwängte. Von der Schlichte trieben die Stäbe zur Verwunderung des Webers bald Knospen, worauf sie, in den nahe liegenden Garten verpflanzt, zu den schönsten Pappeln heranwuchsen.

347. Eine Brautschau.

(Mündlich.)

Im obern Voigtlande lebte ein reicher Bauer, der hatte einen einzigen Sohn, dem er das Gut übergeben wollte. Er sagte: „Nun hast du Alles, reich bist du, aber du mußt dir noch eine Frau suchen. Sieh dich nur vor, daß du keine Hexe bekommst; da werden wir etwas dafür thun!“ Und sie luden die jungen Mädchen aus der Umgegend zu sich; der Vater aber legte einen

Besen in den Garten. Als die Mädchen ankamen, wurden sie zusammen in den Garten geführt, und der Sohn sollte beobachten, welche von ihnen über den Besen springen würde, und welche nicht; denn es war ihm bekannt, daß alle Hexen über einen hingelegten Besen springen müssen. Alle Mädchen sprangen lustig darüber, bis auf die Letzte, welche immer sehr ruhig war und von der man am wenigsten vermuthet hätte, daß sie des Sohnes Frau werden könnte. Die hob den Besen auf und stellte ihn in eine Ecke. Der Sohn aber nahm sie bei der Hand und stellte sie seinem Vater als erwählte Braut vor; sie war die Einzige, welche keine Hexe war.

348. Vom Drachen bei Reichenbach.

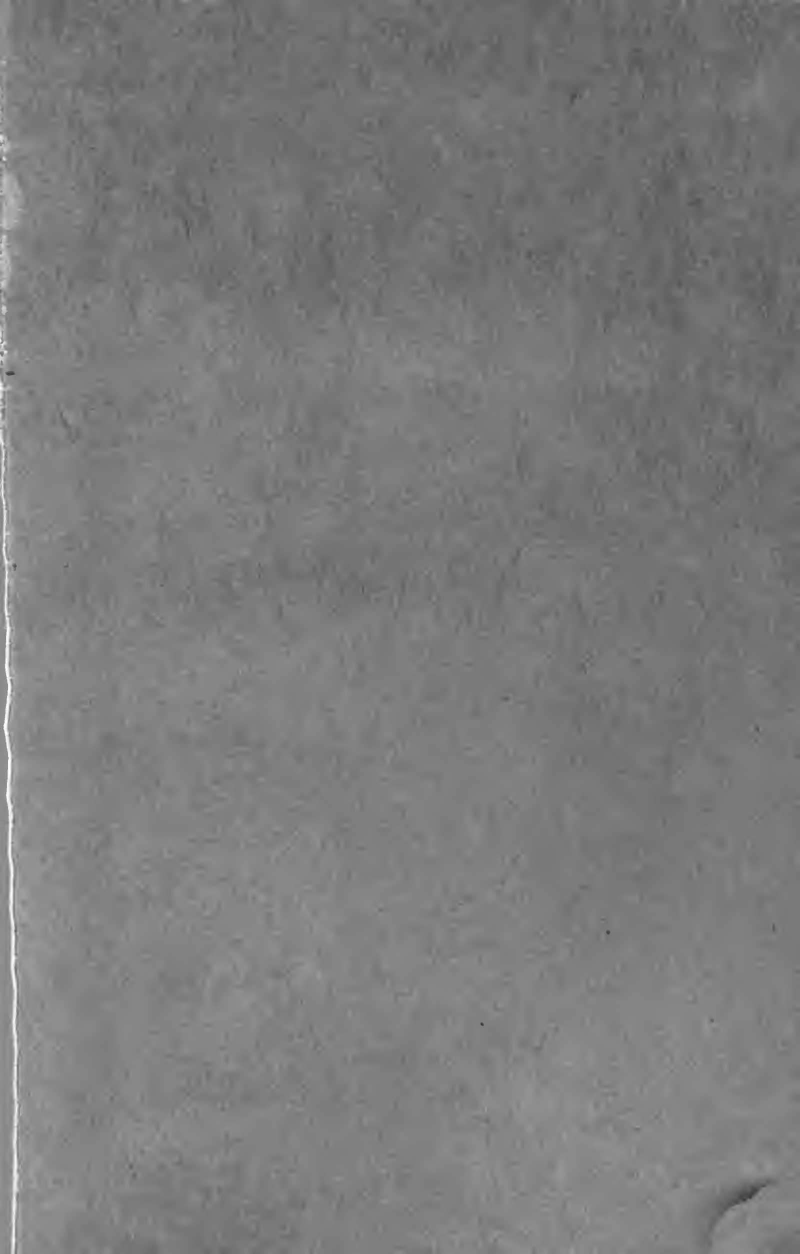
(Mündlich.)

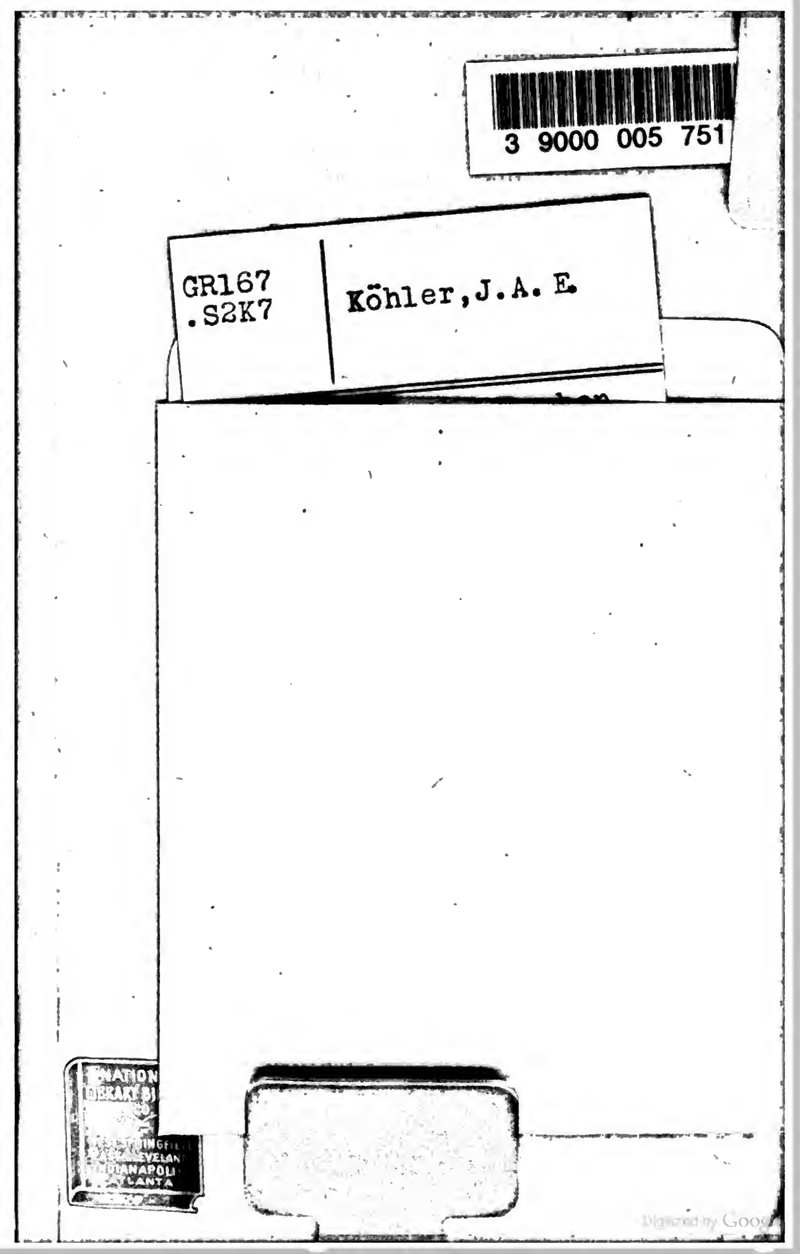
Es ist Vielen bekannt, daß große schwarze Ameisen Glück bringen, wenn man sie in einer Schachtel in den Geldkasten stellt. Einst hatte Solches Jemand erfahren und er that, wie er gehört hatte. Bald fand er auf dem Fensterbrette ein Häufchen Hirsebrei, das von dem Drachen herrührte. Der Hirsebrei mußte in den Ofen gesteckt und verbrannt werden, und da hat es in dem Ofen sehr gewüthet, als ob er zerspringen sollte.

Gewisse Familien haben den Drachen; derselbe kann auch einem Kinde, z. B. einer Tochter, wenn sie heirathet, mitgegeben werden. Es geschah einmal, daß ein Mädchen heirathete. Als der Kammerwagen vor der Thüre stand, hörte man im Stalle weinen; es war die Mutter, welche sagte: „Nimm ihn nur, ich bin zu alt und es wird noch mein Tod, wenn ich ihn behalte.“ Die Tochter sprach endlich: „Nun, da will ich ihn nehmen!“ Bald darauf geschah ein starker Knall und es fuhr aus der Esse heraus wie ein feuriger Besen und in des Bräutigams Haus zur Esse hinein.

Verzeichniß der Sagen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.




3 9000 005 751
GR167
.S2K7
Köhler, J. A. E.

